image
not
available

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Neunter Theil.

Aarau 1831.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Die politische Beredsamkeit im Alterthume und in der neuern Zeit.

Artikel von Brougham *).

Alles war Kunst bei den Alten, vorzüglich bei den Griechen. Der politische Redner bearbeitete seinen Vortrag mit derselben Sorgfalt, als ein Maler sein Gemälde. Die Neuern im Gegentheil, besonders die Briten, haben die Künste zurückgestoßen, sie auf eine enge, spezielle Sphäre beschränkt. Der politische Mensch, statt, wie bei den Hellenen, Krieger, Redner, Dichter, Diplomat, Künstler zu sein, ist nur Geschäftsmensch, weiter nichts. Rhetoriker und Sophisten haben sich der als Kunst betrachteten Beredsamkeit bemächtigt. Sie haben sie mit überflüssigen Verzierungen belastet und dadurch herabgewürdigt.

Positive Männer anderseits haben, in ihrer Verachtung dieser falschen Beredsamkeit, sich mit raschen Improvisationen begnügt, die hinlänglich waren, ihren Gedanken auszudrücken, wie ihre Gefühle mitzutheilen. Dort leeres Wortgeklingel, ohne Beziehung auf das wirkliche Leben; hier kunstlose, doch nicht schlaffe Sprache, mächtig durch eigene Kraft, aber ohne Anspruch auf den Namen Beredsamkeit.

*) Wir entnehmen diesen merkwürdigen Aufsatz, nur im Auszuge, der Revue von Edinburg.

Auf diese beiden Klassen beschränken sich beinahe alle unsere britischen Redner. Seltene Ausnahmen isoliren hier und da einige ruhmvolle Namen. Aber im Allgemeinen vernachlässigt man entweder seinen Vortrag, oder man gibt den Beispielen eines üblen Geschmacks nach und würdigt seine Rede durch ein lächerliches Streben zum Erhabenen oder zum Malerischen herab. In der am wenigsten gepflegten, in der am wenigsten ausgearbeiteten, in der rohesten Komposition findet man eine ungeheure Entwickelung gezierter Stellen, Concetti, schwülstigen Bombastes, ausschweifender Gedanken, abgeschmackter Metaphern. Man erstaunt, zu sehen, wie leicht es ist, einfache Gedanken unverständlich zu machen, und indem man Alles niederschreibt, was Einem durch den Kopf geht, seinen Leser auf eine wirkliche moralische Folter zu spannen.

Woher diese Verschiedenheit? — Daher, daß der Kultus des Schönen, der bei den Alten in hohen Ehren stand, bei uns durch den Kultus des Interesses ersetzt worden. Die Improvisation der Klubbs hat die Beredsamkeit Englands zu Grunde gerichtet.

Personen, welche die Volksversammlungen besuchen, gewinnen bald eine gewisse „Flüssigkeit“ der Sprache, die sie eben so leicht verwenden, als sie dieselbe erlangt. Ohne vorläufige Studien, ohne den Gedanken mit den Schätzen einer langsamen, aber tiefen Betrachtung bereichert, ohne die Muster alter und neuerer Beredsamkeit gegenseitig verglichen zu haben, kann man, mit Hilfe wiederholter Versuche und mit eherner Stirn, ein betäubender Improvisator (Stegreifredner) werden.

Nach einigen Niederlagen folgen Triumphe. Gewohnheit härtet den Redner ab. Er versteinert sich gewissermaßen, und kramt seine Gemeinplätze mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit aus...

Ist der Redner ein Mensch ohne Fähigkeit? Seine Vorträge werden schlecht, werden nichtig sein. Aber seine Kühnheit wird ihnen einen Anstrich der Energie verleihen, der immer einen gewissen Eindruck auf den großen Haufen macht. Er verschwendet seine Kraft ohne wirkliches Talent. Man findet in den raschen Blitzen seines Gedankens Bilder, glänzende Einfälle, zerschmetternde Donnerkeile. Aber diesem ersten Schwunge der Einbildungskraft mangelt es nothwendigerweise an Stärke, an Gedrängtheit, an Stufenfolge. Nichts Vorbereitetes, nichts Kombinirtes. Der Vortrag ist vernachlässigt, die Zwischenideen sind bald vergessen und verloren, bald mit mühsamer Wortverschwendung aufgehäuft.

Es ist unmöglich, diesen Mann mit dem Namen „Redner“ zu beehren. Er ist höchstens ein guter Sprecher. Hätte er, in Nachahmung der Alten ein sorgfältiges Studium der Hilfsmittel seiner Kunst gemacht, hätte er, in der Stille seines Kabinets sein Talent zu vervollkommnen sich bemühet, man würde ihn vielleicht Demosthen und Eschin gleichkommen sehen.

Aber seine Methode ist durchaus marktschreierisch. Er ist den großen Männern, der Ehre des alten Forums, nicht ähnlicher, als ein italienischer Sonnetten-Improvisator einem Dante und Tasso ähnlich ist.

Vielleicht, durch langes Reden vor dem Publikum, hat er sich gewöhnt, seine Ideen in einer gewissen Ordnung darzustellen, gewisse Schicklichkeiten zu ach-

ten, gewisse Eindrücke zu erzeugen. Aber wie sehr ist dies Kunstphantom von der Kunst selbst entfernt! Wie groß noch ist die Distanz von diesem schwachen Streben zur Zierlichkeit und zum guten Geschmack bis zu jenem Talent der Ausarbeitung, das so vieles Nachdenken erfordert, eine so umfassende Erfahrung voraussetzen läßt!

Zu einem übel aufgefaßten Plan füge man der Sprache Unrichtigkeit: Worte auf Worte gehäuft, überflüssige Bezeichnungen, mühsame Umschreibungen, schwülstige Phrasen, lächerliche Gleichwörter ohne innern Werth, das, sagt Quintilian, das sind die nothwendigen Resultate jener Improvisirungs-Fähigkeit. Sie erzeugt nichts als eitele Geschwätzigkeit, Worte, die auf den Lippen entstehen und sterben*).

Fern sei uns der Gedanke, ausschließlich eine falsche, geschmückte, künstliche Beredsamkeit zu loben. Sie konstituirt den entgegengesetzten Fehler. Wir widerlegen nur den Irrthum derjenigen, die öffentliches sinnleeres Geschwätz mit dem schönen Namen der „natürlichen Beredsamkeit" beehren, obgleich es weder Beredsamkeit noch natürlich ist.

Man gehe auf die öffentlichen Plätze; man wird die rohesten Menschen sich mit Energie ausdrücken hören. Sobald Leidenschaften die Seele beherrschen, entreissen sie ihr starkanregende Laute. Aus ihren Tiefen ergiessen sich Ströme der Verwünschung oder der Zärtlichkeit, die hinter dem erhabensten Schwung der Beredsamkeit nicht zurückstehen. Ohne Mühe,

*) Illa ipsa extempore dicendi facultas inanem modo loquacitatem dabit et verba in labris nascentia. Quintil. X, 3.

ohne Zwang theilt der tiefbewegte Mensch Euch das Fieber seiner Rührung mit. Er ist einfach, er ist gedrängt, weil er von seines Gegenstandes Wahrheit durchdrungen ist.

Man vergleiche nun mit diesen naiven Lauten das dunkle, verschürzte, anmaßliche Geschwätz des Improvisators. Von Zeit zu Zeit kann er leidenschaftlich werden. Aber in den Pausen zwischen seiner wirklichen Bewegung sinkt er in sich selbst, wird er einförmig, alltäglich, spricht er Worte ohne Sinn.

Kunst und Genie bestehen darin, nichts zu verlieren von der kräftigen Einfachheit, welche die Leidenschaft karakterisirt, alle Neben-Ideen in ein einziges wohl durchdachtes Ganzes zu verschmelzen. Der Mensch, der nicht allein seinen eigenen Gedanken, sondern auch den anderer beherrschen will, unterzieht sich mithin einer ungeheuern Arbeit. Welches auch seiner Bewegung Intensität sei, er muß derselben Meister bleiben. Wie mühsam auch seines Unternehmens Ausführung sei, er muß die heilige Flamme der Begeisterung zu bewahren wissen.

Solches ist des Studiums Zweck in allen Künsten. Es vereinigt die zersplitterten Kräfte der Natur, wendet sie einem einzigen Punkte zu, vereint sie in einem Herd. Wir sind stoßweise, doch nicht ununterbrochen, beredsam im Leben. Die musikalischen Saiten beben im Grunde unserer Seele. Eine malerische Empfindung spiegelt sich in uns. Aber das Alles ist unvollkommen, unregelmäßig. Kunst entwickelt diese Elemente, gibt ihnen ein spezielles, feuriges Leben. Es ist traurig und gefahrvoll, wenn Kunst die Natur erstickt. Aber der Sturz ist nicht minder drohend, wenn

Natur allein auftreten, und durch wilden, ungestümen Schwung der Kunst edle Kombinationen ersetzen will.

Glaubt man, daß diese angeblich natürliche Beredsamkeit an Heftigkeit, an Unbefangenheit die alten Muster übertrifft? Man nehme die Mühe, diese Muster neben unsere neuern Stegreifreden zu stellen; man studiere vorzüglich jene keusche, männliche Beredsamkeit Demosthens und der Griechen. Wahrlich, sie machten auf die Menschen der alten Welt einen nicht geringen Eindruck. Man kann ihr weder das Großartige, noch Energie, noch Macht abstreiten. Sie entschied über der Reiche Geschick; sie beherrschte des Volks-Ozeans ungestüme Fluthen.

Was man, jener stürmischen Bewegungen unbeschadet, die sie umfaßt, und welche Jahrhunderte nicht erlöscht, in ihr bemerkt, das ist der angestrengten Arbeit Resultat, welche sie erzeugt. Es ist augenscheinlich, daß um das zur Schöpfung solcher Werke nothwendige Talent zu gewinnen, lange Arbeiten, tiefe Studien nothwendig waren, und daß dieses Talents Gebrauch nicht minder wichtig und mühsam gewesen.

Wie, einer so beschwerlichen Disziplin sich unterwerfen? — Es gibt kein anderes Mittel, will man den Fußtapfen jener großen Meister folgen. Nie wird Zufall oder mechanisches Verfahren, nie werden Gewohnheit und Leichtigkeit der Rede Euch zu solcher Vollkommenheit führen.

Welcher unter den beredten Schriftstellern Griechenlands hat seinen Styl mit jener matten, sorglosen Nachlässigkeit fließen lassen, welche man den

meisten unserer Schriftsteller zum Vorwurf machen kann? Kein einziger.

Ich spreche nicht von jenem Isokrat, dessen Talent, sagt irgendwo Dionys von Harlykarnaß, weniger dem eines Bildhauers ähnlich war, als des Steinstechers ängstlicher Geduld. Man weiß, daß er mehr Zeit auf Beendigung seines Lobgedichts des Krieges der Perser verwendete, als Alexander zu Eroberung des ganzen Asiens gebraucht.

Aber Plato, den man gewiß derselben Verstöße nicht beschuldigen, dem man nicht Schwäche des Plans, noch übertriebene Sorgfalt der Ausführung zum Vorwurf machen kann, Plato, dessen Styl Muster geblieben in Hinsicht auf Leichtigkeit, Grazie, Unbefangenheit, Ueberlassung, durchsah und verbesserte unaufhörlich seine Werke. Alle alten Autoren bezeugen das; alle sprechen von seiner Arbeit langsamem Fortschreiten.

Nach seinem Tode fand man auf seinen Schreibtafeln mehrere verschiedenartige Versionen, oder vielmehr eine Menge Versetzungen der Worte, mit welchen sein „Traktat der Republik“ beginnt: Κατεϐην χθες εις Πειραια, μετα Γλαυκωνος τòυ Αριστωνος (ich ging gestern hinab zum Pireus mit Glaukon, des Aristons Sohn). Diese einfachen Worte, er hielt sie zu mehrfacher Abänderung geeignet, die ihm nicht ohne Wichtigkeit schien *). Ist das ein Improvisator, ein Mann, der durch Leichtigkeit der Arbeit Leichtigkeit des Stoffs zu erhalten sucht?...

Der mächtige Redner, der über den König Philipp

*) M. s. Dionys von Halikarnaß: De struct. orat. sect. 25.

triumphirte, verachtete die Stegreifrednerei. Es bleibt uns von ihm eine Sammlung von 56 Rede-Eingängen, die zur Genüge beweisen, mit welcher Mühe und Langsamkeit er verfahren. Ein noch unwidersprechlicheres Zeugniß läßt uns so zu sagen in seiner Ausarbeitung Geheimniß dringen. Er wiederholt sich oft. Dieselbe Stelle, zuerst entworfen, sodann verarbeitet, endlich mit neuer Sorgfalt ausgefeilt, zeigt sich in mehrern seiner Reden. Die Ausstreichungen, Zusätze, Veränderungen, Abweichungen des Redners sind uns eben so vollkommen bekannt, als wenn wir in seinem Kabinet seiner Arbeit Zeugen gewesen.

Bald versetzt er eine Periode, bald bewahrt er den Theil einer Phrase, den er für entsprechend hält, während er den Ueberrest einer gänzlichen Umschmelzung unterzieht. Hier bemerkt man ein Beiwort, das drei oder vier Abänderungen erlitten. Dort ist ein Gedanke unter neuem Lichte dargestellt. Weiterhin wird eine Vergleichung auf einen neuen Gegenstand anwendbar gemacht. — Nichts entfernt sich mehr von jenem launischen Dahinwerfen, von jener unregelmäßigen Einbildungskraft, deren unsere neuern Dichter sich rühmen, auf die sie stolz sind, deren unsinnige Uebertreibung sie, so viel in ihren Kräften steht, beständig zu vermehren sich bemühen.

Sie täuschen sich, und unsere Stegreifredner täuschen sich nicht weniger. Genie ist nichts als aufs Höchste gesteigerte oder, wenn man so sagen darf, „sublimirte“ Vernunft. Es verachtet die Form nicht; es sucht vor Allem die möglichst vollkommenste Uebereinstimmung zwischen der Form und dem Gedanken. Um den weitesten Ausdruck dieses Gedankens zu er-

zielen, haben Demosthen und alle großen Schriftsteller sich so viele Mühe gegeben. Ahmen wir ihr Beispiel nach.

Man erwäge des großen griechischen Redners Vortrag über den Chersones, wie seine vierte Philippika. Welche Verschiedenheit des Kolorits, sogar der Zeichnung! In der zweiten Variante findet man den ganzen Demosthen; in ihr erscheint die erhabene Verwünschung in ihrer ganzen Vehemenz:

„Er ist der Todfeind Athens, und der Stadt, die wir bewohnen, und des Bodens, der uns trägt, und der Götter selbst, die uns beschützen..... Götter Athens! vernichtet ihn.“ *)

Aber, heißt es, man bemerkt bei Demosthen viele Vernachlässigungen. Wir theilen diese Meinung nicht. Er wiederholt manchmal dasselbe Wort, um seiner Sprache eine desto größere Energie zu verleihen. Oft sucht er seines Ausdrucks Wirkung durch einen gelehrten, durchaus orientalischen äussern Ansatz zweier derselben Wurzel entnommener Worte zu vermehren.

Also, in der Rede über Ktesiphon, jene Menschen, welche „kriegerisch kriegen (πολεμους πολεμοντας),“ und viele ähnliche Phrasen (κινδυνους κινδυνευσαντας, ταις κατηγοριαις κατηγορουσι) erinnern an die hebräischen Spracheigenheiten: „Ihr sollet Todes sterben ꝛc.“ und müssen nicht als einer übereilten Feder entschlüpfte Fehler betrachtet werden...

Eschin seinerseits, in seiner Rede gegen Ktesiphon, verdirbt er nicht durch den unsinnigsten, lächerlichsten, kalt metaphysischen Schluß die demselben vorangehende

*) Οιπερ αὐτον ἐξολησειαν!

bewunderungswürdige Stelle? Er ruft die glorreichen Todten Athens an; er hat sich mit ihrer heroischen Kohorte umringt; er hat sie beschworen, alle sich gegen diesen Menschen zu erheben, den man krönen will, und der sich mit den Barbaren verschworen. Er sagt zu den Athieniensern:

„Vernehmt dies Schmerzgeschrei, das aus der Gräber Tiefe über die einem Verräther zugestandene Ehre erschallt.“

Und gleich darauf wird er seinem erhabenen Schwunge untreu. Als seelenloser Sophist beendet er seine Rede durch eine kleinliche Aufzählung, durch einen abgeschmackten Gemeinplatz.

Demosthen, von sichererm Geschmack geleitet, neigt sich dem ungeachtet den nationalen Doktrinen an. Seine Schlußphrasen sind nicht vernachlässigt; aber sie sind einfach. Er gibt sich das Ansehen, seinen Zuhörer ausruhen lassen zu wollen. Cicero hat nicht ermangelt, dies Verfahren in einigen seiner Redewerke nachzuahmen. Das Pro Milone z. B. beendet sich auf eine kalte, ruhige Weise, die mit dem Ueberrest der Rede wenig in Uebereinstimmung steht. . . .

Gedenken wir jetzt einer Redestelle Demosthens, die ihm mehr Arbeit, mehr Durchfeilungsmühe gekostet, als die Ausarbeitung eines ganzen langen Vortrags einem unserer neuern Redner.

„Wenn ein Bund“, sagt er, „auf der Gesinnungen Gemeinschaft sich stützt, wenn dasselbe Interesse alle Herzen belebt, dann gibt man sich gern denselben Gefahren Preis, dann theilt man gern dieselben Uebel. Jeder duldet, ohne sich zu beklagen; alle beharren mit gleichem Muth. Aber wann, in Mitten einer

Partei Bundesgenossen, einer derselben, wie Philipp, seine Macht durch Kühnheit und List vermehrt, wann die Ungleichheit fühlbar wird, zerreißt das Band bei dem ersten Vorwand, und der Bund löset sich auf.

„O Bürger! Es ist nicht in menschlicher Dinge Natur, daß Unterdrückung, Meineid, Lüge lange bestehen. Sie können vorherrschen; sie regieren einige Zeit. Das Glück kann ihnen zulächeln; die Menschen erstaunen, das Laster blühen zu sehen. Aber nach und nach untergräbt die Zeit dies zerbrechliche Glück. Es stürzt zusammen, wie jene Gebäude, deren Grundpfeiler verweset sind. Und aller menschlichen Handlungen Basis, die Grundmauern, ohne welche wahres Glück nicht bestehen kann, sind W a h r h e i t, sind G e r e c h t i g k e i t.“

Der Redner veränderte ein Beiwort, um die Konsonanz zweier ähnlichen Buchstaben in zwei verschiedenen Wörtern (πλεονεξιας und πονηριας) zu vermeiden. Er beseitigt einen heftigen, ungeeigneten Ausdruck, um ihn durch ein einfaches, schickliches Wort zu ersetzen. Er bringt der Harmonie, dem guten Geschmack, der attischen Zierlichkeit eine glänzende, gewagte Metapher zum Opfer. Er verstärkt seiner Phrase reellen Sinn, indem er überflüssige Worte abschneidet. Er feilt seine Rede aus, wie ein vortrefflicher Bildhauer seine Marmorstatue. . .

Aber auch welch eine Zuhörerschaar drängte sich um ihn! Mit welchem Zartgefühl waren jene Athenienser begabt, die, um einen Redner zu hören, wie wir zu einem Konzerte, in welchem ein berühmter Virtuose sich hören lassen will, eilten! . .

Nichts in des menschlichen Geistes Geschichte setzt

mehr in Erstaunen, als die Doppeleigenschaft der Athenienser, die eben so begierig auf Beredsamkeit, als politisches Mittel, denn als Kunst und als Genuß waren. Es handelte sich dabei zu gleicher Zeit von ihrem Vergnügen und von ihren öffentlichen Angelegenheiten. . .

Quintilian sagt: „Bei Cicero ist mehr Natur, bei Demosthen mehr Arbeit“ *).

Dies tiefsinnige Wort ist als ein Paradox betrachtet worden. Es ist nur wahr. Die ciceronische Geschmeidigkeit beurkundet einen für Prunkberedsamkeit unvergleichlich organisirten Redner. Demosthens Vorträge riechen nach der Lampe. Aber welche Macht in denselben, welche Gedrängtheit!

Wie sehr nähert sich Demosthen jener positiven Beredsamkeit, welche die Neuern über Alles schätzen, und die allein heut zu Tage politische Menschen anregen kann. Die meisten Schönheiten, welche in Cicero's Werken sprühen, würden von Zuhörern des neunzehnten Jahrhunderts unbeachtet bleiben. Die, welche Demosthen in seine Werke verwebt, sind durchaus von derselben Art, wie die, welche den Ruf unserer Parlamentsredner machen. Es sind rasche, sich auf einander drängende Schläge, lebendige, gediegene Beweisgründe in wenigen Worten, starke, gerundete Bilder; mit einem Worte Alles, was in des Menschen Seele ein lautes, mächtiges Echo findet. . .

Man glaube nicht, daß die Ideen, deren Demosthen sich bedient, wie seine Manier sie in Anwendung zu

*) Curae plus in illo, in hoc naturae. *Instit.* 5.

bringen, jetzt nicht mehr tauglich seien. Man braucht nur einige Namen zu verändern, und man kann sich noch der meisten Reden dieses großen Mannes in unsern Parlamentsdebatten bedienen. Man wird bald erkennen, welche Wirkung in dieser Versammlung ein so gedrängter Vortrag, von unwiderlegbaren Beweisgründen unterstützt, machen wird.

Wenn Demosthen den Atheniensern ihre Ungerechtigkeit gegen Deiopeithes *) zum Vorwurf macht, der den König Philipp angegriffen, und den sie verliessen, sollte man nicht glauben, Fox das Ministerium Pitt des Verraths gegen seine Bundesgenossen beschuldigen zu hören? — Nein, die Beredsamkeit hat nicht zwei Sprachen. Die menschliche Seele dauert fort durch alle Jahrhunderte, alle Gebräuche, alle Sprachen. Sie hat immer dieselben Leidenschaften. Man bewegt sie immer durch dieselben Mittel.

„Ihr wollt kein Geld geben," sagte Demosthen zu seinen Mitbürgern. „Ihr wollt Euch nicht schlagen. Ihr verlangt, Theil zu haben an dem Raube; aber Ihr gesteht Deiopeithes weder die versprochene Hilfe zu, noch die Bewilligung, dieselbe sich zu verschaffen. Man verachtet, was er gethan; man spionirt, was er thun will.

„Unfähig, Eure eigenen Interessen zu bewachen, erhöhet Ihr Jeden, behauptet Ihr, der wohl seinem Vaterlande dient. Aber Ihr, Eure Handlungen, Euer Geld, Eure Personen, Alles gehört Eures Vaterlandes Feinden. Ihr verlangt von uns guten Rath, und Ihr befolgt nur unsinnige Fingerzeige.

*) General, der einen Streifzug nach Thrakien unternommen.

An den ersten Redner, der diesen Stand betritt, richtet Ihr die Frage: „Was muß man thun?“

„Und ich, ich frage Euch: Was soll man Euch sagen? Euch, die Ihr Geld, Hilfe, eine Bewilligung versagt; Euch, die Ihr nur des Deiopeithes Verläumder hört, und Euer Ohr vor seiner Vertheidigung verschließt; Euch, die Ihr Eure eigenen Angelegenheiten nicht begreift? Was soll man Euch sagen? Wozu würde Alles dienen, was man Euch sagen könnte? Wird Eure ganze Aufmerksamkeit einerseits nicht durch ihre Lügen, durch ihre Prophezeihungen anderseits verschlungen? Was bleibt Euch noch zu geben übrig? Nichts“ *).

Eine solche Stelle würde wahrlich im Unterhause nicht am unrechten Orte sein. Es ist ein weniger heftiger, weniger ehrgeiziger Styl, als der Burke's, weniger wortreich, als der Fox's. Es ist eine gelehrte, tiefe Einfachheit. Dasselbe Verdienst bemerkt man auch bei Eschin, obgleich dieser Redner weniger gedrängt ist, eines größern Wortluxus sich bedient, die Seele nicht mit so starken Schlägen bestürmt. Demungeachtet wird man sich immer der bewunderungswürdigen Bewegung erinnern, welche Lukrez ihm entlehnt:

„Wenn ich von Furien spreche, so glaubet nicht, daß es von denen sei, welche dramatische Dichter auf die Bühne schleudern, mit flammenden Fackeln, mit zischenden Schlangen um ihr Haupt. Nein, nein,

*) Rede über den Chersones. — Man vergleiche mit dieser Stelle einzelne Bruchstücke von Reden Broughams, welche ganz im Demosthenischen Geschmack sind, im sechsten Bande, S. 197 u. f., des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

es gibt andere; es sind die ungezügelten Wünsche, wirkliche Furien ꝛc." *).

Demosthens Gedrängtheit ist zum Sprichwort geworden. Wir glauben nicht, daß ein neuerer Redner ihm blindlings nachahmen dürfe, eben so wenig, als daß er selbst in seinen gesprochenen Reden wirklich so kurz und bündig gewesen, als in seinen Schriften. Etwas anderes ist es, sich an einen aufmerksamen Leser, Herrn seiner Zeit, zu richten, der dreimal auf dieselbe Stelle zurückkommen, mit Muße über dieselbe nachdenken kann, oder zu einem Zuhörer zu sprechen, den die Stimme nur wie ein leichter Hauch trifft, und der nur zu bald nicht allein die Erinnerung der vorhergegangenen Beweisgründe, sondern sogar den Faden der Ideen verliert.

Es ist leicht zu bemerken, daß Demosthens Reden nicht auf dieselbe Weise vorgetragen worden, als sie jetzt gedruckt sind. Die Abweichungen der verschiedenen Ausgaben selbst beweisen die neue Arbeit, deren jede Komposition von ihm zu verschiedenen Zeiträumen unterzogen worden.

Für einen neuern Redner würde diese Gedrängtheit-Affektirung doppelt gefährlich sein. Wir sind genöthigt, den möglichst größten Vortheil von unvollkommenen Werkzeugen, von mangelhaften, unregelmäßigen Mundarten zu beziehen, denen es an jenen unendlichen Hilfsmitteln gebricht, welche den alten Sprachen zu Gebote standen. Wir brauchen viel mehr Worte zur Ausdrückung derselben Idee, viel mehr Farben zur Vollendung desselben Gemäldes.

*) Reiske, *Or. gr.* 3, 187.

Unsere neuern, analytischen und nicht malerischen, einfachen und logischen, aber nicht leicht hin und her zu wendenden, erkünstelten und nicht wilden, abgeleiteten und nicht ursprünglichen Sprachen haben nichts Gleichbedeutendes, was man jenen starken Schattenschlägen, jenen breiten Pinselstrichen, welche die alten Wörterbücher ganz natürlich griechischen und römischen Rednern darboten, entgegenstellen könnte.

„Er stürzt sich wie ein Waldbach (ωσπερ χειμαρρους)“ sagt Demosthen. Aber das griechische Wort χειμαρρους bedeutet „Winterstrom“, eine durch Schnee und häufige Regengüsse hoch angeschwollene, gewaltige, Alles mit sich fortreissende Wassermasse.

Das Wort, welches die unbestimmt vergangene Zeit andeutet, fehlt allen neuern Sprachen. Wer sollte glauben, daß die Griechen, und namentlich Demosthen, nur eines Wortes, eines einzigen Wortes bedurften, um nachstehende Phrase auszudrücken: „Während für das Heil Aller sie sich Gefahren preis gaben, um einen vorausberechneten Angriff zurückzuschlagen....“ Also achtzehn unserer Worte für ein einziges griechisches.

Wodurch kann man Worte, wie das προκινδυνευσαντας, wie das παραταξαμενους ersetzen? Ihre Kürze, die Zusammendrängung mehrerer Ideen in einen einzigen Ausdruck, machen sie nicht ihr Verdienst?

Wir haben weder zusammengesetzte Worte, noch bestimmende Partikel, noch Wortversetzungs-Leichtigkeit. Fügen wir jedoch hinzu, daß unsere Mundarten an Zartheit gewonnen, was sie an Energie verloren. Eine Menge von der neuern Gesellschaft gebildete Schattirungen können sehr glücklich ausgedrückt werden.

Die Alten, der Natur näher, an des Ausdrucks

Nacktheit mehr gewöhnt, fürchteten Zynismus nicht, kannten keinen jener Keuschheits- und Grazie-Skrupel, welche das Christenthum eingeführt, die das Hofleben kultivirt und entwickelt hat. Man schlage Aristophans Komödien auf, und man wird sehen, daß die Poesie das Recht hatte, sich eben so ausgelassen zu zeigen, als eine Bachantin, eben so krapulös und nackt, als Silen in seiner Trunkenheit.

Demosthen und Eschin schleuderten sich gegenseitig die abscheulichsten Beschimpfungen und Spitznamen zu, die man jetzt kaum noch von der Hefe des Pöbels zu hören gewohnt ist. Ein Abgrund trennt unsere Zivilisation von der griechischen. Doch können wir mit den edeln Beispielen uns noch bereichern, welche die Alten uns hinterlassen, können wir, bei Betrachtung ihrer großartigen Ausarbeitungen, die Fehler und Verstöße unserer neuern Beredsamkeit verbessern.

Man vergleiche nun mit jenen politischen Menschen des Alterthums, mit jenem so einfachen, so nervigten, so gelehrten Demosthen, einem zugleich beredten und politischen Menschen unsers neuern Europa's, Grattan*) zum Beispiel. An die Stelle der gewissenhaften Ausarbeitung des hellenischen Schriftstellers findet man eine üppige, satirische, mit seltsamen Gegensätzen durchwebte Beredsamkeit.

Die mechanischen Erfindungen, der Gewerbsamkeit Fortschritte in Europa, haben viel beigetragen zu diesem Resultat. Was würde ein Athenienser, ein Zeit-

*) Berühmter irländischer Redner, dessen Arbeiten nicht wenig zur Emanzipation seines Vaterlandes beigetragen. Sein Sohn, ebenfalls ein guter Schriftsteller, hat Jenes Reden in mehrern Bänden herausgegeben.

genosse Philipps, sagen, wenn er unter uns erschiene und Folgendes hörte:

„Der Redner, welcher im Unterhause zu sprechen hat, wird seine Antwort improvisiren. Er wird nicht alle seine Phrasen beenden; er wird nicht immer grammatikalisch und richtig sprechen. Sein rasch zusammengesetztes Werk, wird kaum etwas anderes sein, als eine Art launischer Unterhaltung, ohne alle Sorgfalt, wie ohne alle Anmaßung. Die Debatten, welche um sieben Uhr Abends begonnen, werden sich um fünf Uhr Morgens beenden. Man wird das Alles niederschreiben, den Sinn der Phrasen herstellen, dem Redner eine gediegenere Logik, eine innigere Gedankenverschlingung leihen, als er gehabt. Mehrere tausend Exemplare dieser Rechnungsabstattung werden um eilf Uhr Morgens bereits unter das Publikum vertheilt sein. Das Parlamentsmitglied wird noch schlummern, wenn man ihm die Zeitung bringt, in der seine verbesserte Beredsamkeit sich befindet, und vierundzwanzig Stunden später wird der Bewohner von Derbyshire und von Dovonshire dieselbe Rede lesen."

Wahrlich, der Athenienser, bei Herzählung so vieler Wunder, würde daran nicht glauben. Welche Eroberung der Industrie! Wie viel haben seit Demosthen die mechanischen Künste gewonnen!

Aber, unbeschadet dieser Ueberlegenheit des materiellen Mechanismus bei den Neuern, sehen wir nun auch, was sie in intellektueller Beziehung gewonnen? — Jene so geschickt, so rasch vom Mittelpunkte zu den Extremitäten Englands übergetragenen Reden, jenes mit Hilfe der Stenographie erhaschte, durch bewegliche Metall-Buchstaben verewigte, durch die Presse

vermehrte Wort, jene mit einem ungeheuern Sprachrohr bewaffnete Beredsamkeit, die binnen acht Tagen in ganz Europa, und binnen acht Monaten über die ganze Erde erschallt: das Alles ist ohne Zweifel erstaunlich, bewunderungswürdig.

Aber man nähere der alten Beredsamkeit dieses eiligen Verfahrens Frucht. Grattan war, wie Demosthen, ein athletischer Redner. Die britischen Minister waren für ihn eben so viele zu bekämpfende Philippe. Beweisgründe, Schmähungen, Poesie, Wuth, der Thatsachen, der Worte Macht waren der Reihe nach seine Waffen. Wie Demosthen mißbrauchte er die Antithese, sein Lieblingsbild. Alle Parteien gestanden ihm übereinstimmend den Titel eines talentvollen Mannes zu.

Er näherte sich mehr als der geistreiche Sheridan, mehr als der metaphysische Burke, mehr als der ciceronische Fox der Manier und dem Styl unses athenienſischen Redners. Welche Mängel man ihm auch vorwerfen mag, steht er dennoch im ersten Range beredter Männer.

Originelle, kräftige, ironische Intelligenz, scharfer, bitterer Geist, geschickt im Gebrauche der Sarkasmen. Ein Epigramm drängt sich bei ihm auf das andere, ein Axiom, eine Beobachtung folgt der andern. Kühne, eifrige Gedanken werden durch klare, leuchtende Diktion unterstützt.

Wie die Alten, bedient er sich vereinzelter Züge. Aber er stählt, er schärft sie, diese Züge. Nicht zufrieden, seinen Zweck zu erreichen, will er auch glänzen, will er bewundert sein. Was ist ihm der Sieg? Spiel. Furchtbarer Forscher, gewaltiger Dialektiker.

Er will alle Erfolge gewinnen, selbst die eines komischen Schauspielers. Geiziger mit Ausschmückung, gedrängter, keuscher als die meisten unserer Redner, verdient er mit dem erhabenen Vorbilde, welches wir studirt, in Parallele gestellt zu werden. Und beobachtet man nun sorgsam des Einen wie des Andern Eigenschaften und Mängel, so erkennt man, nicht ohne eine gewisse Demüthigung, wie sehr der neuere Redner in diesem Kampfe dem alten untergeordnet ist.

Ziererei und Einförmigkeit, das sind Grattans Hauptfehler. Sein von Natur scharfer, kaustischer Geist hatte, so zu sagen, die „Falte“ einer gewissen sprühenden, spöttischen Beredsamkeit sich zugeeignet, die ihm eigenthümlich war, und der er immer getreu geblieben. In dieser Intelligenz, wie in einer unveränderlichen Form, gewannen alle Ideen dieselbe Gestalt.

Jeder, der die Gewohnheit sich zueignet, aus dem Stegreif zu sprechen, wird dieser Klippe nicht entgehen. Man nimmt einige besondere Methoden an, eine gewisse Kompositionsweise, die uns gefällt. Sie begründet sich in unserm Geiste, sie gräbt sich ihm ein, bemächtigte sich desselben. Die Gedanken-Arbeit wird von nun an gewissermaßen materiell in unserm Kopfe. Wechsel der Ansicht, Schattirung der Gegenstände verschwinden. Die Sprache, welche die Gedanken-Arbeit zu verkünden hat, wird einförmig, ermüdend. Man hält uns für manierirt. Man glaubt, daß wir immer an gewisse Phrasen und Redewendungen wie gebannt sind. Es ist Wahres daran.

Daraus ergibt sich etwas Unvollständiges, was die Improvisation begünstigt. Man glaubt, daß sie dem

Schwunge der Natur nachgibt, daß sie mit größerer Lebhaftigkeit und Stärke derselben Quelle sprudeln läßt. Ein großer Irrthum. Sie gewöhnt den Redner nur an eine beständige Wiedererzeugung derselben Formen. So können Maler, welche nach ihrer Erinnerung und nicht nach der Natur zeichnen, die Gewohnheit einer matten, unkorrekten Leichtigkeit gewinnen. So können Dichter ohne Genie dem Handwerk, dem Mechanismus, dem Gebrauche von Schmarotzer-Beiwörtern alle Einbildungskraft und Gedankenstärke aufopfern.

Geschichte der Liebe und ihres Einflusses auf die menschliche Gesellschaft.

Die Schöpfung wäre nichts gewesen, als ein glänzendes, dauerloses Schauspiel, hätte die Vorsicht nicht, durch ewige Wiedererzeugungen, in unwandelbarer Ordnung sie fortzusetzen für gut erachtet. Darum gab Gott dem Weltall Liebe. Darum legte er in der Pflanzen Schoos ein organisches Phänomen, darum verlieh er dem Thier seinen Instinkt, dem Menschen sein inniges, tiefes, heiliges Empfinden. Er gebot seinem Werke zu gedeihen, sich fortzupflanzen. So ist die Welt, die Gesellschaft entstanden, in der wir leben.

Daß die Liebe in einem irdischen Paradiese, von des Höchsten eigenen Händen gepflanzt, um der Menschheit als Brautgemach zu dienen, emporgeblüht ist, das ist die Hauptsache nicht. Die ganze Natur, in ihrer Unschuld und Schönheit frischen, jungfräulichen

Reizen war für den Menschen ein Paradies. Was mußte sie nicht der Liebe sein?

Es kam eine Zeit, wo diese Blüthe welk zu Boden sank, wo das Paradies sich verschloß, wo Winter den herrlichen Frühling verdrängte, wo Jahrhunderte sich auf Jahrhunderte häuften, wo des Tempels Ruinen die Hütten zerschmetterten, wo die Trümmer der Königreiche die letzten patriarchalischen Völkerstämme begruben.

Liebe allein schwebte noch über der gesellschaftlichen Welt. Liebe allein zuckte noch als ätherische Flamme aus den erkaltenden Aschenhaufen der soziellen Ordnung. Liebe allein verkündete sich noch in dem leisen Nachhall früherer Melodien des Entzückens und süsser Berauschung.

Wie göttlichen Ursprungs Liebe auch war, mußte sie dennoch den verschiedenen Umgestaltungen, oder moralischen Phasen des verwünschten Geschlechts, dem sie zur Beglückung beigegeben worden, sich unterziehen. Sie nahm Theil an seiner Hinfälligkeit, an seinem Elend. Sie entartete mit seiner Entartung, und weinte bei seinem Schmerz.

Da aber, nach Gott und Freiheit, Liebe der einzige aller unserer Gedanken bleibt, dem dieselbe Unsterblichkeit zugesichert ist, als der Natur, ersteht sie immer, jung und schaffend, aus allen Revolutionen der Welten, und die Welten entstehen mit ihr. Dagegen, als Ausdruck unsers Geschlechts, ist sie beweglich, veränderlich wie dieses. Die Geschichte der Liebe ist die Geschichte des menschlichen Geschlechts. Ein schönes Buch zu schreiben... Wer schreibt es?

Die erste Liebe, die Liebe der beiden ersten Liebenden, die Milton so erhabene Gedanken eingeflößt,

mußte von der spätern Liebe eben so verschieden sein, als die Jugend von dem Alter.

Eva war Adams Schwester, indem sie denselben Ursprung theilte. Sie war zugleich seine Tochter, weil Gott (sagt die Genesis) sie aus Knochen, Fleisch und Blut ihres Gatten gebildet.

Man begreift, wie viele sympathetische, rührende, ernste, feierliche Anklänge ein solches Gefühl umfassen mußte. Alle Neigungen, deren des Menschen Organisation fähig sein konnte, waren in diesem erhabenen Keim enthalten. Plato, der, ohne es zu wissen, von dem Geiste der Vorausverkündung beseelt war, nähert sich in seinen wundervollen Träumereien diesen Mythen der Genesis; doch ist er denselben noch so fern, als eines großen Mannes Gedanke dem Gedanken eines Gottes ist. Die Hypothese des Philosophen ist die sinnreichste aller Hypothesen; aber sie steht hinter der Offenbarung des heiligen Schreibers weit zurück.

Wir können bei dieser Liebe nicht verweilen, die für uns nur noch in einigen Zeilen Mose, wie in einigen Versen des verlornen Paradieses lebt. Ihr Reiz ist dergestalt durch die Zahl der Jahrhunderte geschwächt, daß sie für unsere Intelligenz beinahe unbegreiflich ist. Es gebricht ihr jetzt, für eine gefühlvolle Seele, an den beiden köstlichsten und hinreissendsten Verführungen. Sie scheint einen andern Namen zu verdienen.

Wer möchte jetzt noch Liebe ohne geheimnißvolle Vertraulichkeit? Wer möchte selbst Liebe noch ohne Rivalität? —

Das Glück, geliebt zu sein, besteht weniger (den Begriffen unserer zivilisirten Gesellschaft zufolge) in einem sich freiwillig darbietenden Herzen, als in der zweifelhaften, unruhigen, allmäligen Ueberraschung eines sich vertheidigenden Herzens. Unwillkührliches Zusammentreffen, ein verstohlener trauriger oder sanfter Blick, das Beben einer zitternden Hand, vor der man lange scheu zurückgewichen, bevor man sie zu ergreifen gewagt: das ist der Liebe eigentlicher, wahrer Genuß.

Der Eindruck des Verlangens, der Sehnsucht, der Ehrfurcht, des Enthusiasmus, den der geliebte Gegenstand erzeugt; die vergötternde Aufmerksamkeit, die uns jedes seiner Worte belauschen läßt; alle Gedanken von seinen Bewegungen wie gefangen; die ungeduldige Hast, mit der man ihm in Gedanken entgegeneilt; das freudige Murmeln, das den Lippen entströmt, wenn man ihn endlich erblickt; die verworrene, eifersüchtige Angst, welche sein Begehen, seine Geberden, seine Worte erzeugen; der Wink, welcher tröstet und entzückt: das sind der Liebe herrlichste Triumphe.

Die Lateiner bedienten sich desselben Wortes, um die Idee „lieben“ und die „wählen“ auszudrücken.

Von dem Allem war in dem irdischen Paradiese keine Spur. Es gab also auch beinahe keine Liebe in ihm, wie wir nämlich dieselbe begreifen.

Nach dieser ersten Liebe kam eine andere, die jener durch ihren moralischen Karakter ähnlich sein mußte. Die Ehe zwischen Brüdern und Schwestern, die so lange nothwendig war, heiligte der Liebe Prinzip in ihrer ursprünglichen, keuschen Reinheit. Aber es

schloß auch nicht ihre Versprechungen und Hoffnungen, ihr bitteres Mißtrauen und ihre glühende Schlummerlosigkeit, ihre Zwiste, ihre Stürme, ihre Versöhnungen aus.

Ein Dichter, wäre er nur Dichter gewesen, hätte vielleicht die Waffe des ersten Mörders in eines betrogenen Liebenden Hand gelegt. Die Geschichte, oder die Fiktion der Schrift, gewährt einen noch höhern Unterricht. Es ergibt sich daraus, daß Gott noch die erste Liebe war, und daß beleidigter Stolz, in ihren Vorausberechnungen entlarvte Heuchelei, Leidenschaft ohne Zärtlichkeit wie ohne Größe, immer das wahre Vehikel aller Zerrüttung, alles Unglücks der Menschheit sein werde.

Dies System der Verbindung zwischen den Mitgliedern einer und derselben Familie, welches die Bande der Natur verschlingt, indem es sie vermehrt, und das im Hauswesen keine andere Veränderung veranlaßte, als das Erscheinen eines Neugebornen, mußte lange die unschuldsvolle Glückseligkeit des patriarchalischen Zeitalters erhalten.

Diese Liebe, die unter demselben Dache entstand, bei den Spielen zweier Kinder, und die bis zu demselben Grabe reichte, in welchem zwei lebensmüde Greise entschlummerten, konnte, unter einer andern Gestalt, sich nur in unvollkommenen Bildern erneuern. Das Genie selbst, seiner eigenen Macht, seinem schöpferischen Instinkt überlassen, hat nichts Zartes, nichts Entzückendes erdacht, was nicht Nachhall dieser ursprünglichen Ergießung der ersten Gefühle wäre.

Wir sprechen hier nicht von Longus, dessen naive Fabel in der That naiv sein muß, um nicht

obszön zu werden. Longus war nur ein Grieche, und zwar ein Grieche des oströmischen Reichs. Aber man werfe den Blick auf wirkliche Liebesdichter, auf Geßner, auf Klopstock, auf Bernardin de Saint-Pierre, der unsere Seele bestrickt mit der milden, beinahe geschwisterlichen Zärtlichkeit zwischen Paul und Virginia, von der Matte, auf welcher sie ihre kindlichen Liebkosungen ausgetauscht, bis zu den bräutlichen Graben, wo ihre Seelen auf ewig verschmolzen.

Ach, welche Neigung vermag jene Sympathie der Schwester je zu ersetzen, die sich auf der Schwelle des älterlichen Hauses gebildet, unter rührenden Sorgen und köstlichen Hoffnungen, im beständigen Wechsel von Besorgniß und Wonne? Und welchen Namen verdiente das Weib unserer Wahl, das, sind des Vergnügens leichte Illusionen verschwunden, nicht wie eine Schwester sich an des kranken Gatten Bett setzt, nicht den letzten Schwesterkuß auf des Sterbenden bleiche Wange drückt? —

Als Esther, zagend für das Schicksal ihres Volkes, vor des Ahasveros glänzendem Thron ohnmächtig niedersank, erhob der König sie nicht mit seinem goldenen Zepter durch die Namen Geliebte und Gattin. „Ich bin Dein Bruder," sagte er, „Du bist meine Schwester. Komm zu mir, Esther, und fürchte Dich nicht."

Wie glücklich, wie lauter war des Aeltervaters Greisenalter, wenn er in einem Verhältnisse, das die Berechnung der Wissenschaft kaum zu ermessen vermag, die von ihm abstammenden Geschlechter sich vermehren, sich ausbreiten sah. Die Familien-Verbindungen, Werk der Nothwendigkeit bei jungen Völkern,

wurden lange Zeit durch angeblich von Gott selbst ausgehende Gesetze geboten. Die alleinige menschliche Polizei, welche man von dem Höchsten ableiten kann, machte gerade das den Menschen zur heiligsten Pflicht, was seither, durch eine sonderbare Ideen-Umgestaltung, ein Verbrechen in den Augen der Moral geworden ist.

Fragt man nun, welches jene so lange den Urgesellschaften unbekannte Macht ist, welche die Moabiterin von Booz patriarchalischem Lager gerissen, und die durch eine unbegreifliche Autorität ihre launischen Institutionen an die Stelle derjenigen der Religion, der Liebe, der Freiheit versetzt; so kann man antworten, daß sie sich nennt, wie beinahe alle Ideen, deren Sinn man in den Elementen ihres Namens sucht.

Moral ist Ausdruck der Gebräuche, der Vorurtheile eines Landes; denn die Sitten waren nie etwas anderes, in dem genauen Begriffe dieses Worts, und unsere Sprachen haben die Spur jener profanen Usurpation der gesellschaftlichen Uebereinkünfte über die natürlichen Gefühle bewahrt, indem wir sagen: „gute und schlechte Sitten“, was klar genug ein Geständniß ausspricht, welches keines fernern Kommentars bedarf. Wahrheit ist, daß es nichts Bestimmtes, nichts Absolutes, nichts unumgänglich Wahres in der Moral wie in den Sitten gibt. Die Etymologie hat nie ein tieferes, ein bedrückenderes Geheimniß entschleiert.

Von nun an ersetzten Laune, Mode, Gebrauch bei dem entarteten Menschen das reine, erhabene Gesetz, welches der Instinkt seiner Organisation, die Uebertragung seiner Väter, die Offenbarungen seines Got-

tes in sein Herz geschrieben. Aus jener Unschuldswelt, die nicht mehr war, entsprossen Tugenden, die sich gegenseitig benannten, erstaunt, sich zu kennen. Denn einer Tugend wirkliches Dasein begründet sich nur auf das Dasein eines ihm entgegengesetzten Lasters.

Liebe, wie die ersten Menschen sie begriffen, existirte nicht mehr. Sie entfloh aus dem Zelte mit der Unwissenheit, und die Keuschheit, die bis dahin nichts gewesen, als eine diskrete Scham der Seele, vernahm erröthend ihres Schleiers und ihres Gürtels Geheimniß. Die keuscheste der Sympathien, die Bruder und Schwester vom väterlichen Herde in das Brautbett versetzt, wurde verabscheuet unter dem Namen „unkeusch" oder incest (blutschänderisch); denn dieses letzten Wortes Bedeutung ist keine andere, als die erste. Diese Revolution verschlang des goldenen Zeitalters letzte Ueberreste. Es war nun auf immer um des Menschengeschlechts Arglosigkeit und Unschuld geschehen.

Man muß die Liebe nicht im Heldenalter suchen. Unter dem Joche wilder, gebieterischer Religionen, von allmächtiger Theokratie oder von Tirannei beherrscht, welche die Illusionen von Freiheit und Ruhm selbst zu ihrem Vortheil zu wenden wußte, war Liebe nur ein fanatisches oder brutales Dahingeben, gereizt durch Haß oder Eitelkeit; aber ohne wahres, inniges Gefühl.

Liebe existirte weniger noch bei jenen großen historischen Völkern, mit denen es so schwer zu leben war. Hat man jene abgeschmackten Romane, jene matten Intriguen gelesen, mühsam ausgemalt durch einen schwülstigen Styl, durch die erzwungene Kunst eines

erlöschenden Genies? — Das ist der griechische Roman in der ganzen Energie seiner Erfindungen, das ist die griechische Liebe in der ganzen Energie ihrer Zärtlichkeit und ihrer Opfer. Mehr darf man davon nicht verlangen.

Hat man den griechischen Amor gesehen, jenen Idealtypus der schönsten Schöpfungen des Alterthums? Er versinnlicht vollkommen die griechische Liebe: schnurgrade, harmonische Linien, deren englische Gleichförmigkeit noch keinerlei Anregung gestört; eine ernste, milde Rundung, kälter als der Marmor, wo der Meissel ihn gesucht; ein Auge, in dem nie der Strahl eines Wunsches, der Ungeduld, des Unmuths geglänzt; ein Mund, der nie vor Eifersucht, Verzweiflung oder Verachtung gebebt; eine Stirn, welcher der tieffurchende Finger der Sorge nicht eine einzige Runzel eingegraben: solches ist der griechische Amor; so auch verstanden die Hellenen die Liebe.

Die Venus des griechischen Bildners ist ein wahres Formen-Wunder. Man kann sie anstaunen, ohne Besorgniß, sie anzubeten. Das Feuer, welches einst die Venus Pygmalions belebte, hat nie diese fühllose Statue belebt. Man begreift nicht, was sie mit einer Seele machen könnte. Sie ist ein Meisterstück der Kunst, eine Gottheit von Menschenhand, ein schön ausgehauener S t e i n; aber Venus ist sie nicht.

Die Literatur der Alten ist so arm an Liebe, daß man nicht erstaunen muß, wenn das Studium ihrer Sprachen seit Langem verschwunden ist aus dem Unterricht des schönen Geschlechts. Virgil allein hat noch einige jener Akkorde, die im Herzen nachbeben, und geschickte Sophisten könnten diese Andeutung be-

nutzen, um mit dem Pater Hardouin die schönsten Seiten der Aeneide nicht seiner Feder entflossen zu glauben.

Wahrscheinlich gab es, zu den Zeiten Virgils, schon eine gewisse Vorausverkündung einer nahen allgemeinen Umgestaltung des gesellschaftlichen Zustandes, die der Philosoph an den Ufern des Sees von Mantua schneller ahnen mochte, als der große Haufe zu Rom. Bevor die Sonnenscheibe hervortritt, hat schon lange der Horizont sich erhellt: ihre Strahlen berühren immer die höchsten Gipfel zuerst. Es ist dasselbe mit dem Emporsteigen neuer Zivilisationen. Glücklich diejenigen derselben, welche nicht in Finsterniß geboren werden, denn der Tag, den sie zu leben haben, wird trüb und verhängnißvoll sein.

Das Christenthum sollte entstehen, und dies Christenthum hat so zu sagen alle unsere Gefühle erfunden. Die Hirten von Bethlehem erscheinen als Boten eines neuen Frühlings, einer neuen Aera der Liebe.

Die christliche Liebe, entkeimt vielleicht unter dem Schatten der schweigenden Betrachtungen des Pythagoras, entwickelt in den erhabenen Träumereien Plato's, genährt durch der Essenier phantastischen Glauben, exaltirt durch die romantische Empfindsamkeit der Therapeuten, brauchte Jahrhunderte, um den Prüfungen des Märtirerthums, dem Exil der Katakomben zu entrinnen. Sie erhob sich keusch und mild, aber traurig, blaß und leidend. Nach ihr kennt man keine andere Liebe mehr. Die Einbildungskraft vermag nichts zu ersinnen, das sie zu ersetzen fähig wäre, und nicht mit Unrecht entstand diese Liebe, deren letzte

Flammen nur mit dem gänzlichen Verschwinden der Nationen erlöschen sollten, in einem Grabe.

Was den Christianismus von allen andern Religionen des Menschen unterscheidet, ist, daß er sein Heiligthum nicht in der Einbildungskraft, sondern im Herzen hat; ist, daß er statt für die Reichen und Privilegirten zu kommen, zu den Armen und Unglücklichen sich hinabgesenkt, ist, daß statt der Zukunft ein neues Joch aufzubürden, er vielmehr das eiserne Joch zerbrochen, welches den Nacken vergangener Geschlechter bedrückt.

Die Verblendung selbst seiner Wunderthäter und Zönobiten hat eine bezaubernde Milde, einen erquikkenden Glanz. Ihm war die geistliche Grübelei vorbehalten, jene wunderbare Muse des Glaubens, welche die Seele zu erhabenen Regionen emporzieht, wie seine Bestimmung. Ihm war der Asketismus vorbehalten, jenes melancholische Genie der Thebaiden, das sich, allen irdischen Neigungen enthoben, in betrachtenden Ergießungen, in eingebildeter Zärtlichkeit erschöpft, weil es im lebendigen Dasein nichts gefunden, was geliebt zu werden verdient, wie es liebt. Ihm war jene Ueberspannung, jene Wollust der Heiligen vorbehalten, in welche sich der Gedanke, aller Bande des Körpers frei, versenkt, um ausschließlich Gott zu lieben.

Auf seine Stimme nahmen zwei namenlose Tugenden, die alle übrigen zu ersetzen im Stande sind, Duldsamkeit und Menschenliebe, Platz in dem Chor der heidnischen Tugenden. Die wahre Freiheit verkündete zuerst ihre erhabenen Triumphe, die Völker

erhoben sich, und warfen, eines nach dem andern, ihre Fesseln zu Boden.

Liebe ist so innig verschmolzen mit dem Christenthum, daß eine tieffühlende, leidenschaftliche Seele leicht dieses mit jener verwechselt, wie es das Mittelalter in seinen Sinnbildern beurkundet. Jener Riese Christoph, der die wilde Unwissenheit unserer Bilderstürmer empört, ist der Herkules der neuern Zivilisation, der christliche Prometheus, mit unserm Amor in seinen Armen.

Und wer begreift je, in dem ganzen Vollmaße seiner Grazie, der christlichen Liebe köstlichstes Geheimniß? . . . .

„Liebe ist ein großes Ding, des Lebens einziges Gut, das Alles leicht macht, was schwer und erdrükkend ist, das allein alle Leiden mit Standhaftigkeit und Gleichmuth erträgt.

„Denn Liebe trägt die Last, ohne ihre Schwere zu fühlen. Sie verwandelt alle Bitterkeit in Süßigkeit.

„Sie ist edelmüthig, unternehmend, zu großen Dingen geneigt, unersättlich in Vervollkommnung.

„Liebe will immer sich erheben, und Alles hienieden ist ihr nicht genügend.

„Liebe will unabhängig sein, frei von aller Neigung, die sie abwenden könnte von dem, woran sie ausschließlich hängt, damit keine Täuschung sie verführe, kein Schmerz sie zurückstoße.

„Es gibt nichts Süßeres als Liebe, nichts Stärkeres, nichts Höheres, nichts Ausgedehnteres, nichts Reizenderes, nichts Vollkommeneres, nichts Besseres im Himmel und auf Erden. Denn Liebe ist geboren

aus Gott, und kann nur ruhen in Gott, weit über alle geschaffenen Gegenstände erhaben.

„Wer liebt, eilt, fliegt und erfreut sich. Er ist frei, und nichts vermag ihn zurückzuhalten.

„Er gibt Alles für Alles. Er besitzt Alles in dem was er liebt, weil das, was er liebt, Alles ist und Alles umschließt. Er besorgt nicht, sich ihm ganz hinzugeben, weil Alles ihm schon gegeben ist.

„Liebe kennt keine Schranken; sie übersteigt sie, läßt sie weit hinter sich.

„Kein Hinderniß vermag sie zurückzuhalten, keine Mühe vermag sie zu erschrecken. Sie unternimmt mehr, als sie zu vollbringen vermag, denn sie kennt nichts Unmögliches. Sie glaubt, daß alles Streben ihr erlaubt, daß aller Erfolg ihr gewiß ist.

„Liebe ist aller Dinge fähig. Sie unternimmt, verfolgt, vollbringt das, was ein Herz, das nicht liebt, mit Entmuthigung erfüllen würde.

„Liebe wacht immer und überall; sie schläft selbst in ihrem Schlummer nicht.

„Sie quält sich, ohne zu ermüden, verstellt sich ohne Heuchelei, beunruhigt, erschreckt sich, ohne ihre Besinnung zu verlieren; aber wie eine lebendige, glühende, leichte Flamme brennt sie, erhebt sie sich mit Ruhe und Sicherheit.

„Nur Diejenigen, welche lieben, vermögen diese Sprache zu verstehen.“

Eine solche Sprache, die dem Christenthum eigenthümlich ist, würde man umsonst in den Meisterwerken Roms und Griechenlands suchen.

Indessen war der christlichen Liebe Form nicht immer unwandelbar, wie ihr Prinzip. Ihrer Natur

nach folgte sie den verschiedenen Modifikationen der christlichen Gesellschaft, jedoch ohne sich dergestalt zu schwächen, daß sie den imposanten Karakter verloren hätte, der ihren Ursprung beurkundet. Wir mögen sie nicht in diesen vorübergehenden Phasen verfolgen, deren Einfluß nur auf den Anblick, auf die Oberfläche der Empfindungen sich fühlbar gemacht. — Begnügen wir uns mit diesem „Ueberblick" der Geschichte der Liebe.

Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt, und ihre beiderseitige Zukunft.

Wie unglaublich auch der Satz scheinen mag, ist es dennoch gewiß, daß der neue Kontinent, der an Ausdehnung nur die Hälfte des alten hat, wenigstens eben so viel kulturfähiges Land hat, als dieser. Amerika verdankt diesen Vorzug seiner verhältnißmäßig geringen Breite, die den wohlthätigen Ausdünstungen des Oceans vergönnt, es fast in seiner ganzen Ausdehnung zu befruchten. Im alten Festlande fehlt es den Zentraltheilen beinahe an aller Feuchtigkeit, weshalb sie wüst und zur Kultur unfähig sind.

Wie viel fruchtbares Erdreich findet man z. B. in Asien? — Zieht man eine Linie von dem Meerbusen von Kutet (in der Nähe des Indus) bis zum gelben Meere, so scheidet man Indien, China, das Birmanenreich und die Südthäler Thibets von dem Ueberrest Asiens. Dieser Raum, der höchstens 3½ Millionen englische Geviertmeilen umfaßt, liefert die ⅚ aller

Erzeugnisse Asiens, obgleich der ganze Kontinent siebenzehn Millionen Geviertmeilen begreift.

Arabien, Persien, Mittel-Thibet, das westliche Indien, das nördliche China und die unabhängige Tatarei sind Wüsteneien, in denen man nur hier und da einige bebauete Strecken bemerkt, welche kaum den zwanzigsten Theil ihrer Gesammt-Ausdehnung einnehmen. Sibirien oder Nordasien ist nicht fruchtbarer. Natolien, Armenien, Pungab, und ein schmaler Landstrich längs dem westlichen Ueer des stillen Meeres, bieten die einzigen zum Ackerbau fähigen Gegenden dar.

Europa, das nur die westliche Extremität Asiens zu sein scheint, ist im Süden vollkommen zur Kultur geeignet, während im Norden seine Fruchtbarkeit zwischen dem 60. und 62. Breitegrade aufhört. Afrika hat nur einen fruchtbaren Landstrich um die drei Viertel seiner Seeküsten, und einige vereinzelte Theile guten Erdreichs im Innern. Von 31 Millionen Gevtm. dieser Kontinente bilden die erzeugenden Gegenden nicht den dritten Theil, und selbst davon sind noch einige Strecken sehr übel und arm.

In der Schätzung des fruchtbaren Bodens Amerika's muß abgezogen werden: 1. Alles was jenseits dem 53. Breitegrad ist, und das sich auf 2,600,000 G.M. anschlagen läßt; 2. ein 100 Stunden breiter und 300 bis 1000 Stunden langer wüster Strich östlich von dem Felsengebirg; 3. ein anderer Raum, von derselben Ausdehnung, östlich von den Anden; 4. die öden Ufer von Peru, welche 33,000 Stunden einnehmen; 5. eine gleiche Strecke in Kalifornien; 6. ungefähr 170,000 Stunden für die Gipfel der Anden und das Südende Patagoniens; was im Ganzen

3,900,000 engl. G.M. macht, die, von 13,900,000 abgezogen, noch 10 Millionen G.M. für das kulturfähige Land der neuen Welt läßt.

Aber es ist nicht genügend, zu diesem Resultate zu gelangen, um die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit der beiden Erdhälften zu kennen. Alle Früchte der Erde sind nicht gleich nahrhaft, und man muß zuerst untersuchen, welche Beziehung zwischen eines Bodens Fruchtbarkeit und seiner geographischen Breite existirt.

Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt von zwei Ursachen ab, der Wärme und der Feuchtigkeit, die sich in dem Maße vermehren, als man dem Aequator näher kommt. Die heißen Regionen der Erde geben viel reichere Aernten der Früchte, die sie mit der gemäßigten Zone gemein haben. Ausserdem haben sie noch eigenthümliche Pflanzen, die ausserordentlich nahrhaft sind. Das türkische Korn, das in Frankreich nur 40 oder 50 für eins gibt, erzeugt in Mexiko 150 für eins. Alexander von Humboldt hat berechnet, daß ein mit Getraide besäeter Morgen Landes, der kaum zwei Menschen nähren kann, deren 50 nährt, wenn er mit Bananen bepflanzt ist.

Nach der Prüfung dieser Thatsachen, und mehrerer andern, schliessen wir, daß die Fruchtbarkeit, oder vielmehr die nährende Eigenschaft des Bodens vollkommen angedeutet ist, wenn man den mittlern Grad der Hitze mit dem der Feuchtigkeit multiplizirt, wie folgt:

	Jährl. Regen.	Jährl. Hitze.		
Breite.	Zoll.	Grade Réaum.	Produkt.	Mittlere Schätzung.
60	16	7	112	4
45	29	14	406	15
0	96	28	2688	100

Also, vorausgesetzt daß es keinen Vorzug für diese oder jene Nahrungsmittel gäbe, würde derselbe Landstrich, der unterm 60. Breitengrade nur 4 Personen nähren könnte, deren unterm 45. Grade 15, und unterm Aequator 100 nähren. Aber die Nahrung, der man den Vorzug gibt, ist nicht immer die, welche er am vortheilhaftesten erzeugt. Ausserdem muß man noch des Menschen Trägheit in sehr warmen Ländern in Anschlag bringen. Um deshalb alle Uebereilung zu vermeiden, kann man folgendes Verhältniß zwischen der Breite und des Bodens Fähigkeit zur Verpflanzung der Bevölkerung annehmen:

Breite	0°	15°	30°	45°	60°
Fruchtbarkeit . .	100	90	65	35	12½

In England ist die Dichtigkeit der Bevölkerung ungefähr 230 Individuen auf die engl. G.M. Aber England ist so zu sagen die große Manufaktur der ganzen Erde, und ist durch seinen auswärtigen Handel im Stande, eine viel beträchtlichere Volksmenge zu ernähren, als ausserdem möglich wäre. In Frankreich ist die Volksdichte ungefähr 160, und in Deutschland zwischen 100 und 200. Angenommen, daß die Zahl Personen, welche eine engl. G.M. mit Leichtigkeit nähren kann, unterm 50. Grade 150 sei, so finden wir, daß 26 die Fruchtbarkeit dieses Breitegrades vertritt.

Nimmt man nun 35 für des Bodens Fruchtbarkeit jenseits dem 30. Grade in Amerika, und 85 für die Gegenden auf beiden Seiten des Aequators bis zum 30. Grade, so finden wir ungefähr 4,100,000 G.M., von denen jede 200 Menschen nähren kann, und 5,700,000 G.M., welche deren 490 nähren können;

woraus sich ergibt, daß wenn die natürlichen Hilfs-mittel Amerika's ihre ganze Entwickelung erreicht hätten, dieser alleinige Erdtheil 3600 Millionen Menschen nähren könnte, also fünf Mal mehr, als die jetzt existirende Menschenmasse auf der ganzen Erde.

Die Neuheit dieses Resultats kann unserer Leser Erstaunen erregen, und ihren Unglauben erwecken. Wir sagen nichts weiter, als daß unser Anschlag sehr mäßig ist, und daß unsere Berechnungen augenscheinlich sind.

Was noch überraschender sein dürfte, ist, daß diese ungeheure Bevölkerung, deren künftige Existenz jetzt noch ein Problem zu sein scheint, in der That in drei, spätestens in vier Jahrhunderten wirklich existiren wird.

Wir kennen alle Einwendungen, die man gegen diese Folgerung aufstellen könnte; es gibt keine, die wir nicht zu beantworten im Stande wären. Wir müssen besonders bemerken: daß die Ausgaben und die Schwierigkeiten, welche der Transport der Auswanderer durch den Gebrauch der Dampfschiffe auf den unzähligen Strömen, welche die $4/5$ der neuen Welt durchschneiden, beträchtlich vermindert werden dürfte.

Die Einbildungskraft verliert sich, wenn sie einen Zustand der Dinge betrachtet, der so große und so rasche Umgestaltungen in dem Zustande unserer Erde veranlassen muß. Man würde gern solche Ideen für Träumereien halten, müßte man sich nicht überzeugen, daß ihr Resultat auf eben so sichern Prinzipien beruhet, als die sind, welche die Memschen in den gewöhnlichen Begebenheiten ihres Lebens feststellen.

Gegenwärtig wird das ehemals spanische Amerika,

mit Einschluß von Brasilien, noch von vielen Elementen der Unordnung bewegt; aber die englisch-amerikanische Republik wird immer mehr der übrigen amerikanischen Länder Leitstern werden, und sie, durch ihr Beispiel, auf dem Wege zur Freiheit und zum Wohlergehen leiten.

Fast alle gesellschaftlichen Verbesserungen entstehen aus dem gegenseitigen Einfluß kompakter Bevölkerungen, und der Verbreitung der Verstandeskraft. Welches wird nun der Zustand der Gesellschaft in Amerika in 200 Jahren sein, wenn 100 oder 200 Millionen zivilisirter Menschen auf einem verhältnißmäßig so engen Raum vereint sein, und wenn diese ungeheure Masse menschlicher Wesen nur zwei Sprachen reden wird? Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß das Portugiesische sich gänzlich mit dem Spanischen verschmelzen dürfte, und daß das Russische nie eine besondere Ausdehnung in der Welt gewinnen wird.

Ein solcher Zustand der Dinge muß nach und nach die Sprachverwirrung von Babel verwischen, und dem größten Theile des Menschengeschlechts seine alte Sprachen-Gemeinschaft wieder geben. Denn die meisten jetzt bei den Völkern Asiens und Europa's gebräuchlichen Sprachen werden in des Erdballs allgemeiner Wagschale eben so unbedeutend sein, als es jetzt die Mundarten von Ungarn, Finnland, oder der baskischen Provinzen sind.

Die Geschichte lehrt uns, daß Reichthum, Macht, Wissenschaft, Literatur immer den großen Nationen, der allgemeinen Intelligenz und der Freiheit folgen. Dieselben Ursachen, welche den Zepter der Zivilisation von den Gestaden des Euphrat und des Nil auf das

westliche und auf das mittlere Europa übertragen, werden ihn auch, vielleicht noch vor Verlauf eines Jahrhunderts, an die Ufer des Missisipi und des Amazonenstroms versetzen.

Denken wir über diese wichtigen Umgestaltungen nach, die eben so gewiß, und eben so nahe sind, als sie ausserordentlich scheinen, ist man genöthigt zu erkennen, daß unsere Gesellschaft, ihrer Fortschritte ungeachtet, noch in der Wiege ist; daß die bewohnte Erde, wenn man berechnet, was sie erzeugen kann, bisher nur eine große Einöde gewesen, und daß wir jetzt nur eine sehr unvollkommene Idee von dem Zustand der Dinge haben können, in welcher des Menschen wahre Bestimmung ihre vollkommene Entwickelung verlangen wird.

Ohne Zweifel werden einige Ungläubige diese Betrachtungen belächeln. Aber vermuthet man, daß wir uns blos den Vorspiegelungen unserer Einbildungskraft überlassen, so prüfe man nur den alleinigen Zustand der Fortschritte in den Vereinstaaten Nordamerika's; so bemerke man, welche rasche Fortschritte dieselben in ihrem Wohlstande, in ihrer Intelligenz und in ihren gesellschaftlichen Verbesserungen gemacht; so denke man nach über ihre unzerstörbare Freiheit, und über die ungeheure Vermehrung ihrer Seelenzahl, wonach man es unternehme, die Frage zu beantworten:

„Welche Macht kann den Gang einer Zivilisation zurückhalten, die sich durch diese alleinige Quelle über einen noch unbesetzten Erdtheil verbreitet?"

Empfindungsfähigkeit der Pflanzen.

Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der Pflanzen, die, welche sie am meisten dem Thierreich nähert, ist jene physische Empfindsamkeit, mit deren Hilfe sie Alles zu vermeiden im Stande sind, und wirklich vermeiden, was ihnen schaden kann. Aber die Kraft, welche diese Empfindsamkeit erweckt, und die, obwohl langsam, in vielen Fällen sie der Gefahr abwendet, ist noch ein Geheimniß.

Die Mimosa pudica oder Schampflanze (Sensitive), ist in diesem Betrachte ein überzeugendes Beispiel. Wie leise man auch ihre Blätter berühren mag, man sieht sie sogleich sich zurückziehen, sich verschliessen, wie wenn sie einen schädlichen Eindruck fürchtete.

Es gibt andere Pflanzen, deren Blätter sich plötzlich, ohne sichtbare oder materielle Ursache, in Bewegung setzen, wie z. B. das Hedissarum gygrans. Die Seitenbläschen, aus welchen jedes seiner Blätter besteht, bewegen sich abwechselnd von unten nach oben, dergestalt, daß sie bald durch ihre beiden entgegengesetzten Seiten, bald eine nach der andern sich berühren. Es ist schwer zu erklären, welches dieser Bewegung Zweck in der Oekonomie der Pflanze ist; denn er ereignet sich ohne sichtbare Mitwirkung zwischen den verschiedenen Bläschen.

Tägliche Erfahrung beweiset uns übrigens, daß die Pflanzen selbst die Mittel haben, gewisse Gefahren zu vermeiden. Wer hat nicht bemerkt, wie viele Blumen sich vor dem Regen oder am Abend verschliessen, wenn der Sonne wohlthätiger Einfluß nicht mehr auf sie wirkt? Die Sorgfalt, mit welcher mehrere

Schmarotzerpflanzen immer in eigenthümlicher Richtung emporklimmen, ist auch eine beachtungswerthe Thatsache.

Die Art und Weise, auf welche der Samen verschiedener Pflanzen sich verbreitet, ist wirklich wunderbar. Gedenken wir z. B. der Moose, die durch ihre spezielle Organisation wie durch ihre Befruchtungsweise ein besonderes Reich, in Mitte des großen Pflanzenreichs, zu bilden scheinen.

Die Kapseln der Moose, wenn sie blühen, sind mit einer kleinen Doppelfalte oder einem Häutchen versehen, das in einer mehr vorgerückten Epoche der Befruchtung sich ablöset, und eine Reihe Zähne, rings um die Kapsel, entblößt, welche man das Maul (Péristôme) nennt. Diese Zähne sind bei trockener Witterung dicht gegen einander gedrückt und verschliessen auf solche Weise die Oeffnung vollkommen. Die Samenkörner, welche, wenn sie auf einen von der Hitze ausgetrockneten Boden fielen, nicht keimen könnten, werden dadurch zurückgehalten. Wird die Witterung dagegen feucht, so öffnen sich die Zähne allmählig, und vergönnen den Körnchen, aus der Kapsel zu fallen.

Der Nepenthes distillatoria bietet ebenfalls einen sehr merkwürdigen Umstand dar. Man findet ihn in den Sümpfen Indiens, wo er nie vollkommen unter Wasser ist. Die Extremitäten seiner Blätter sind mit einer sonderbaren Zurüstung versehen, welche die Form eines Krugs, mit einer beweglichen Lippe, hat, und die gewöhnlich mit süßem Wasser angefüllt ist, welches durch der Pflanze Stengel, der zu diesem Zweck organisirt ist, erzeugt wird.

Die Botaniker sind nicht einig über den Gebrauch

dieser Behälter. Die meisten vermuthen jedoch, daß das in denselben befindliche Wasser zur Nahrung und Erfrischung der Pflanze dient, wenn das Erdreich von der Sonne ausgetrocknet ist.

Der Drosera (englische Gattung), welcher in den Sümpfen Großbritanniens wächst, verdient nicht weniger Aufmerksamkeit. Seine Blätter sind mit langen, schönen Fasern bedeckt. Setzt sich eine Fliege auf ein solches Blatt, so erheben sich die Fasern rings um dieselbe, ergreifen und erdrücken sie. Welches ist dieser auffallenden Eigenthümlichkeit Zweck? Sind die Fliegen dieser Pflanze schädlich, oder wird derselben Nahrungsstoff durch ihre Leichen vermehrt?

Man kann nicht die Sorgfalt betrachten, mit welcher die Natur Alles zur Beschützung der Befruchtungsorgane eingerichtet, ohne vom größten Erstaunen hingerissen zu werden. In einigen Gattungen der Familie der Liliengewächse sieht man, bald nachdem die Blume sich geöffnet, die Staubfaden sich paarweise dem Staubweg nähern und diesen sich dergestalt jenen zuneigen, daß er mit Leichtigkeit den Blumenstaub empfangen kann, welchen sie ihm zuschleudern. Man kann denselben Umstand auch bei dem Parnassia palustris (Parnaßrasen) beobachten.

Eben so, wenn man im Sauerdorn die Staubfaden im Innern gegen ihr äusserstes Ende mit einer Nadel berührt, sieht man dieselben sich alsobald ausdehnen, mit ihrer Staubkolbe gegen den Staubweg schlagen und ihn befruchten.

Die Amaryllis formosissima zeigt einen klaren, durchsichtigen Tropfen, der am Morgen dem Staubwege zu entsteigen scheint, und der am Abend von

Neuem verzehrt wird, nachdem er den Blumenstaub in sich aufgenommen, dessen Körnchen, welche sich in Gestalt eines leichten Dunstes auf ihn hinabsenken, ihn leicht trüben kann, aber nach Verdünstung der Flüssigkeit wieder auf dem Staubwege sich befinden.

Die zahlreichen Insekten, welche das Innere der Blumen durchbohren, erleichtern bei mehr als einer Veranlassung des Staubwegs Befruchtung. Die Biene und die verschiedenen Schmetterlingsgattungen, welche im Sonnenlicht schimmern und so leicht auf den Blumen zu ruhen scheinen, tragen nicht wenig dazu bei, dies große Begehen der Natur zu begünstigen, und beweisen, welche Uebereinstimmung sie in ihre verschiedenen Werke zu bringen gewußt.

Die Sonnenblume gewährt uns noch ein auffallendes Beispiel von jener den Pflanzen eigenthümlichen Empfindsamkeit, deren Zweck uns in einigen Fällen entgeht, deren Wirkung jedoch nicht geläugnet werden kann. Ihr Stengel scheint dergestalt gebildet, daß er sich mit großer Leichtigkeit umwenden kann. Von Aufgang bis zu Untergang der Sonne macht die Hitze derselben ihren Einfluß auf die zackigen Einschnitte dieser Pflanze, welche den Rand ihrer Scheibe umfassen und ihr so zu sagen als Flügel dienen, geltend, und wendet dieselbe ihrem Lichte zu, wonach sie, durch ihres Stengels alleinige Elastizität, ihre erste Stellung wieder einnimmt, um bereit zu sein, die ersten Strahlen der erstehenden Sonne zu begrüßen.

Die Kelche haben, in einigen Fällen, eine ausserordentlich zarte Organisation, wovon das Veilchen ein schönes Beispiel darbietet. Die Samenkörnchen der Klasse Syngenesia sind in ihrer Reife so leicht,

daß der mindeste Windhauch sie auf eine ungeheure Strecke von dem Orte, wo sie entstanden, entführen kann.

Dieser Leichtigkeit der Samenkörnchen ist es auch zuzuschreiben, daß die nacktesten Felsen sich nach einiger Zeit mit angenehmem Grün bekleiden. Moose und Flechten keimen zuerst, indem sie sich in den Spalten festklammern. Viele Generationen dieser Pflanzen verschwinden, bevor die Ueberreste, welche ihre Verwesung erzeugt, im Stande sind, Gräser zu nähren. Bald erscheinen dann auch diese; die Vegetation vermehrt sich von Jahr zu Jahr, bis Gesträuche und Bäume, mit Hilfe der Vögel, gepflanzt werden, und was früher ein vollkommen nackter Felsen war, bedeckt sich mit üppigem Grün und schattiger Waldung.

Schwebende Gärten in Irland.

Obgleich Limerick, Hauptstadt der Grafschaft dieses Namens, am Shannon in Irland, wenig öffentliche, dem Genusse der Einwohner vorbehaltene Anstalten hat, befindet sich dennoch daselbst eine in den drei vereinigten Königreichen, wie vielleicht im ganzen Europa, in ihrer Art einzige Merkwürdigkeit.

Ein Privatmann, Namens William Roche, hatte 1808 die Idee, nahe bei seinem Hause schwebende Gärten zu erbauen. Er führte zuerst mehrere Wölbungen auf, deren Inneres er als Magazine benutzte. Die Höhe derselben über dem Straßenpflaster ist zwischen 25 und 40 Fuß. Auf diesen Gewölben wurden

drei Terrassen in Amphitheaterform erbaut. Die höchste derselben ist mit warmen Gewächshäusern versehen. Die Pflanzen befinden sich unter gläsernen Glocken und werden von Wärmröhren bestrichen. In einigen dieser Gewächshäuser werden mit Erfolg die Rebe, Ananas, Pfirsich u. s. w. kultivirt. In andern findet man Orangenbäume und andere Pflanzen südlicher Länder. Jedes warme Gewächshaus steht überdem mit einem gewöhnlichen in Verbindung.

Die mittlere Terrasse ist für hohe Pflanzen und Fruchtbäume bestimmt. Auf der untersten kultivirt man Blumen jeder Art, unter denen sich die Melonen- und Gurkenbeete befinden. Eine vier Fuß breite Treppe führt von einer dieser Terrassen zur andern. Die Seiten-Terrassen sind 150 Fuß lang und 30 Fuß breit; die in der Mitte ist 180 Fuß lang und 40 Fuß breit, und die untere ist 200 Fuß lang und 100 Fuß breit, den zu den Melonen bestimmten Raum nicht mit inbegriffen, der 80 Geviertfuß mißt. Das Ganze nimmt einen Raum von mehr als einem englischen Acre ein.

Die Vorderseite dieses sonderbaren Gebäudes ist 200 Fuß lang. Die oberste Terrasse erhebt sich bis auf 70 Fuß über das Straßenpflaster. Von diesem Punkte hat man eine prächtige Aussicht über die Stadt und ihre mit schönen Landhäusern geschmückte Umgegend, die vom Shannonfluß durchschlängelt wird.

Die auf diesen Terrassen befindliche Erdschicht ist fünf bis sechs Fuß tief. Die Magazine im Innern der Wölbungen sind durch große, fest zusammengestützte, mit einem starken Kitt verbundene Steinplatten vor dem Eindringen aller Feuchtigkeit bewahrt, welche

unmittelbar durch Bleiröhren abgeführt wird. Ist die Witterung trocken, so kann man diese Röhren verstopfen und die Feuchtigkeit zurückhalten, die alsdann über den ganzen Garten verbreitet wird. Das Regenwasser wird in besondern Zisternen aufgefangen und allmälig verbraucht. Der Dünger wird durch besondere Maschinen vertheilt.

Dieser merkwürdige Bau hat 15,000 Pf. Sterling (180,000 rhein. Gulden) gekostet. Der Eigenthümer bezieht, ausser dem Ertrag der auf denselben befindlichen Gärten und Gewächshäuser, davon noch den Vortheil, daß er die Magazine vermiethet, für welche ihm von der Regierung jährlich 300 Pf. Sterling (3600 rhein. Gulden) bezahlt werden. Man kann mehr als 2000 Fässer Wein darin unterbringen. Die Natur ihrer Bauart schützt sie gegen Feuersgefahr, und ihre Festigkeit bewahrt sie vor Einbrüchen, während die Gleichförmigkeit ihrer Temperatur die Verdünstung der darin befindlichen Flüssigkeiten verhindert.

Die auffallende Aehnlichkeit zwischen den Gärten Roche's und den berühmten schwebenden Gärten, welche die Königin Semiramis zu Babylon erbauen ließ, veranlaßt uns, ihre Beschreibung mitzutheilen.

„Diese Gärten, welche von den Griechen als eines der Weltwunder betrachtet wurden, bildeten ein regelmäßiges Viereck, von dem jede Seite 400 Fuß lang war. Sie bestanden aus mehrern breiten, über einander befindlichen, amphitheatralischen Terrassen, von denen die erhabenste an Höhe der Stadtmauer gleichkam. Man gelangte von einer Terrasse zur andern auf einer 10 Fuß breiten Treppe. Die Gesammtmasse

ruhete auf großen über einander sich erhebenden Wölbungen und einer Mauer von 22 Fuß Dicke, die sie auf allen Seiten umschloß. Der oberste Theil dieser Wölbungen war mit 18 Fuß langen und 4 Fuß breiten Steinplatten bedeckt. Ueber denselben befand sich eine, mit einer großen Menge Erdpech überschüttete Rohrlage, und über derselben zwei Lagen Backsteine, die durch einen sehr starken Mörtel zusammengehalten wurden. Das Ganze war mit Bleiplatten bedeckt, über welchen sich erst die Erde befand. Es war unmöglich, daß so viele Schichten von des Gartens Feuchtigkeit durchdrungen werden konnten.

„Die Erde auf den Terrassen war so tief, daß die größten Bäume dort Wurzel fassen konnten. Man zählte deren eine so bedeutende Menge, daß die schwebenden Gärten von fern ein Wald zu sein schienen. Auf der höchsten Terrasse befand sich eine Pumpe, die nie versiegte und deren man sich zur Bewässerung des Gartens bediente. Inner dem Raum zwischen den Wölbungen waren große, prächtige Gemächer angebracht, von denen man eine entzückende Aussicht hatte."

Obgleich die Gärten der Königin Semiramis die des Irländers Roche bei weitem übertreffen, sind diese letztern dennoch nichts desto weniger bemerkenswerth. Ueberdem hält ein tröstender Gedanke, unsers Erachtens, jener eiteln, despotischen Pracht auf genügende Weise das Gleichgewicht. Jene so berühmten Denkmäler des Alterthums waren eine Art Plage für die Nation, in Mitte derselben sie sich erhoben; denn sie waren größtentheils mit dem Schweiße wie mit den Schätzen eines in Sklaverei schmachtenden Volkes er-

baut, während die in unsern Tagen, nicht von Königen, sondern von bloßen Privatpersonen aufgeführten, wirkliche Wohlthaten für die Gesellschaft sind. Sie verleihen den Künsten einen edeln Schwung, setzen bedeutende Summen in Umlauf, und gewähren allen Handwerkerklassen eine einträgliche Beschäftigung.

Des Teufels Spaziergang.

Witzspiel von Coleridge und Southey.

An einem schönen Morgen erhob sich der Teufel von seinem Pech- und Schwefellager, um einen Spaziergang nach seiner kleinen hübschen Meierei, der Erde, zu machen, und zu sehen, was die Narren und klugen Leute allda thun.

Wie war Se. Exzellenz gekleidet? fragt man. Er war in seinem Sonntagsstaat, mit seinem rothen Leibrock und blauen, kurzen Hosen, an deren Hintertheil ein Loch ist, um den s. v. Schweif passiren zu lassen.*)

Er ging über Berg und Thal, durchschritt behaglich die Ebenen, und bewegte mit Grazie seinen Schweif, gleich einem hübschen Stutzer, der mit seinem Spazierstock die Luft durchschneidet.

Er ging von einem Cottage (Landhaus), mit doppelter Kutschenthür, vorüber, einer jener großen Herren-Hütten, und fletschte die Zähne vor Wonne, denn

---

*) Man vergleiche mit dem Aufsatze: „Gegenwärtiger und früherer Zustand der Hölle und der Zauberei" im zehnten und eilften Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werks.

sein Lieblingslaster ist Hochmuth im Gewande der Einfachheit.

Er sah einen Advokaten, der einer Viper, auf einem Misthaufen bei seinem Stalle, den Kopf zertrat. Und der Teufel stutzte bei diesem Anblick; denn er gedachte der Geschichte von Kain und Abel.

Ein Arzt besuchte seinen Kranken, auf einem weißen Pferde reitend. Und bei seinem Anblick erinnerte sich der Teufel an seinen alten Freund, den Tod auf dem falben Pferde in der Apokalypse.

Er trat in die Hauptstadt, und verweilte vor eines reichen Buchhändlers Laden. Guten Tag, lieber Freund, sagt' er zu ihm, wir sind Vettern; denn auch ich predigte einst, unter der Gestalt eines Seeraben, auf dem Baum der Weisheit.

Er sah in einem Gefängnisse den Kerkermeister einem Diebe Handschellen anlegen. Mit welcher Geschicklichkeit, sagte er, ein Mensch seine Finger spielen läßt, wenn er nur ein wenig Gewohnheit hat. *)

Er sah denselben Kerkermeister einen andern Gefangenen in Freiheit setzen, ohne dabei sich zu übereilen, und schlug ein Gelächter auf, denn er erinnerte sich an unsere lange Debatten über Abschaffung der Sklaverei.

Längs der Themse hingehend, sah er ein Schwein, das dem Strome folgte. Das Schwein schwamm gut, aber bei jedem Stoß durchschnitt es sich selbst die Gurgel.

Der Teufel triumphirte über diese Art, Schweine

---

*) Dieser Witz ist etwas dunkel.

zu tödten. So, sagte er, vernichten sich selbst mein Sohn und mein Enkel: Krieg und Steuer.

Er begegnete Lord...., und erstaunte über seine Aehnlichkeit mit ihm. „Ich würde in der That glauben“, sagte er, nicht ohne unwillkührliches Beben, „daß ich vor einem Spiegel wäre, hätte ich nur den Rahmen bemerkt.“

Er sah einen Minister (einen Minister nach seinem Herzen) in eine gewisse Kammer treten, eine Mehrheit hinter sich. Und der Teufel führte eine Stelle der Genesis an; denn er erinnerte sich, wie Noah in die Arche eingezogen.

Als er den General *** und sein Kupfergesicht sah, wich er erschrocken zurück; denn der arme Teufel bildete sich ein, daß er ein General-Feuer vor sich erblicke.

Kurzer Abriß der politischen Geschichte Litthauens, seit seiner Vereinigung mit Polen im Jahr 1386 bis zu seiner Insurrektion im J. 1831.

Eine ehemals mächtige freie Nation, später zerstückelt, unterdrückt, vernichtet, hat lange, lange Jahre nur in ihren geschichtlichen Erinnerungen gelebt. Aber wenn einerseits Polen auf der Namenliste der europäischen Mächte ausgestrichen war, haben anderseits seine Bewohner, die jederzeit und unter allen Umständen sich tapfer, heldenmüthig, rechtschaffen, edelmüthig und beharrlich gezeigt, allen übrigen Völkern eine lebhafte Sympathie, eine hohe Meinung von ihrer Karakterstärke eingeflößt.

Aller traurigen Umtriebe, Verleumdungen, offenen Gewaltthätigkeiten und geheimen Verraths ungeachtet, welche die dreifache Theilung des alten Polens herbeigeführt und geleitet *); aller Leiden ungeachtet, welche den Polen auf ihrer militärischen Auswanderung zu Theil geworden, während welcher sie überall für die Freiheit und für ihres Vaterlandes Sache zu kämpfen glaubten, der Bemühung der theilenden Mächte ungeachtet, die ihnen zugefallenen Provinzen des polnischen Reichs zu entnationalisiren und ihre Bewohner allmälig in Deutsche oder Russen zu verwandeln; der härtesten Beschimpfungen, Strafen und Verfolgungen ungeachtet, so wie der Spionirung, welche

*) M. s. den Aufsatz: „Geschichte der Theilung Polens u. s. w.“, im vierten Theile dieses Jahrgangs der Bibliothek.

man bis auf das häusliche Leben der Familien anwendbar machen zu müssen glaubte; endlich aller der Springfedern ungeachtet, deren man sich bedient, um diese freien, stolzen Seelen zu unterjochen, sind alle Polen, mit einigen wenigen Ausnahmen, rein, unerschütterlich, unzugänglich der Verführung wie der Furcht geblieben, immer entschlossen, für ihr theures, ruhmwürdiges Vaterland zu sterben.

Siebenzig Jahre der Prüfung, des Ungemachs jeder Art, untermischt mit bewunderungswürdigen Waffenthaten und bürgerlicher Dahingebung, schienen das unglückliche Polen in tiefe Lethargie versenkt zu haben. Man setzte voraus, daß nach zwei unter dem Einflusse der in Regierungsform und in das nationale Erziehungssystem eingeführten Veränderungen, beherrscht durch der Gewohnheit Macht, das gegenwärtige Geschlecht ruhig, gleichgültig Alles geschehen lassen, und durch kalte Untheilnahme der fremden Eroberer Macht befestigen werde.

Hier und da in der Fremde hofften wohl einige Personen die Wiederherstellung der polnischen Macht. Aber die Stimme der öffentlichen Meinung qualifizirte jede Erhebung gegen den russischen Koloß als unmöglich. Man sagte, man wiederholte unaufhörlich, daß „mit seinen großen Ebenen, ohne natürliche Vertheidigungsmittel, mit seinen kleinen, wenig bevölkerten Städten ohne Mauern, mit der Sklaverei seiner Bauern, seiner Unzahl von Juden und seinem Mangel genügender pekuniärer Hilfsmittel Polen nicht hoffen könne, sich zu befreien, ausgenommen in dem Fall, wo ein allgemeiner Völkerkrieg es wieder erhebe.“

Und bald nachdem diese Behauptung als unwider-

sprechlicher Grundsatz aufgestellt worden, widerlegte Polen, durch seine alleinige Erhebung, alle Prophezeihungen der Publizisten und Diplomaten auf eine eben so energische als überraschende Weise.

Kaum war die Nachricht von den Julibegebenheiten zu Paris nach Warschau gelangt, so beschlossen die Polen, hingerissen durch dies große Beispiel, ohne auf fremde Vermittelung zu rechnen, auf die Wiedererlangung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit hinzuarbeiten. Die Thätigkeit der Patrioten verdoppelte, die geheimen Gesellschaften vermehrten sich, und aller Soldaten und Spione des Zaarewitsch Konstantin ungeachtet, erhob sich des Landes Hauptstadt. Die Provinzen, eine nach der andern, befolgten ihr Beispiel. Der Reichstag versammelte sich und redigirte ein ewig denkwürdiges Manifest, das sich mit folgenden Worten beendet:

„Wenn selbst in diesem Kampfe, dessen Gefahren wir uns nicht verbergen, wir allein für die Interessen „Aller“ streiten sollten: voll Vertrauen in die Heiligkeit unserer Sache, in unsere persönliche Tapferkeit und in den Beistand Gottes werden wir dennoch bis zum letzten Hauch für die Freiheit kämpfen. Und wenn die Vorsicht diesen Boden zu beständiger Knechtschaft bestimmt, wenn in diesem letzten Kampfe die Freiheit Polens ersticken soll: unter den Trümmern seiner Städte, unter den Leichen seiner Vertheidiger wird unser Feind doch nur über eine Wüste herrschen, und jeder gute Pole wird sterbend den Trost mit sich nehmen, daß, wenn der Himmel ihm nicht vergönnt hat, sein eigenes Vaterland zu retten, er wenigstens durch seinen Kampf auf Leben und Tod die bedrohte

Freiheit Europa's noch für einige Augenblicke erhalten hat."

Schien die gegenwärtige Revolution Polens auch anfänglich plötzlich, war sie dennoch seit Langem vorbereitet. Die „patriotische Gesellschaft" war auf einer breiten Basis organisirt, und ihre Mitglieder gehörten zu allen Theilen des alten Polens *). In indirekter Berührung mit den russischen Patrioten, wurde sie entdeckt, als die russische Verschwörung bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus fehlgeschlagen; die Mitglieder sahen sich genöthigt, fernerhin mit ausserordentlicher Vorsicht zu verfahren.

Während man einerseits in Polen auf Erhaltung der polnischen Nationalität und Sprache hinarbeitete, lenkten mehrere im Auslande wohnende Polen, durch interessante Werke, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dies unglückliche Land. Mizkiewitz gab zu Moskau seine Volkslieder heraus, die selbst der Russen Bewunderung erregten. Lach-Szyrma verfaßte in England ein merkwürdiges Werk über die neuere Literatur Polens, in welche die Politik geschickt verflochten war. Mehrere Polen aus dem Großherzogthum Posen stifteten zu Berlin eine polnische Nationalbibliothek. Zaydler, zu Florenz wohnhaft, lehrte den Italienern Polen unter wissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung kennen. Am meisten aber trugen die in Frankreich wohnenden Polen zur Erhaltung der alten Sympathie zwischen der französischen und

*) Man vergleiche mit dem Artikel: „Politischer Zustand des Königreichs Polen, seit seiner Wiederherstellung bis zum 29. November 1830", im zweiten und dritten Bande des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

polnischen Nation bei. Die Denkwürdigkeiten Michel Oginski's und die Geschichte der polnischen Legionen in Italien machten einen großen Eindruck. Die historischen und literarischen Arbeiten Morawski's, besonders Podzaszynski's, verbreiteten ein helles Licht über die alten Annalen Polens, wozu sich die Arbeiten der Brüder Oleszczynski und Sowinski's, so wie eine Menge Uebersetzungen aus allen Sprachen gesellten, die nicht wenig dazu beitrugen, das polnische Volk zu erheben und seine Nationalität zu erhalten.

Unter solchen Auspizien begann die polnische Revolution von 1830. Die Jugend der Militärschule und der Universität, so wie ein Bataillon Sappirer und das seitdem so berühmte vierte Linieninfanterieregiment, gaben das Zeichen zu einer Insurrektion, die bald allgemein wurde. Die Diktatur, welche man anfänglich nothwendig gehalten, wurde bald wieder beseitigt, und eine wirklich nationale Regierung leitete von nun an Polens Geschick. Die drohenden Proklamationen von Petersburg dienten nur dazu, die Energie der Nation zu heben, und die ganze streitfähige männliche Bevölkerung bereitete sich zum Kampfe. Vier Millionen Einwohner stellten sich einem Monarchen entgegen, der über fünfzig Millionen gebot.

Dies ungeheure Mißverhältniß beugte den Muth der Polen nicht. Sie fanden in ihrer Tapferkeit, in ihrer Ausdauer die nothwendigen Hilfsmittel, um mit Erfolg den Armeen des Autokrators sich entgegenstellen zu können.

Blut floß stromweis. Aber das erste Unternehmen der russischen Armee schlug fehl. Sie war genöthigt, auf

die Offensive zu verzichten und die Defensive zu ergreifen. Sechs Monate verflossen seitdem, ohne daß ein entscheidender Streich geschehen konnte.

Wenn Polen, der neuerdings über dies Land erschienenen Werke ungeachtet, noch nicht genau bekannt ist, muß man von Litthauen, dessen Geschichte noch viel weniger verbreitet ist, sagen, daß es beinahe gänzlich unbekannt ist.

Man setzt im Allgemeinen voraus, daß dies Land immer zum russischen Reiche gehört, und daß es nur in gelegenheitlicher Verbindung mit Polen gestanden. Nichts ist falscher als dieser Glaube. Die einfache Wahrheit ist, daß während fünfhundert Jahren Litthauen freiwillig sein Geschick mit dem des Königreichs Polen verbunden, und daß es nur ungern sich unter den russischen Zepter gebeugt.

Wichtiger noch ist es, unter den gegenwärtigen Umständen, zu wissen, daß diese alte Sympathie, welche beständig die beiden Völker verbunden, immer noch besteht; daß, der Zerstückelung ungeachtet, immer noch derselbe Nationalgeist Litthauer wie Polen belebt.

Diese Beobachtung ist von großer Wichtigkeit, indem von der ebengedachten Gesinnungsübereinstimmung gewissermaßen das ganze Heil Polens abhängt. Wir wollen es versuchen, einiges Licht auf die politische Geschichte dieses interessanten Zweiges der großen slavischen Familie zu verbreiten.

Lange war Litthauen eine unabhängige, von seinem eigenen Großfürsten regierte Macht, als es sich im Jahr 1386 zum ersten Male mit Polen verband, und 1569 mit demselben in einen Körper sich ver-

schmolz, dergestalt, daß es bis 1759 im politischen Zustande die dritte Provinz der monarchischen Republik bildete.

Aus den Woywodschaften Wilna und Troki, den Herzogthümern Starostie und Samogitien, aus Nowogrodek, Brzesk-Litewski, Minsk, Polozk, Witebsk, Mizislaw und Smolensk bestehend, lehnte sich das Großfürstenthum im Norden an Kurland, Semigallien, polnisch Liefland und die Provinz Groß-Nowogrod; im Osten an Rußland; im Süden an die Ukräne, an Wolhynien und Chelm; im Westen an die Ostsee, das Herzogthum Preussen, an die Woywodschaften Podlachien und Lublin *).

Sein Wappen, in einem galoppirenden Reiter nebst dem weißen polnischen Adler bestehend, war immer mit dem der Republik auf allen Siegeln, Stempeln, Fahnen, den öffentlichen Gebäuden und dem Gelde vereint, bis äussere Gewalt und innerer Verrath dieses seit Jahrhunderten bestehende nationale Familienband zerrissen. Es stand 1812 auf kurze Zeit

*) Nach den drei Theilungen bildeten die polnisch-russischen Provinzen folgende Gouvernemente:

Gouvernement.	Bevölkerung.	Hauptorte.	Bevölkerung.
1. Wilna	1,357,000	Wilna	60,000
2. Grodno	868,000	Grodno	8,000
3. Minsk	1,160,000	Minsk	20,000
4. Witebsk	935,000	Witebsk	15,000
5. Mohilew	945,000	Mohilew	14,000
6. Volhynien	1,496,000	Zitomierz	8,000
7. Podolien	1,462,000	Kaminietz	6,000
8. Ukräne	1,130,000	Kiow	30,000
9. Bialystock	225,000	Bialystock	5,000
10. Kurland	600,000	Mittau	13,000
Im Ganzen	10,177,000		

wieder neben dem polnischen; aber nochmals getrennt, konnte es erst zu Anfang 1831 mit ihm sich vereinigen.

Alten Volkssagen zufolge landete um das Jahr 900 unserer Zeitrechnung, auf der Küste Samogitiens, zwischen Memel, Polangen und Libau, eine Kolonie Italiener, die eine gewisse Zivilisation und zu gleicher Zeit eine Menge lateinischer Wörter in der litthauischen Sprache verbreitete. Jene Flüchtlinge nannten sich Palaemon-Libo, Julian Dorsprungo, Prosper und Cäsar Colonna, Hektors und Urs Rosa.

Von diesen italienischen Familien stammten mehrere souveräne Dynastien ab, welche das eigentliche Litthauen und Samogitien beherrschten. Es gibt jetzt noch bürgerliche Familien, besonders in Samogitien, welche die Namen Junius, Lucius, Plinius, Mucius, Livius und andere ähnliche tragen. Demungeachtet wird das Erscheinen Palaemons in dieser Gegend von mehrern geschichtlichen Kritikern als eine Fabel betrachtet. Es ist jedoch ausser allem Zweifel, daß die Herulen oder Gierulen den ersten Punkt der Geschichte Litthauens bezeichnen. Dies Volk ist dasselbe, welches im fünften Jahrhundert, nachdem es unter Odoaker Italien überschwemmt, sich auch am Ufer der Ostsee ansiedelte, an der Stelle, wo jetzt Ostpreussen, Litthauen, Samogitien und Kurland sich befinden.

Die Litthauer wurden anfänglich von den Russen unterjocht, warfen jedoch im zwölften Jahrhundert ihr Joch ab und machten sich unabhängig. Im dreizehnten Jahrhundert, als einerseits die Tataren die russischen Staaten verheerten, bemächtigten die Litthauer sich anderseits der Provinzen Grodno, Brzesk und Dohizyn, und drangen bis zu den Ufern des

Prypek und der Stadt Mozyr vor. Im Norden trugen sie ihre siegreichen Waffen bis zur Dzwina und bis zur Stadt Polozk. Unter Mizislaw Romanowitsch erklärten ihnen 1220 die Russen den Krieg. Sie wurden aber an der Jasiolda geschlagen, und genöthigt, sich zurückzuziehen, wonach die Litthauer ihre Eroberungen durch die Besatzung von Pinsk und Turow vermehrten.

Ringold zuerst legte sich 1235 den Titel Großfürst von Litthauen bei. Mindow oder Mendog, der dem Papst versprochen, sich der christlichen Lehre zuzuneigen, wurde 1252 zu Nowogrodeck zum König von Litthauen gekrönt. Aber bald nachher kehrte er wieder zum Heidenthum zurück und starb 1263. Von 1283 bis 1315 beherrschten die Herzoge Lutuwer und Witenes das Land. Die größte Macht Litthauens schreibt sich jedoch aus dem 14. Jahrhundert her, als Gedymin die Zügel der Regierung ergriff.

Entschlossen, die russische Macht zu beugen, welche Litthauen beständig bedrohete, rückte dieser Fürst dem Feinde entgegen, schlug ihn an der Pirna, bemächtigte sich Wolhyniens, Kiows, Severiens und anderer Länder, und dehnte seine Grenzen bis Putywel, am Seim (dem jetzigen Gouvernement Kursk) aus. Als er 1340 auf dem Schlachtfelde zu Wielona, am Niemen, fiel, begann die tatarisch-russische Macht die Verheerung Podoliens. Aber Olgerd, Gedymins Nachfolger, kam seinen beiden Neffen Koryatowitz, welche diese Provinz besaßen zu Hilfe, schlug die Tataren in offener Feldschlacht, und vergrößerte Litthauen bis zum Don und zum schwarzen Meer.

Um sich einen Begriff von Litthauens damaliger

Größe zu machen, ist es genügend, desselben Theilung unter Gedymins Söhne anzudeuten. Monwid erhielt Kiernow und Slonim; Narymond, Pinsk, Mozyr und einen Theil von Wolhynien; Olgerd, Krewo, des Herzogthums alte Hauptstadt, und das ganze Land bis zur Beresina; Kieystat, Samogitien, Troki und Podlachien; Lubar, den Ueberrest Wolhyniens und Webdzimierz; Koryat, Nowogrodek und Wolkowysk; Jawnut, Wilna, Oszmiana, Wilkomierz und Braszlaw. Der letzte war zuerst Nachfolger seines Vaters. Nach seinem Tode stellte sich Olgerd an die Spitze der Regierung.

Olgerd war der mächtigste aller litthauischen Souveräne. Die Republiken Pskow und Nowogrod erkannten ihn 1346 und 1349 als ihr Oberhaupt. Die Tataren von Perekop, in der Krimm, wurden seine Vasallen. Im Osten lieh er dem Herzog von Twer seinen Beistand, und zerbrach dreimal, in den Jahren 1368, 1370 und 1373 sein Schwert an den Mauern Moskau's, dessen er sich endlich bemächtigte. Herzog Kieystadt unterstützte aus allen Kräften seinen Bruder bei seinen Eroberungen. Olgerd hinterließ sein mächtiges Reich Jagelon, einem seiner 13 Söhne.

Dieser bestieg 1381 den Thron, trat ihn bald nachher an seinen Vetter Withold ab, setzte 1386 die königliche Krone der Piaste auf sein Haupt, vermählte sich mit der schönen Hedwig, und veranlaßte die Vereinigung Litthauens und Polens.

Drei Jahre später gab er einem seiner Brüder die Krone von Severien, und ernannte den andern zum Vorstand der Republik Groß-Nowogrod. Während dem wurde sein Vetter Withold in seinen neuen Be-

sitzungen von den Tataren angegriffen. Er schlug sie, jagte einen Theil über den Don, und verpflanzte die, welche in seine Hände fielen, in verschiedene Theile Litthauens, wo, statt sie zu Sklaven zu machen, er ihnen Ländereien anwies, und ihnen die freie Ausübung ihrer Religion zusicherte. Die Nachkommen dieser Tataren sind es, die 1794 während dem Unabhängigkeitskriege, 1812 und 1831 mit so großer Tapferkeit gegen die Russen gestritten.

Auf solche Weise gelangte Withold nicht allein zum Besitz der ehemaligen tatarischen Länder, er machte auch die übrigen kleinen trans-borysthenischen Zaaren von sich abhängig. Er wendete sodann seine Waffen nach Norden, und zwang die dort gelegenen Republiken, deren Anhänglichkeit ihm verdächtig geworden, sich vor ihm zu neigen, und seine Oberherrlichkeit anzuerkennen.

Zu dieser Zeit hatten Polen und Litthauen eine so hohe Macht gewonnen, daß die Herzoge von Masowien und Rußland, der Zaar von Moskau, Basil, der von Twer, Borys, der von Riäzan, Oleg, die kleinen Zaaren von Perekop und an der Wolga, der Großmeister der deutschen Ritter, und selbst der deutsche Kaiser Sigismund, nebst seiner Gemahlin und mehrern Fürsten, so wie Erich, König von Dänemark und Schweden, und die Gesandten des griechischen Kaisers Palaelog, sich 1428 zu Wladislaus Jagellon, nach Luzk, in Wolhynien, begaben, um daselbst einen allgemeinen Kongreß zu halten, auf welchem man sich über den Krieg gegen die Ottomannen berieth, und wo der deutsche Kaiser sich

vergebens bemühete, durch seine Intriguen zwischen Jagellon und Withold Zwist zu erwecken.

Withold starb 1430. Kasimir Jagellon, Wladislaus Nachfolger, regierte zwar noch mit Prunk; aber schon nahete sich die Zeit, wo die Türken auf der einen Seite sich Tauriens bemächtigten, während eine neue moskowitische Macht die nördlichen und östlichen Theile Rußlands sich unterwarf und Litthauen in engere Grenzen beschränkte.

Dieser Gebietverlust schwächte jedoch die zwischen Polen und Litthauen herrschende Eintracht nicht; er gab ihr im Gegentheil eine neue Stärke. Nach dem ersten Bundesvertrag im J. 1386, wurde in dem Flekken Horodlo 1413 ein Reichstag gehalten, welcher eine vollkommene Gleichheit zwischen den Litthauern und den Polen, hinsichtlich ihrer Fähigkeit zu Bekleidung aller Aemter, und in Betracht der Gesetze, so wie die Vereinigung des Wappens beider Völker, feststellte. Derselbe Reichstag bestimmte auch, daß der Großfürst von Litthauen von dem König von Polen zu ernennen sei, und daß, wenn dieser letzte ohne Kinder, oder ohne regierungsfähige Nachkommen sterbe, die Polen nur in Uebereinstimmung mit den Litthauern einen neuen König erwählen könnten.

Der 1413 geschlossene Bund wurde 1499 erneuert, und man fügte dem Vertrage bei, daß die Litthauer künftighin ihren Großfürsten nicht ohne Zustimmung der Polen erwählen könnten, eben so wenig als die Polen ihren König ohne Theilnahme der Litthauer.

Die Schwertritter unterwarfen sich 1561, nebst dem ihnen zustehenden Theil Lieflands, der Herrschaft des Königs von Polen, als Großfürst von Litthauen,

und der neue Herzog von Kurland wurde ebenfalls sein Vasall. Endlich 1569, unter Sigismund August, hielten die verbündeten Polen und Litthauer zu Lublin einen Reichstag, auf welchem das Großfürstenthum vollkommen mit dem Königreich Polen vereint wurde, dergestalt, daß beide Länder in Zukunft nur einen Staat, unter einem und demselben Fürsten bilden sollten, der übereinstimmend von den beiden Nationen, unter dem Doppeltitel König von Polen und Großfürst von Litthauen zu erwählen sei.

Man bestimmte auch, daß die Reichstage zu Warschau gehalten, daß die beiden Völker nur einen Senat, nur eine Kammer für ihre Landboten oder Deputirten haben, und daß ihre Münzen übereinstimmend, endlich, daß ihre Bundesverträge und Vergleiche mit andern Nationen in ihrem gemeinschaftlichen Namen geschlossen werden sollten.

Die Feldzüge von Moskau, unter Sigismund III, Wladislaus IV und Stephan Batory, bewiesen zur Gnüge, daß die Litthauer in Tapferkeit hinter ihren Brüdern, den Polen, nicht zurückstanden. Man fand sie immer zu allen Opfern bereit, wenn es um das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes zu thun war.

In den Gesetzen von 1573, 1677 und 1685 wurde bestimmt, daß jeder dritte Reichstag in Litthauen, zu Grodno, gehalten werden solle. Man nahm jedoch von dieser Regel die ausserordentlichen, die Wahl- und die Krönungs-Reichstage, aus. Die polnischen und die litthauischen Gesetze erhielten 1797 durchaus gleiche Kraft und Autorität.

In der glorreichen Epoche der konstituirenden Versammlung gaben die Litthauer die überzeugendsten Be-

weise ihrer Anhänglichkeit an die polnische Sache. Als sie die Gewißheit erlangten, daß im gemeinschaftlichen Interesse, und um der neuen Regierungsform, welche man durch den Reichstag von 1788 feststellen wollte, eine größere Stärke zu verleihen, es nothwendig sei, die Beziehungen zwischen Litthauen und der Krone, oder dem großen und kleinen Polen, noch inniger zu machen, um aus den drei Provinzen einen einzigen mächtigen Staat zu bilden, und alle Unterscheidungen zu beseitigen, welche bisher zwischen den Polen und den Litthauern existirt: opferten sie freiwillig die Privilegien auf, welche sie früher mit so großer Hartnäckigkeit vertheidigt, und verzichteten ohne Schwierigkeit auf das Recht, eine eigene Armee und einen besondern Schatz zu haben. Sie gaben ohne Rückhalt ihre Einwilligung zu einer unbedingten Vereinigung mit den beiden andern Provinzen.

Die ganze Welt war Zeuge des Heldenmuths, den die Litthauer in der Konföderation von Bar, von 1768 bis 1772, zeigten, so wie in den Feldzügen von 1792 und 1794, gegen die fremde Eroberung. Die Litthauer unterlagen, aber nur mit dem ganzen Polen, von denselben Trümmern begraben, wie sie jetzt gemeinschaftlich mit ihren alten Bundesbrüdern sich wieder erheben, um mit ihnen zu leben oder zu sterben.

Wie viele Litthauer sah man nicht unter den polnischen Patrioten, die eine Zuflucht in Frankreich, in Italien, in der Türkei gefunden, wo sie auf die Wiedererhebung ihres Vaterlandes hinarbeiteten? Wie viele derselben befanden sich nicht unter den Fahnen Dombrowski's in Italien, unter denen Kniaziewitz's an der Donau? Sah man nicht 1812 mehr als 12,000

Litthauer herbeieilen, die mit ihren Brüdern von Wolhynien, Podolien und Ukräne zu der Armee des Großherzogthums Warschau stießen? Wie groß, wie erhaben war damals ihre Freude! Sie glaubten eine neue Aera ihres Vaterlandes zu begrüßen, und ohne Napoleons Verblendung hätte sie gewiß begonnen. Der litthauische Reiter war wieder mit dem weißen Adler vereint.

Aber der verhängnißvolle Rückzug von Moskau vernichtete alle ihre Hoffnungen. Das Königreich Polen wurde 1815 erneuert. Die Reichstage zu Warschau von 1818, 1820 und 1825 blieben stumm über das Schicksal des Großfürstenthums Litthauen und der vom Dniester und Borysthen bewässerten polnischen Provinzen. Ein letzter hoffnungsvoller Blick des ganzen Litthauens wendete sich am 24. Mai 1829, bei der Krönung des Kaisers Nikolaus, auf Warschau. Aber seine Vereinigung mit Polen wurde auch da nicht in Rede gestellt. Dieser Umstand war eine der Hauptursachen der Explosion im November v. J.

Als Polen 1795 unter den Streichen seiner verbündeten Feinde erlag, wurden in den Theilen, welche den drei Mächten zufielen, alle bis dahin bestandenen gemeinschaftlichen Institutionen beseitigt, und die Eingebornen sahen sich von allen wichtigen Aemtern ausgeschlossen.

Indessen war das Benehmen Rußlands verschieden von dem Preussens und Oesterreichs. In den auf Katharina's Befehl besetzten Provinzen wurde das bürgerliche und kriminelle Statut Litthauens beibehalten, und den vom Adel erwählten Reichsmarschällen wurde ein gewisser Einfluß gelassen. Polen konnten zu

den höchsten Würden gelangen, und der Gebrauch der Landessprache wurde in den meisten öffentlichen Angelegenheiten beibehalten. Solche Zugestehungen gewannen Rußland die Zuneigungen mehrerer Polen, die mit Genugthuung sahen, daß der Sieger sie nicht ganz wie Sklaven behandelte.

Unter der Regierung Pauls I und seines Sohnes Alexander gewann die öffentliche Erziehung eine große Entwickelung. Das aufgeklärte Ministerium Zawadowski's und der unermüdliche Eifer des Fürsten Adam Georg Czartoryski, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rußland, Freund des Kaisers, und Kurator der Universität Wilna, leisteten diesem Theile Polens wichtige Dienste.

Die 1578 gestiftete und 1781 vergrößerte Universität Wilna erhielt 1803 eine vollkommenere Organisation, durch das kaiserliche Reskript vom 4. April, ein Denkmal, das seinen Urhebern unvergängliche Ehre zusichert. Auf einer andern Seite machte die Stiftung des Lyzäums zu Krzemieniez, in Wolhynien, durch den berühmten Czazki, auch die südlichen Provinzen des alten Polens der Wohlthat des Unterrichts theilhaftig. Unter der Aegide solcher Institutionen wuchs eine neue Generation, die Hoffnung des Vaterlandes, empor.

Durch die geheimen Verträge zwischen Napoleon und Alexander in ihrem Streben gehemmt, konnten die Litthauer 1807 und 1809 nur einen indirekten Antheil an den Begebenheiten des Großherzogthums Warschau nehmen. Obgleich 1812 ihr Gebiet der Kriegsschauplatz war, schwächte dennoch Napoleons zweifelhaftes Benehmen gegen Polen ihren Eifer. Sie organisirten

demungeachtet ein Truppenkorps, und erwarteten den günstigen Augenblick, zu der großen Armee zu stoßen, als der verderbliche Rückzug, und der Bund des ganzen Europa's gegen Frankreich im J. 1813, mehr als je die Hoffnung der Wiederherstellung Polens entfernte.

Dieser Vereinigung trauriger Umstände ungeachtet verlor die Jugend Litthauens dennoch nicht den Muth, und verzweifelte an der Erhebung ihres Vaterlandes nicht. Zu Wilna vereinigt, sann dieser eigentliche Kern der polnischen Nation nur auf Mittel, das Streben der russischen Regierung zu vereiteln, allen Nationalgeist in Polen zu ersticken. Bald stellte sich ein Mann von festem Karakter, kühner Einbildungskraft und unerschütterlichem Muthe, dessen Name ewig in den Jahrbüchern der Geschichte Polens aufbewahrt werden wird, an die Spitze dieser begeisterten Schar.

Thomas Zan erschien 1815 auf der Universität Wilna. Bald zeichnete er unter seinen Gefährten sich als Dichter aus, und wußte, durch seines Karakters Liebenswürdigkeit, sich die Freundschaft beinahe aller Studenten zu erwerben. Um die Jugend der verschiedenen Theile des gemeinsamen Vaterlandes zu nähern, zu verständigen, die sich aus ganz Litthauen, Samogitien, Weiß-Rußland, Wolhynien, Podolien und der Ukräne nach Wilna begab, besonders aber um in ihrer ganzen Stärke polnische Nationalität und Sprache zu erhalten, faßte Zan den Gedanken einer philanthropischen Gesellschaft, und erhielt 1820 eine Lorbeerkrone in der Vereinigung des Maifeldes bei Wilna, wo er einstimmig zum Präsidenten der Gesellschaft ernannt wurde.

Man bemerkte im Allgemeinen bei den jungen Lit-

thauern wenig Neigung für ernste, anhaltende Studien, weshalb Zan besorgte, daß der Nationalgeist aus Mangel an Nahrung ersticken, daß die reine Vaterlandsliebe durch einen um so gefährlichern Egoismus ersetzt werden könne, da er alle Studenten zu ergreifen drohete, welche die Universität Wilna besuchten. Um diesem Unheil zuvorzukommen, entwarf er den Plan einer moralischen Reform, den er mit vielem Glück und großer Geschicklichkeit in Ausführung brachte.

Unter einer so großen Zahl junger Leute befanden sich natürlicherweise Reiche und Arme, und die letzten waren in ihrem Fleiße den ersten weit überlegen. Man mußte die Kenntnisse der Armen zum Besten der Reichen, und den Ueberfluß dieser zur Unterstützung der andern benutzen. Man mußte sie sich gegenseitig nähern, jede Spur von Aristokratie verwischen, jede andere Auszeichnung, als die des Talents und des überlegenen Verdienstes, abschaffen und eine so viel als möglich ausführbare Gleichheit feststellen, Vaterlandsliebe mit der zu den Wissenschaften verschwistern; mit einem Worte eine vollkommene Revolution unter den Jünglingen bewerkstelligen, die an der Spitze der gesellschaftlichen Ordnung erscheinen sollten.

Der Wunsch, einen dem Vaterlande so nützlichen Plan in Ausführung zu bringen, veranlaßte Zan, immer Student zu bleiben, immer in Mitte seiner Gefährten zu leben, die ihn als ihren Aeltesten, als ihr Vorbild liebten.

Zan wendete seine Augen gegen die deutschen Universitäten, auf welchen ähnliche Vereine bestanden. Aber die Ungezogenheiten und Ausschweifungen derselben liessen ihn einen andern Weg, als den von demselben

verfolgten, einschlagen. In seinem Plan vereinten sich alle die Vortheile, welche die Verbindungen der deutschen Universitäten darboten, mit wahrhaft philosophischen Institutionen. Strenge Moralität, Nationalgeist, allgemeine und gründliche Unterrichtung, das waren die Keime, welche er in den Schoos seines Vereins niederzulegen und zu befruchten beschloß.

Um diesen großen Entwurf in Ausführung zu bringen, bildete er zuerst 1820 die Gesellschaft der „strahlenden Brüder (Promienisty)." Seine Statuten wurden durch den Staatsrath und Rektor der Universität, Simon Malewski, so wie durch den Bischof Kundzitz, gutgeheißen. Diese Statuten wurden selbst gedruckt und weit verbreitet.

Alles wurde mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit in Ausführung gebracht, als ein so heilsames Werk Mißvergnügte machte, und eine Unzahl trauriger Verfolgungen über Litthauen verhängte. Es bildete sich zuerst eine Gesellschaft Anti-Prominiesty, deren Hauptregel unregelmäßiges Leben und Ausschweifung jeder Art zu sein schien. Ohne Macht, die Gesellschaft, der sie abgeneigt war, aufzulösen, beschuldigten sie derselben Mitglieder bei dem Bischof Kundzitz, in ihren Schriften und Gesängen die Religion zu verspotten.

Diese Anklage gelangte zur Kenntniß des General-Gouverneurs Rimskoï-Korsakow, der den Rektor Malewski davon benachrichtigte. Dieser ließ Zan und einige andere Mitglieder der Gesellschaft zu sich kommen, und lud sie ein, ihren Verein wieder aufzulösen. Eine solche Maßregel zerstörte alle Hoffnungen der entstehenden Gesellschaft. Aber obgleich ihre Mit-

glieder nicht mehr offen handeln konnten, gelobten sie sich, dennoch im Geheimen fortzuarbeiten.

Demzufolge bildeten sie einen andern geheimen Verein, der sich den Namen: Gesellschaft der Philarethen (Tugendfreunde) beilegte, und dessen Statuten, mit einigen Abänderungen, in demselben Sinne verfaßt waren, wie die der Gesellschaft der Strahlenden. Ihre Mitglieder waren in sieben Abtheilungen oder Klassen (Grono) geschieden, nach den sieben Farben des physischen Lichts, und jede Abtheilung bestand aus Studenten derselben Fakultät. Die violette Farbe war die der Philologen, die orangengelbe die der Juristen, die blaßgelbe die der Historiker, die himmelblaue die der schönen Künste, die grünen die der Mathematiker, die dunkelblaue die der Physik und Naturgeschichte, und die rothe die der Mediziner.

Man schritt sodann zur Ernennung der verschiedenen Vorsteher der Gesellschaft, die eine unbeschränkte Zahl Mitglieder aufnehmen konnte. Jede Abtheilung hatte ihre zeitweise Versammlung, bei welcher wissenschaftliche Abhandlungen oder Gedichte vorgelesen wurden. Hauptzweck dieser Uebungen war, die polnische Sprache immer mehr zu vervollkommnen, und genaue Andeutungen über die Wissenschaft zu geben, deren die Studenten jeder Fakultät sich gewidmet.

Obgleich alle Mitglieder sich auf den Karakter und die Thätigkeit des unermüdlichen Zan beruheten, hielt er es dennoch für nothwendig, einen Ausschuß von 20 Mitgliedern zu bilden, um das Bestehen der Gesellschaft zu sichern. Diese 20 Personen bildeten die Gesellschaft der Philomaten, unabhängig von den

Philareten, als deren unsichtbare Regierung man sie betrachten konnte.

Der Verein gewann von nun an eine große Entwickelung. Ein edler Eifer beseelte alle Mitglieder. Sie wohnten regelmäßig den Kursen und Vorlesungen bei, und besondere Konferenzen beschleunigten ihre Fortschritte. Damit auch die Jugend genau das Land kennen lerne, dem sie künftighin dienen solle, gab Zan jedem Mitgliede, das die Ferien im Schoose seiner Familie zubrachte, ein Exemplar von mehrern gedruckten synoptischen Tabellen, um sie mit statistischen, geschichtlichen, geographischen und geologischen Bemerkungen über die Umgebungen des Ortes, wo jedes wohnte, anzufüllen. Zan machte sodann aus diesen Andeutungen einen Auszug, den er ebenfalls zum allgemeinen Besten zu wenden wußte.

Die fähigsten Mitglieder der Gesellschaft dienten den andern als Repetitoren, und die ganze Jugend schien wie eine einzige Familie zu leben. Durch den Einfluß der Philareten bildete sich auch eine andere von der Regierung gutgeheißene Gesellschaft, deren Zweck darin bestand, hundert armen Studenten der Universität die Mittel für Wohnung und Kost, wie für den Ankauf der nothwendigen Bücher, zuzusichern. Eine andere Gesellschaft, die typographische, übernahm es, klassische polnische Werke drucken zu lassen, um sie populär zu machen.

Aber diese Erfolge, diese unmerkliche Reform, erweckten bald den Verdacht der russischen Agenten, welche ihrer Regierung das Bestehen der Gesellschaft verriethen. Fürst Czartoryski, als Kurator der Universität, sollte dem Minister des öffentlichen Unter-

richts davon Rechenschaft ablegen. Von der Unschuld und der Reinheit der Absichten der Studenten überzeugt, machte er einen sehr günstigen Bericht. Dennoch hielten es die Mitglieder der Gesellschaft für zweckmäßig, dieselbe, wenigstens für einige Zeit, aufzulösen. Ihre Archive wurden verbrannt, und Alles schien vergessen, als durch bloßen Zufall, am Jahrestage des 3. Mai 1791, ein Zögling des Gymnasiums zu Wilna an die Wand eines der Universitätssäle die Worte schrieb: „Es lebe die Konstitution vom 3. Mai.“

Die den Interessen Rußlands ergebenen Personen, so wie die öffentliche und geheime Polizei, ergriffen diese Gelegenheit, um einen furchtbaren Bericht nach Petersburg zu schicken. Mehrere Jünglinge wurden verhaftet, unter ihnen auch Zan, obgleich man ihm keine feindselige Demonstration aufbürden konnte. Zu Ende 1823 wurden die Verhaftungen am zahlreichsten; alle Kerker waren voll. Man begann nun jenen abscheulichen Prozeß, der mit unvergänglicher Schande alle diejenigen bedeckt, die ihn geleitet.

Bei einem mit den Gefangenen vorgenommen strengen Verhör läugneten alle übereinstimmend das Bestehen irgend einer Gesellschaft. Man maß jedoch ihren Aussagen keinen Glauben bei, und kerkerte sie von Neuem ein. Sechs Monate waren bereits verflossen, als Zan, erschreckt von der ungeheuern Liste der Opfer, den Entschluß faßte, alle Verantwortlichkeit allein auf sich zu nehmen, seine Kollegen von ihrem Schwur zu entbinden und sie aus einer so strengen Gefangenschaft zu befreien. Er nahm den Himmel zu Zeugen der Reinheit seiner Absichten, und entwarf eine genaue

vollständige Schilderung von dem Zweck und der Aufgabe der von ihm gestifteten Gesellschaft.

Eine neue Untersuchung wurde darauf eingeleitet. Die Gefangenen läugneten abermals das Bestehen ihres Vereins. Aber als sie von Zan's Begehen unterrichtet wurden, erklärten sie sich plötzlich und umständlich auf dieselbe Weise wie er. Richter und Ankläger, von der Gesellschaft erhabenem Zweck betroffen, von den moralischen Wirkungen, welche bereits ihre nur so kurze Existenz erzeugt, und von dem Schwunge, die sie den Studien gegeben, konnten nicht umhin, die meisten Gefangenen, unter Kaution der angesehensten Personen Wilna's, in Freiheit zu stellen.

Da man jedoch einen Bericht an den Kaiser Alexander und an den Großfürst Konstantin über dieses unbegreiflichen Prozesses Resultat machen mußte, und da die Feinde Polens besorgten, in Widerspruch mit sich selbst zu kommen, wenn sie den Hauptpunkt der Anklage, ein angebliches revolutionäres Komplott betreffend, das nur in ihrer Einbildungskraft existirte, beseitigten, so schämten sie sich nicht, nach Aufstellung eines künstlichen Gewebes von Lügen und Verleumdungen, ihre Opfer zu bezeichnen. Ihre Rache fiel auf eilf Philomaten und neun Philareten, wie auf vier Professoren der Universität, unter denen sich der berühmte Joachim Lelewel, der Stolz Litthauens, befand.

Kaiser Alexander, der bei dieser Gelegenheit so schmählich hintergangen wurde, unterzeichnete am 14. September 1814 ein Dekret, durch welches alle Diejenigen, welche sich schuldig gemacht, „die unsinnige polnische Nationalität in den polnisch-russischen

Provinzen erhalten zu wollen", zur Verbannung verurtheilt wurden.

So vernichtete derselbe Monarch, der in seinen Reden zu Warschau der polnischen Nation feierlich die Erhaltung ihres Nationalgeistes gelobt, zu Wilna durch einen Federstrich dieselben Gesinnungen, die er anderswo erhoben, und vernichtete 1824 dieselben Institutionen, welche er 1803 der Universität Wilna gegeben.

Dies Dekret wurde für zwanzig der bezeichneten Individuen in Ausführung gestellt. Aber Jan, dem klaren Text des Urtheils zum Trotz, wurde nach der Festung Orenburg, an der Grenze der Kirgisensteppe, gebracht und dort unter strenge Bewachung gestellt.

Eine große Menge Studenten, von denen die meisten nicht einmal unter den Angeklagten sich befanden, wurden als gemeine Soldaten in verschiedene russische Regimenter gesteckt. Ein solch unmenschliches Verfahren, das sich durch nichts rechtfertigen läßt und das die rohe Barbarei der moskowitischen Politik in ihrer ganzen Blöße zeigt, war nur geeignet, die Gemüther immer mehr zu erbittern und sie auf die Katastrophe von 1830 vorzubereiten.

Mehrere dieser jungen Patrioten fanden, ihrer Familie, ihren Freunden fern, ein zu frühes Grab unter den Wällen von Silistria, Brahilow und Warna.

Kaum schien diese lange Reihefolge von Unheil jeder Art einigermaßen unterbrochen, als die russische Regierung eine neue Verfolgung gegen die Litthauer, Mitglieder der polnisch-patriotischen Gesellschaft, begann. Ohne alle gerichtliche Untersuchung

wurden einige derselben nach Sibirien geschickt, andere in die Staatsgefängnisse zu Petersburg versenkt.

Aber weder Unglücksfälle noch Verfolgungen konnten den Muth der Litthauer beugen. Sie wußten zu Wilna und an mehrern andern Orten des Landes vier Tage nach dem 29. November, daß Warschau das Zeichen zu einer neuen polnischen Insurrektion gegeben. Eine Deputation wurde von ihnen unmittelbar an den Diktator Chlopitzki geschickt, mit dem Andeuten, daß ganz Litthauen, besonders aber ein litthauisches Armeekorps von 60,000 Mann, bereit sei, sich für die Polen zu erklären.

Leider wurde dies große, die ganze Angelegenheit vielleicht auf immer entscheidende Anerbieten abgelehnt. Die Litthauer verzweifelten dennoch nicht, und kaum war die Diktatur beseitigt, als die nationale Regierung, durch Vermittelung Lelewels, sich auf offizielle Weise an den litthauischen Ausschuß wendete. Alle Verfügungen wurden getroffen, um einen allgemeinen, gleichzeitigen Aufstand zu bewerkstelligen, als die Samogitier, durch den beständigen Durchmarsch der russischen Truppen auf's Aeusserste getrieben, vor der Zeit sich erhoben, und den Ueberrest Litthauens, wie die Ukräne und Podolien nöthigten, ihr Beispiel nachzuahmen.

Bei einer Unterhaltung, die vor Kurzem im polnischen Hauptquartier über die Begebenheiten der letzten Zeit in Polen statt gefunden, äusserte sich der Obergeneral Skrzynetzki folgendermaßen:

„Wenn der Name Helden vier Millionen Menschen zu geben ist, die nicht fürchten, einen Kampf auf Leben und Tod mit dem russischen Koloß zu be-

ginnen, so steht er den Litthauern mehr noch zu, diesen Menschen, die, ohne andere Waffen als ihre Aerme, Alles, Vermögen und Familie, opfern, die auf keinen andern Rath gehört, als den ihrer Freiheitsliebe, und die ihre Waffen den Händen der Russen entrissen haben."

Stufenweise Fortschritte der epidemischen Brechruhr aus dem Orient gegen das Abendland.

Die neue Pest, welche seit dem vorigen Jahre, besonders seit dem Kriege zwischen Polen und Rußland, ganz Europa mit ihren entsetzlichen Verheerungen bedrohet, ist ein Gegenstand von so hohem, so tief ergreifendem Interesse für alle Stände, daß auch wir, nach so vielen andern Stimmen, ein Wort darüber sagen zu müssen glauben. Indessen wollen wir hier in keine wissenschaftliche Erörterung dieser furchtbaren Krankheit eintreten, sondern uns nur begnügen, nach den Berichten mehrerer britischen Aerzte, ihre Fortschritte anzudeuten.

Der Ursprung gewisser ansteckender Krankheiten ist so alt, oder ihre Geschichte ist so dunkel, daß sich der Zeitpunkt ihres ersten Erscheinens nicht mit Gewißheit bestimmen läßt. In diese Kathegorie gehören die Blattern, die, wie man vermuthet, zuerst in Asien entstanden sind, und die seitdem alle Theile des Erdballs heimgesucht haben. Andere, die in frühern Zeiten große Verheerungen angerichtet, haben sich nach

und nach verloren, und existiren nur noch in den Jahrbüchern der Arzneikunde. Dagegen gibt es auch solche, die erst neuerdings erschienen sind, wie die Syphilis und das gelbe Fieber; wodurch bewiesen wird, daß die Krankheiten selbst einem zu- und abnehmenden Kreislaufe unterworfen sind.

Die indische Cholera morbus ist auch eine neuere Pest. Obgleich verschieden durch mehrere Wahrzeichen von der europäischen Cholera, ist sie manchmal verwechselt worden mit dieser. In Hindostan hat die Cholera morbus wahrscheinlich immer als einheimische oder örtliche Krankheit existirt, die man im Vergleich mit andern nicht als besonders gefährlich betrachtete, indem nur wenige Personen, in gewissen Jahreszeiten und in einigen Theilen des Landes, davon heimgesucht wurden.

Diese Meinung beruht auf die Angabe einiger Hindus-Aerzte, besonders Dhawantari's. Nichts läßt voraussetzen, daß vor 1817 die Cholera morbus einen ansteckenden Karakter gehabt, obgleich Scott in seinem Werke: „On the epidemic cholera. Madras, 1824,“ das Gegentheil behauptet. Wie dem auch sei, ist wenigstens so viel gewiß, daß die indische Brechruhr nicht unter die bösesten pestilenziellen Typhus vor Anfang August 1817, wo sie plötzlich auf eine schreckliche Weise ausbrach, gestellt werden konnte.

Sie begann in der Stadt Jessor, ohngefähr 33 Stunden nördlich von Kalkutta, folgte dem Laufe des Ganges bis zu dieser Stadt, und entvölkerte alle Dörfer und Ortschaften auf ihrem Wege. Gegen Ende Augusts wurde die eingeborne Bevölkerung von Kal-

kutta davon angegriffen und in den Septembertagen zeigte sie sich auch bei den Europäern.

Vom Januar bis zum Mai 1818 machte diese Krankheit immer größere Fortschritte in Bengalen, von Silhet bis Kuttak und von der Mündung des Ganges bis zu dem Punkte, wo er den Jumna aufnimmt, also auf einen Raum von 450 Geviertmeilen.

Von Bengalen wendete sich die Brechruhr einige Zeit gegen das westliche Gestade des Ganges und des Jumna, und erschien in ihrer ansteckendsten Form zu Benares, wo sie in zwei Monaten 15,000 Menschen hinwegraffte. Zu Allahabad starben deren vierzig bis fünfzig in einem Tage. Die Seuche verbreitete sich bald auf beide Ufer des Stroms, und überall war die Sterblichkeit sehr bedeutend. Im Kanton Gorriakpur starben 30,000 Personen in einem Monat, wonach sie Lucknow, Kawnpur, Delhi, Agra, Muttra, Mirat und Barelly heimsuchte.

Am 6. oder 7. November desselben Jahres wurde (laut dem Bengal Medical Report) die zwischen Jubbulpur, Mundellah und Sangor, unter dem Befehl des Marquis von Hastings konzentrirte Armee, die aus 10,000 Briten und 8000 Eingebornen bestand, von der Brechruhr angegriffen. Diese Krankheit wüthete fürchterlicher in der Armee, als des Feindes Schwert es im Stande gewesen wäre. Binnen zwölf Tagen waren bereits 9000 Mann gestorben.

Der Stand des Thermometers von Fahrenheit war zwischen 90 und 100 Grad. Die Hitze war feucht und erstickend, und die Atmosphäre vollkommen ruhig. Vom 14. bis zum 20. war die Sterblichkeit so groß, daß eine allgemeine Entmuthigung sich des ganzen

Heeres bemächtigte. Das ganze Feldlager glich einem ungeheuern Spital. Man vernahm nur das Gewimmer der Sterbenden, oder das Klaggeschrei der Ueberlebenden. Die Eingebornen entfernten sich haufenweis. Aber sie trugen der Krankheit Keim in sich, und mehrere hundert Leichen bezeichneten den Weg, den die Flüchtlinge eingeschlagen.

Es war augenscheinlich, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht von langer Dauer sein konnte. Denn hätte man die Brechruhr nicht bald angehalten, wäre bald die ganze Armee aufgerieben worden. Im kritischsten Augenblicke faßte der General glücklicherweise den Entschluß, das Lager aufzuheben, und eine Bewegung nach Südost zu machen. Nach einem Marsche von vierzehn Stunden, verweilte er mit dem Heere auf einer trockenen, erhöheten Stelle, wo sich die Seuche bald verminderte.

Die Cholera durchschnitt nun Dekkan, und legte oft fünf bis sechs Stunden an einem Tage zurück. Sie verweilte an den Orten, wo sie ausgebrochen war, zwei und sechs Wochen. Auf ihrem Wege erreichte sie unter andern Hussenabad, wo die Sterblichkeit sehr groß war. Von dort folgte sie dem Flusse Nerbudda bis Tanah, Aurungababa, Ahmednuggur und Paonah. Endlich gelangte sie nach Bombay, nachdem sie die ganze indische Halbinsel im Laufe eines Jahres durchschnitten.

Während das Innere Hindostans auf solche Weise verheert wurde, dehnte die Brechruhr sich auch längs der Küste von Malabar und Koromandel aus, und erreichte Madras am 8. Oktober. Ein neuer Zug bezeichnete hier ihre Fortschritte. Man erlangte den

Beweis von der Möglichkeit ihrer Fortpflanzung über Meer, indem sie von Koromandel sich nach Zeylon verbreitete, wohin sie ein Schiff brachte. Sie brach im Dezember 1818 zu Kandi, der Hauptstadt der Insel, mit noch größerer Wuth aus, als auf dem Festlande.

Am 15. September 1819 wurde die Moritzinsel (bei Madagaskar) von dieser Seuche heimgesucht. Die Fregatte la Topaze hatte sie von Zeylon eingebracht. Im Augenblicke der Einschiffung schien die Mannschaft vollkommen gesund. Aber während der Ueberfahrt brach die Krankheit aus. Zu Port-Louis starben täglich fünfzig Personen. Im Innern der Insel überstieg die Sterblichkeit nicht zehn oder fünfzehn auf hundert.

Auf der Nebeninsel Bourbon begann die Cholera am 5. Dezember 1819. Aller Vorsichtsmaßregeln des Statthalters ungeachtet, der jede Verbindung mit St. Moritz untersagte, wurde sie dennoch durch zwei kleine Fahrzeuge eingebracht, welche im Geheimen dies Verbot übertraten. Von 257 Personen, die davon befallen wurden, starben 178.

Während den letzten sechs Monaten des Jahres 1819 verfolgte die Seuche ihren Weg gegen Süden und Osten, und überzog die ganze chinesische Halbinsel. Siam besonders wurde davon heimgesucht. Zu Bankok allein überstieg die Zahl ihrer Opfer 40,000. Sie wendete sich sodann gegen Malakka und Singapur. Im April erschien sie auf der Nordküste Jawa's und im Mai verbreitete sie sich über das Innere dieser großen Insel.

Kochinchina und Tonkin wurden 1820 von dieser Krankheit befallen. Im Dezember desselben Jahres

betrat sie China, und begann ihre Verheerungen zu Kanton. Bald nachher erreichte sie auch Pecking, und während den Jahren 1821 und 1822 war die Sterblichkeit so groß, daß man auf Kosten des Staats die Beerdigung der Todten aus den untern Ständen besorgen mußte.*) Viele Personen wurden zu Fuß und zu Pferde auf den Straßen von diesem Uebel befallen, und hauchten in wenigen Stunden ihren Geist aus.

Von Bombay machte die Seuche andere Fortschritte nach Nord und West. Sie wurde im Juli 1821 durch den Handel nach Mascate, in Arabien, eingeführt. In der genannten Stadt starben daran nicht weniger als 60,000 Menschen, und zwar einige derselben in zehn Minuten, nachdem sie davon ergriffen worden.**)

Die Krankheit dehnte sich von dort längs den Gestaden des persischen Meerbusens aus. Sie wüthete besonders heftig zu Bahrem, Buschir und Bassora. In dieser letzten Stadt starben 18,000 Personen, wovon 14,000 in weniger denn vierzehn Tagen.

Vom persischen Meerbusen drang die Cholera in zwei Richtungen vor, indem sie den beiden großen Handelsstraßen folgte. Einerseits stieg sie dem Euphrat entgegen durch Mesopotamien bis Syrien und dem Tigris von Bassora bis Bagdad; anderseits verbreitete sie sich in Persien. In der Stadt Schiras, deren Bevölkerung sich auf 40,000 Seelen beläuft, starben 16,000 Menschen in den ersten Tagen.***) Unter

*) Bericht des russischen Arztes bei der Mission zu Pecking, Woizelkowsky.

**) Letters from the East.

***) Brief John Carmicks, aus Tabris in Persien.

den Todten befand sich auch der Konsul der ostindischen Gesellschaft, Rich, Verfasser zweier Werke über die Ruinen Babylons, dessen Byron in seiner satyrischen Odyssee Don Juans gedenkt. Er glaubte am Abend nur leichthin unpäßlich zu sein. Aber am nächsten Morgen fand man ihn todt in seinem Bette.

Die Seuche verheerte mehrere Provinzen im Norden und Süden Persiens. Ispahan wurde von ihr verschont, weil den Karavanen der Eintritt in diese Stadt versagt worden, dagegen wurde Yezd, das sie berührten, hart mitgenommen. Es verlor 7000 seiner Bewohner. Im folgenden Winter verschwand die Krankheit in Persien und Syrien. Aber im Frühling 1822 erschien sie wieder. Musul, Bir, Entab und Aleppo wurden davon heimgesucht. Die Seuche verbreitete sich im September auch nördlich von Teheran über das ganze Kurdistan und Aderbigan.

Im Sommer und Herbst 1823 wurden Diarbekr und Antiochia davon angegriffen*), und mehrere Städte am asiatischen Ufer des mittelländischen Meeres wurden davon verheert. Die Cholera dehnte sich im August auch in entgegengesetzter Richtung aus, bis nach Baku am kaspischen Meere. Endlich im September erreichte sie die russische Stadt Astrakan, an der Mündung der Wolga, wo sie zuerst im Marine-Spital sich zeigte. Vom 22. September bis zum 9. Oktober starben in demselben 144 Kranke, oder ungefähr die zwei Drittel aller darin Befindlichen. Die Behörden ergriffen strenge Maßregeln zur Unterdrückung der Seuche, die jedoch bis zum Winter herrschend

*) Brief Barker's, englischen Konsuls in Syrien.

blieb, wo sie wieder verschwand. Im nächsten Sommer erschien sie nicht mehr. Derselbe Winter erstickte auch den syrischen Zweig der Cholera, bevor sie Aegypten erreichte. Indessen hatte der Pascha dieses Landes bereits alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen.

Obgleich Europa auf solche Weise von den ansteckenden Strömungen dieser gefährlichen Krankheit, die bereits nach Astrakan und bis zu den Grenzen Aegyptens gelangt waren, verschont blieb, erschien sie dennoch jeden Sommer aufs neue in den von ihr bereits verheerten Provinzen, und wenn der Winter auch ihre größere Verbreitung verhinderte, erstickte er sie dennoch nie vollkommen.

So erschien die Brechruhr abermals zu Jawa, und raffte 100,000 Menschen hinweg.*) Sodann suchte sie Ternat, Zelebes und Banda im Jahr 1823 heim, und gelangte von dort nach Amboina. Die Einwohner erinnerten sich nicht, daß diese Krankheit je in den Molukken existirt. Sie verheerte auch Timor und China, drang in die Mongolei und erreichte gegen Ende 1826 die Grenze Sibiriens. Im Februar 1827 wurde sie glücklicherweise durch einen heftigen Nordwind unterdrückt.

Seit ihrem ersten Erscheinen verkündete die Cholera sich noch mehrmals in Persien. Im Oktober 1829 machte sie in die königliche Residenz Teheran eine sehr ernstliche Invasion; aber der nahe Winter verhinderte ihr größeres Umsichgreifen. Gegen Mitte Juni 1830 zeigte sich diese Pest aufs neue in den

*) Bericht Lesson's.

Provinzen Mazanderan und Schirwan, auf der Südseite des kaspischen Meeres. Von Schirwan gelangte sie nach Tauris, wo sie 5000 Menschen hinwegraffte. Sie überschritt nun die Grenze Rußlands, und drang rasch vor in das Innere dieses Reiches. In zwei Provinzen erkrankten 4557 Personen, an denen mehr als ein Drittel starb. Am 8. August gelangte die Brechruhr nach Tiflis, und die Bevölkerung wurde in Kurzem von 30,000 auf 8000 Einwohner vermindert, theils durch Todesfälle, theils durch Auswanderungen. Man glaubte in religiösen Prozessionen und Zeremonien Schutz gegen diese grausame Krankheit zu finden, verbreitete sie aber im Gegentheil dadurch immer mehr.

Zu derselben Zeit, am 1. Juli, wurde die unglückliche Stadt Astrakan abermals von dieser Seuche heimgesucht, und diesmal ließ sie nicht so bald nach, wie vor sieben Jahren.

Schon hatten indessen die unwiderstehlichen Fortschritte über einen großen Theil Rußlands die Aufmerksamkeit der europäischen Aerzte gefesselt, und bei allen aufgeklärten Mitgliedern der Gesellschaft gerechte Besorgnisse erregt. Die Cholera folgte der Wolga, und verbreitete sich über die volkreichsten Provinzen. Bei den Kosaken am Don unter andern war die Sterblichkeit sehr groß. Die Hauptstädte der verschiedenen Provinzen, vom Don bis Moskau, wurden der Reihe nach davon befallen. Endlich erfuhren die Einwohner der zweiten Hauptstadt Rußlands, daß die Pest bereits zu Nischnei-Nowgorod und zu Saratow sei. Die Luft wurde von unzähligen Schwärmen kleiner

grüner Fliegen verfinstert, welche man in Asien Pest-fliegen nennt.

Ein Student wurde zuerst, im Umfange der Universität, von dieser schrecklichen Krankheit befallen *). Sie erklärte sich am 28. September, nachdem sie in drei Monaten die 300 Stunden lange Strecke von Astrakan bis Moskau zurückgelegt.

Man traf auf der Stelle die energischsten Maßregeln zur Hilfleistung der Kranken, und zur Verhinderung der Fortschritte des Uebels. Die Stadt wurde in siebenundvierzig gänzlich von einander getrennte Theile geschieden, zwischen denen Pallisaden und Wachthäuser angebracht waren. Man nahm überhaupt alle die Vorsichtsmittel in Anspruch, deren man sich gegen die ägyptische Pest bedient.

Am 11. Oktober, zwölf Tage nach Ausbruch der Brechruhr, zählte man 216 an diesem Uebel Erkrankte, von denen 76 starben. Die Sterblichkeit wurde jedoch immer größer, in dem Maße als ihre Fortschritte heftiger wurden. Am 10. November gab es 5507 Kranke und 2908 Todte, folglich mehr als die Hälfte. Es scheint jedoch, daß die Zahl der Kranken im Ganzen nicht 7000 überstieg, und vom Dezember verminderte sich die Seuche stufenweis.

Indessen hatten die Polen sich erhoben und die russische Armee marschirte gegen dies heldenmüthige Volk, mit der Pest in ihrem Gefolge. Die Cholera verkündete sich beinahe zu gleicher Zeit zu Riga, Brody, Krakau, Danzig, Warschau und Lemberg. Man behauptete sogar, daß sich unverkennbare

---

*) Rehmanns, Arzt des Kaisers, medizinischer Bericht.

Spuren dieser Krankheit in mehrern Städten Ungarns, Preussens, Schlesiens und Oesterreichs gezeigt. So viel ist gewiß, daß sie immer noch in der russischen sowohl als in der polnischen Armee wüthet, und daß ein Krieg zwischen den großen Mächten sie über Europa verbreiten würde.

Deuten wir jetzt die geographischen Grenzen der ersten Fortschritte der Cholera morbus, in ihren verschiedenen Richtungen, an. Von Bengalen, ihrer Wiege, drang sie nach Süden bis zur Moritzinsel und zu der von Timor, in der Nähe von Neuholland. Gegen Ost erreichte sie Kuku-Schoton, eine russische Stadt nordöstlich von Pecking; gegen Nord die Grenze Sibiriens, Astrakan und Archangel; gegen West Moskau, Danzig, Krakau und nach Einigen selbst Olmütz, in Mähren. Die Ausdehnung dieser Strecke beträgt 75 Breite- und 110 Längegrade.

Betrachten wir die pathologischen Züge dieser ansteckenden Krankheit, so finden wir nichts Auffallender, als die große Menge Opfer, und die Schnelle, mit der sie fallen. Klimas, die von dem bengalischen am meisten verschieden waren, haben, verhältnißmäßig mit der Zahl der Kranken, die Sterblichkeit nicht vermindert. Zu Moskau starb die Hälfte derselben, obgleich dort der Winter zu Anfang Novembers beginnt, und die Brechruhr sich erst am 28. September erklärte. Man muß jedoch hinzufügen, daß die Monate Oktober und November des Jahres 1830 weniger kalt gewesen in Rußland, als gewöhnlich, und daß milde Winter in kalten Zonen zu den ungesundesten gehören.

Ueber eine große Frage hat bisher die Arzneiwissenschaft noch nicht entschieden. Ist die Cholera mor-

bus epidemisch? Ist sie ansteckend? Ist sie das Eine und das Andere? Die Scheidungslinie zwischen der Ansteckung und der Epidemie ist oft so unbemerklich, daß es immer klug gehandelt sein wird, ungefähr dieselben Vorsichtsmaßregeln gegen den epidemischen, wie gegen den ansteckenden Typhus zu treffen. Theilen wir einige Bemerkungen über die Geschichte dieser Krankheit mit.

1. Die Brechruhr ist eben so oft gegen als mit dem Windzuge gereiset. Durch einen sehr heftigen Südostwind, der drei Monate lang in derselben Richtung wehete, gelangte sie aus Bengalen nach Dekkan. Sie hat mit den verschiedensten atmosphärischen Konstitutionen geherrscht: mit regnerischer oder trockener Witterung, mit Unwettern und heiterm Himmel, unter der Glutsonne Arabiens, wie in den Schneeregionen Rußlands.

2. Noch auffallendere Beweise zur Unterstützung eines ansteckenden Prinzips: Die Brechruhr ist im Allgemeinen immer den großen Verbindungswegen von Volk zu Volk, dem Laufe schiffbarer Ströme, dem Gange der Karavanen gefolgt. In Indien hat sie sich längs den Gestaden des Ganges, der Hugly, des Jumna und des Nerbudda fortgepflanzt. Sie ist in Arabien, Persien und Syrien durch den persischen Meerbusen, den Tigris und Euphrat eingedrungen. Moskau hat sie durch die Wolga gewonnen. China, die übrigen Länder Asiens und die Inseln, haben sie durch ihre Hafen und Seestädte erhalten.

In besonderer Aehnlichkeit mit den ansteckenden Pesten, ist die Cholera morbus am furchtbarsten da gewesen, wo sie die dichtesten Menschenmassen, die

volkreichsten Städte, Feldlager, niedrige Ebenen, enge Straßen und einen unterbrochenen Luftzug gefunden.

Die verschiedenen Halte auf ihrem Gange deuten ebenfalls mehr einen ansteckenden als einen atmosphärischen Ursprung an. Sie legt, in mittlerer Schätzung, täglich vier bis sechs Stunden Weges zurück; manchmal auch weniger, wie z. B. im Zellah von Nellor, wo sie nur fünfzehn Stunden in zwölf Tagen machte.

Die russische Regierung war überzeugt, daß die Brechruhr durch die Karavanen zwischen Orenburg und Buchara nach dem ersten gebracht worden. Alle russische Aerzte haben die Cholera als ansteckend behandelt. Kaiser Nikolaus selbst, der sich nach Moskau begeben, während die Krankheit dort herrschte, um die Einwohner dieser Stadt durch seine Gegenwart zu ermuthigen, unterzog sich, nach seiner Rückkehr zu St. Petersburg, allen Vorschriften der Quarantaine.

Endlich ist die Brechruhr beinahe immer im Gefolge einer oder mehrerer Personen erschienen, die aus einem Lande kommen, wo sie herrschte. Auf solche Weise wurde Ispahan dafür bewahrt, indem es seine Thore den Karavanen verschloß, welche die Seuche nach Yezd brachten. Ein ähnlicher Fall ereignete sich zu Perm, wo die Cholera durch einige verurtheilte Verbrecher eingeführt worden. Man vereinzelte diese in einem Gefängniß, und die Stadt blieb von der Ansteckung verschont. Eben so trennte sich die deutsche Kolonie zu Sarepta von den übrigen Einwohnern, und bewahrte sich auf diese Weise von der schrecklichen Krankheit.

Diese ist launisch in der Wahl ihrer Opfer, und

selbst die stärkste Gesundheit wird von ihr nicht verschont, doch greift sie am meisten schwächliche Konstitutionen an. Sie ist im Allgemeinen furchtbarer für die schwarze als für die weiße Bevölkerung. Hoffen wir, daß der nahe bevorstehende Winter sie verhindern werde, weiter gegen den Westen Europa's vorzudringen, und daß man, beim Erscheinen des nächsten Frühlings, von ihr keine Spur mehr gewahre.

Symptome, Karakter und Behandlung der Cholera morbus.

Seit Langem ist der größte Theil Europa's nicht mehr von jenen furchtbaren Krankheiten heimgesucht worden, die man unter dem allgemeinen Namen der Pest bezeichnet, und die ein so großes Entsetzen verbreiteten, selbst bevor sie erschienen. Des Menschen Organisation scheint jetzt nur des Todes gewöhnliche Ursachen zu bekämpfen zu haben, und wenn irgend eine epidemische oder selbst ansteckende Krankheit noch von Zeit zu Zeit beobachtet wird, erkennt man gewöhnlich, daß ihre Wirkung blos örtlich ist, und daß man ihre größere Verbreitung leicht verhindern kann.

Zu diesen Krankheiten gehört der Typhus, den gewöhnlich große Armeen in Kriegszeiten im Gefolge haben, und die Blattern, die längst gänzlich aus Europa verschwunden sein würden, wären die Massen aufgeklärter gewesen. Doch sind diese Krankheiten durchaus von jenen furchtbaren Seuchen verschieden, von denen vor Zeiten plötzlich ganze Nationen befal-

len wurden, die sich mit Blitzesschnelle nach allen Seiten verbreiteten, und die erst dann wieder verschwanden, wenn sie die entsetzlichsten Verheerungen angerichtet.

Einige Philosophen erblicken in dieser Veränderung eine Wirkung der Fortschritte der Zivilisation und der Verbesserung in dem Schicksal des Menschengeschlechts. Andere betrachten sie als das Resultat eines der Menschheit eigenthümlichen Gesetzes, denjenigen ähnlich, die den Erdball regieren und die in ihm so erstaunliche Revolutionen veranlaßt.

Indessen hat sich vor einigen Jahren eine wenigstens durch ihre Gefährlichkeit neue Krankheit, in einem von uns zwar entfernten, aber durch ununterbrochene Handelsverbindungen mit uns in näherer Berührung stehenden Lande gezeigt. Das Uebel, erst auf Indien beschränkt, dehnte sich von dort bald auf andere Gegenden aus, überschritt selbst das Meer, und verbreitete nun nicht ungegründete Unruhe selbst in unserm Erdtheil.

Diese Besorgnisse sollten nur zu bald in Erfüllung gehen. Die gefährliche Krankheit erschien auch bald in Europa, nachdem sie ganz Asien durchschritten, und mehr als eine Million Opfer hingerafft. Dieses Uebel, welches uns jetzt mit Furcht und Entsetzen erfüllt, ist die Cholera, eine Krankheit, die den Alten nicht unbekannt gewesen zu sein scheint, und die man ebensowohl in Europa als in Asien findet, jedoch nie auf eine so drohende Weise, als sie jetzt sich darstellt. In Europa ist sie Gallenruhr; in Asien indische oder Krampfruhr. Diese beiden ganz

von einander verschiedenen Gattungen sind oft verwechselt worden *).

Der Ursprung des Wortes **Cholera** (χολη, Galle, und ρεω, rinnen) hat vorzüglich Bezug auf die europäische Gallenruhr, die immer mit häufigen Erbrechungen und starken Auswürfen gallichter Materie begleitet ist, während man bei der indischen Krampfruhr den gallichten Karakter nicht bemerkt. Der Name

*) Die Cholera, in China Ho-luan genannt, ist von Wang-schu-ko und einigen seiner Zeitgenossen beschrieben worden, und zwar vor dem Jahrhundert Hippokrats. Sie war selbst in ihren heftigsten Krisen beobachtet, bevor sie im britischen Indien einen epidemischen Karakter annahm. Gleich nach ihren ersten Verheerungen in Bengalen, richtete der Doktor **Livingston** einige Fragen an einen alten chinesischen Arzt zu Kanton, der viel Erfahrung hatte, und der ihm versicherte, daß er nie diesen erschrecklichen Karakter der Cholera bemerkt, daß er diese Krankheit sehr genau kenne, daß er sie in vielen Fällen behandelt, aber daß er nie mehr als drei Kranke auf hundert verloren. Diese Thatsache wurde noch von mehreren andern chinesischen Doktoren bestätigt, woraus Livingston schloß, daß die **epidemische** Cholera erst einige Zeit nach ihrem Erscheinen in Bengalen zu diesem Theile China's gelangt sei.

Das medizinische Buch Sching-sche-sching-sching, welches 1790 erschien, beschreibt diese Krankheit folgendermaßen: „Der Ho-luan ist ein sehr scharfer und plötzlicher Schmerz, den man im Herzen und im Mastdarm verspürt, begleitet mit Brechen und starkem Speichel-Auswerfen, mit Abscheu des Frostes und dem Bedürfniß der Wärme. Er hat Kopfschmerz und Schwindel im Gefolge. Greift die Krankheit zuerst das Herz an, ist Brechen ihr erstes Wahrzeichen. Beginnt sie im Mastdarm, so verkündet sie sich durch häufige Ausleerungen. Befindet sie sich zugleich im Herzen und im Mastdarm, so erfolgen Erbrechung und Stuhlgang übereinstimmend. Ist der Angriff heftig, so hat der Kranke Krämpfe, und gelangen diese Krämpfe bis zum Mastdarm, so muß er sterben."

Cholera ist dieser letzten Krankheit nur deshalb gegeben worden, weil die europäischen Aerzte in ihrem Vaterlande eine ähnliche, aber nicht eine vollkommen übereinstimmende, beobachtet.

In England zeigen sich die gefährlichsten Fälle der Gallenruhr gewöhnlich zu Ende Sommer und gegen Herbst-Anfang *). In dieser Jahreszeit reizt die große Sonnenhitze die Leber, und vermehrt die Absonderung der Galle, die, indem sie in Ueberfluß in den Gallekanälen fließt, in den Eingeweiden sich aufhäuft. In gesundem Zustande ist eine gewisse Menge Galle nothwendig, damit die Verdauung gut und regelmäßig von statten gehe. Aber ist sie zu selten, oder zu häufig vorhanden, wird sie die Ursach oder das Wahrzeichen einer Krankheit.

Die Erbrechungen und Ausleerungen der Gallenruhr sind nichts anderes, als das Bemühen der Natur, aus der innern Oekonomie die überflüssige Galle fortzuschaffen. Der Kranke verspürt zuerst Durst, Unruhe, sodann Uebelkeit und eine allgemeine Ermattung, worauf Erbrechungen und gallichte Ausleerungen folgen. In vielen Fällen bemerkt man auch Gliederkrampf. Er entsteht aus den reizenden Wirkungen der Galle auf der Eingeweide innern Oberfläche.

Kenntniß der Natur und des Sitzes dieser Krankheit führt leicht zur Wahl schicklicher Behandlung derselben. Das Verfahren, welches man in diesem Fall zu befolgen hat, ergibt sich ohne Schwierigkeit.

---

*) In Frankreich scheint man der Gallenruhr bisher keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, obgleich im Sommer 1824 zu Paris viele Personen daran litten.

Zwei Hauptpunkte müssen besonders beachtet werden. Der erste besteht darin, die reizende Flüssigkeit aufzulösen und aus den Eingeweiden zu entfernen; der zweite ist, den Durst, die Schmerzen und die Krämpfe zu stillen.

Man erfüllt die erste Andeutung durch den Gebrauch schleimiger Getränke und einiger leichten Abführungsmittel, wie den zweiten durch den Gebrauch schmerzstillender Mittel und erfrischender Getränke. Von Anfang an gut behandelt, ist es sehr selten, daß die Gallenruhr verderbliche Folgen hat, wenigstens unter den gewöhnlichen Umständen. Die Krankheit ist schmerzlich während ihrer ganzen Dauer, die selten über drei oder vier Tage währt, und der Kranke erlangt seine Gesundheit eben so schnell wieder, als er sie verloren. Es gibt jedoch Zeitpunkte, in welchen die Gallenruhr einen drohenden Karakter angenommen. Sydenham berichtet, daß sie 1669 sehr häufig gewesen, und daß sie viele Personen binnen vierundzwanzig Stunden hinweggerafft.

Die indische oder Krampfruhr unterscheidet sich leicht von der eben erwähnten, durch die beinahe unzubehandelnde Natur der Krankheit selbst, und durch die größere Intensität einiger Anzeichen, die man gemeinschaftlich bei beiden bemerkt. Der Angriff ist gewöhnlich viel trügerischer und schneller. Eine Person, die am Tage vollkommen gesund gewesen, fühlt sich während der Nacht unwohl, was anfänglich nur eine allgemeine Empfindung ist, und im Besondern kein Organ betrifft. *)

*) In den Umgebungen von Makao gingen mehrere Personen, oft sämmtliche Glieder einer Familie, vollkommen ge-

Bald folgen, in ungleichen Zwischenräumen, heftige Hitze in der Region des Magens, Erbrechungen und häufige Ausleerungen einer Flüssigkeit, die eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Wasser hat, in welchem man Reis gekocht. Die Krämpfe gehen allmälig von den Fingern und Zehen zu den andern Gliedern über, bis endlich die Muskeln der Brust und des Mastdarms den Kreislauf der krampfhaften Bewegung beschliessen.

Die heftigen Symptome quälen den Kranken so lange, bis seine Kräfte sie nicht mehr ertragen können. In der Krankheit letzter Periode hören die Erbrechungen und die Krämpfe von selbst auf, der vollkommenen Erschöpfung der physischen Kräfte wegen. Der Kranke verspürt dadurch eine große Erleichterung, und kann noch lange in diesem Zustande leben. Sein Geist bewahrt seine volle Stärke, der Vernichtung aller körperlichen Verrichtungen ungeachtet.

Ein Arzt, der vertraut ist mit der Krampfruhr, kann oft einen nahe bevorstehenden Angriff in des Kranken Zügen erkennen, bevor dieser die geringste Aufregung weder in seiner Physionomie noch in seinen Empfindungen verspürt. Sein Gesicht scheint gespannter als gewöhnlich. Man liest in seinem ganzen Aeussern eine gewisse unwillkürliche Beklemmung. Leitet man seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, wird er vielleicht erkennen, daß er sich nicht ganz unbedingt

sund zur Ruhe. Am nächsten Morgen wurden sie plötzlich von der Krankheit ergriffen, und waren vor Mittag bereits todt.

wohl fühlt. Aber es ist ihm unmöglich, zu sagen, was ihm eigentlich fehlt.

Die Veränderungen, welche Puls und Haut in den verschiedenen Perioden der Krankheit erleiden, sind höchstmerkwürdig, und müssen selbst des oberflächsten Beobachters Aufmerksamkeit fesseln.

Im Anfang ist der Puls schnell, klein und schwach. Haben die Krämpfe begonnen, wird er während den Paroxismen unbemerklich in den Gliedern, und selbst einige Zeit vor dem Tode entdeckt man nicht die mindeste Pulsirung in diesen Theilen. Der Kreislauf findet nicht mehr in den äussern Blutadern statt, das Blut häuft sich in den innern Organen auf, und erstickt sie. Bei der Leichen-Untersuchung findet man die verschiedenen Eingeweide, besonders Leber und Lunge mit schwarzem, dickem Blute angefüllt, was andeutet, wie sehr das Athemholen und alle Absonderungen zerrüttet worden. Beim Beginn der Krankheit ist die Haut blaß, kalt und mit klebrigem Schweiß bedeckt. In weiter vorgeschrittenen Perioden wird sie durchaus leichenähnlich.

Nachfolgende Thatsache, welche von einem britischen Arzt zu Kalkutta beobachtet worden, kann besser, als eine lange Beschreibung, den wahren Karakter und den Gang dieser schrecklichen Krankheit andeuten.

A***, ein Europäer, in der vollen Kraft des Alters, und sehr wohl konstituirt, war erst seit wenigen Monaten aus England angekommen. Am Abend vor dem Anfall der Krankheit befand er sich in Gesellschaft mit einigen Freunden, wo er, seiner Gewohnheit zuwider, ziemlich viel starke Getränke genoß. Man trennte sich nach Mitternacht. A*** ließ sich

in einem Palankin nach seiner Wohnung tragen. Dort angelangt, setzte er sich in den Verandah, um sich zu erfrischen. Er verfiel daselbst in einen tiefen Schlaf, und wurde erst nach einer Stunde von seinem Bedienten geweckt.

Bei seinem Erwachen verspürte er nicht die mindeste Uebelkeit. Aber nach zwei Stunden, die er in seinem Bette zugebracht, fühlte er sich plötzlich von einer unerklärlichen Angst und von einer starken Beklemmung in der Magenregion befallen, die er schweren Träumen und dem Genusse des Weins zuschrieb.

Die Beklemmung nahm nun beständig zu, und die Uebelkeit verwandelte sich in glühende Hitze. Nach vier Stunden erfolgten häufige Ausleerungen einer dem Reiswasser ähnlichen Flüssigkeit, zu denen sich bald schmerzliche Krämpfe in den Zehenmuskeln gesellten. Der Karakter des Uebels war nun klar, selbst für den Kranken, der das Klima und seine Krankheiten wenig kannte. Ein Arzt wurde gerufen. Aber es war zu spät.

Bei dessen Ankunft war A** ausser dem Bette, von den heftigsten Krämpfen geplagt. Er befand sich in einem Winkel des Zimmers, und man sah, wie schrecklich er litt. Sein halbnackter Körper hatte, durch die krampfhaften Verzerrungen, die Gestalt eines lateinischen S gewonnen. Von zwei Bedienten unterstützt, stemmte er sich gegen die Wand, und raffte alle seine Kräfte zusammen, um der rebellischen Muskeln Meister zu werden. Der Ausdruck seines Gesichts in diesem Zustande war wirklich entsetzlich. Es schien zugleich gehöhlt und ausgespannt. Seine Zähne waren

fest aneinander gepreßt, und alle Glieder waren steif und verzerrt.

Nach einigen Minuten verspürte er eine theilweise Milderung, und gab durch Zeichen zu erkennen, daß er im Stande sei, die über seine innern Empfindungen an ihn zu richtenden Fragen zu beantworten. Diese Symptome waren die der Krampfruhr. Sein Magen schien ein glühender Ofen. Der Durst war unlöschbar, und die Erschöpfung in den einigermaßen ruhigen Zwischenpunkten war so groß, daß er nicht mehr im Stande war, irgend eine Bewegung der verschiedenen Theile seines Körpers zu bestimmen.

Es war keine Hoffnung vorhanden, den Kranken, dessen Uebel bereits so weit gediehen war, zu heilen. Demungeachtet brachte man alle Mittel in Anwendung, deren man sich in solchen Fällen bedient, um eine Linderung zu erzielen; doch vergeblich. Der Kranke seinerseits schien um das Resultat seines Uebels sich keinesweges zu bekümmern. Seine Schmerzen, besonders die Krämpfe, verschlangen seine ganze Ueberlegungskraft. Er beschwor nur den Arzt, ihn, auf welche Weise es auch sei, von seiner unsäglichen Qual zu befreien.

Die Zeit, welche zwischen diesem Verlangen und der ewigen Ruhe verstrich, war nicht lang. Die Krämpfe hatten nach und nach aller Muskeln des Körpers sich bemächtigt. Sie gaben endlich unter der Schwäche des Organismus nach, die zugleich alle natürlichen und fleischigen Bewegungen hemmte. Die Erbrechungen hörten auf. Der Puls war kaum noch bemerklich in den Gliedern, und selbst die Schläge

des Herzens, dieser Zitadelle des Lebens, waren sehr schwach. Des Körpers Oberfläche schien kalt und feucht; sie war durchaus leichenähnlich. An Händen und Füßen war die Haut zusammengeschrumpft, wie wenn sie mehrere Tage sich im Wasser befunden. Der Athem war kalt, das Auge erloschen. Er lebte noch mehrere Stunden in diesem Zustande, und starb sodann ohne weitern Schmerz.

Die Geschichte der Krankheit A***s kann im Allgemeinen als Beispiel der Fortschritte der Cholera gegen ihr Ende dienen. Es verstrichen dreizehn Stunden von dem ersten Uebelkeit-Empfinden bis zum letzten Seufzer. In vielen Fällen dauert die Krankheit jedoch vierundzwanzig Stunden und selbst länger.

Dagegen werden auch viele Kranke mit ausserordentlicher Schnelle hinweggerafft. Die Geschichte dieser schrecklichen Krankheit bietet mehrere Beispiele von Soldaten dar, die auf dem Marsche, mitten in Reihe und Glied, niederstürzten, wie wenn sie vom Blitz getroffen worden, ohne vorher die geringste Klage ausgestoßen zu haben. Arbeiter sind gestorben, mit ihren Werkzeugen, und Braminen, mit ihrem Rosenkranz in der Hand, während Ackerbauern todt hinter ihrem Pflug gefunden wurden.

Es ist erstaunlich, wie eine Krankheit, die einen so großen Theil der Erde überschritten, so wenig Veränderungen unter den verschiedensten Klimas und Temperaturen erlitten. Diese Gleichförmigkeit allein macht begreiflich, wie dieselbe Behandlung auf alle Individuen anwendbar gemacht werden kann, und mit einigen leichten Milderungen, je nach dem körperlichen Zustand des Kranken, nach den Gewohnheiten

und der Lebensweise des Landes, muß man überall derselben Mittel sich bedienen, von deren Güte sich die englischen und französischen Aerzte in Indien, und die russischen und polnischen in ihrem Vaterlande, überzeugt. Man muß besonders vermeiden, in einer so schweren, so leicht tödtlichen Krankheit, sich neuer, von Philanthropie oder Marktschreierei erdachten Mittel, zu bedienen, die von Erfahrung noch nicht als bewährt bezeichnet worden.

Die Möglichkeit, eine Genesung von der Krampfruhr zu erzielen, hängt beinahe allein von der Epoche ab, in welcher man dem Kranken zu Hilfe kommt. Läßt man die Krankheit sich vollkommen entwickeln, bevor man einen Arzt ruft, so ist alle Geschicklichkeit und Mühe vergebens; das Uebel kann nur durch den Tod beendet werden. Aber wenn der Arzt zu Rathe gezogen wird, während die Symptome noch gemäßigt sind, besonders in dem Augenblicke, wo der Kranke sich nur über Unwohlbefinden und Beklemmung beschwert, hat man gegründete Hoffnung, ihn zu retten.

Nach dem Gebrauche der gewöhnlichen Mittel ist unmittelbar ein Aderlaß und eine starke Dosis versüßtes Quecksilber zu verordnen, worauf beständige Reibungen mit warmem Flanell auf der Haut, folgen müssen. Im Innern läßt man Opium-Extrakt, Alkohol und andere krampfstillende Besänftigungsmittel in den Zeiträumen und in der Menge nehmen, welche der Arzt, nach dem Zustande, in welchem sich der Kranke befindet, am geeignetsten erachten wird.

Man erkennt als Zeichen einer wirklichen Besserung das Wiedererscheinen der Galle in den Ausleerungen. Der Speichelauswurf und das Urinlassen, die wäh-

rend der größten Heftigkeit des Anfalls unterbrochen gewesen, zeigen sich wieder so regelmäßig wie zuvor. Athem und Haut gewinnen nach und nach ihre natürliche Wärme; mit einem Worte, alle Verrichtungen der Oekonomie erlangen ihren gewöhnlichen Rhythmus wieder.

Wartet der Kranke, bevor er Hilfleistung verlangt, bis die Krankheit merkliche Fortschritte gemacht, so ist ein Aderlaß nicht allein unnütz, er kann sogar schädlich sein. Zeigt der Krampf sich in den Gliedern, muß man ihn durch Reibungen, und durch den Gebrauch krampfstillender Mittel zu vermindern suchen. Befindet sich der Kranke bereits in der dritten oder letzten Periode, muß man äusserst vorsichtig in der Wahl der zu ergreifenden Mittel sein.

Die Zerbrechlichkeit ist in diesem Augenblicke der einzige Feind, den man noch zu bekämpfen hat, weshalb man die zu reichenden Besänftigungsmittel dergestalt zurichten muß, daß sie zugleich stärkend seien. Der Gebrauch des Opium-Extrakts, in dem Maße, als er zur Beschwichtigung der Krämpfe nothwendig ist, würde unter den obwaltenden Umständen unausbleiblich den Kranken tödten.

Uebrigens wehe dem Kranken, den sein Arzt, unter dem Anschein einer leichten Besserung, wenn auch nur auf kurze Zeit, verläßt. Keine Krankheit ist tückischer, als diese. Jeder Kranke bedarf beständig der Gegenwart eines Arztes, so lange nicht alle Gefahr vorüber ist. Neue und heftigere Anfälle folgen oft auf eine anscheinende und täuschende Milderung.

Befolgt man genau die wenig zahlreichen Behandlungsregeln, mit den leichten Modifikationen, welche

die Umstände dem Arzt andeuten, so wird man die Sterblichkeit sich sehr vermindern sehen. Denn mitten in dem herzzerreissenden Schauspiel, welches die Heftigkeit und Qual dieses Uebels gewährt, ist es nichts desto weniger troſtreich, zu erkennen, daß der Arzt, der so oft genöthigt ist, bloßer Zuschauer da zu bleiben, wo er nicht mehr helfen kann, in einer so furchtbaren Krankheit noch wirksame Mittel anwenden und den Leidenden einem beinahe gewissen Tode entreissen kann.

So verlor die Armee von Madras, in Indien, welche aus 83,336 Mann, theils Eingebornen, theils Europäern bestand, 1818 und in den vier folgenden Jahren nur 23 Individuen auf 100 Cholera-Kranke, während beinahe alle andere davon Ergriffene starben.

So auch unterlagen, während den zehn ersten Tagen nach dem Erscheinen dieser Krankheit zu Warschau, im April d. J. 1100 Personen, und nur 180 genasen. Aber sobald die Hilfsleistung geordnet war, verminderte sich die Sterblichkeit bedeutend, und von 107 Kranken, welche vom 23. bis zum 27. Mai im Spital dieser Stadt aufgenommen worden, starben nur sieben während dieser Zeit.

Aus diesem Grunde haben auch alle Aerzte, welche die Cholera beobachtet, erklärt, daß wenn man bei Zeiten die erforderlichen Mittel in Anwendung bringt, man wenigstens die ¾ aller Kranken retten könne. Bei wohlhabenden Personen ist dies Verhältniß noch stärker.

Es ist jedoch nicht hinlänglich, die Verheerungen anzudeuten, welche diese Krankheit angerichtet, wie die Heilmittel, deren man sich dagegen zu bedienen

hat, man muß auch das Entsetzen in Rede stellen, welches ihr Erscheinen veranlaßt. Furcht und Besorgniß sind, unter solchen Umständen, die traurigsten, die verhängnißvollsten Gemüthsneigungen. Die erste Sorge muß also darin bestehen, die Massen zu beruhigen, nicht etwa dadurch, daß man sie täuscht, indem man ihnen die Gefahr verbirgt, sondern dadurch, daß man sie ihnen ohne alle Uebertreibung zeigt, und ihnen die Mittel andeutet, sich davor zu bewahren, oder ihre Heftigkeit zu vermindern.

Man sollte hier festzustellen sich bemühen, ob die Cholera immer den gleichen Gang verfolgt, nicht in derselben Richtung (denn wir haben sie in allen Richtungen bemerkt), sondern nach den am meisten gebrauchten Verbindungswegen, wie Handelsstädte, Seehafen u. s. w.

Um eine solche Frage zu entscheiden, müßte man jedoch vorher bestimmen, ob diese Krankheit anstekkend ist. In diesem Fall würde ihre Verbreitung über ganz Europa, der häufigen Verbindungen zwischen den verschiedenen Völkern wegen, unvermeidlich sein. Hängt sie dagegen von örtlichen Ursachen ab, so läßt sich ihre Verbreitung in den verschiedenen Theilen Europa's auch nur dem Dasein oder Nichtdasein dieser örtlichen Ursachen zuschreiben.

Obgleich es unsere Absicht nicht ist, weder für noch gegen diejenigen uns zu erklären, welche an die ansteckende Fähigkeit der Cholera glauben, können wir doch nicht umhin, einige Worte über diesen Punkt zu sagen. Wir bemerken vor Allem, daß die meisten ansteckenden Krankheiten, d. h. diejenigen, welche von einem Individuum auf ein anderes übergehen, sei es

durch Berührung, sei es durch die bloße Ausdünstung einer kranken Person, eben so plötzlich sich entwickeln. In diese Kathegorie gehören die orientalische Pest in Aegypten und der Typhus bei uns.

Wer nur Fälle gesehen, wo Pest und Typhus plötzlich ausgebrochen, behauptet, daß diese Krankheiten nicht ansteckend sind, während die entgegengesetzte Meinung lebhaft von Dem vertheidigt wird, der nur Uebertragungsfälle gesehen. So erklärt sich die Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden medizinischen Sekten, die alle beide ihre Beweisgründe auf vereinzelte Thatsachen stützen, ohne sie in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Beobachtung zu bringen.

Was wir über den Typhus und die orientalische Pest gesagt, läßt sich ebenfalls auf die Krampfruhr anwendbar machen. So lange sie auf Hindostan und die benachbarten Länder beschränkt blieb, bemüheten sich die indischen Aerzte, das Mittel zu erforschen, durch welches sie sich verbreitete. Das Medical Boards von Bengalen erklärte sich gegen die Ansteckung, während das von Bombay die ansteckende Natur der Krankheit anerkannte.

Man muß gestehen, zu Gunsten der Anhänger der Nichtansteckung, daß die Frage damals einen etwas verschiedenen Anblick gewährte, als sie unter dem Einflusse der letzten Begebenheiten gewonnen. Die Fortschritte der Cholera erstreckten sich damals noch nicht über die Grenzen Hindostans, wo sie einheimisch war. Die an Nichtansteckung Glaubenden konnten aber mit Recht fragen, ob dieselbe Krankheit, die zu Jessor begonnen, unabhängig von der Ansteckung, nicht an

andern Orten, unter dem alleinigen Einflusse atmosphärischer Ursachen, erscheinen könne?

Wir glauben in der That, daß sie in vielen Fällen keinen andern Ursprung hat, und auf solche Weise finden wir ein Mittel, anscheinend sich widersprechende Berichte in Uebereinstimmung zu bringen. Indessen würde man sich vergeblich bemühen, derselben Ursache die Verbreitung der Cholera an allen den Orten zuzuschreiben, wo wir sie gesehen. Die üble Luft oder Mal' aria ist nicht überall dieselbe, und kann folglich nicht allein die Krankheit auf einem so großen Theil der Erde, und unter so verschiedenen Umständen, erzeugen.

Die Krampfruhr, sagt man, greift selbst Thiere an. Mehrere derselben sind an dieser Krankheit in Indien gestorben. Man hat dieselbe Thatsache auch zu Moskau beobachtet, besonders aber zu Taganrok, wo Gänse, Hühner, Truthähne und Krähen mit allen Symptomen der Cholera umgekommen; woraus man schließt, daß sie allein aus atmosphärischem Einflusse entsteht.

Es ist auch möglich, aus dieser Thatsache, und mit derselben Richtigkeit, eine ganz entgegengesetzte Folgerung zu entnehmen, selbst wenn ihre Authentizität unabläugbar wäre. Handelte es sich hier um unsere vierfüßigen Hausthiere, deren Organismus sich mehr dem unsrigen nähert, könnte man diese Thatsache nach reiflicher Prüfung annehmen. Aber wer kennt hinlänglich die Krankheiten der Krähen und Gänse, um zu behaupten, daß man wirklich den Tod dieser Thiere der Krampfruhr zuzuschreiben habe? —

Die Schriftsteller, welche die ansteckende Natur

der Cholera bestreiten, stützen sich besonders auf die Thatsache, daß viele Personen davon angefallen worden, ohne vorher in der geringsten Berührung mit einem Kranken gestanden zu haben. Dieser Einwurf ist von geringer Wichtigkeit. Solche Fälle können in der That in Hindostan beobachtet worden sein, wo sie, wie zu Jessor, durch äussere Ursachen bestimmt wurden, während in andern Ländern, wo die Cholera nicht bekannt ist, man genöthigt wird, zur Anstekkung seine Zuflucht zu nehmen, um die Verbreitung zu erklären. Denn man weiß, daß diese Art der Uebertragung der Krankheiten nicht immer leicht zu würdigen ist, und daß ansteckende Ausdünstungen mit Kaufmannswaaren, Kleidern und andern Gegenständen verbreitet werden können, indem ihre vergiftende Eigenschaft sich lange zu erhalten im Stande ist.

Obgleich es unumgänglich nothwendig scheint, die Ansteckung anzunehmen, um mehrere ausserdem unbegreifliche Fälle sich zu erklären, muß man doch auch erkennen, daß die Cholera sich in einem Lande und bei einem Individuum nur unter den für ihre Entwickelung günstigen Umständen beurkundet.

Im Allgemeinen zeigt sich diese Krankheit mehr bei erwachsenen Personen, als bei Kindern und Greisen. Männer und Weiber sind ihr in einem beinahe gleichen Verhältnisse unterworfen. Menschen, welche sich Ausschweifungen irgend einer Art überlassen, sind gewöhnlich ihre ersten Opfer. Neuerdings trat ein polnischer Offizier in ein Kaffeehaus zu Warschau, wo er schnell hinter einander neun Gläser Gefrornes

verzehrte. Am nächsten Morgen erklärte sich die Cholera mit großer Heftigkeit.

Also sind ein regelmäßiges Leben, gute Nahrung, ohne Ausschweifung irgend einer Art, die günstigsten Umstände, unter denen man am wenigsten diese Krankheit zu befürchten hat. Wählt man dazu seinen Wohnort auf freier, luftiger Höhe, und hält man sich von kranken Personen fern, so darf man hoffen, von diesem gefährlichen Uebel verschont zu bleiben.

Was den Gebrauch der vom Ansteckungsstoff reinigenden Mittel anbelangt, wie verschiedene starkriechenden Substanzen, besonders Chlore, die man seit einigen Jahren so hoch angerühmt, würde man sich derselben vergebens bedienen, wenn man die Mittel vernachlässigt, deren Wirksamkeit durch Erfahrung beurkundet wird. Zu Moskau bediente man sich der Chlore in allen Ständen der Gesellschaft, in der Hütte des Armen, wie im Palast des Reichen, und die Cholera verfolgte dennoch unaufhaltsam ihren Weg.

Obgleich wir es beinahe als zuverlässig betrachten, daß die jetzt in Rußland, Polen, Gallizien, Ungarn und Preussen herrschende Krampfruhr auch die übrigen Länder Europa's heimsuchen wird, muß man dennoch deshalb sich nicht zu großer Besorgniß überlassen. Wir haben gesehen, daß, obgleich die Sterblichkeit im Verhältniß mit der Zahl der Kranken ungefähr noch dieselbe ist, wie zu der Zeit, wo das Uebel sich zu Jessor beurkundete, dagegen die Zahl der Kranken selbst, im Verhältniß der Bevölkerung, in Europa viel geringer ist, als in Asien.

Erleidet nun die Krankheit auf ihrem fortschrei-

tenden Gange dieselbe Verminderung wir bisher, so wird im Abendlande die Zahl der Opfer lange nicht so groß sein, als im Orient, insofern nicht das kältere Klima Rußlands und Polens die Ursache dieser Verminderung ist, und das Uebel immer mehr Stärke gewinnt, je näher es der warmen Zone kommt. Wir mögen jedoch dieser Voraussetzung keinen Glauben beimessen, und wollen vielmehr annehmen, daß, wenn die Krampfruhr in diesem oder im nächsten Jahre auch Deutschland und die andern westlichen Gegenden überschwemmt, der weisen Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, welche die Regierungen überall getroffen, diese Krankheit kaum mehr als ein Schatten des gefährlichen Uebels sein werde, das so große Verheerungen in Asien angerichtet.

Die Phänomene des Lautes und ihre Fortpflanzung.

Letzte Erwägung.

Im zweiten Theile seiner Abhandlung beschäftigt sich Herschell mit den musikalischen Lauten. Wie das Auge einen ununterbrochenen Lichtkreis sieht, wenn man einen brennenden Stock rasch umdreht, so vernimmt auch das Ohr einen ununterbrochenen Laut, wenn getrennte Töne rasch auf einander folgen. Die Zahl der geschiedenen Laute, welche einen ununterbrochenen Ton bilden, ist, nach Herschell, wahrscheinlich nicht unter sechszehn in einer Sekunde.

Erschallen diese Laute in vollkommen gleichen Zwischenpunkten, so bilden sie einen musikalischen Ton. Es gibt viele mechanische Mittel, welche eine Aufeinanderfolge solcher Töne, bestimmt durch ebenfalls gleichmäßige Drucke auf die Luft, erzeugen. Eines der gewöhnlichsten ist die Schwingung der Darm- oder Metall-Saiten. Ist eine solche Saite zwischen zwei festen Punkten ausgespannt, wie in einer Harfe, oder in einem Klavier, so wird die Linie, welche diese beiden Punkte verbindet, oder die Richtung, welcher sie in ruhigem Zustande folgt, Axe genannt. Berührt man diese Saite, und überläßt sie sodann sich selbst, so erleidet sie eine Schwingung zwischen den beiden festen Punkten und erzeugt einen Ton, im Verhältniß mit der Schnelle dieser Schwingung.

In dieser Voraussetzung schwingt die Saite, in gleicher Entfernung von beiden Punkten der Axe.

Wenn eine Saite, im Zustande der Schwingung, mit dem Finger oder mit einer Feder, nur leicht aber genau in Mitte ihrer Länge berührt ist, wird die Ausdehnung ihrer Schwingungen vermindert, dagegen ihre Bewegung vermehrt. Sie wird einen schwächern, aber durchdringendern Ton angeben, als den ursprünglichen, den man Grundton nennt. Die auf solche Weise erzeugte Note korrespondirt mit der zweimal gegebenen Zahl der Schwingungen der Saite.

Berührt man die Saite auf ein Drittel ihrer Länge, wird der Ton noch schneidender, und die Schwingungen werden dreimal stärker sein.

In diesen verschiedenen Fällen beurkundet sich ein sehr merkwürdiges Phänomen. Wird die Saite in der Mitte berührt, so scheidet sie sich in zwei Theile, von denen jeder besonders schwirrt, der eine zur Rechten des von der Hand berührten Punktes, der andere zur Linken. Der Zentralpunkt ist also stationär geblieben, und die beiden Hälften der Saite schwingen genau, wie wenn der Mittelpunkt fest und unbeweglich wäre. Dieser Punkt wird der Knoten genannt.

Es gibt in den von einer starken Stimme auf andere Gegenstände erzeugten Schwingungen eine solche Macht, daß man mit ihrer Grundnote Scheiben zerbrechen kann. Man hat uns das Beispiel eines Mannes angeführt, der auf solche Weise zwölf Scheiben hintereinander springen ließ.

Diese Sympathie der Schwingungen, oder diese Tendenz eines schwingenden Körpers, einen andern in denselben Zustand zu versetzen, ist noch auffallender, wenn zwei Schlaguhren auf derselben Bohle, oder an derselben Wand sich befinden. Schon vor länger als

einem Jahrhundert beobachtete man, daß zwei Glocken, die an demselben Balken hängen, einen gegenseitigen Einfluß auf einander ausüben. Der Klöpfel der verstummten Glocke erneuert seine Schwingungen nach einer gewissen Zeit, wonach die der andern aufhören.

Ellicott, der zuerst diese Wirkung beobachtete, bemerkt auch, daß zwei Uhren, die eine von der andern täglich um 96 Sekunden verschieden waren, sich um 95 Sekunden näherten, als sie an derselben Wand hingen.

Aehnliche Wirkungen sind auch von Boyd, zu Edinburg, bei Schlaguhren beobachtet worden, die an einer dicken Backsteinmauer befestigt waren. Breguet, zu Paris, entdeckte ein gleiches Phänomen bei seinen Uhren. Diese Wirkungen werden augenscheinlich durch die von einem Pendel zum andern, durch die Bretter oder die Mauern, an denen die Uhren befestigt sind, mitgetheilten Schwingungen erzeugt.

Die Erzeugung harmonischer Töne, mit dem Grundton einer schwirrenden Saite, hat einige Aehnlichkeit mit dem Phänomen der zufälligen oder harmonischen Farben. Ist das Auge einige Zeit starr auf eine rothe Oblate geheftet, so sieht es zu gleicher Zeit eine grüne Farbe. Diese letzte ist mit der ersten gemischt, und scheint ihre Intensität nur zu vermindern. Wendet sich dagegen das Auge von der rothen Oblate ab, und richtet es sich auf ein gewisses Blatt, so sieht es sehr genau die grüne Farbe, und die Sensation derselben verlängert sich sogar, wenn die der rothen Farbe aufgehört hat.

Es ist ein sonderbares Aufeinanderpassen, daß diese

beiden Farben, die rothe und grüne, harmonische Farben seien. Sie haben noch eine andere Eigenschaft, nämlich die weiße Farbe zu erzeugen, wenn man sie mit einander vermischt. Auf dieselbe Weise ist die harmonische Farbe des Blau, Orange, und die des Gelb, Violet. Die Netzhaut des menschlichen Auges wird also, durch die Wirkung einer Farbe, in einen solchen Zustand der Schwingung versetzt, daß sie zu gleicher Zeit ihre harmonische Farbe erblickt.

Diese beiden Farben, die ursprüngliche und die harmonische, werden vom Auge genau auf dieselbe Weise bemerkt, wie die Grundnote und die harmonische Note vom Ohr gehört werden. Aber wie das Auge nicht die beiden vereint existirenden Farben getrennt sehen kann, wie das Ohr die beiden Töne hört, ist es nothwendig, die ursprüngliche Farbe zurückzuziehen, um die harmonische zu sehen.

Herschell gedenkt auch der Schwingungen einer Luftsäule, um musikalische Töne in Blase-Instrumenten zu erhalten. Das gewöhnlichste Mittel, die Schwingung einer Luftsäule in einer Röhre zu erlangen, besteht darin, sie entweder durch eine Oeffnung auf der einen Seite, oder auf einer seiner Extremitäten, mit Hilfe einer besondern Oeffnung, Mündung genannt, hineinzublasen.

In allen Instrumenten, welche durch die Schwingung einer Luftsäule tönen, ist Luft der alleinige schwirrende Körper. Der des Tons ist immer derselbe, gleichviel, ob die Röhre von Blei, Glas oder Holz ist; der Klang allein ist verschieden. Man erklärt diesen

Umstand dadurch, daß man voraussetzt, der Druck der schwingenden Säule theile eine mehr oder minder starke Schwingung mit, je nach der Natur des Körpers, mit welchem er in Berührung steht.

Wenn zwei gleiche und ähnliche Saiten auf dieselbe Weise schwirren, indem jede derselben 100 Schwingungen in einer Sekunde macht, erzeugen die gleichmäßigen Wallungen beider einen fortgesetzten Laut, der das Doppelte dieser beiden besondern Töne ist, und in dem man weder Pause noch Zwischenraum bemerkt.

Sind die beiden Saiten nicht übereinstimmend, dergestalt, daß die eine 100 Schwingungen gibt, und die andere 101 in einer Sekunde, so wird man bei der ersten Schwingung die beiden Töne vernehmen, wie wenn sie nur einen von doppelter Stärke machten. Aber der zweite gewinnt nach und nach ein wenig über den ersten, dergestalt, daß bei der fünften Schwingung der eine bereits eine halbe Schwingung über den andern voraus hat. Die beiden Töne neutralisiren sich sodann gegenseitig, und es entsteht ein Moment des vollkommensten Schweigens.

Der Laut schwillt an, und wird stärker bei der hundertsten Schwingung. In diesem Augenblick hat die eine Saite eine ganze Schwingung über die andere gewonnen. Das setzt sich nun beständig fort auf dieselbe Weise.

Ist die Uebereinstimmung der beiden Saiten sehr mangelhaft, d. h. ist eine große Verschiedenheit in der Zahl ihrer Schwingungen in einer Sekunde, so sind die Phänomene noch auffallender, und die Pause ist noch größer.

Diese sonderbare Wirkung, ein absolutes Schweigen durch den Konkurs zweier Töne zu erhalten, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Phänomenen des Lichts.

Wenn ein kleiner rothgefärbter Lichtstrahl von einem leuchtenden Punkte ausgeht, und die Netzhaut des menschlichen Auges trifft, erregt er die Empfindung des Lichts, und wir erblicken genau den Punkt oder den Gegenstand, von dem er ausgegangen. Aber wenn ein anderer rother Lichtstrahl von einem Punkte ausgehet, der von dem ersten den 258,000. Theil eines Zolls entfernt ist, oder genau zwei, drei und vier Mal diese Distanz, und wenn er denselben Theil der Netzhaut berührt, wird ein Licht das andere verstärken, und das Auge wird nicht nur zwei Punkte sehen, es wird auch eben so viel Licht aufnehmen, als es von einem einzigen Strahl aufgenommen hätte.

Wenn dagegen die Entfernung der beiden Punkte von einander nur die Hälfte des 258,000. Theil eines Zolles, oder ½, ⅓, ¼ dieser Distanz beträgt, wird ein Licht das andere vernichten, und eine vollkommene Finsterniß erzeugen, dergestalt, daß die beiden Punkte, von denen das Licht ausgeht, durchaus unsichtbar werden.

Sind die beiden Lichte grün, wird die Distanz, in welcher diese Wirkung erzielt werden kann, der 207,000. Theil eines Zolles sein. Sind sie violet, wird die Distanz der 157,000. Theil eines Zolles sein.

Es ergibt sich daraus, daß das Licht wahrscheinlich wie der Ton erzeugt wird, durch Wallungen in einem weiten elastischen Mittelpunkte, der den ganzen Raum einnimmt, und daß die Breite der rothen Licht-

welle den 258,000. Theil eines Zolles mißt, die der grünen den 207,000. Theil, und die der violeten den 157,000. Theil. Durch diese merkwürdige Eigenschaft des Lichts werden die glänzenden Farben der Fischschuppen und der Vogelfedern erzeugt.

Die letzte Abtheilung des in Rede stehenden Werkes, die musikalischen Laute betreffend, handelt von den tönenden Schwingungen, welche durch Stangen, Ruthen und Klingen von Metall erzeugt werden, womit Herschell mehrere Experienzen angestellt hat, die wir nicht umständlicher beschreiben mögen.

Noch merkwürdiger sind die durch die Schwingung der Glasscheiben veranlaßten Phänomene, deren Beschreibung man ebenfalls in seinem Werke nachsehen mag, indem ein näheres Eintreten in alle diese Einzelnheiten den größten Theil unserer Leser mehr ermüden als befriedigen würde.

Im dritten Theile seiner Abhandlung schreibt Herschell von den Schwingungsverbindungen, von den Systemschwingungen, von der Verbindung eines schwingenden Körpers mit einem andern und mit der menschlichen Stimme. Dieser Theil der Akustik ist von Savart mit vieler Sorgfalt studirt worden, und in einem hohen Grade interessant.

Dieser Gelehrte hat sich, in Folge der Andeutungen Chladni's, der der Länge nach fortlaufenden Schwingungen einer Metallruthe (eines Ladestocks) bedient, um die Schwingungen eines festen Körpers auf einen andern überzutragen. Er ist dabei folgendergestalt verfahren. Er verbindet zwei runde, horizontal gelegte Platten durch eine senkrecht angebrachte Metallruthe, und breitet Sand auf beiden Platten

aus. Er gibt sodann der obern Platte eine Schwingung, und der Sand beschreibt regelmäßige Figuren. Aber da diese Schwingungen genau der untern Platte mitgetheilt werden, nimmt der auf derselben befindliche Sand durchaus dieselben Formen an, wie der auf der obern Platte. In diesem Fall ist der Laut der beiden Platten, getrennt genommen, identisch mit dem Laute jeder derselben. Aber wenn die beiden Scheiben nicht gleich sind, und verschiedene Noten geben, erzeugt das System einen Mittellaut zwischen jeder, und die vom Sande beschriebenen Noten sind nicht dieselben.

Eine andere sehr merkwürdige Experienz Savarts ist auch die, welche er über die, von der Luft ausgespannten Häutchen, mitgetheilten Schwingungen angestellt.

Wir bedauern sehr, daß die Grenzen, innert welchen wir diesen Artikel zu beschränken genöthigt sind, uns nicht vergönnen, von der Stimme und dem Ohr des Menschen, wirklichen Wundern eines göttlichen Mechanismus, zu sprechen. Wir begnügen uns zu bemerken, wie es sich aus den darüber angestellten Experienzen ergibt, daß die Empfindlichkeit unsers Ohrs so groß ist, daß es bestimmte Töne durch Schwingungen bemerkt, welche sich bis auf 24,000 in einer Sekunde erheben; mit andern Worten, daß es Laute hören kann, welche nur den 24,000. Theil einer Sekunde dauern.

Wallaston hat bewiesen, daß mehrere Personen, die ein sehr feines Gehör für die Allgemeinheit der Laute haben, dennoch gänzlich taub sind für sehr tiefe oder sehr schneidende Töne. Unter den Tönen,

die von gewissen Ohren kaum bemerkt werden können, deutet er folgende an, mit der Hinweisung, daß die zuerst genannten besser gehört werden, als die darauf folgenden:

1. Der Schrei der Grille (gryllus campestris);
2. " " der Fledermaus;
3. " " der Hausgrille (gryllus domesticus);
3. " " des Sperlings.

Dieser große Beobachter setzt voraus, daß die „Hörmacht" im Menschen sich nur auf eine kleine Zahl Noten über den Schrei des gryllus campestris erstreckt. Er kennt mehrere Personen, die selbst diesen Schrei nie gehört, eben so wenig als den der Fledermaus. Er denkt, daß es in der Natur Thiere gibt mit Stimmen und Gehörnerven, die so wenig in Harmonie sind, daß das eine vollkommen taub für des andern Stimme sein kann.

Wir können diesen Aufsatz nicht beenden, ohne ein Wort über zwei sehr interessante Gegenstände zu sagen, die in zu genauer Verbindung mit den Phänomenen des Lautes stehen, um sie mit Stillschweigen zu übergeben. Wir wollen von der Bauchrednerei und der Stimme der Memnonssäule sprechen.

Die Kunst, in sich hineinzureden, welche wir Bauchrednerei nennen, ist allgemein bekannt. Sie besteht darin, die Zuhörer glauben zu lassen, daß Worte oder Töne von verschiedenen Personen oder Gegenständen herrühren, während sie nur von einem Individuum erzeugt werden. Die ganze Kunst begründet sich auf des Lautes Eigenschaft, welche verhindert, daß der Laut unmittelbar zu dem Ohre gelange, oder vielmehr, daß dieses genau die Richtung bestimmen könne, aus

welcher der Laut zu ihm gelangt. Diese Unfähigkeit des Ohrs ist überdem die Quelle vieler falschen Urtheile, wodurch manchen Lauten ein übernatürlicher Karakter zugeschrieben wird, deren Ursprung mit einigem Nachdenken sich leicht und einfach erklären läßt.

So entging ein musikalischer Ton, der nur drei oder vier Fuß von den Ohren zweier in einem Bette befindlichen Personen entfernt war, während mehrern Monaten allen seinetwegen angestellten Nachforschungen. Bald schien er vom Dache zu kommen, bald aus einem Nebengemache, aber nie von dem Orte, wo er wirklich war. Obgleich er immer von beiden Personen gehört wurde, wenn sie vereinigt waren, schien er zu verstummen, sobald die eine allein im Zimmer war. Ein zufälliger Umstand, der eben so wohl auch während dem ganzen Dasein der beiden Individuen sich nicht hätte ereignen können, ließ endlich dieses Phänomens wahre Ursache entdecken.

Um besser zu begreifen, welche Rolle diese Unbestimmtheit des Ohrs bei den Zaubereien der Bauchrednerei spielt, braucht der Leser sich nur zwei ihm gegenüber befindliche, ungefähr hundert Fuß von ihm entfernte, aber nahe bei einander stehende Personen zu denken. Sprechen sie nacheinander, und der Hörende kennt nicht den Laut ihrer Stimme, oder Kurzsichtigkeit verhindert ihn, die Bewegung ihrer Lippen zu sehen, so ist es ihm unmöglich, mit Gewißheit die redende Person zu bestimmen.

Vorausgesetzt, ein Mann und ein Kind befinden sich so nahe bei dem Hörenden, daß er, ohne sie zu betrachten, die Richtung der von ihnen erzeugten Laute unterscheiden könne, d. h. ob sie von dem Individuum

zur Rechten oder von dem zur Linken herrühren. Ahmt nun der Mann des Kindes Stimme nach, wird der Hörende vermuthen, daß dieses spreche, obgleich er in gewöhnlichen Umständen wohl sehen würde, daß der Laut von dem Manne herrührt. In diesem Falle gehorcht sein Ohr der Ueberzeugung, daß die Laute eines Kindes nur von einem Kinde herrühren können. Diese Ueberzeugung würde noch stärker sein, wenn des Kindes Bewegungen in Uebereinstimmung mit den von dem Manne mit kindischer Stimme ausgesprochenen Worten wären.

Wenn der Mann in seinem Karakter und mit seiner natürlichen Stimme spräche, während das Kind die Gesten machte, und einen mit den ausgesprochenen Worten übereinstimmenden Gesichtsausdruck annähme, könnte der Hörende noch in einige Verlegenheit gerathen. Aber wir sind überzeugt, daß das, was er sähe, über alles Andere die Oberhand behalten würde, und daß er endlich glauben würde, das Kind mit männlicher Stimme sprechen zu hören. Es versteht sich von selbst, daß der Hörende nicht im Stande sein müßte, des wirklich Sprechenden Gesicht zu sehen *).

*) Quintilian, Seneka und Cicero gedenken oft in ihren Werken des auf den Theatern Roms üblichen Gebrauches, das Doppelbegehen des Schauspielers zu trennen, dergestalt, daß während einer seine Rolle auf der einen Seite der Bühne hersagte oder sang, der andere am entgegengesetzten Ende die Gesten dazu machte, ohne daß diese Kombination den Gesammteindruck schwächte. Anfänglich durften auf dem Theater des Palais-Royal zu Paris nur Pantomimen aufgeführt werden, bei denen man sich endlich desselben Mittels be-

In der ersten unserer Voraussetzungen hat der Mann die Rolle des Bauchredners gespielt, indem er genau die Laute eines Kindes nachgeahmt. Aber der Hörende könnte auf solche Weise nicht lange getäuscht werden. Verbirgt der Mann sein Gesicht, oder wendet er den Rücken während seiner Stimmnachahmung, wird sich sogleich ein Zweifel erzeugen, und der Betrug wird sich bald entschleiern.

Es ist also durchaus nothwendig, um von solchem Begehen irgend einen befriedigenden Erfolg zu gewinnen, daß der Sprechende eine andere Kunst besitze, nämlich die, zu reden, ohne die Lippen und die Gesichtsmuskeln zu bewegen. Dies Resultat kann nur durch eine Bewegung der Halsmuskeln, unterstützt durch die der Zunge auf den obern Mundtheil, die Zähne und den innern Lippenrand, erzielt werden. Es kann leicht in Ausführung gebracht werden, ohne daß sich dabei weder die Lippen noch die Gesichtszüge bewegen.

Diese Laute haben leicht begreiflich einen andern Karakter, als den von der Organe natürlichem Spiel erzeugten. Hält der Bauchredner einen hölzernen Hanswurst in der Hand, und läßt er desselben Lippen in

---

diente. Grimm äussert sich darüber in seiner Korrespondenz folgendermaßen: „Die Stücke, welche man auf diesem Theater gibt, sind kleine komische Opern, in denen Kinder auf der Bühne die Pantomime spielen, während man in den Kulissen die Rollen abliest, oder absingt. Die Illusion, welche dadurch erzeugt wird, ist so groß, daß man die Kinder selbst sprechend und singend glaubt, obgleich sie den Mund nicht öffnen. Man hat Mühe, sich zu überzeugen, daß zwei Personen auf solche Weise eine Rolle unter sich theilen."

Uebereinstimmung mit seiner Rede sich bewegen, so möchte der Zuschauer in Versuchung gerathen, diese Töne dem Hanswurst zuzuschreiben, um so mehr, da des wirklich Sprechenden Lippen und Züge unbeweglich bleiben. Die Illusion wird noch dadurch vermehrt, daß der Bauchredner von Zeit zu Zeit mit seiner natürlichen Stimme spricht, die von der andern ganz verschieden ist.

Dugald Stewart hat einen interessanten aber unvollständigen Artikel über die Bauchrednerei in dem Appendix zum dritten Bande seines Werkes „über den menschlichen Geist“ geschrieben. Er glaubt nicht, daß der Bauchredner in sich hineinsprechen könne, und setzt voraus, daß die Täuschung nur der Zuhörer Leichtgläubigkeit zugeschrieben werden müsse.

Diesen Bemerkungen nach möchte es scheinen, daß Stewart nie einen Bauchredner ganz in der Nähe sprechen gehört, und zu gleicher Zeit ihn beobachtet habe, weil er in diesem Falle genöthigt gewesen wäre, an der Wirklichkeit der innern Stimme zu glauben. Uebrigens ist es augenscheinlich, daß es viele Nachahmungen gibt, besonders das Geschrei einiger Thiere, das nicht pleno ore durch die gewöhnlichen Mittel der Aussprechung, und ohne den Gebrauch der von Stewart bestrittenen Eigenschaft, in Ausführung gebracht werden kann. Diese Laute rühren nur von der Gurgel her, ohne daß Mund und Lippen dazu im Mindesten mitwirken.

Des Bauchredners Kunst besteht also in der Fähigkeit, alle möglichen Töne nachzuahmen, nicht allein in ihrem gewöhnlichen Karakter, sondern auch noch auf eine Weise, als wären sie durch die Entfernung,

durch Zwischenpunkte, oder durch irgend eine andere Ursache gemildert, und zu gleicher Zeit diese Wirkungen durch Muskelbewegungen zu erzeugen, die von den Zuschauern nicht bemerkt werden können.

Aber diese Fähigkeit, wie sehr man sie auch vervollkommnet haben möchte, würde keine Wirkung erzeugen, wenn das Ohr nicht unfähig wäre, der Laute Richtung zu unterscheiden. Diese Unfähigkeit ihrerseits rührt von keiner Unvollkommenheit des Organs her, sondern von der Natur des Lautes selbst. Dränge der Laut in gerader Richtung fort, wie das Licht, und vermöchte das Ohr die Richtung des einen zu unterscheiden, wie das Auge die des andern, würde der Bauchredner vergebens alle Hilfsmittel der Nachahmung und der innern Sprache erschöpfen. Selbst bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge hat seine Kunst Grenzen, die sie nicht zu überschreiten im Stande ist.

Um noch besser begriffen zu werden, wollen wir einige der gewöhnlichsten Thatsachen der Bauchrednerei andeuten. Fitz-James ahmte sehr genau den Nachtwächter nach, indem er zuerst die Stunde wie in der Straße abrief, wonach er sich immer mehr dem Hause zu nähern schien, bis er endlich ganz unters Fenster gelangt zu sein schien. Fitz-James öffnete das Fenster, und fragte mit seiner natürlichen Stimme, wie spät es sei? Die antwortende Stimme erschallte nun sehr laut und verständlich. Nachdem er das Fenster wieder verschlossen, wurde sie, durch des Nachtwächters angebliches Weiterschreiten, immer dumpfer, als sie endlich ganz verstummte, wonach der Bauchredner mit seiner natürlichen Stimme bemerkte, daß der Nachtwächter in eine andere Straße gegangen sei.

Hätte Fitz-James nicht scheinbar zum Fenster hinaus mit dem in der Straße befindlichen Nachtwächter gesprochen, oder hätte er diesen zur Zimmerthür herein sprechen lassen, würde jede Illusion bald vernichtet worden sein. Es war dasselbe, wenn Alexander ein kleines Kind an sich drückte, und innerlich sang, wie wenn dieses singe. Sein Begehen wurde dadurch gerechtfertigt, daß auf solche Weise Täuschung allein möglich war. Wäre das Kind nur sieben oder acht Fuß von ihm entfernt gewesen, würde man leicht den wirklichen Sänger entdeckt haben.

Wir haben mehrere Experienzen vorgenommen, um den Ungewißheitswinkel zu bestimmen, d. h. den Winkel, in welchem das Ohr nicht mehr die Richtung der Laute entdecken kann. Aber dieser Winkel ist nicht leicht zu erkennen, indem er je nach dem Zustande der Atmosphäre oder nach der Natur der benachbarten Gegenstände verschieden ist. Ist die Luft sehr klar, und ist kein Gegenstand dem tönenden Körper nahe, so ist der Ungewißheitswinkel weniger bedeutend, als unter andern Bedingungen, indem der Laut in diesem Falle durch nichts gebrochen oder vermindert wird. Ist dagegen der tönende Körper von Gegenständen umgeben, welche den Laut brechen, so gelangen die Echo's mit dem ursprünglichen Laute beinahe zu gleicher Zeit zum Ohre, und da diese verschiedenen Geräusche einen einzigen Ton bilden, wird der Ungewißheitswinkel viel größer sein; denn in der That gelangt der Laut von verschiedenen Seiten zum Ohr.

Der Bauchredner könnte also dies Prinzip benutzen, und ein Zimmer wählen, in welchem das Zurückprallen von verschiedenen Seiten die Richtung' der von

ihm erzeugten Laute vermehren, und auf solche Weise seine Versuche erleichtern würde, den Zuhörer glauben zu machen, daß der bezeichnete Gegenstand wirklich die von ihm hergebrachten Töne erzeuge.

Unter den Wundern des alten Aegyptens gibt es keines, das in einem höhern Grade Neugier und Interesse erregt, als die Stimme der Bildsäule Memnons, des Sohns der Aurora. Diese Statue wurde von Kambyses verstümmelt, demungeachtet bewahrte sie ihre Eigenthümlichkeit, jeden Morgen, bei Sonnenaufgang, einen lauten Ton zu erzeugen. Pausanias sagt, daß dieser Ton dem einer zerspringenden Harfensaite ähnlich war. Juvenal, der wahrscheinlich von diesem Phänomen in Aegypten sprechen gehört, gedenkt desselben in seiner fünfzehnten Satire:

Dimidio magicæ resonant ubi Memnone chordæ.

Darf man den verschiedenen auf der Bildsäule eingegrabenen Inschriften Glauben beimessen, so haben mehrere Personen, welche Neugier oder religiöser Eifer zu dieser Bildsäule geführt, nicht nur einen, sondern selbst mehrere Laute, sogar ganze Worte, vernommen.

Langles, in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand, und neuerdings Salverte, haben diese Laute einem Kunststücke der ägyptischen Priester zugeschrieben, und sogar den Hammer-Mechanismus angedeutet, dessen sie sich bedienten, um die erwähnte Wirkung zu erzeugen.

Salverte fügt noch hinzu, daß zwischen den Lippen der Memnonsbildsäule, oder an irgend einem andern weniger bemerkbaren Theile, sich eine Oeffnung befunden, in welcher eine Glaslinse angebracht war,

wo die Sonnenstrahlen sich konzentrirten, die sodann auf eine oder zwei Metallruthen fielen, welche die Hammer in Bewegung setzten.

Dergleichen Meinungen verdienen keine ernstliche Widerlegung. Denn durch ihre Verstümmelung hätte die Bildsäule ihre Eigenschaft verlieren müssen, was jedoch nicht statt fand. Wir glauben also, daß das in Rede stehende Phänomen von ganz natürlichen Ursachen herrührt, was um so wahrscheinlicher ist, da dieselbe Wirkung auch auf andern Punkten sich beurkundet.

So hörten unter andern die französischen Gelehrten, welche sich mit Bonaparte in Aegypten befanden, in einem Granitdenkmale, im Mittelpunkte des Palastes von Karnak, bei Sonnenaufgang ein Geräusch, das dem einer springenden Harfensaite ähnlich war, also einen durchaus ähnlichen Laut, wie der, welcher von Pausanias der Memnonsäule zugeschrieben wird.

Die gedachten Gelehrten nehmen, ohne Einwendung, die von Dussaulx (dem Uebersetzer Juvenals) aufgestellte Erklärung an, nach welcher das bei diesen beiden Denkmälern beobachtete Phänomen durch das Eindringen der verdünnten Luft in die Spalten des tönenden Steins erzeugt werde. Sie setzten voraus, daß die Priester diesen Umstand zu ihren Betrügereien des Memnoniums benutzt.

Andere Reisende sprechen von Lauten, die aus den ungeheuern Steinen hervorzudringen scheinen, mit denen die Gemächer dieses Tempels oder Palastes bedeckt sind, ein Phänomen, welches sie dem plötzlichen Steigen der Temperatur, verursacht durch die Gegenwart der Sonne, zuschreiben.

Alexander von **Humboldt** erklärt auf dieselbe Weise ähnliche Geräusche, welche man an den Ufern des Oronoko vernimmt.

„Der Granitfels,“ sagt er, „auf welchem wir uns befanden, ist einer von denen, welchen die Reisenden an den Gestaden des Oronoko manchmal bei Sonnenaufgang Töne, denen einer Orgel ähnlich, ausstoßen hören. Die Missionäre nennen diese Steine loxas de musica. Es ist Zauberei, sagte unser junger indischer Steuermann. Wir unserseits haben diese geheimnißvollen Töne nie vernommen, weder zu Charicana Vieja, noch am Ober-Oronoko. Demungeachtet läßt sich das Dasein dieses Phänomens keinesweges bezweifeln, indem es von vielen glaubwürdigen Personen bescheinigt wird.

„Ich erkläre es durch die in der Atmosphäre sich ereignende Milderung. Die Felsenwände sind von tiefen, nahe an einander befindlichen (und vielleicht im Innern in Verbindung stehenden) Spalten durchrissen. Sie werden am Tage bis auf fünfzig Grad erwärmt. Während der Nacht fand ich ihre Temperatur an der Oberfläche oft auf 35°, während sie in der Umgebung nicht 28° überstieg.

„Man begreift nun, daß die Temperaturverschiedenheit zwischen der äussern und der unterirdischen Luft gegen Sonnenaufgang ihr Maximum erreicht, das heißt in dem Augenblicke, der am entferntesten ist von dem Maximum der Hitze des vorhergegangenen Tages.

„Das Orgelgeräusch, welches eine auf dem Felsen ausgestreckte Person vernimmt, ist wahrscheinlich nichts anderes, als die Wirkung eines aus den Felsspalten

hervordringenden Luftzuges. Die Aegypter, welche unaufhörlich den Nil auf- oder abwärts schifften, werden bei einigen Felsen an seinen Ufern wahrscheinlich dieselbe Wirkung bemerkt haben, was sodann den Priestern den Gedanken gegeben, sie auf die Wunder des Memnoniums anwendbar zu machen."

In den Pyrenäen vernimmt man bei Sonnenaufgang an der Maladeta ein ähnliches Geräusch, das sich wohl auf dieselbe Weise erklären läßt*).

Uebrigens ist selbst jetzt die Bildsäule des Sohns der Aurora noch nicht verstummt. Sir Smith, und mit ihm eine zahlreiche Karavane, hat sie um 6 Uhr Morgens den Tag mit demselben Laute begrüßen hören, der sie im Alterthum so berühmt gemacht. Er behauptet jedoch, daß dies Geräusch nicht von der Statue selbst herrührt, sondern von dem Fußgestell, dessen Steine so eingerichtet sind, daß sie diese Wirkung leicht erzeugen können.

Wie merkwürdig auch diese Phänomene sein mögen, scheinen sie dennoch unbedeutend neben den außerordentlichen Tönen, welche zwei Reisende, deren Wahrheitsliebe sich nicht bezweifeln läßt, zwischen den Sandfelsen des steinigten Arabiens vernommen.

Ungefähr drei Stunden nördlich von Tor, am rothen Meere, ist ein Berg, El-Nakus genannt, was Glocke, oder vielmehr ein hängendes Metallstück bedeutet, gegen das die Priester mit einem Hammer schlagen. Nach Gray's Beschreibung ist El-Nakus mit Sand bedeckt, und von niedrigen Felsen umgeben,

*) M. s. den Artikel: „Streifereien durch die Pyrenäen", im siebenten und achten Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werkes.

welche die Gestalt eines gegen das Meer geneigten Amphitheaters haben, das ungefähr 300 Fuß hoch und 80 Fuß breit ist. Seine Entfernung von der See beträgt zehn Minuten.

Als Gray diesen Ort besuchte, vernahm er, nach etwa einer Viertelstunde, unter seinen Tritten ein langes Mürmeln, das in dem Maße, als es stärker wurde, sich in Schläge verwandelte, denen eines Uhrpendels ähnlich, von denen sogar der Sand erhoben wurde. Er begab sich Tags darauf an denselben Ort, und bemerkte das gleiche Geräusch, das diesmal noch stärker zu sein schien. Der Himmel war rein, die Luft ruhig. Er konnte überdem keine einzige Spalte in dem Felsen entdecken.

Die Beschreibung, welche Seetzen von diesem Phänomen gibt, ist noch merkwürdiger. „Der Berg", sagt er, „ist unfruchtbar, und besteht gänzlich aus einem sehr harten Sandstein. Ein vereinzelter Felsen, El-Nakus genannt, bietet zwei so steile Oberflächen dar, daß der sie bedeckende Sand bei der geringsten Bewegung hinabgleitet. Diese beiden Wände sind ungefähr 150 Fuß hoch. Sie bilden einen scharfen Winkel, und sind mit leicht zerbrechlichem Sandstein bedeckt."

Seetzen vernahm den ersten Laut um ¼ auf zwei Uhr Nachmittags. Er erklimmte den Ort, wo die Pilger zu hören pflegen. Der Laut schien daselbst unter seinen Tritten sich zu erzeugen, was ihn glauben ließ, daß des Sandes Hinabrinnen die Ursache dieser räthselhaften Töne sei. Das Geräusch wurde am stärksten um drei Uhr Nachmittags, und dauerte sechs Minuten. Nach einer Pause von zehn Minuten begann

es aufs Neue. Es erhob sich und sank, wie die Laute einer Aeolsharfe.

Seetzen erreichte mit vieler Mühe die höchsten Felsen. Er glitschte sodann so schnell hinab, als es nur irgend möglich war, und setzte den Sand mit Händen und Füßen in Bewegung. Die durch dies Begehen erzeugte Wirkung war so groß, und der mit ihm hinabgleitende Sand verursachte ein so großes Geräusch, daß davon die Erde zu beben schien. Er versichert, daß in seinem Tagebuche noch umständlichere Andeutungen über dies ausserordentliche Phänomen enthalten seien; es ist also zu wünschen, daß er es bald bekannt machen möge.

Sitten und Privatleben der Frauen des vierzehnten Jahrhunderts.

Nichts ist anziehender, als Sitten und Gebräuche früherer Zeiten mit denen der Gegenwart zu vergleichen, zwischen ihnen gewissermaßen eine moralische und philosophische Parallele anfzustellen, um derselben seine Folgerungen zu entnehmen. Während Romanschreiber uns ein Gemälde von den „Ritterzeiten" entwerfen, das denselben nicht ähnlicher ist, als die Bildnisse mancher Fürsten und berühmter Personen ihren Originalen, übersehen und vernachlässigen wir eine Menge wichtiger Aktenstücke, die über diesen Gegenstand uns vielleicht umständlichere, auf jeden Fall treffendere Andeutungen gewähren könnten, als die

Romane, aus denen wir, in diesem Betrachte, unsern Unterricht zu schöpfen uns bemühen.

Es gibt ein altes Werk, dessen Originaltext von einem französischen Ritter von Anjou, Namens Gottfried Landry de la Tour, um Mitte des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt, und das später in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Wir kennen von diesem Werke eine 1380 geschriebene deutsche Uebersetzung, eine englische, als Handschrift in der Harleianischen Bibliothek (No. 1764), und eine von Caxton im ersten Regierungsjahre Richard III gedruckte.

Der Verfasser spricht in seinem Werke über die Erziehung der Frauen seiner Zeit, über ihre Laster, Mängel, Sitten und Gewohnheiten. Man befindet sich also bei dieser Lektüre der Gesellschaft des vierzehnten Jahrhunderts so zu sagen gegenüber, in Gegenwart seiner vertrauten Sitten, seiner geheimen Gebräuche, seiner Moden und Narrheiten, die hinter denen des neunzehnten Jahrhunderts wenig zurückstehen.

Dem Gebrauche jener Zeit zuwider findet man in diesem Buche weder seltsame Allegorien, noch metaphysische Persönlichungen. Man erblickt darin nur das ritterliche und häusliche Leben in seiner ganzen Aufrichtigkeit.

Landry hat eine Gattin verloren, die er geliebt. In melancholisches Nachsinnen versenkt, wird er eines Abends im Garten von seinen Töchtern überrascht. Bei ihrem Anblick wird sein väterliches Herz gerührt. Er denkt nach über das oft so unglückliche, immer so ungewisse Geschick der Frauen. „Was wird aus ihnen

werden? Wie können sie den lockenden Ausschweifungen einer Zeit entgehen, wo die unverschämteste Galanterie an der Tagesordnung war? Welche Rathschläge, welche Erziehung soll er ihnen geben?" Das seines Werkes Veranlassung und Zweck.

Landry, der jung und ein Taugenichts gewesen, wie alle jungen Ritter seiner Zeit, erinnerte sich noch recht gut der bösen Streiche, welche er verübt: wie er auf seinem Streitroß ganz Poitou durchzogen, in Gesellschaft einiger eben so abenteuerlicher, ungesitteter Jünglinge, wie er, allen Schönen den Hof machend, die Männer hintergehend, die Fräulein entführend, um sie bald nachher sitzen zu lassen, und um die Resultate aller dieser schönen Unternehmungen sich wenig oder nicht bekümmernd.

„Gleichviel," sagt er, „ob man das Geschenk des Liebedankes uns zugestand oder nicht, wir verbreiteten nichts destoweniger das Gerücht unserer wahren oder erdichteten Triumphe; denn wir hatten weder Scham noch Furcht, und so entehrten wir alle hübschen Frauen und Mädchen, indem wir ihnen ohne Erbarmen so viel Böses nachsagten, als wir konnten, woraus eine Menge Skandale und üble Händel entstanden." Was hält man von diesem Pröbchen ritterlicher Galanterie?

Im reifen Alter (d. h. circa in den Fünfzigen) gedachte Gottfried Landry de la Tour mit Bedauern der Abscheulichkeiten seiner Jugend. Er fürchtete für seine mannbaren Töchter den Einfluß der allgemeinen Sittenlosigkeit. Um, so viel in seinen Kräften stand, diesen Einfluß zu vermindern, beschloß er, eine Art Abhandlung über den moralischen Zustand seiner Zeit zu verfassen, und seine Mädchen vor den Anlockungen

der Verführung und den speziellen Lastern der Epoche, in der sie lebten, zu warnen.

Ritter Landry hatte in seinem „Burgstall“ zwei Priester und zwei Kapellane, die lesen und sogar schreiben konnten, folglich grundgelehrte Männer waren. Er gab ihnen den Auftrag, die Handschriften in seinen Archiven zu durchblättern, und aus denselben die nützlichen Beispiele, Anekdoten, Lehren rc. auszuziehen, aus denen er sein Buch zusammenflicken wollte, das er in Prosa schrieb, wahrscheinlich weil er in der Reimkunst nicht besonders bewandert war.

Das ist das Werk, aus welchen wir uns bemühen wollen, die Sitten der Frauen des vierzehnten Jahrhunderts und ihre gesellschaftliche Lage so viel als möglich kennen zu lernen.

Den Ritterromanen und den allgemein angenommenen Ideen über jene Zeit zufolge, hätte man damals das schwächere Geschlecht mit der tiefsten Ehrfurcht und Huldigung umringt. Als Gebieterinnen und Beschützerinnen der Minnesänger hätten sie selbst der Dichtkunst und Musik sich gewidmet, und wären nicht allein die Urheberinnen lieblicher oder erhabener Gesänge, sondern auch großer Thaten gewesen. Sie hätten damals einen bei weitem höhern Rang auf der gesellschaftlichen, moralischen und politischen Leiter eingenommen, als jetzt.....

Unter welchen traurigen, diesen politischen Fiktionen durchaus entgegengesetzten Zügen erblicken wir dagegen die Frauen und Mädchen jener Zeit in dem Buche Landry's de la Tour! Die meisten seiner Zeitgenossen konnten weder lesen noch schreiben, wie er selbst berichtet. Nichts war seltener, als ein edles

Fräulein, das diese Talente besaß. Landry seinerseits will wohl, daß die Weiber lesen lernen; aber er findet es für eben so unzweckmäßig als gefährlich, sie auch in der Schreibkunst zu unterrichten, „indem sie dadurch nur zur Anknüpfung verliebter Intriguen angefeuert werden“, sagt er. Dagegen will er, daß die Frauen in der Kochkunst Meisterinnen seien, um gute Gerichte bereiten zu können; auch sollen sie einige Begriffe von der Wundarzneikunst haben, um den in den Fehden Verwundeten ihre Hilfe angedeihen zu lassen.

Aus seiner Darstellung bemerkt man, daß ein Mädchen von hoher Geburt nie in ihres Vaters Burg erzogen wurde. Man übergab es der Aebtissin eines Klosters, oder der Dame irgend eines großen Herrn, gewöhnlich von höherm Range, als des Fräuleins Aeltern. Nicht nur war damals der Pedantismus der Frauen gänzlich unbekannt, unserm Gewährsmann zufolge weigerte sich auch mehr als ein Ritter, eine reiche, schöne Erbin zu heirathen, aus dem einzigen Grunde, weil sie — lesen konnte.

„Die Bücher,“ sagt er, „deren man sich zu ihrem Unterricht bedient, enthalten nichts als verliebte Streiche und Lehren, oder es sind sittenlose Romane, schmutzige Fabeln und andere Geschichten, in denen nur von wollüstigen, schlüpfrigen Dingen und Welteitelkeiten die Rede ist.“

Ritter Landry verbot seinen Töchtern nicht allein, je solche Bücher zu lesen, er dehnte seine Strenge auch viel weiter aus und gab ihnen folgende erbauliche Lehren:

„Fastet oft, meine Töchter. Ein voller Magen ist

nie vollkommen demüthig und fromm. Höret so viele Messen, als Ihr immer könnt. So lange Ihr nicht verheirathet seid, rathe ich Euch, dreimal wöchentlich Fastenspeisen zu essen. Das ist ein Mittel, fleischliche Begierden zu bezähmen und keusch und rein zu bleiben im Dienste Gottes. Findet Ihr es zu strenge, mit Brot und Wasser zu fasten, so hütet Euch wenigstens, etwas zu essen, das gelebt hat.[a]

Frauen und Mädchen betrugen sich sehr unanständig in der Kirche. Landry macht ihnen die Unschicklichkeit ihres Benehmens und ihrer Reden zum besondern Vorwurf. In jener so gottesfürchtigen Zeit kamen die Ritter mit ihren Jagdhunden, die Frauen mit ihren Dienern, welche Falken auf der Faust trugen, in die Kirche, und verwandelten sie in eine Art Jahrmarkt oder in einen Ballsaal. Man schwatzte, scherzte, lachte. Intriguen jeder Art wurden vor dem Altar angeknüpft. Die Koketterie der Weiber, der Männer Eitelkeit konnte keine bequemere Bühne finden. Die Geistlichkeit sah das Alles und schwieg, oder nahm sogar Theil an dem Skandal, und vermehrte ihn.

Man spazierte während dem Hochamt auf und nieder. Mehr als ein Stelldichein wurde während dem Introit gegeben, mehr als eine blutige Herausforderung während dem Oremus dem glücklichen Nebenbuhler zugeschleudert. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zur Reformation. In den Werken des sechszehnten Jahrhunderts findet man mehr als ein Beispiel dieser grenzenlosen religiösen Verworfenheit. Man höre nur den Verfasser des Argenis (Barclay):

Le service commence, et le prêtre à l'autel
Prélude au sacrifice auguste et solennel:
Tous nos jeunes seigneurs, turbulent auditoire,
Parés, frisés, coquets, pensent être à la foire.
D'amours et de chevaux parlant tous à la fois,
Du pauvre desservant ils étouffent la voix.
L'un glisse un billet doux; l'autre lance une œillade;
De la dernière nuit tel raconte l'aubade:
Tel querelle tout haut; et tel rit aux éclats.
C'est un bruit, un tumulte à ne s'entendre pas.
Là, les pages, dansant dans les gothiques salles,
De leurs longs éperons font retentir les dalles.
Et le service! ... oh bien! qu'importe? c'est un point
Dont nos jeunes seigneurs ne s'embarrassent point *).

„Meine Töchter," sagt Ritter Landry bei dieser Gelegenheit, „betragt Euch nicht wie die andern Frauen, die den Kopf hin- und herdrehen und Gesichter schneiden, statt auf den Gottesdienst zu hören. Sie gleichen weniger frommen und rechtlichen Personen, als der geschwätzigen Elster und der verliebten Buhldirne. Schauet nicht auf die Herren über Eure Schulter oder durch die Finger. Lasset vielmehr Eure

*) Der Gottesdienst beginnt, und am Altar bereitet sich der Priester zu dem erhabenen und feierlichen Opfer. Alle unsere jungen Herren, ungestüme Zuhörerschar, geputzt, gelockt, kokett, glauben auf dem Jahrmarkt zu sein. Alle zugleich sprechen von Liebe und Pferden, und ersticken des armen Priesters Stimme. Der Eine steckt heimlich ein Liebesbriefchen zu, der Andere winkt mit den Augen; Dieser erzählt sein Abenteuer der letzten Nacht, Jener zanket laut, ein Dritter lacht aus vollem Halse. Es ist ein Lärm, ein Tumult, daß man sein eigenes Wort nicht hört. Dort in den gothischen Sälen tanzen die Pagen, und ihre langen Spornen klirren auf den Steinplatten. Und der Gottesdienst ... Ei nun, was thut's? Das ist ein Punkt, um den unsere jungen Herren sich wenig bekümmern.

Blicke ruhig, sittsam, bescheiden sein, und statt Euch zu bewegen, um die Aufmerksamkeit auf Euch zu ziehen, bleibet still auf Euerm Platze, oder wenigstens wenn Ihr Euch umwendet, so habet Sorge, mit dem Kopfe zugleich den Körper umzudrehen, damit man Euch nicht für leichtsinnige Wesen halte.

„Ich habe eines Königs von Dänemark Tochter gekannt,“ fährt er fort, „deren Vermählung mit einem Prinzen von England sich zerschlagen, weil ihr Bräutigam sie mit dem Aug' blinzeln gesehen, um sich ein pikantes Ansehen zu geben, wobei sie laut lachte und antwortete, ohne zu hören, was man zu ihr gesagt. Ich selbst habe mich in einer ähnlichen Sache beinahe aus denselben Gründen zurückgezogen. Einer meiner Freunde deutete mir ein reiches Fräulein an, und rieth mir, sie zu heirathen. Mein Vater führte mich bei des Fräuleins Aeltern ein. Wir wurden gut empfangen und prächtig bewirthet; sodann ließ mich ihr Vater mit ihr allein, damit ich sie durch Unterhaltung näher kennen lerne.

„Es geschah nun, daß wir von Staatsgefangenen sprachen, welche die Engländer damals in guter Zahl machten. Ich sagte zu ihr: „Dame, im Fall eines Krieges würde man sich glücklich schätzen, Euer Gefangener zu sein. Wahrlich, es würde bei Euch ein angenehmeres Gefängniß sein, als das, worin die Engländer ihre Gefangenen einsperren.“ Sie betrachtete mich und entgegnete: „Es gibt diesen oder jenen, den ich wohl als meinen Gefangenen behalten möchte, und den ich bewachen würde, wie meinen eigenen Leib.“ Sie vergaß sodann alle weibliche Schicklichkeit und

Sittsamkeit so sehr, daß sie mich bat, oft wieder zu kommen.

„Diese Verfahrungsweise befremdete mich um so mehr, da ich wußte, daß sie mich nie vorher gesehen, und da es ihr nicht unbekannt sein konnte, daß man uns mit einander verheirathen wollte. Als wir allein waren, fragte mich mein Vater, was ich von ihr halte? Ich antwortete ihm, daß, obgleich ihr Verstand und ihr Vermögen mir anständig seien, ich sie doch nicht zur Frau wolle, weil sie zu unbesonnen und leichtsinnig in ihren Manieren sei. Ich hätte nicht besser urtheilen können, und hatte später Ursache, deshalb mir Glück zu wünschen; denn schon vor Verlauf eines Jahres gab sie die augenscheinlichsten Beweise ihrer Inkonsequenz und ihrer Narrheit."

Die Frauen des Mittelalters hatten, wie man sieht, nicht nur alle Fehler einer weiter fortgeschrittenen Epoche, sie trieben auch ihre Putzsucht und ihren Kleiderluxus noch weiter als unsere Damen. Diese Wuth (so muß man die in Rede stehende Neigung nennen) war wirklich epidemisch vom eilften bis zum sechszehnten Jahrhundert, besonders in England, wo sie alle Schranken überstieg. Man stellte ihr Kleiderordnungen und Luxusgesetze entgegen, die ohne Erfolg blieben.

Die zu diesem Zwecke an das Unterhaus des Parlaments im Jahr 1363 gerichtete Bittschrift beurkundet, daß jede Klasse der britischen Gesellschaft immer die Kleidung eines höhern Standes angenommen. Die Edelknechte kleideten sich wie Junker, die Junker wie Ritter und die Ritter wie Prinzen.

Die Maßregeln zur Beschränkung dieser Exzessen

waren eben so ungerecht in ihrer Anwendung, als dieser Luxus unsinnig und zu Grunde richtend war. Man bestimmte in diesen Verordnungen selbst die geringfügigsten Gegenstände des Privatlebens. Man verbot z. B. diesen, mehr als zweimal wöchentlich Fleisch zu essen; jenen, Geflügel zu speisen.

Bedienten sollten keine Kleider tragen, die mehr als zwei Mark werth waren, und ihre Frauen keine Schleier, die mehr als zwölf Silberpfennige kosteten. Handwerker sollten kein Tuch über 40 Silberpfennige tragen. Seide und Silber, Stickereien, Email, Metallknöpfe, Ringe, Strumpfbänder, Ketten waren ihnen verboten; eben so Rauchwerk ihren Frauen. Adeliche, deren Einkommen nicht bis auf 100 Pfund Sterling stieg, und Bürger, deren Eigenthum nur 500 Pf. Sterl. werth war, konnten 4 ½ Mark auf ihre Kleidung verwenden; aber sie sollten weder Stickereien, noch Gold und Silber, noch Pelzwerk tragen.

Ein Einkommen von 100 Pf. Sterling für einen Adelichen, oder ein Kapital von 200 Pfund in den Händen eines Bürgerlichen, gaben ihnen das Recht, Seide und Silber zu tragen, aber nicht Gold. Das Gesetz bestimmte die Art Rauchwerk, welches ihre Frauen tragen durften. Dasselbe Gesetz erlaubte den Rittern, welche ein Einkommen von 200 Pf. Sterl. hatten, 6 Mark für ihre Kleider; aber ohne Gold, ohne Hermelin. Es verbot ebenfalls den Gebrauch der Perlenstickerei.

Endlich, wenn man jährlich 1000 Pfund hatte, konnte man tragen, was man wollte, ausgenommen Hermelin, der nur Prinzen und Königen zustand. Die Rechtsgelehrten waren, je nach ihrem Vermögen,

denselben Verordnungen unterworfen, wie die Ritter. Die Unbemittelten, Handwerker von den untern Klassen, Tagelöhner und Landleute, sollten sich nur in Wolle oder grober Leinwand kleiden.

Die Parlamentsrollen*), in welchen sich diese Luxus-Verordnungen befinden, sprechen zugleich auch über derselben Nichtbeachtung. Sie wurden nie in Ausführung gestellt. Jeder Stand verschwendete für seinen „Staat" den größten Theil seines Erwerbes; die Frauen besonders waren nur darauf bedacht, sich gegenseitig zu verdunkeln. Wer sollte glauben, daß in jenen halbzivilisirten Zeiten die Moden nicht weniger wechselnd und kostspielig waren, als in unsern Tagen? Man höre nur, was Ritter Landry darüber sagt:

„Unsere Frauen sagen Tag aus Tag ein zu ihren Gatten: Gestrenger Herr, diese oder jene Dame trägt ein sehr schönes Kleid, das ihr vortrefflich steht. Ich bitte Euch, laßt mir auch ein solches machen. Und antwortet der Mann: Diese da sind nach ihrem Gelusten gekleidet; aber vernünftiger sind solche, die sich anders kleiden, — so entgegnet die Dame: Ihr werdet sehen, wie schön ich in diesem Gewande sein werde. Die Andern verstehen nicht, es zu tragen. Und mit schönen und schmeichelnden Worten bringen sie es so weit, daß der Mann genöthigt ist, zu thun, was sie wollen, weil er ohnedem keine Ruhe haben würde. Eine Frau weiß in der That mehr Gründe und Reden zu finden, als der geschickteste Rechtsanwald, und ge-

*) Roles of Parliament. B. 2, S. 278, 281 und 286.

fällt es ihr, uns zu umstricken, kann man sich ihrer nicht entledigen."

Die Frauen verschwendeten viel Zeit, sich zu schmükken. Mehrere von unserm Gewährsmann angeführte Anekdoten beweisen das, unter andern die Geschichte einer Nichte, der ihr Oheim mehrere prächtige Kleider gegeben, welche er ihr wieder nahm, und sie einem andern Fräulein gab, weil seine Nichte, die sich ankleidete, ihn zu lange warten ließ. Landry gedenkt auch einer seltsamen Legende, die wir kurz andeuten wollen.

Eine junge Dame starb; ihre Seele stieg zum Himmel empor. Vor dem höchsten Richter stritten sich der Erzengel Michael und Satan um ihren Besitz. Der Teufel hielt eine Wage, in deren einer Schale sich die Seele mit allen ihren guten Handlungen befand; in der andern waren ihre Unthaten und Laster.

„Ihr sehet wohl, Messire St. Michael", sagte Satan, „daß diese Frau mir gehört. Sie hatte zehn Kleider von verschiedenen Farben und eben so viele Unterröcke. Ihr wisset auch sehr wohl, daß ein einziges dieser kostbar gestickten Kleider zwanzig oder dreißig Arme, die vor Frost gestorben sind, hätte erhalten können."

Bei diesen Worten häufte der Teufel alle schönen Gewänder der Dame in der Schale ihrer Unthaten auf. Michael seinerseits beschwerte die Schale der guten Handlungen mit einigen Mildthätigkeiten, Fasten, Kasteiungen 2c., welche das Gleichgewicht wieder herstellten. Aber Satan holte nun ein ganz Paket Ringe, Armbänder und Ohrgehänge, welche sie von ihren An-

betern erhalten, aus Gründen, die man nicht anzuführen braucht. Die Schale der Unthaten neigte sich nun tief; Satan ergriff die Dame, ihre Kleider, ihren Schmuck, ihre Kleinodien und ihre ganze Braverie, warf sie mitsammen in den großen Höllenschlund, und ließ sie dort für alle Ewigkeit brennen.

Diese Luxusliebe hatte alle Stände verdorben. „Die Zofen", sagt Landry, „setzen Rauchwerk an die Kragen ihrer Gewänder, daß es ihnen bis auf den Rücken hinabhängt. Sie besetzen damit sogar ihre Absätze, auf die Gefahr hin, mit dem Rauchwerk im Kothe zu waten. Dagegen entblößen sie ihre Brust, was ich weder im Sommer noch im Winter gut heißen kann. Sie würden besser thun, ihre Brust mit dem Rauchwerk zu bedecken, das sie an ihren Füßen tragen."

Die Unvollkommenheit der Verfertigungsmittel, die Seltenheit der Manufakturen, und die damals allgemein angenommene Idee, daß ein reiches Gewand immer schön sei, trugen nicht wenig dazu bei, den Preis der Kleider über alle Maßen zu vermehren, indem man dieselben mit Gold und Perlen überdeckte, allen Verordnungen zum Trotz. Ein einziges Kleid kostete gewöhnlich 200 bis 300 Gulden. Man wußte seine Pracht noch nicht auf andere Weise zu beurkunden. Die Künste wurden wenig kultivirt; Schauspiele waren unbekannt; Baukunst, Bildhauerei und Malerei waren in der Wiege.

Die tausendfältigen Bequemlichkeiten und Zierlichkeiten, welche man in unsern opulenten Wohnungen bemerkt, waren gänzlich unbekannt. Wir möchten jene großen, düstern Gefängnisse mit Eisengittern an den

Fenstern, mit Stroh und Baumblättern auf dem Boden, statt der Teppiche, nicht bewohnen, in denen die großen Herren des vierzehnten Jahrhunderts auf ihre Weise lebten und sich vergnügten.

Die zahlreiche Dienerschaft, welche jede ausgezeichnete Familie hielt, nährte sich mit den Erzeugnissen des Bodens, und kostete wenig oder nichts. Das Verlangen, zu glänzen, sich zu zeigen, hatte also kein anderes Mittel, als Kleiderpracht. Ritter und Damen, Junker und Fräulein trugen zwar keine Hemden; dagegen bedeckten sie sich mit Seide, Goldstoff und Edelgesteinen.

Mit diesem Prunk, der von läppischer Eitelkeit allein gutgeheissen werden konnte, und an dem guter Geschmack nur wenig Antheil nahm, vereinte sich eine Gewohnheit der Galanterie im höchsten Grade gefährlich für die Sitten. Mann und Frau zeigten sich selten mit einander. Man sah eine junge Dame ohne Beschützer sich in glänzende Gesellschaften mischen, in welchen nur unverheirathete Junker und Ritter sich einfanden, für die Verführung ein Gewerbe und eine Ehre war. Der Ruf selbst tugendhafter Frauen wurde auf solche Weise aufs Spiel gesetzt, und darf man Landry Glauben beimessen, war Keuschheit eine große Seltenheit.

Während der Gatte im Kriege oder am Hofe des Königs sich befand, begab seine Gefährtin sich zu Turnieren und Ringelstechen, besuchte die benachbarten Ritter in ihren Schlössern, und gab selbst Feste und üppige Schmausereien. Daher ein ausserordentlicher Skeptizismus über weibliche Tugend, den man in allen Werken jener Zeit bemerkt, und den man als einen

überzeugenden Beweis von der allgemeinen Sittenlosigkeit betrachten kann.

Damals, wie unter Ludwig XIV und Ludwig XV, machte Eifersucht einen Ehemann im höchsten Grade lächerlich, und der Ruf einer spröden Frau (so nannte man die tugendhafte) konnte durch die Eitelkeit und Großsprecherei eines Taugenichts vernichtet werden. Oft, nach einem lärmenden Feste, wurden alle Lichter ausgelöscht, „und der Himmel weiß", sagt seufzend Ritter Landry, „was alsdann geschah. Nehmet Euch wohl in Acht, liebe Töchter," fügt er hinzu, „nicht Veranlassung zu bösem Leumund zu geben. In solchen kritischen Augenblicken haltet Euch immer in der Nähe eines Verwandten oder einer Dame. Denn die Lügner, welche Parade mit Gunstbezeugungen machen, die Ihr ihnen nie zugestanden, wimmeln in Frankreich, und die Frauen betragen sich auf eine solche Weise, daß man leicht alles Böse glauben kann, was ihnen nachgesagt wird."

Die Sittenlosigkeit war nicht weniger groß in England, Italien und Deutschland, als in Frankreich. Dort, wie hier, zogen die Edeldamen auf ihrem Zelter, von Zofen und Dienern begleitet, von Turnier zu Turnier, von Ringelrennen zu Ringelrennen. Mehrere derselben kleideten sich, der größern Freiheit und Bequemlichkeit wegen, in Mannstracht, oder sie schmückten sich mit Tuniken und Turbanen, trugen kurze Röcke, kleine Stiefeln, goldene und silberne Gürtel, kleine Dolche und prächtige Taschen. Sie spielten, scherzten, tranken und tanzten mit Minnesängern und

Rittern, und führten ein Leben, das man jetzt kaum einer Buhldirne von Profession nachsehen würde.

Chalcondyle wundert sich über die Albernheit der britischen Ehemänner. Sobald eine Frau sich aus dem Hause entfernen wollte, schützte sie eine Wallfahrt vor. Sie habe ein Gelübde gethan, sagte sie; und Niemand konnte sich der Erfüllung desselben entgegenstellen. Sie machte sich oft allein auf den Weg, und Niemand bekümmerte sich, was aus ihr geworden. Auf solche Weise blieb sie mehrere Tage oder Wochen abwesend, und genoß eine vollkommene Freiheit, ohne daß Jemand daran etwas auszusetzen fand.

Solches waren die Sitten jener Zeit. Unter dem Einflusse des eifrigsten Katholizimus wurde das eheliche Band verachtet. Ein allgemeiner Sigisbeismus herrschte in den Burgen. Jede verheirathete Frau hatte ihren Cavaliere servente, und welches auch ihr Rang, ihr Karakter, ihre Autorität waren, sie wurde beständig um Liebe angesprochen, und würde sich lächerlich gemacht haben, hätte sie solche „Huldigungen" abgelehnt. Der Gebrauch nöthigte sie, einen Sigisbe unter ihren Anbetern zu wählen.

Die Männer fanden nichts daran auszusetzen, daß ihre Gattinnen von jungen Taugenichtsen umringt waren, die sie mit den verführerischsten Reden zu bethören sich bemüheten. Die damalige Sitte und Höflichkeit wollte es also. Landry hatte eine sehr tugendhafte Frau, und konnte ruhig sein. Demungeachtet richtete er an sie eines Tages folgende Frage:

„Dame, darf ich glauben, daß Eure Treue gegen mich immer so vollkommen gewesen von Körper und Herzen, daß Ihr nie einen andern geliebt, als mich?"

— Herr, entgegnete sie, ich bin überzeugt, daß Ihr mir nicht glauben werdet, wenn ich Euch volle Wahrheit sage. Was die Galanterien anbelangt, die man an mich gerichtet, so habe ich oft bemerkt, daß man mich um Liebe angesprochen. Vielmals haben die Männer mir davon geredet. Aber ich habe sie unterbrochen und mit einer andern Person mich unterhalten.

In Wahrheit, fuhr Landry's Gattin fort, diese schönen Herren, die uns den Hof machen, wollen sich nur ein Ansehen geben, die Blicke auf sich ziehen und für unwiderstehliche Verführer gelten. Man hört aus ihrer Brust erzwungene und heftige Seufzer emporschallen. Sie geben sich ein melancholisches Ansehen, und erwachen aus ihrer Träumerei nur, um heuchlerische Blicke zu schleudern. Gutmüthige Frauen, die sie nun dem Anscheine nach so unglücklich sehen, glauben sie von wahrer, inniger Liebe beseelt. Aber alle diese Leute sind nur Betrüger und Ueberlister der Mädchen und Frauen. Wer wahrhaft liebt, fürchtet vor Allem, diejenige, welche er liebt, zu beleidigen und ihr zu schaden.

Die hinsichtlich der Sitten und des Betragens ihrer Frauen so nachsichtigen Männer waren deshalb nicht weniger roh und ungestüm in ihrem Benehmen gegen dieselben. Ritter Landry billigt dieses feudale Betragen gegen eine Gattin, und stellt sogar die Nothwendigkeit einer handgreiflichen Züchtigung auf, deren der Mann sich von Zeit zu Zeit zu bedienen habe. Er will, daß der Gatte „Herr“ sei, und führt als Beweis den Löwen an, der, „wenn die Löwin etwas

gethan, das ihm mißfällt, sie nicht mehr betrachtet, und Tag und Nacht mit ihr schmollt."

Die Aehnlichkeit des Ehemannes im vierzehnten Jahrhundert mit dem wilden Thiere ist in der That treffend genug. Bei dem geringsten Ungehorsam, dem kleinsten Zeichen des Mißvergnügens, wurde die hohe und edle Dame nach Herzenslust geprügelt. Ritter Landry beeilt sich, seine Töchter von diesem ihnen bevorstehenden Geschick zu benachrichtigen. Er beweißt ihnen auf eine eben so logische als gelehrte Weise, daß der Mann das Recht habe, seine Frau zu mißhandeln, daß der mit Eisen bedeckte Ritter Herr und Gebieter seiner Gattin sei, und daß ihr Wohl und Wehe, ihr Leben und ihr Tod in seiner Hand liege.

„Ich habe", fügt er hinzu, „eine Dame von bösem und zänkischem Karakter gesehen, die ihrem Manne vor Fremden beständig widersprach. Er, ein sehr tapferer Ritter, verlor nach mehrern unfruchtbaren Zurechtweisungen endlich die Geduld, versetzte ihr einen Faustschlag und warf sie zu Boden. Sodann trat er sie mit Füßen, zerriß ihr mit seinen Spornen das Gesicht, und richtete sie dergestalt zu, daß sie bis zu ihrem Tode sich nicht mehr zu zeigen wagte, so sehr schämte sie sich."

So betrug sich ein tapferer Ritter, wahrscheinlich die Blüthe der Galanterie. Niemand bezweifelte es übrigens, daß ein Mann seine Gefährtin nach Gefallen beschimpfen, mißhandeln, verletzen und verstümmeln könne. Dies erbauliche Recht wurde buchstäblich in Ausführung gebracht, und der mißvergnügte

Gatte ersparte seiner Ehehälfte üble Behandlung jeder Art nicht.

„Es gab eine Frau in einem Lande,“ sagt Ritter Landry, „die, aller Einladungen ihres Mannes ungeachtet, nicht mit ihm an demselben Tische speisen wollte. Er hatte gut sagen und thun, sie weigerte sich beharrlich. Eines Tages, nachdem er gegessen, ließ er den Sauhirten holen und über den Tisch einen Scheuerlappen ausbreiten. Nachdem aufgetragen war, gebot er dem Tölpel, sich zu setzen, und zwang seine Frau, mit demselben aus einer Schüssel zu essen, sprechend, daß weil sie nicht ihren Mann zum Tischgefährten wolle, sie keinen andern haben solle, als den Sautreiber. Sie zerschmolz in Thränen. Aber der Ritter war unerbittlich. Er trieb die Sache zu Ende, und bestrafte sie auf eine harte, aber gerechte Weise.“

Wie viel feige Brutalität in diesem Mißbrauch der Stärke eines Geschlechts, wie viel Herabwürdigung in der Schwäche des andern! Das karakterisirt vollkommen den damaligen gesellschaftlichen Zustand. Die Frauen, wie Landry uns berichtet, waren zugleich frömmelnd, verschwenderisch, ausschweifend, mißhandelt und verachtet. Nicht allein ihre Gatten, sondern auch Männer, denen das Gesetz kein Recht über sie gab, betrugen sich gegen sie mit einer Rohheit, die in nichts dem ritterlichen Zartgefühl und Edelmuth ähnlich war, welche wir in den Romanen bewundern. Betreten wir mit unserm Gewährsmann einen Saal jener Zeit.

„Die Tochter eines edlen Ritters saß am Damenbrett mit einem jungen Adelichen in dem großen

Saale in der Burg ihres Vaters. Viele Ritter und Herren waren gegenwärtig. Es geschah aber, daß die beiden Spieler über einen Zug nicht einig waren. Der Junker, ein leichtsinniger Kopf, ziemlich unbesonnen und übler Laune, bestand darauf, daß er Recht habe, wogegen ihn das Fräulein einen Narren und einen Eselskopf nannte. Der Zank wurde immer heftiger und bitterer. Sie gab nicht mehr Acht auf ihr Spiel und verlor.

„Ich neigte mich gegen sie, und sagte zu ihr mit leiser Stimme: „Mäßigt Euch; man würde Euch Unrecht geben. Ihr wisset, daß er unverschämt, zänkisch und roh ist. Ich bitte Euch, um Eurer Ehre und Würde willen, laßt Euch in keinen Zwist ein mit diesem Menschen.“

„Ich redete zu ihr, wie ich zu meiner Tochter oder Schwester gesprochen haben würde. Aber sie hörte nicht auf mich, sondern fuhr fort, ihn zu reizen auf alle Weise. Sie nannte ihn einen schlechten Kerl, einen nichtsnutzigen Buben, und überhäufte ihn mit allen möglichen Grobheiten. „Ich bin mehr werth als Mannsperson,“ entgegnete er, „denn Ihr als Frauenzimmer.“ — Ihr lügt, rief sie; Ihr lügt wie ein Schurke.

„Der Zorn vermehrte sich auf beiden Seiten. Von Beschimpfungen zu Beschimpfungen gelangten sie endlich zu Flüchen und Verwünschungen. Der Junker warf ihr vor, Nachts zu einem Ritter ins Zimmer gegangen zu sein und in seinem Bette ihn umarmt zu haben. Das Fräulein, bebend vor Wuth, leugnete. Der Junker zitirte seine Zeugen, und gab Tag und Stunde an.

„So wurde die Dame entehrt. Viele Personen, die ihr übles Betragen nicht kannten, wurden nun davon unterrichtet. „Schon recht, sagten die Ritter, sie hat sich mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Es wäre klüger gewesen, sie hätte kein Wort gesagt, statt einen Narren zu reizen.“ Sie dagegen, in Thränen, mit zerzausetem Haar, bebend vor Wuth, forderte den Junker beständig heraus, reizte ihn immer mehr, und bedeckte sich selbst mit einer so großen Schande, daß sie dieselbe nicht abschütteln wird, selbst wenn sie hundert Jahre lebte.“

Was hält man nun von jenen so gepriesenen ritterlichen Sitten, von jener Galanterie, jener Höflichkeit, jenem Edelmuthe, von denen man uns so verführerische Bilder entworfen? Hier ist nicht Fiktion, sondern Wirklichkeit.

Ritter Landry sieht in dem vorstehenden Ereignisse nur den Gegenstand einer einzigen moralischen Bemerkung, nämlich, daß ein kluges Frauenzimmer es unterlassen muß, mit einem Narren sich zu zanken. Er tadelt weder die Rohheit des Jünglings, noch seine entehrenden Mittheilungen, noch des Fräuleins übeln Lebenswandel. — Alles das sind ächte karakteristische Züge, und eine ganze Epoche ist gewürdigt, wenn solche Szenen kein Erstaunen, keinen Abscheu mehr einflößen.

Wie auch hätten solche Sitten nicht aus dem traurigen Zustande einer barbarischen, frömmelnden, feudalen Zivilisation entstehen sollen, in welchem ganz Europa schmachtete? Die Tugend war damals durchaus materiell; sie bestand allein in der Ausübung einiger abergläubigen Gebräuche, einer, so zu sagen körperlichen Gottesverehrung. Ritter Landry gedenkt unter

andern einer Frau, die ihrem Liebhaber jede Woche ein Stelldichein gab, die aber, um diese Sünde wieder auszugleichen, zwei Tage nachher fastete.

„Sie fiel eines Tages in einen Brunnen“, sagt er, „indem sie sich an den Ort begab, wo sie mit ihrem Galan zusammentreffen sollte. Eine Stimme erscholl aus den Tiefen der Erde und sagte: Du hast zweimal jede Woche dein Fleisch gepeinigt zu Ehren der Jungfrau Maria, du verdienst Belohnung. Und sogleich schickte die Jungfrau zwei Engel, welche die Dame einem gewissen Tode entrissen und sie ihrem Geliebten zuführten.“

Moralische Legenden dieser Art sind in dem Werke des Ritters Landry in großer Menge zu lesen. Eine so abscheuliche Theorie, die als genügende Ausgleichung verübter Verbrechen und tiefgewurzelter Laster einige körperliche Kasteiungen erachtet, war damals allgemein verbreitet. Die römische Kirche gebot der von ihr geleiteten Gesellschaft die Ausübung nur einer einzigen Tugend, der Mildthätigkeit, besonders gegen Kirchen und Klöster, welche den Bedürftigen dafür magere Suppen ertheilten.

Experienzen über die wirkliche Gestalt des Erdballs.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts haben die ausgezeichnetsten Geometer Europa's, vorzüglich in Frankreich und England, eine Menge Experienzen angestellt, um ; durch die Schwingung die Verschiedenheit der Schwerkraft auf verschiedenen Punkten der Erde zu bestimmen. Ihrer anerkannten Geschicklichkeit, und der Vortrefflichkeit der von ihnen gebrauchten Instrumente ungeachtet, konnten sie dennoch zu keiner entscheidenden Lösung dieses Problems gelangen. Die verglichenen Resultate aller Beobachtungen in England und Frankreich waren so wenig übereinstimmend, daß man daraus nichts Befriedigendes entnehmen konnte. Erst die Unternehmungen des Kapitäns Sabine haben über diesen interessanten Gegenstand einiges Licht veebreitet.

Mit den besten Instrumenten von Seite der königlichen Gesellschaft zu London und von dem Längebureau versehen, so wie mit vier Chronometern, welche die Optiker Parkinson und Frodsham geliehen, begab sich Sabine nach der britischen Kolonie Sierra-Leona, wo er am 22. Februar 1822 ankam und seine Experienzen begann. Er besuchte zuerst die Insel St. Thomas, unmittelbar unterm Aequator, im Meerbusen von Guinea. Von dort segelte er nach der Himmelfahrts-Insel, unter 7½° der Australbreite. Sodann berührte er Bahia, Maranham, die Dreieinigkeits-Inseln, Jamaika und New-York. Von die-

sem letztern kehrte er direkt nach London zurück, wo er den 5. Februar 1823 ankam.

Die Rechnungsablegung des Kapitän Sabine über seine mannigfachen Experienzen lassen sich nicht leicht zergliedern. Die Einzelnheiten über eine Menge wissenschaftlicher Operationen würden überdem nur einer gewissen Klasse von Lesern verständlich sein, weshalb wir sie übergehen, und nur bei ihren Resultaten verweilen, die von allgemeinerm Interesse sind.

Das Hauptresultat dieser auf dreizehn verschiedenen Punkten des Erdballs gemachten Experienzen, verglichen mit dem früher von den französischen Geometern auf zehn verschiedenen Punkten Frankreichs, und von dem Kapitän Kater auf sieben verschiedenen Punkten Englands erhaltenen Resultate, besteht darin, daß die Elliptizität der Erde ist $\frac{1}{288}$.

Diese Elliptizität ist, wie man sieht, auffallend von der von $\frac{1}{308\ 75}$ verschieden, welche man, den ersten Geometern unserer Zeit zufolge, im Vergleich mit den Andeutungen über die Abflachung der Pole, in Betreff der Ungleichheit des Mondwechsels, entnommen.

Zur Lösung des in Rede stehenden Problems hat man auch Experienzen auf einen Bogen der Mittagslinie, von der möglichst größten Ausdehnung, unternommen. Die Resultate, welche sie gegeben, sind in zu vielfachen Kombinationen übereintreffend, als daß man diese Uebereinstimmung als blos zufällig betrachten könnte.

Gehen wir jetzt zu dem Kapitel „Hydrographie", der Rechnungsablegung Sabine's, über, welches eine Menge interessanter Beobachtungen über die Strömungen der verschiedenen Seestriche des atlantischen

Ozeans, sowohl auf der Boreal-, als auf der Austral-seite, enthält. Das Studium dieser Strömungen ist in der doppelten Hinsicht der Sicherheit und der Beschleunigung in der Schifffahrt von großer Wichtigkeit. Viele Kapitäne, welche sie nicht kennen, werden dadurch sehr verspätet, und sind oft großen Gefahren ausgesetzt, während andere denselben Gefahren geschickt zu entgehen und mit großer Schnelligkeit ihre Bestimmung zu erreichen wissen. Die Reise des Kapitäns Sabine beweiset, welche große Vortheile man einer genauen Kenntniß dieser Strömungen zu entnehmen im Stande ist.

Auf seiner Reise vom Kap Monte zum Drei-Spizzenkap, wurde er 60 Seemeilen weit von einem Meerstrom fortgerissen, welcher in der Jahreszeit, wo im Meerbusen von Guinea die Südwestwinde herrschen, der Richtung der Küste, um das Vorgebirg Palmas, im östlichen Theile dieses Meerbusens, folgt.

Auch auf der Ueberfahrt von Gabon zur Himmelfahrtsinsel, die 500 Seemeilen von ersterm entfernt ist, wurde die Reise um 100 Stunden durch eine der vorigen geradezu entgegengesetzte Strömung beschleunigt.

Die Strömungen im Meerbusen von Guinea bieten ein höchst sonderbares Phänomen dar, welches darin besteht, daß sie in entgegengesetzter Richtung parallel dicht neben einander fliessen. Sie berühren sich am Rande, und haben eine Temperatur-Verschiedenheit von 10 bis 12 Grad Fahrenheit. Ein Schiff, das der Küste folgt, wird in seinem Gange täglich um 15 bis 18 Stunden beschleunigt oder verspätet, je nachdem es sich von dem einen oder dem andern dieser Meerströme fortreissen läßt.

Am Tage nach seiner Abreise von Maranham berührte Sabine eine Strömung, welche er früher vermieden, und deren ausserordentliche Schnelle 33 Stunden Weges in 24 Stunden Zeit betrug.

Am 10. September, um 10. Uhr Morgens, als das Schiff unaufhaltsam von dieser Strömung fortgerissen wurde, verkündete der Matrose auf dem großen Mast eine auffallende Entfärbung des Meers. Man befand sich unter 5° 8′ der Breite, und 50° 28′ westlicher Länge. Die Entfärbung rührte von dem Maragnon oder Amazonenstrom her, welche durch die Schnelle und Gewalt seines Laufes bis auf 100 Stunden von seiner Mündung sich bemerkbar machte, ohne daß sein Gewässer mit dem des atlantischen Ozeans sich vermischt. Die Schnelle der dadurch verursachten Strömung im Meere betrug 23 Stunden in 24 Stunden Zeit.

Sabine berechnet, daß er von Sierra-Leona bis Neu-York, auf einer Strecke von ungefähr 3000 Seemeilen, mit Hilfe der Strömungen eine Beschleunigung von wenigstens 500 Stunden erhalten. Dies Beispiel beweiset, welchen Vortheil ein geschickter Seefahrer von denselben gewinnen kann.

Der durch seine ausgebreiteten geographischen Kenntnisse so berühmte Major Rennell hat seine Beobachtungen über denselben Gegenstand, welche er seit mehrern Jahren gesammelt, denen des Kapitän Sabine beigefügt. Er hat seitdem einen hydrographischen Atlas herausgegeben, in welchem sie bemerkt sind. Der Nutzen dieser Arbeit für die Schifffahrt ist unschätzbar.

Politischer Zustand der Indier in den Vereinstaaten Nordamerika's.

Eine Angelegenheit vom höchsten Interesse beschäftigt jetzt die beiden Nationen, welche den nördlichen Theil der neuen Welt bewohnen. Einerseits die jungen, thätigen, von allen Punkten der Erde hier zusammengeströmten Bevölkerungen, von dem Wunsche beseelt, die Grenzen der Zivilisation immer weiter auszudehnen; anderseits die Ueberreste einer so alten Race als der Boden, auf dem sie geboren worden, ihren Traditionen getreu, den überschwemmenden Fluthen widerstehend, unstät umherirrend und jagend vom Vater auf den Sohn.

Man weiß, daß das Gebiet der meisten eingebornen Stämme Nordamerika's inner den Grenzen der verschiedenen Staaten der Union sich befindet, und von denselben als jener Eigenthum anerkannt worden. Aber jetzt, wo die Bevölkerung der Vereinstaaten durch zahlreiche Einwanderungen aus Europa beträchtlich vermehrt ist, scheint es ihr an Raum zu fehlen, und diese neuen Menschen, mit ausserordentlicher Thätigkeit begabt, sehen ungern große Landesstrecken noch von den Eingebornen bevölkert.

Schon scheint die Regierung der Union, sei es, um jener Ungeduld zu entsprechen, sei es, um das große Werk der Zivilisation zu beschleunigen, den Grundsatz angenommen zu haben, daß die indischen Nationen, obgleich immer getrennt lebend von den Weißen, und das Land besitzend, das sie von ihren Vorfahren ererbt, und auf welches sie nie ihre Rechte

vergeben, dennoch nicht mehr Herren dieses Landes sind, sondern daß es den Staaten gehört, inner dessen willkührlich gezeichneten Grenzen es sich befindet.

Man muß jedoch sagen, daß die Masse der Bevölkerung dies ungerechte Verfahren nicht billigt, und daß, als der Staat Georgien den Vorschlag machte, die Scherokesen an das westliche Ufer des Missisippi zu drängen *), dies Verlangen einen allgemeinen Unwillen erregte.

In Erwartung der endlichen Entscheidung der beiden Kammern über diese große Angelegenheit, untersuchen wir jetzt, welche Rechte die Regierung der Vereinstaaten zur Unterstützung eines solchen Systems geltend machen kann. Geben wir zuvor eine Uebersicht von der Seelenzahl der eingebornen Bevölkerung, nebst einer Andeutung der Staaten, in denen sie sich befindet.

Neu-England und Virginien. 2573 Indier. Neu-York 4820. Pensylvanien, 300. Nord-Karolina, 3100. Süd-Karolina, 300. Georgien, 5000. Tennessee, 1000. Alabama, 19,200. Missisippi, 23,400. Luisiana, 939. Ohio, 1877. Indiana, 4050. Illinois, 5631. Missuri, 5900. Halbinsel Michigan, 9340. Arkansas-Gebiet, 7200. Florida-Gebiet, 4000. Huron-Gebiet, 20,200. Zwischen dem Missisippi und dem Felsengebirg, 94,300. In dem Felsengebirg, 20,000. Zwischen dem 44. und 49. Breitegrade, westlich vom Felsengebirg, 80,000. Gesammtmasse der indischen Bevölkerung inner den

*) M. s. den Aufsatz: „Zivilisation der Scherokees-Indianer", im vierten Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werkes.

Grenzen der Union, nach den vom Kriegs-Departement bekannt gemachten Aktenstücken: 313,130.

Die vier Indierstämme im Südwesten, nämlich die Scherokesen, die Schickassawen, die Schocktawen und die Kricks, bilden eine Bevölkerung von ungefähr 75,000 Individuen, alle inner den von den Charten bestimmten Grenzen verschiedener Staaten der Union wohnend.

Die Scherokesen, die Schickassawen und die Schocktawen sind größtentheils zivilisirt. Sie haben ihre regelmäßige Regierung, wohnen in Dörfern, treiben Viehzucht, Ackerbau und verschiedene Gewerbe, haben ihre Schulen und sind fast alle Christen. Nur die Kricks leben noch im wilden Zustande, und treiben nur wenig Viehzucht und Ackerbau; eben so die Miamis und die Pottawatamis.

Nach den von dem Präsidenten der Vereinstaaten öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen dürfte es scheinen, daß die Gesetzgebungen der verschiedenen Staaten der Union das Recht haben, diese Stämme der Jurisdiktion ihrer Gesetze zu unterwerfen, ihre Ländereien zu konfiszirен und sie unter die Weißen zu vertheilen, auf solche Weise sie also in Knechtschaft zu schlagen, sie, ihrer Protestationen ungeachtet, einem Gesetzgebungssystem zu unterziehen, unter dem sie unmöglich leben können; und das Alles nur zu dem Zwecke, sie entweder zur Auswanderung oder zu einer plötzlichen Verschmelzung mit der weißen Bevölkerung zu zwingen, obgleich dem einen wie dem andern große Schwierigkeiten sich entgegenstellen.

Eine solche Macht-Usurpation des Starken über den Schwachen, eine solche Vertheilung des Eigen-

thums, das man ohne alles Recht dem legitimen Besitzer entrissen, wäre ein Begehen der himmelschreiendsten Ungerechtigkeit, durch das alles Menschen- und Völkerrecht offenbar verletzt würde.

Es ist überflüssig, die verschiedenen Verträge anzuführen, welche mit den indischen Nationen abgeschlossen worden seit der ersten Gründung der Kolonien in den südlichen Staaten bis zum Jahr 1827, wo der letzte Vertrag mit den Kricks eingegangen wurde.

In allen diesen Verträgen hat man immer anerkannt, daß die Indier nationale Körper bildeten, und ein Eigenthumsrecht auf alle inner ihren Gebietsgrenzen befindlichen Ländereien haben. Ihre nationale Individualität ergibt sich augenscheinlich aus dem Antheil, den die Indier an allen mit ihnen gemachten Unterhandlungen und Verträgen genommen, dergestalt, daß man sie ihnen jetzt nicht mehr verweigern kann.

Begründet die Regierung der Vereinstaaten ihre Anforderungen auf den abgeschmackten Vorwand, daß die Indier keinen Titel auf den Boden haben, auf welchem sie geboren sind, und der immer ihr Eigenthum gewesen, so zieht sie sich den doppelten Vorwurf zu, der Gerechtigkeit Grenzen in einer so klaren Angelegenheit zu überschreiten und die feierlichsten Stipulationen zu verachten. Denn Niemand kann widerstreiten, daß die eingebornen Bewohner dieses Festlandes, zu der Zeit, wo die Europäer ihn entdeckten, „im wirklichen und gegenwärtigen Besitz des Landes", in beinahe allen Theilen Nordamerika's, waren. Das ist eine Thatsache, die nicht mehr in Zweifel gestellt werden kann. Ein solcher Besitz ist in der alten Welt immer als gut und gültig betrachtet worden.

Zur Zeit der ersten Ansiedelung der englisch-amerikanischen Kolonien wurde der Satz allgemein von den Einwanderern angenommen, daß die Eingebornen einen Titel oder Ansprüche auf das von denselben bewohnte oder durchstreifte Land hatten. Mehr noch, die Einwanderer erhielten nicht allein von den Indiern Landabtretungen, um welche sie sich dringend, wie um eine Gunst, bewarben; sie gaben ihnen dafür auch einige Entschädigungen, die anfänglich freilich höchst unbedeutend waren, nach und nach aber immer beträchtlicher wurden.

So verkauften noch neuerdings die Winebagos und die Potawamis, durch einen Vertrag, der Regierung der Vereinstaaten alles Land, welches sie südlich vom Wisconsin, zwischen dem Ober-Mississippi und dem Michigansee besessen, indem sie nur einige Strecken sich vorbehielten. Die Winabagos erhalten dafür während 30 Jahren jährlich 18,000 Dollare (45,000 rhein. Gulden), und die Pottawatamis beziehen jährlich 15,000 Dollare (37,500 rh. Gl.), so lange sie als Nation existiren.

Nach solchen Grundsätzen und unter solchen Bedingungen wurde die ganze Küsten-ausdehnung längs dem atlantischen Meere, vom St. Lorenz- bis zum mexikanischen Meerbusen, kolonisirt. Alle Einwanderer, gleichviel ob Holländer, Schweden, Briten, Protestanten oder Katholiken, erkannten, daß der Boden rechtmäßig den Indiern gehöre, und daß man nur, in Folge eines Vergleichs mit den alten Eigenthümern, auf demselben sich niederlassen könne.

Später gab Washington, der Vater dieses Landes, den rothen Männern des Waldes die feierlichsten Ver-

sicherungen, daß die Regierung der Union sie als ihre Kinder betrachte, und daß die mit ihnen geschlossenen Verträge genau und rechtschaffen beobachtet werden sollten.

Ueberdem haben die Indier sich nie geweigert, einen Theil ihres Landes zu verkaufen; nichts würde also im Stande sein, irgend eine Gewaltmaßregel zu rechtfertigen, durch welche man es unternehmen möchte, diese ruhigen Völker, denen man keinen andern Vorwurf machen kann, als den Sitten ihrer Vorfahren getreu geblieben zu sein, aus ihrem Eigenthum zu verdrängen.

Eine Verschmelzung mit den Weißen läßt sich nur im Gange der Zeit erwarten; plötzlich ist sie unausführbar. Die amerikanischen Gesetzgeber werden wohl thun, sie nur auf eine mittelbare, aber immerwährend thätige Weise zu befördern.

Gegenwärtiger statistischer Zustand der Insel Kuba.

Erste Mittheilung.

Durch die schwankenden Andeutungen der Inselbewohner von San-Salvador ermuthigt, verfolgte Christoph Kolomb mit neuem Eifer sein großes Unternehmen, und richtete sein Geschwader gegen Süden, um die Goldländer zu finden, gegen welche die Wünsche aller seiner Gefährten gerichtet waren. Umständlichere Andeutungen bezeichneten ihm Kuba als das Land, wo diese eingebildeten Reichthümer vorhanden seien. Er segelte beharrlich weiter, und am 27. Oktober 1492 berührte er die Küste dieser so heiß ersehnten Insel.

Nach unfruchtbaren Nachforschungen erfuhren die Spanier jedoch von den Eingebornen, daß, obgleich man in ihrer Insel hier und da Goldsand finde, derselbe doch in viel größerer Menge, selbst in festen Stücken, in einer andern mehr östlich gelegenen Gegend vorhanden sei. In Folge dieses Berichts ging man abermals unter Segel und landete auf der Insel Haiti oder St. Domingo.

Seitdem wendete die Entdeckung von Mexiko und Peru, mit ihren reichen Minen, der Spanier Aufmerksamkeit von Kuba ab. Erst 1508, als Nikolaus Orbando dieser Insel Fruchtbarkeit und die zahlreichen Vortheile verkündet, welche sie gewähren konnte, beschloß man zu Madrid, sie zu kolonisiren. Don Diego Kolomb, Sohn des berühmten Admirals und Statthalter von St. Domingo, erhielt 1511 den Be-

fehl, die erste aus dreihundert Personen bestehende Expedition, unter dem Befehl des Gefährten seines Vaters, Diego Velasquez, nach Kuba zu richten.

Diese Expedition landete im Hafen Palmas. Aber der Kazik Hatuei widersetzte sich der Besitznahme. Erst nach einem blutigen Kampfe und der vollkommenen Niederlage der Indier, so wie der Gefangennehmung ihres Anführers, konnte Velasquez die kastilianische Fahne aufpflanzen.

Die erste, von den neuen Eroberern gegründete Niederlassung war Baracoa, am östlichsten Ende der Insel. Es wurde bis 1522 als derselben Hauptstadt betrachtet. Diese Ehre ging sodann auf Santiago de Cuba über. Nachdem 1538 die Stadt Havanna durch einen französischen Seeräuber in Asche gelegt worden, beschloß die Regierung, sie zu befestigen. Diesem Umstand und der Sicherheit ihres Hafens verdankt seitdem diese Stadt die steigende Vermehrung ihrer Bevölkerung. Ihre Wichtigkeit ließ sie endlich 1589, unter dem Statthalter Don Juan de Tejeda, zur Hauptstadt der Insel erklären.

Der Zeitraum, der uns von dieser Kolonie erster Periode trennt, ist von keinem großen Interesse. Uebrigens würde es selbst schwer sein, in ihren Archiven, die während der Invasion der Briten im J. 1763 zum Theil vernichtet worden, eine getreue Geschichte ihrer Fortschritte während dem siebenzehnten Jahrhundert und der ersten Hälfte des achtzehnten zu finden. Kuba war überhaupt bis dahin für Europa nur von untergeordnetem Interesse. Seine eigentliche Geschichte beginnt erst 1788, wo die Fesseln gesprengt wurden, welche diese Kolonie von allen Seiten umklammerten.

Sie wurde von nun an der Stapelplatz aller von Europa oder Amerika aus- und eingeführten Kaufmannswaaren.

Die politische und kommerzielle Wichtigkeit der Insel Kuba begründet sich nicht allein auf die Ausdehnung ihrer Oberfläche, die bedeutender ist, als die aller übrigen Antillen, auf die erstaunliche Fruchtbarkeit ihres Bodens, auf ihren Militärstand, ihre Vertheidigungswerke, und die Natur ihrer Bevölkerung, von der drei Fünftheile freie Menschen sind, — sie wird auch noch durch die Vortheile ihrer geographischen Lage erhöhet. Ihre schmale, längliche Gestalt nähert sie zugleich Haiti und Jamaika, der südlichsten Provinz der Vereinstaaten (Florida) und der östlichsten Provinz der mexikanischen Konföderation (Yukutan).

Diese Kolonie, die während den zwei letzten Jahrhunderten genöthigt war, die zu ihrer innern Verwaltung nothwendigen Summen aus den Kassen Neu-Spaniens zu beziehen, ist, nach Beseitigung der unbegreiflichen Hindernisse, durch welche man die Entwickelung ihres Handels und ihrer Gewerbthätigkeit hemmte, nicht allein im Stande gewesen, ihre eigenen Bedürfnisse zu bestreiten, sondern auch dem Mutterlande, während dessen hartnäckigem Kampfe gegen die alten Kolonien des amerikanischen Festlandes, Hilfe und Beistand zu gewähren. Sie hat den Ueberresten der Armee, die in Venezuela gestritten, der Besatzung von San-Juan d'Uloa, auf der Küste Mexiko's, und zu großen Seeausrüstungen sehr bedeutende Summen gezahlt.

Ohne Zweifel ist diese Insel von allen Besitzungen Spaniens die wohlhabendste, und seit den Unru-

hen auf St. Domingo hat Havanna sich zu dem Range eines der ersten Handelsplätze der Erde erhoben. Ein glückliches Zusammentreffen politischer Umstände, die Mäßigung der Kronbeamten, die Austauschfreiheit mit andern Nationen, das kluge Benehmen der Einwohner und die zahlreichen Zugestehungen von Seiten Spaniens, haben nicht wenig zur Beschleunigung der Fortschritte dieser Kolonie beigetragen.

Aber seit der traurigen Expedition des Generals Quesada, dem mißtrauischen Benehmen der spanischen Regierung, der starken Besatzung, welche die Insel zu erhalten hat, und der ängstlichen Bewachung ihrer Bewohner, besonders aber durch die vielfachen Hindernisse, welche dem Verkehr mit den neuen Staaten des amerikanischen Festlandes in den Weg gestellt worden, sind die Gemüther erbittert, und ein nicht geringes Mißtrauen ist bei einer Bevölkerung entstanden, die übrigens dem Mutterlande von Herzen ergeben war.

Die Kubaner, durch ihre häufigen Berührungen mit den verschiedenen europäischen Nationen aufgeklärt, wie durch die blutigen Zwiste, welche seit ihrer Emanzipation ihre Brüder des Kontinents heimgesucht, unterrichtet, haben bei verschiedenen Veranlassungen Spanien aufrichtige Beweise ihrer Anhänglichkeit und Treue gegeben. Alle diese Demonstrationen haben der Insel, von Seite des Madrider Hofes, keinen andern Vortheil zugewendet, als den des Prädikats: siempre fidelisima isla de Cuba (immer treue Insel Kuba), — lächerliche Entschädigung für so viele Opfer, welche ihre Bevölkerung seit vierzehn Jahren gebracht.

Die spanische Regierung hätte wenigstens begreifen sollen, daß die Kubaner nicht ohne Mißbehagen und Bedauern ihre früherhin so vortheilhaften Verbindungen mit Südamerika abgebrochen, und daß es klug gehandelt gewesen sein würde, ihnen die Mittel zu gewähren, neue Verhältnisse mit den ehemaligen Kolonien einzugehen.

Durch ein entgegengesetztes Verfahren wird der Hof zu Madrid das allgemeine Mißvergnügen nur vermehren, und die Emanzipation einer Kolonie beschleunigen, die vielleicht noch größern Nutzen davon gewinnen dürfte, als die Staaten des Festlandes. Ohne, wie in den andern Antillen, eine Erhebung der Sklaven befürchten zu müssen, die hier in geringerer Zahl sind, als die freie Bevölkerung, hat die Insel Kuba nur zu wollen, um unabhängig zu sein. Nicht mit einer Besatzung von 12,000 oder 15,000 Mann, auf verschiedene Punkte zerstreuet, und größtentheils von denselben Gesinnungen beseelt, wie die Einwohner, kann Spanien hoffen, eine Bevölkerung von 700,000 Seelen, die große Reichthümer besitzt und ihre wahren Interessen kennt, beständig an sich zu fesseln. Theilen wir jetzt eine allgemeine Uebersicht von dieses Landes gegenwärtigem Zustande mit.

Die Insel Kuba liegt zwischen 19° 48′ 30″ und 23° 12′ nördlicher Breite, und zwischen 76° 30′ und 87° 18′ westlicher Länge. Ihre Ausdehnung vom Vorgebirg Mayzi bis zu dem des heil. Anton (den östlichen und westlichen Endpunkten) beträgt 216 Stunden. Ihre größte Breite mißt 39 Stunden, und da, wo sie am schmalsten ist, 7 ⅓ Stunden. Eine Menge kleiner Inseln und Eilande umschliessen Kuba, beson-

ders von Matanzas bis Nuevitas. Ihre üppige Vegetation hat ihnen den Namen Jardinillos (kleine Garten) geben lassen. Andere werden Cayos und Caymans genannt. Die größte von allen ist die von Pinos, südlich von Havanna, deren Oberfläche 865 Geviertmeilen*) mißt. Die Oberfläche von Kuba beträgt 31,468 Geviertmeilen und die aller übrigen dazu gehörenden Eilande 1339½, im Ganzen also 32,807½ Geviertmeilen.

Die Küsten dieser Insel sind vielleicht die gefährlichsten im ganzen atlantischen Ozean. Denn obgleich sie mehrere gute Hafen hat, ist sie dennoch rings von Felsen und Klippen umgeben, die oft bis auf eine Stunde weit in das Meer hinausreichen, und von Kanälen durchschnitten werden, die man genau kennen muß, um nicht auf jene zu gerathen. Diese Klippen werden von einer großen Menge Schildkröten, Krokodillen, Kaymans oder Alligatoren bewohnt.

Die Küsten sind größtentheils niedrig. Das Land erhebt sich erst in einiger Entfernung zu sanft gerundeten Hügeln, die mit Palm-, Kokos-, Tamarin- und Orangenbäumen bedeckt sind. Ueberhaupt bietet die Insel, in der Hälfte ihrer Ausdehnung, niedriges Land dar, dessen Boden von Sekundar- oder Tertiarbildung ist, und der hier und da von einzelnen Granitgneisfelsen durchbrochen wird.

Die höchste Gebirgsspitze befindet sich am südöstlichen Ende der Insel, zwischen Cabo-Cruz, Punta-Maysi und Holguin. Von Ostsüdost nach Westnordwest wird die Insel von einer Hügelreihe durchschnitten, die

*) Sechszig auf den Grad.

sich zuerst dem südlichen, sodann dem nördlichen Gestade nähert.

Diese Berge, deren verschiedene Schichten von den Geologen noch nicht untersucht worden, bieten dem Reisenden eben so imposante als malerische Szenen dar. Der Berg Potrillo, 1¼ Stunden von Trinidad, erhebt sich bis auf 2800 Varas (6400 Fuß). Von der Sierra-de-la-Gloria herab stürzt sich mit Ungestüm der Tuinicafluß, der, nachdem er mehrere Fälle von 180 bis 300 Fuß gebildet, endlich einen fruchtbaren Thalgrund durchströmt. Weiterhin, am Abhang der Berge von San-Juan-de-Letran, umschließt ein Kokosgehölz einen von dem Gewässer des Guarabo gebildeten See, in dessen Nähe eine mit schimmernden Stalaktiten überdeckte Grotte sich öffnet, die sich auf eine doppelte Säulenreihe stützt, und einen prachtvollen Anblick gewährt.

Die unter dem Namen Sierra-Maestra bekannte Gebirgskette, aus Granitfelsen bestehend, ist die höchste der Insel. Sie enthält viele Kupferminen, die bisher noch nicht ausgebeutet worden. Ihre höchsten Gruppen sind die Sierra del Cobre und der Pic Tarquino, von dessen Gipfel man, bei heiterer Witterung, die blauen Berge Jamaika's sieht. Man schätzt seine Höhe auf 6400 Fuß, und die des Cerro del Ojo del Toro auf 3600 Fuß.

Die vielen Ströme und Bäche, welche in diesen Bergen entspringen (wo man auch Mineralquellen findet), sind nicht besonders wasserreich, und während der größten Hitze beinahe ganz trocken. Der Rio Cauto ist der bedeutendste von allen. Er ist zwanzig

Stunden weit schiffbar, entspringt auf der Nordseite der Sierra del Cobre, und nimmt eine Menge Bäche auf. Sein Schlangenlauf beträgt ungefähr fünfzig Stunden. Er mündet 4½ Stunden von Manzanillo in das Meer, wo er sehr versandet ist.

Der Ayfluß, auch Rio de los Negros genannt, durchströmt über eine Stunde weit die geheimnißvolle Höhle del Sumidero, stürzt sich sodann in 200 Fuß hohen Fällen der Tiefe zu, fließt unter einer riesigen Naturbrücke, und wird ruhiger unterhalb Pueblo-Viejo.

Die kleinen Ströme Zarucco und Santa-Cruz, zwischen Guanabo und Matanzas, sind nur bis auf einige Stunden von ihren Mündungen schiffbar. Der Rio de Galafre, im fruchtbaren Distrikt von Filipinas, ergießt sich in die Lagunen von Cortez.

Des Mangels großer Flüsse, und der ungleichen Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, ist Kuba, seiner Wellenform wegen, dennoch immer mit frischem Grün überdeckt, und bietet die verschiedenartigsten wie die angenehmsten Ansichten dar. Auf allen Seiten zeichnen sich auf sehr malerische Weise wilde Zitronen- und Orangenwäldchen. Zwei Bäume mit großen, glänzenden Blättern, der Mammea und der Calophyllum calaba; fünf Gattungen Palmbäume; der Ceiba mit dem dichten Laube (Bombax ceiba), und der zierliche Jobo (Spondias Mirobolanus), schmücken Hügel und Savanen. Der Cecropia peltata deutet feuchte Stellen an. Zeder, Mahagoni, Akana und andere Bäume, theils zum Bauen, theils zum Färben brauchbar, zeigen sich in großen Massen.

Wenn die Melodie der europäischen Vögel die Reize,

welche die Landschaften Kuba's darbieten, nicht erhöhet, so ersetzen die glänzenden Farben der Vögel, welche sie bevölkern, einigermaßen den Mangel dieser Harmonie. Der geschopfte Kardinal breitet seine Feuerflügel aus auf den Zweigen des wilden Orangenbaums. Der Cisonte, mit dem gefleckten Gefieder, der Mariposa, dessen Federn in allen Farben des Regenbogens schimmern, der Azulejo, von zartem Blau, sind in großer Menge vorhanden. An Seen und Flüssen erblickt man den Alcatra und den Flamand, welcher letzte sehr häufig ist. Die Leuchtwürmer schimmern am Abend millionenweis.

Reissende oder gefährliche Thiere sind auf Kuba selten. Kaum kennt man zwei Schlangenarten, den Jubo und die Maja, deren Biß nicht tödtlich ist, und die den Menschen nur dann angreifen, wenn sie ihm nicht mehr entgehen können. Moskitos, Skorpione, Nignas, eine Gattung sehr kleiner Flöhe, welche sich unter die Haut einbohrt, Mancaperros, die ätzende Materie ausspritzen, die Arana peluda, eine Spinnengattung von der Breite der Hand, mit langen Haaren bedeckt: das sind die alleinigen quälenden Wesen. Unter den vierfüßigen Thieren ist der Perro jibarro, oder Haushund, wild geworden, und greift oft Menschen an. Er wird als einheimisch betrachtet. Alle übrigen vierfüßigen Thiere sind aus Europa eingebracht.

Die Insel Kuba, wie ehemals alle spanischen Besitzungen, ist in fünf verschiedene Abtheilungen geschieden. Wir haben nur wenig über vier derselben zu sagen, und wollen uns besonders mit der fünften, der politisch-militärischen, beschäftigen, weil sie die wichtigste von allen ist, die erst seit 1827 existirt.

Die geistliche Abtheilung, die älteste von allen, hat seit 1518 mehrere Veränderungen erlitten. Sie umfaßt jetzt zwei Diözesen, nämlich Kuba und Havanna. Dadurch ist die Insel in zwei große Jurisdiktionen geschieden, die eine im Osten, die andere im Westen. An ihrer Spitze befinden sich ein Erzbischof und ein Bischof. Der erste wohnt zu Kuba, und hat ein Einkommen von 18,000 Piastern (45,000 rhein. Gulden). In seiner Diöcese befinden sich eine Kathedrale, 32 Pfarreien und 9 Vikariate. Der Bischof wohnt zu Havanna und hat ein jährliches Einkommen von 110,000 Piastern (275,000 rhein. Gl.) In seiner Diözese sind eine Kathedrale, 44 Pfarreien, 10 Vikariate und 57 Sukkursalen. Das Personal der ganzen Geistlichkeit besteht: in der Diözese von Kuba aus 191 Priestern, 52 Mönchen, 30 Nonnen; in der Diözese von Havanna aus 463 Priestern, 193 Mönchen, 86 Nonnen; im Ganzen aus 654 Priestern, 245 Mönchen, 116 Nonnen.

Die Zivil- oder Gerichtsabtheilung bildet zwei Provinzen, die von Havanna und die von Kuba. In der ersten sind vierzehn Städte, in welchen ein Ayuntamiento und ein Alkade residiren, welche 82 Flecken und 96 Dörfer unter sich haben. Die zweite umfaßt 6 Städte, 52 Flecken und 58 Dörfer. Beide Provinzen haben nur ein Appellationsgericht (Real Audiencia) zu Puerto-Principe.

Die finanzielle oder administrative Abtheilung ist beinahe ganz dieselbe, wie die militärische.

Die maritime Abtheilung scheidet sich in fünf Provinzen, deren Hauptorte sind: Havanna, Trinidad, San-Juan de los Remedios, Nuevitas und Kuba.

Die drei großen Distrikte, welche die politisch-militärische Abtheilung bilden, nehmen ihre Benennungen von der geographischen Lage, in welcher sie sich befinden, nämlich das Ost-, West- und Zentral-Departement. Jedes derselben zerfällt in Sektionen und Partidos, deren letztere einen Raum von ungefähr zwei Geviertstunden begreifen.

Das westliche Departement hat 11 Sektionen und 70 Partidos, welche 9 Städte, 72 Flecken und 35 Dörfer enthalten. Die vorzüglichsten Städte sind Havanna, Hauptort und Hauptstadt der Insel, Jarucco, Matanzas und Pinal del Rio.

Das Zentraldepartement, in welchem sich die 1818 nahe am Busen von Nuevitas gestiftete Kolonie Fernandina befindet, hat 5 Sektionen und 67 Partidos, mit 5 Städten, 8 Flecken und 59 Dörfern. Die vorzüglichsten Städte sind Puerto-Principe, Hauptort, Trinidad, Jagua, Villa-Clara und Santo-Espiritu.

Das östliche Departement hat 4 Sektionen und 94 Partidos, mit 6 Städten, 6 Flecken und 58 Dörfern. Die vorzüglichsten Städte sind Kuba, Hauptort, ehemalige Hauptstadt der Insel, Bayamo, Holguin und Baracoa.

Alle drei Departemente hängen ab von der Generalkapitänerei, deren Sitz Havanna ist. Jedes derselben steht unter dem unmittelbaren Befehl eines Kommandanten-Brigadegenerals. Jeder Sektion steht vor ein Kommandant, und jedem Partidos ein Hauptmann.

Obgleich die meisten der genannten Städte ziemlich stark bevölkert sind, bedeutenden Handel treiben, und einer großen Opulenz sich erfreuen, sind sie im Allge-

meinen doch wenig anziehend für einen Europäer. Mit Ausnahme Havanna's und zwei oder drei anderer Orte, gewähren sie einen traurigen, einförmigen Anblick, der um so bemerkbarer ist, da er einen auffallenden Kontrast mit der lachenden Landschaft ringsum bildet.

Vom Hafen aus gesehen, zeigt sich Havanna sehr malerisch. Seine Umgebungen, obgleich sie nicht die majestätische Wildheit der brasilianischen Gestade haben, sind dennoch in einem hohen Grade reizend. Die festen Schlösser, welche im Osten die hohen Felsen krönen, die von Dörfern umschlungene Bucht, in welcher die bunten Flaggen der verschiedenen Nationen wehen, die Spitzen einer Menge Thürme, die bald zwischen den Laubdächern der Königspalme, bald aus einem Mastenwald hervordringen, das reizende Grün der innern Gärten, die rothen Giebel der Häuser gewähren bei schönem Sonnenschein ein wahrhaft entzückendes Schauspiel.

Aber das Innere der Stadt entspricht diesem Anblick nicht. Mit Ausnahme der Mauth, der Post, des Statthalterpalastes, der Tabaksfabrik und einiger Wohnungen des Adels, erblickt man überall nur niedrige, mit Ballen, Kisten und Fässern angefüllte Häuser. In den fast durchaus engen, übelgepflasterten Straßen, in denen man durch den Geruch des Tasajo (Pökelfleisches) erstickt, begegnet man nur belasteten Sklaven, Karren, Kabrioletten, die in ihrem raschen Fluge Staubwolken oder Fluthen von Gassenkoth verbreiten.

Im Hafen, auf den Quais, im Innern der Stadt athmet Alles Thätigkeit; aber ohne jenen Luxus, jene

Behaglichkeit, die man in den großen Handelsstädten Europa's findet. Nur am Abend werden die köstlichen Alamedas (Spaziergänge) von beiden Geschlechtern besucht, die hier eine Zierlichkeit entwickeln, welche hinter der keiner andern Stadt zurücksteht.

Havanna ist ohne Widerspruch eine der reichsten und bevölkertsten Städte der neuen Welt. Ihre glückliche Lage, ihres Hafens Sicherheit, die Verschiedenheit der Produkte, welche sie zur Ausfuhr darbietet, die beständige Vermehrung ihrer Einwohnerzahl, die Klugheit und Scharfsicht ihrer Kaufleute gewähren ihr über andere Handelsplätze unermeßliche Vortheile. Ihre Bevölkerung, sowohl im Innern der Stadt, als in den Vorstädten, belief sich, bei der letzten Zählung im Jahr 1827, auf 112,023 Individuen, mit Einschluß von 22,830 Sklaven. Man zählt in ihr nicht weniger als 2651 Kutschen.

Der Betrag ihrer jährlichen Einfuhr wird, in mittlerer Schätzung, auf sechszig Millionen Franken angeschlagen, und der ihrer Ausfuhr auf fünfzig Millionen. Die Bewegung ihres Hafens ist viel beträchlicher, als die von Bordeaux, Nantes, Odessa, Antwerpen, Riga, Memel, Boston, Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans. Im J. 1827 liefen in demselben ein, 1043 Schiffe zu 169,278 Tonnen Last, und aus, 916 Schiffe zu 140,728 Tonnen Last.

Von den eingelaufenen Schiffen waren 785 amerikanische, 71 englische, 57 spanische, 48 französische, 24 holländische, 21 dänische, 14 bremische, 12 hamburgische, 8 sardinische, 6 toskanische, 3 schwedische, 2 russische, 1 preussisches und 1 neapolitanisches. Von den ausgelaufenen waren 667 amerikanische, 80 spani-

sche, [illegible]3 englische, 38 französische, 19 holländische, 17 dänische, 13 bremische, 13 hamburgische, 7 sardinische, 5 toskanische, 2 russische und 2 schwedische.

Die Lage Havanna's ist nicht ganz gesund, der beengenden Festungswerke und der nahen Sümpfe wegen. Die Ausdünstungen derselben erzeugen manchmal das gelbe Fieber, vomito negro genannt, das sich jedoch nie über die nächste Umgebung hinaus verbreitet, und dem die wohlhabenden Bewohner der Stadt dadurch entgehen, daß sie sich in ihre herrlichen Landhäuser, auf dem Hügelrücken zwischen Regla und Guanabacoa, zurückziehen, wo auch mehrere Mineralbäder existiren, und wo die Luft mild und gesund ist.

Die Stadt **Matanzas**, auf der Nordküste der Insel, 22 Stunden von Havanna, am Zusammenfluß zweier Ströme, und im Hintergrunde des gleichnamigen Meerbusens, wird seit Langem als der zweite Handelsplatz von Kuba betrachtet. Ihre Gebäude, mit Ausnahme der Tabaksfabrik, sind wenig ausgezeichnet. Aber der Lauf des San-Juan und des Yumury, die in den Golf münden, und die von Zitronen- und Orangenwäldchen umschlungen sind, machen ihre Umgebung sehr angenehm. Unglücklicherweise ist der Boden morastig, folglich ungesund. Seit einigen Jahren wird er jedoch immer mehr ausgetrocknet. Die Stadt, die 1762 noch sehr unbedeutend war, hat seit der Oeffnung ihres Hafens im Jahr 1793 eine immer zunehmende Wichtigkeit gewonnen, und 1827 überstieg ihre Bevölkerung bereits 14,000 Seelen. Der Werth der Einfuhr, auf 231 Schiffen, belief sich auf 1,357,500 Piaster (3,468,700 rhein. Gulden), und der

der Ausfuhr, auf 251 Schiffen, auf 1,717,347 Piaster (4,293,367 rhein. Gulden).

Die Stadt Puerto-Principe, im Innern des Landes, zwischen den Flüssen Tinima und Jatibonico, ist, obschon Hauptort des Zentral-Departements, Sitz des Appellationsgerichts der Insel, und eine Bevölkerung von 49,000 Seelen enthaltend, dennoch im höchsten Grade elend. Ihre Straßen sind eng, winkelicht und über alle Beschreibung schmutzig. Die untern Stadttheile würden unzugänglich sein, hätten die Bewohner nicht längs ihren Häusern äussere Gallerien angebracht, die sich 3 bis 4 Fuß über die eigentliche Straße erheben, welche nichts ist als ein Sumpf, aus dem sich während der großen Hitze die schädlichsten Dünste erheben. Puerto-Principe treibt bedeutenden Handel mit dem Innern, und schickt jährlich über 20,000 Kälber nach Havanna und in dessen Umgebung. Sein äusserer Handel, durch die Bucht von Nuevitas, ist ohne Wichtigkeit.

Santiaga de Cuba, 1514 von Diego Velasquez gegründet, und bis 1589 Hauptstadt der Insel, wird als der dritte Handelsplatz der Kolonie betrachtet. Es ist ziemlich regelmäßig gebauet, aber wenig angenehm, der glühenden Sonnenhitze und des Mangels an Trinkwasser wegen. Die nahen Lagunen verpesten die Luft, und machen den Aufenthalt gefährlich. Seit der Eröffnung seines Hafens, im Jahr 1778, hat Santiago de Cuba eine große Ausdehnung gewonnen, die jedoch während den letzten Jahren nachgelassen, der Unterbrechung seines Handels mit Südamerika wegen. Demungeachtet belief sich die Bevölkerung 1827 auf 26,738 Seelen. Der Werth der Einfuhr stieg

in demselben Jahre auf 1,270,586 Piaster (3,176,455 rh. Gulden), und der der Ausfuhr auf 1,441,048 Piaster (3,602,620 rh. Gulden).

Wir haben einen flüchtigen Blick geworfen über die vier vorzüglichsten Städte Kuba's. Die übrigen sind viel weniger bedeutend, mit Ausnahme von Trinidad, auf der Südostküste der Insel, eine Stunde von dem Hafen Casilda. Auch Baracoa, ganz im Osten, verdient genannt zu werden. Beide können durch ihre Lage einst wichtige Plätze werden. Die erste ist ziemlich gut gebauet und hat 12,543 Einwohner; die letzte hat deren 3000.

Es gab 1827 auf der ganzen Insel 22,167 steinerne und 65,589 hölzerne Häuser, 189 Kirchen, 108 Einsiedeleien und Kapellen, 19 Mönchsklöster, 5 Nonnenklöster, 30 Spitäler, 50 Kasernen, 141 Primarschulen, 239 Wirthshäuser, 2943 Lebensmittelverkäufer, 618 Stoffhandlungen, 769 Schuhmachermeister, 240 Schneidermeister, 79 Kurzewaarenhändler, 226 Eisenhandlungen, 66 Tischler-Werkstätte, 118 Lederhandlungen, 77 Küfermeister, 16 Schmelzen (Fundiciones), 40 Zeugschmieden, 445 Bäckereien, 50 Gerbereien, 703 Ziegelofen, 186 Apotheken, 504 Aerzte und Wundärzte, 66 Thierärzte, 574 Zigarren-Fabriken. In der Hauptstadt zählt man 4 Kollegien, 7 Buchdruckereien, 6 Buchhandlungen, 10 öffentliche Bäder, 48 Kutschenmacher u. s. w.

Es ist unmöglich, die Zahl der Indier zu bestimmen, die bei dem ersten Erscheinen der Spanier auf Kuba wohnten. Man darf jedoch voraussetzen, daß sie nicht beträchtlich war, indem hier keine massenweise Massakre statt gefunden, wie auf dem amerikanischen

Kontinent. Man weiß nur, daß die Eingebornen nach und nach ihre Heimath verliessen, und sich nach Florida oder Yukatan begaben. Die wenigen, welche blieben, bildeten den Kern der Bevölkerung der Städte Guanabacoa, Caney und Jiguamy. Sie haben sich seit Langem so sehr mit den Einwanderern verschmolzen, daß ihre Nachkommen jetzt nicht mehr erkenntlich sind. Die Hauptbevölkerung Kuba's besteht demnach nur aus der europäischen und afrikanischen Race.

Bei der Eroberung der Insel durch die Spanier im Jahr 1511 bestand die Expedition aus 300 Personen. Einwanderungen aus dem Mutterlande und aus St. Domingo vermehrten bald diese Zahl. Im J. 1523 wurden 300 Neger eingebracht, und 1580 belief sich die Bevölkerung der Insel zwischen 14,000 und 16,000 Seelen. Sie stieg 1602 bis auf 20,000. Nach dem Verlust Jamaika's, im Jahr 1655, zogen viele Bewohner dieser Insel nach Kuba, dessen Menschenmenge dadurch bis auf 30,000 stieg. Die Einwanderungen dauerten bis 1660 fort, und vermehrten die Bevölkerung noch um 10,000 Seelen.

Als nach dem 1763 zu Versailles geschlossenen Frieden die Engländer Havanna verliessen und Florida besetzten, begab sich die spanische Bevölkerung dieses letztern nach Kuba, und als man 1775 die erste offizielle Volkszählung vornahm, fand man 170,370 Einwohner, wovon 44,000 Sklaven.

Während dem Kriege zwischen Spanien und England, im Jahr 1780, befand sich eine europäische Besatzung von 12,000 Mann auf der Insel. Zugleich wurde den Fremden die Erlaubniß ertheilt, sich auf

ihr niederzulassen, und die Einwanderungen waren so stark, daß 1791 die Seelenzahl bis auf 272,140 stieg.

Durch die Abtretung des spanischen Theiles von St. Domingo (1795) und von Neu-Orleans (1803) an Frankreich zogen sehr viele spanische Bewohner dieser Länder nach Kuba, dessen Volksmenge 1817 sich auf 551,998 Individuen belief. Endlich die Volkszählung von 1827 gab folgende Resultate:

West-Departement.	Männliche.	Weibliche.	Zusammen.
Weiße	89,526	75,532	165,058
Freie Mulatten . . .	8,231	9,936	18,167
Freie Neger	13,004	14,893	27,897
Neger- u. Mulattensklaven	125,388	72,027	197,415
	236,149	172,388	408,537
Zentral-Departement.			
Weiße	53,447	44,776	98,223
Freie Mulatten . . .	8,230	6,820	15,050
Freie Neger	5,066	4,130	9,196
Neger- u. Mulattensklaven	28,398	13,630	42,028
	95,141	69,356	164,497
Ost-Departement.			
Weiße	25,[illegible]80	22,090	47,770
Freie Mulatten . . .	11,597	12,700	24,297
Freie Neger	5,834	6,053	11,887
Neger- u. Mulattensklaven	29,504	17,995	47,499
	72,615	58,838	131,453
Dazu die bewegliche und zufällige Bevölkerung			26,075
Hauptsumme am 1. Januar 1828 .			730,562

Die sitzende Bevölkerung, aus 704,487 Individuen bestehend, schied sich in folgende vier Klassen: Weiße, 311,051; freie Mulatten, 57,514; freie Neger, 48,980;

Neger- und Mulatten-Sklaven, 286,942. Woraus sich ergibt, daß sich die weiße Bevölkerung zu der farbigen verhält wie 0,79 zu 1, und die freie zu der Sklaven-Bevölkerung wie 1,45 zu 1.

In den Städten, Flecken und Dörfern wohnten: 161,321 Weiße, 71,223 freie Farbige und 65,954 Sklaven; und in den Pflanzungen: 149,730 Weiße, 35,271 freie Farbige und 220,988 Sklaven. Man zählte 201 Bewohner auf die Geviertstunde, nämlich 89 Weiße, 30 freie Farbige und 82 Sklaven. Auf die Geviertstunde wohnen im

West-Depart.	481 Einw.	194 W.	54 fr. F.	232 Skl.
Zentral-Depart.	115 „	69 „	17 „ „	29 „
Ost-Depart.	106 „	38 „	29 „ „	38 „

Man zählte 1827 auf der Insel im Ganzen 3634 Heirathen, 30,483 Geburten und 16,665 Todesfälle; folglich eine Vermehrung von 13,818 Seelen in einem Jahre. In zehn Jahren (von 1817 bis 1827) hat sich die Gesammtbevölkerung um 152,489 Individuen oder um 27 Prozent vermehrt. Von 1817 bis 1820 wurden 74,059 Negersklaven eingebracht.

Ueber die Fortschritte der allgemeinen Wohlhabenheit in Großbritannien und in andern Ländern.

Letzter Artikel.

Die Uebersicht, welche wir im ersten Artikel von den Hauptquellen der Größe und des Wohlstandes der britischen Nation gegeben, würde unvollständig sein, liessen wir ihre gewaltige Handelsmarine unbeachtet. Ihr verdankt dies Land größtentheil seine Macht; denn sie ist eine der thätigsten Ursachen der Erfolge ihrer militärischen Marine gewesen. Der erstern Fortschritte waren in England so regelmäßig, daß der Krieg selbst, statt ihr ein Hinderniß entgegen zu stellen, ihre Entwickelung im Gegentheit begünstigt zu haben scheint.

Chalmers hat über die Tonnenzahl nationaler und fremder Schiffe, welche seit der Restauration Karls II bis 1802 die Hafen Großbritanniens verlassen, Nachforschungen angestellt. Es ergibt sich daraus, daß die Tonnenzahl der britischen Schiffe, in dem angedeuteten Zeitraum, sich von 95,266 auf 1,459,689 erhoben. Zu Anfang dieser Periode war das Verhältniß der fremden Schiffe zu den einheimischen wie eins zu zwei; gegenwärtig ist es wie eins zu vier.

Seit 1802 hat sich die Tonnenzahl der englischen Schiffe immer vermehrt, und 1823 stieg sie bis auf 2,519,044. Die Bemannung bestand in demselben Jahre aus 166,333 Mann. Zu Anfang 1831 überstieg die Tonnenzahl drei Millionen und die der Be-

mannung 185,000 Mann. In dieser Zahl sind jedoch nur die eingeschriebenen Schiffe begriffen. Es gibt ausserdem noch eine Menge anderer, die man nicht kontrolliren kann, weil sie nicht zum äussern, sondern zum innern Handel auf den schiffbaren Kanälen und Strömen gebraucht werden. Sie bilden demungeachtet einen beträchtlichen Theil des nationalen Reichthums, und ihre Zahl hat sich ungefähr in demselben Verhältniß vermehrt, wie die der Kauffahrteischiffe in den Seehafen.

Der Werth des gemünzten Geldes ist so beweglich, daß, um sich auf bestimmte Weise von den Fortschritten des Reichthums einer Nation während einem Zeitraum von sechszig Jahren einen Begriff zu machen, man darauf nicht allein, wenigstens nicht unbeschränkt, sich beruhen kann. Sicherer läßt sich in diesem Betrachte eine Schlußfolge aus der Zunahme gewisser Abgaben, z. B. der der Vermächtnisse und der Einregistrirung der Testamente, ziehen. Stellen wird darin eine Parallele zwischen 1810, 1815, 1819 und 1823 auf.

Im Jahr	Vermächtniß-Steuer.	Testaments-Einregistrirungs-Steuer.
1810 . .	520,983 Pf. St.	424,026 Pf. St.
1815 . .	655,807 „	506,854 „
1819 . .	855,633 „	682,221 „
1823 . .	990,787 „	706,805 „

Aus allem vorstehend Angedeuteten ergibt sich zur Genüge, daß die Masse der Erzeugnisse in England sich sehr vermehrt hat, und daß, im Ganzen genommen, die Nation reicher ist, als sie früher gewesen. Wir haben nicht wiederholen mögen, welches, nach der mittlern Berechnung, Kapital und Einkommen der

Bewohner Großbritanniens zu Ende des siebenjährigen Krieges, nach dem für die Unabhängigkeit Amerika's, bei dem Frieden von Amiens und gegenwärtig sind, indem solche Angaben nie als vollkommen gewiß betrachtet werden können. So viel ist indessen gewiß, daß seit dem Frieden von 1763 dieses Landes Hilfsquellen sich wenigstens vervierfacht haben, und daß das englische Volk gegenwärtig das reichste der ganzen Erde ist.

Freilich ist die Staatsschuld sehr groß, viel größer als die irgend einer andern Nation. Aber auf jeden Fall muß man doch bemerken, daß mit Ausnahme von 600,000 Pfund Sterling (7,200,000 rhein. Gulden), welche die Zinsen einer Summe von 16 Millionen Pf. Sterling (192 Millionen rhein. Gulden) sind, die England ausländischen Kapitalisten schuldig ist, die Gesammtmasse aller übrigen Dividenden von einem Theile des britischen Volkes einem andern Theile desselben bezahlt wird. Wohl ist das keine Befugniß, über den gegenwärtigen Zustand dieser Schuld sich „Glück" zu wünschen, indem es leider nur zu gewiß ist, daß wenn eine gewisse Zahl Individuen aus diesem Grunde reicher ist, als sie ohnehin sein würde, eine noch bei weitem größere Zahl deswegen auch um so ärmer ist.

Bisher hat man noch nicht bemerkt, daß die Vermehrung der Staatsschuld die allgemeine Produktion vermindert; diese letztere scheint sich im Gegentheil in demselben Maße vermehrt zu haben, als die erstere. Demungeachtet ist sie dem allgemeinen Interesse Großbritanniens in einem hohen Grade schädlich, und ihre

stufenweise Verminderung ist allein im Stande, den Kredit zu erhalten.

Davenant behauptete schon 1699, daß Englands baares Vermögen nach und nach verschwinde, und daß es in Kurzem vollkommen zu Grunde gerichtet sein werde, indem der Werth des Eigenthums gleichzeitig sinke und auf keine Weise mehr gehoben werden könne.

In der Zeitschrift, der Craftsman, las man 1736: „Die ungeheure Schuld (sie überstieg damals nicht 50 Millionen Pf. Sterling, und die Dreiprozent waren auf 105), welche die Nation belastet, muß als Grund unsers gegenwärtigen Elends und aller in Zukunft uns bedrohenden Gefahren betrachtet werden. Dieser Schuld wegen wird die Nation mit schweren Abgaben bedrückt, und in wenigen Jahren ist der Preis aller zum Leben nothwendigen Gegenstände um das Doppelte gestiegen, dergestalt, daß der Handwerker und der arme Arbeiter zur Verzweiflung gebracht werden, und daß der reiche Eigenthümer selbst sich in nicht geringer Verlegenheit befindet."

Bolingbroke erklärte 1749, daß der Ertrag der Steuern, welche sich während den letzten neun Jahren auf 55 Millionen belaufen, den kommenden Geschlechtern unglaublich scheinen werde, und Dodington verzichtete auf ein einträgliches Amt, um dem Staat wenigstens einigermaßen Erleichterung zu verschaffen.

Hanvay behauptete 1756, daß Englands Staatsschuld unmöglich hundert Millionen übersteigen könne, weil man sonst Bankerott machen müsse. Hume, Blackstone und Lord Kaimes sprachen in demselben Sinne. Adam Smith selbst lud das Publikum ein, nicht zu glauben, daß das Land ohne ausseror-

dentlichen Mißbestand eine größere Schuld als die von 1777 ertragen könne. Sie belief sich damals auf 150 Millionen Pfund Sterling.

Geben wir jetzt einen Ueberblick von der Vertheilung der Kapitalien in den verschiedenen Klassen der Bevölkerung Großbritanniens. Der beste Leitfaden bei dieser Nachforschung besteht darin, uns zu erinnern, in welchem Verhältnisse der Verbrauch in allen Ständen zugenommen, von den niedrigsten bis zu den höchsten. Eine andere Andeutung gewähren die dem Parlamente vorgelegten Aktenstücke, hinsichtlich der Vertheilung der Dividenden an die Staatsgläubiger. Es ergibt sich daraus, daß 92,223 Renten von 5 Pfund Sterling und darunter bezogen worden sind, 42,083 von 5 bis 10 Pfund, 101,274 von 10 bis 50 Pfund, 26,410 von 50 bis 100 Pfund, 15,604 von 100 bis 200 Pfund, 5170 von 200 bis 300 Pfund, 3260 von von 300 bis 500 Pfund, 1741 von 500 bis 1000 Pfund, 490 von 1000 bis 2000 Pfund, endlich 218 über 2000 Pfund. In dieser Uebersicht sind jedoch nur Staatsrenten begriffen, und weder die der Sparkassen, noch die auf andere Weise bezogenen.

Es ergibt sich aus einem andern, ebenfalls dem Parlamente vorgelegten, Aktenstücke, daß von den 800 Millionen Pf. Sterling (9600 Millionen rhein. Gulden), aus welchen das Kapital der gegenwärtigen Schuld besteht, nur 175 Millionen als schwebende Schuld betrachtet werden können, während der Ueberrest in Vormundschaft bei der Kanzlei und bei der Schatzkammer ist, oder Wohlthätigkeitsanstalten, Zünften und Privatpersonen gehört, die sich begnügen, die Zinsen zu beziehen, ohne je auf das Kapital zu spekuliren.

Wann ist diese ungeheure Summe erspart worden? In welchem Verhältniß steht sie mit der Gesammtmasse des Ersparten, und welches ist der Betrag der neuen Ersparnisse, die jährlich auf die Zinsen gemacht und zu dem Kapital der Nation hinzugefügt werden? — Das läßt sich nicht auf genaue und zuverlässige Weise bestimmen.

Es gibt in Großbritannien 288,473 Renteninhaber, von denen 277,594 jährlich unter 400 Pfund Sterling, und 10,879, welche über 400 Pf. Sterling beziehen. 140,000 haben eine Rente unter 20 Pf. St. und 130,000 haben eine solche von 20 bis 200 Pf. St. Die Klasse, welche von 200 bis 600 Pf. St. bezieht, übersteigt noch 20,000 Personen.

Man kann voraussetzen, daß die übrigen Theile des aufgehäuften Kapitals beinahe auf gleiche Weise vertheilt sind. Uebrigens wird das zur Genüge durch die Leiter gewisser Abgaben beurkundet. Die Zahl der Personen, welche ein Pferd zu ihrem Vergnügen halten, beläuft sich auf 148,786; die derjenigen, welche zwei Pferde haben, auf 23,493; die, welche von drei bis acht haben, auf 15,704, und die, welche über acht haben, auf 1168.

Dasselbe Verhältniß kann man auch bei den männlichen Bedienten bemerken. Es gibt 40,218, die einen solchen haben; 6761 haben zwei; 4652 haben drei bis fünf; 1596 haben fünf bis acht, und nur 618 haben eine größere Zahl.

Die Fenstertaxe kann in diesem Betrachte ebenfalls als Andeutung dienen. Es gibt 735,110 Häuser in England, die weniger als 10 Fenster haben; 178,354 haben zwischen 10 und 20; 36,485 haben zwischen 20

und 30; 10,673 haben zwischen 30 und 40; 6326 haben zwischen 40 und 60; 2649 haben zwischen 60 und 100, und 940 haben über 100. Die Menge der zweirädrigen Fuhrwerke hat sich in den letzten Jahren um 100 Prozent vermehrt, und die der vierrädrigen um 125 Prozent, wodurch ebenfalls aufs Augenscheinlichste bewiesen wird, wie sehr im Allgemeinen der Wohlstand des britischen Volkes zugenommen hat.

Es gab 1765 nur 12,904 vierrädrige Kutschen und jetzt über 30,000, nebst 48,000 zweirädrigen Cabrioleten, die damals beinahe ganz unbekannt waren. Zu derselben Zeit gab es in London 36 Kutschenmacher, die 4000 Arbeiter beschäftigten. Jetzt zählt man von den erstern 135 und von den letztern 14,000.

Die allmälige Verbesserung des Zustandes der Mittelklassen läßt sich nach dem Allen nicht mehr bezweifeln. Man bemerkt sie überall, in den Werkstätten der Handwerker und Künstler, wie in den Kaufladen der Handelsleute. Man erblickt besser bebauete Felder, einen schönern Viehstand und vervollkommnete Ackergeräthschaften. Uberall zeigt sich mehr Thätigkeit, mehr Wohlstand als vor 20 oder 25 Jahren.

Zur Zeit der Thronbesteigung Georg III war Gersten-, Hafer- und Roggenbrod die allgemeine Nahrung des Volks. Im J. 1764 war die in England erzeugte Quantität Roggen der des Waizens gleich, während sie jetzt kaum ein Drittel der des letztern ausmacht, obgleich der Roggen jetzt viel zu Malz gebraucht wird. Der Fleischverbrauch hat auch bedeutend zugenommen und sich im Ganzen um 115 Prozent vermehrt.

Dasselbe läßt sich auch von dem Gebrauche des Thee's und Zuckers sagen, der, den starker Getränke

ersetzt, die ärmere Klasse von der Trunkenheit entwöhnt, und ihren physischen wie ihren moralischen Zustand verbessert hat.

Die Wohnungen der untern Stände lassen sich jetzt kaum noch mit denen vor 40 oder 50 Jahren vergleichen. Damals fand man in den Häusern auf dem Lande keinen andern Fußboden, als den, welchen die Natur gebildet. Hatte man die nackte Erde mit einer Lage von untereinander gemischtem Kalk und Sand bedeckt, wurde das als ein großer Luxus betrachtet. Die Wände waren selten geweißt, und hatten die Häuser noch ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, mußte man auf einer Leiter zu demselben ansteigen. Fenster und Thüren konnten nicht so gut verschlossen werden, daß nicht Regen und Schnee in das Innere drang, das sich alsdann in einen wahren Sumpf verwandelte.

Jetzt findet man auf dem Lande nur selten ein Haus, das nicht im Aeussern und Innern mit Kalk bekleidet wäre, das nicht Fußboden von Ziegelsteinen oder Holzdielen hätte, und dessen Fenster und Thüren nicht fest verschlossen werden könnten. Zu den obern Stockwerken führen bequeme Treppen, und die Hausgeräthe sind besser und in größerer Menge, als früherhin. Der Bauer schläft nicht mehr auf einem Strohsack, sondern auf Matratzen. Strohsessel haben die hölzernen Schemel und Bänke verdrängt.

Eine nicht minder erfreuliche Veränderung hat auch die Kleidung der untern Stände erlitten. Die gewöhnlich so schmutzigen Drogettgewänder, welche ehemals Männer und Frauen trugen, sind jetzt durch feinere ersetzt, und der Seifeverbrauch hat sich in den letzten 40 Jahren von 35,000 auf 95,000 Pf. gehoben.

In frühern Zeiten war die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf rein spekulative Nachforschungen gerichtet. Jetzt im Gegentheil beschäftigt man sich größtentheils nur mit dem wahrhaft Nützlichen, mit dem, was darauf hinzielt, das allgemeine Wohlergehen zu vermehren.

Schicksale einer Malayen-Familie.

Kein auffallenderes, kein merkwürdigeres Werk in der großen Bibliothek der „Denkwürdigkeiten“, als das, welches wir in diesem Artikel in Rede zu stellen haben, und dessen Authentizität sich auf keine Weise bezweifeln läßt. Es verbreitet über einen der unbekanntesten Zweige der großen asiatischen Familie ein unvermuthetes Licht. Es ist ein häusliches Gemälde, höchst einfach, in einer beinahe unbekannten Sprache. Es ist ein Tagebuch, geschrieben ohne alle Anmaßung und Ziererei von einem jener Söhne des Orients, die, unsern Begriffen zufolge, in Rede und Schrift Alles übertreiben, und die alltäglichsten Gegenstände mit wunderbaren Dichtungen durchweben. Man bemerkt, wie viele Paradoxen und Sonderbarkeiten sich in dem kleinen Werke vereinigen, dessen Uebersetzung von Marsden besorgt worden.*)

*) Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie, geschrieben von einem Mitgliede derselben, und nach dem Original übersetzt von W. Marsden, Mitglied der königlichen Gesellschaft. London. Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft für morgenländische Uebersetzungen 1830.

Hunnings, Vorsteher der Niederlassung von Laye, auf der Südwestküste Sumatra's, zehn Stunden von Benkulen, hörte 1788 von diesem Werke sprechen, welches einige Jahre früher geschrieben worden. Der Umstand schien ihm sonderbar. Er verschaffte sich die Handschrift, ließ sie abschreiben und schickte sie 1791 nach England, wo sie unbeachtet blieb, bis endlich im vorigen Jahre ihre Uebersetzung erschien.

Die Darstellung ist dramatisch in ihrer Einfachheit. Kein Europäer hätte seinen Farben den Anstrich der Wahrheit geben können, der in diesem Werke vorherrschend ist. Wir wollen unsern Lesern davon einen Ueberblick gewähren.

Der Malaye Muda, Haupt der in Rede stehenden Familie, war ein Nakhoda (persischer Name, der eine Kaste bezeichnet, und so viel als Schiffs-Ausrüster oder Eigenthümer zu bedeuten hat). Durch die Verfolgung der Bugis, einer kriegerischen Race, aus Borneo vertrieben, ließ er sich in Lamporg, einem Distrikt Sumatra's, in Mitte einer kurz vorher begründeten Malayen-Kolonie nieder. Er lebte dort hochgeehrt, und gab seinem Sohne eine vortreffliche Erziehung, d. h. er ließ ihn eine Menge Gebete auswendig lernen, und lehrte ihn sodann schreiben. Bald nachher ließ er den Jüngling reisen, um ihn noch mehr auszubilden. Er erhielt ein Reisfeld zu seinem Unterhalt, ging von Piabong nach Bantam, trieb Handel mit Pfeffer, und vermehrte durch glückliche Spekulationen sein väterliches Erbe. Der alte Kaufmann ertheilte seinem Sohne, kurz vor seinem Ende, folgende kaufmännische Lehren, die zwar nicht lang, aber nichts desto weniger beachtungswerth sind:

„Setze nie Dein Kapital aufs Spiel. Ist Dein früherer Gewinn unzulänglich zu einem neuen Unternehmen, so lasse Holz schlagen im Walde, verkaufe es, und bilde Dir daraus ein neues Kapital. Fange Fische im Meere, biete sie feil, und mache Dir ein Kapital. Aber hüte Dich, je Schulden zu machen. Sie sind für ein Kapital, was der Tod für das Leben ist.“

Des Kaufmanns ältester Sohn (Verfasser dieser Denkwürdigkeiten) befolgte buchstäblich den väterlichen Rath. Er heirathete die Tochter eines andern Nakhoda von Samangka, auf Sumatra, setzte seinen Handel fort, nahm eine zweite Frau zu Bantam, kaufte drei Beischläferinnen, hatte dreizehn Kinder von diesen fünf Frauen, und lebte glücklich, allgemein geachtet, von seinen Landsleuten als ein Muster der Tugend und Sittlichkeit gepriesen.

Eine kriegerische That, deren Held und Urheber Nakhoda Muda war, zog ihm die allgemeine Bewunderung zu.

Im Innern von Sumatra und Borneo lebt jenseits dem Gebirg und im Innern desselben ein wilder Volksstamm, Abung genannt, dessen Barbarei allen Glauben übersteigt. Der Jüngling, welcher sich um ein junges Mädchen bewirbt, muß, bevor er mit demselben sich vermählen kann, ein ganzes Jahr lang die Welt durchstreifen, und so viele Menschen tödten, als er durch die Stärke seines Arms und mit seinem Kris*) vernichten kann.

*) Der Kris ist ein gewundener Dolch, der beinahe immer vergiftet wird, und der die Wunde, welche er macht, zerreißt, so daß sie unheilbar ist, selbst wenn die Klinge nicht in Gift getaucht wäre.

Nach dieser Vorbereitung kehrt er in seine heimathlichen Berge zurück, geschmückt mit den Schädeln der Erschlagenen, die er an einander gereihet über seinen Schultern trägt.

Oft wurden die Bewohner von Samangka, wo der Nakhoda wohnte, von ganzen Banden dieser Mörder aus Beruf überfallen, alle mit einer Lanze, einem Degen und einem Kris bewaffnet, und ohne Barmherzigkeit alle Personen erwürgend, deren sie habhaft werden konnten. Sie schnitten ihnen sodann die Köpfe ab, reinigten dieselben, und nahmen sie mit sich, um sie ihren Geliebten darzubieten.

Der malayische Verfasser beschreibt folgendermaßer die triumphirende Rückkehr dieser Barbaren in ihre Heimath.

„Während die jungen Verlobten ausziehen, um Schädel zu gewinnen, bereiten ihre Landsleute die ihnen zukommenden Siegeszeichen. Man stellt Kokusnüsse am Wege auf. Diese Kokusnüsse sind mit Milch angefüllt. Man bestimmt sie nicht den Tapfern, sondern denen, die ohne erbeutete Schädel zurückkehren. Die Abungen, wie die Malayen, trinken nie Milch, essen nie Butter. Sie lassen diese Nahrung den Hunden, und die am Wege aufgestellten Kokusnüsse sind eine Sprache, welche sagen will: Ihr seid nicht mehr werth als Hunde; macht Euch also gefaßt, als solche behandelt zu werden.

„Die glücklichen, mit den Schädeln ihrer Feinde beladenen Abentheurer schreiten an den Kokusnüssen vorüber, ihrem Dorfe zu. Die jungen Mädchen kommen ihnen mit lautem Freudengeschrei entgegen, und be-

zeugen ihnen den Wunsch, Gattinnen der Sieger zu werden. Die andern, welche man als Feige betrachtet, verbergen sich im Gebirg, und sehen ihren Geburtsort nie wieder.

„Der Verlobte legt Gold in den schönsten seiner eroberten Schädel, und bietet ihn den Verwandten seiner Braut dar. Die Vermählungs-Feierlichkeit wird sodann geschlossen. Beide Gatten trinken abwechselnd Palmbranntewein aus dem Schädel, der damit angefüllt worden. Ohne diese Förmlichkeit, die als ein religiöser Ritus betrachtet wird, ist die Heirath null und nichtig, und die Frau ist nichts weiter als eine Beischläferin."

Die Bewohner von Samangka hatten sehr von den Streifereien dieser seltsamen Barbaren zu leiden, und waren auf dem Punkte, gänzlich auszuwandern. Man durfte es kaum wagen, die Stadt zu verlassen, und sich in die nächsten Felder oder Waldungen zu begeben, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, unversehens überfallen und ermordet zu werden, um nach seinem Tode bei der Verheirathung der Abungen zu figuriren.

Unter solchen Umständen entschloß sich Nakhoda Muda, diese Menschenjäger auszurotten. Er verständigte sich mit dem Agenten des Sultans von Bantam, Kiria Mingan, und mit vier Malayen-Vorstehern, um die Wilden zu vertreiben. Sin Vorhaben gelang vollkommen. Die Schädelhelden wurden größtentheils erschlagen. Nur wenige von ihnen flüchteten sich in das entgegengesetzte Ende der Insel. Muda erhielt zur Belohnung seiner Tapferkeit das Recht, alle Handelsstreitigkeiten in seinem Distrikt zu schlich-

ten; ein Recht, das ihm von dem Sultan von Bantam verliehen wurde.

Samangka wurde nun eine blühende Stadt, deren Reichthum sich von Tag zu Tag vermehrte. Muda, der angesehenste Einwohner derselben, trug nicht wenig zu diesem glücklichen Resultate bei, und vermehrte zu gleicher Zeit sein eigenes Vermögen. Er erhob eine Abgabe von den Praws oder Booten, die sich von Samangka nach Bantam, oder von dem letztern zum erstern, begaben. Malayen, Jawanesen und Lamporgen achteten ihn gleichermaßen. Der Verfasser spricht mit gerechtem Stolz von dem Kredit, den er sich durch seine allgemein anerkannte Rechtschaffenheit erworben.

Die kleinen Inseln Südasiens haben, obgleich die Grundsätze des Liberalismus und des Radikalismus bis zu ihnen noch nicht gelangt sind, dennoch bereits sehr blutige Revolutionen gehabt. Nakhoda Muda sah sich in eine dieser politischen Intriguen verwickelt, die denen in Europa auf ein Haar ähnlich sind, der er aber mit vieler Geschicklichkeit zu entgehen wußte.

Des Sultans von Bantam Autorität wurde durch eine Insurrektion erschüttert. Sein Agent zu Samangka, Kiria Mingan, neigte sich den Rebellen zu. Schon wollten sich die meisten Pangeranen, oder Adeliche des Distrikts, mit ihm vereinigen, als Madu die Pläne der Verschwörer vereitelte. Er stellte ihnen vor, daß die Holländer, allmächtig zu Batavia, den Insurgenten nicht erlauben würden, ihren Zweck zu erreichen, und daß folglich ihr Unternehmen nur einen unglücklichen Ausgang gewinnen könne. Diese Ein-

reden fruchteten, und die Pangeranen blieben untheilnehmend. Muda ließ nun den holländischen Statthalter, Mynheer Sambirik (so nennt er ihn), von dem Vorgang unterrichten. Ein Truppenkorps, aus Europäern und Bugis bestehend, wurde unverzüglich nach Samangka geschickt, aus welchem der Verräther Kiria Mingan in aller Eil entfloh, wodurch die Ruhe wieder hergestellt wurde.

Nach diesem Ereigniß gab der holländische Statthalter Muda den Auftrag, die Pangeranen und die Proatinen (Dorfvorsteher) zu versammeln. Unter dem Vorsitz des Holländers befragte sie Muda, ob sie fest entschlossen seien, dem Sultan getreu zu bleiben?

„Die Vorsteher“, sagt Nakhoda Muda, „waren so zahlreich, daß sie nicht alle Platz finden konnten in dem Saale. Sie entgegneten wie aus einem Munde, daß sie immer treu und ergeben bleiben würden.“

— In dem Falle, fragte der Holländer, warum, wenn Kiria Mingan's treulose Absichten Euch bekannt waren, habt Ihr ihn in Euern Dörfern aufgenommen?

Die Antwort der Pangeranen ist eben so karakterisch als treffend.

„Der Sultan und die holländischen Kompagnien gebieten uns, in nichts uns zu mischen, sondern in Ruhe unsere Pfeffer-Pflanzungen zu bestellen. Sie lassen uns hier, wie schwache Frauen, ohne alle Widerstandsmittel, ohne Hoffnung auf Beistand und Hilfe. Was konnten wir thun?“

Eine große Lehre ist in diesen Worten enhalten. Nur freie Völker sind auch treu. Völker, die ihre Rechte vertheidigen, kämpfen auch für ihre Thronen.

Der Sultan von Batam und der Statthalter Sambirik waren sehr zufrieden mit Muda's Benehmen. Sie überhäuften ihn mit Lobeserhebungen, und er stand am Hofe zu Bantam in hoher Gunst. Bald nachher traf ihn jedoch ein Unfall. Sein Praw (flaches Schiff), mit Pfeffer beladen, litt Schiffbruch an der Küste von Jawa. Die Ladung, deren Werth sehr beträchtlich war, ging gänzlich verloren. Kaum war er im Stande, auf einem leichten Sampam (Boote) dem Sturm zu entrinnen. Er gelangte mit demselben nach Bantam, wo er sich sogleich zu Mynheer Sambirik begab. Seine Unterhaltung mit dem phlegmatischen Holländer ist wirklich komisch. Nachdem er ihm sein Unglück mitgetheilt, legte dieser langsam die Pfeife nieder, und sagte mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt:

„Der Nakhoda hat einen Unglückstag gehabt: aber Niemand konnte das verhindern."

Der Sultan empfing den armen Schiffbrüchigen mit größerer Theilnahme als der Europäer. Muda erhielt von ihm ein kleines Fahrzeug zum Geschenk. Er erbot sich zugleich, ihm eine beträchtliche Summe zu leihen, damit er ununterbrochen seinen Handel fortsetzen könne. Aber seines sterbenden Vaters Rath war ihm noch gegenwärtig, und er weigerte sich, das ihm dargebotene Geld anzunehmen, indem er zu dem Minister des Sultans sagte:

„Stürbe ich, könnte man die Summe plötzlich von meinen Kindern zurückverlangen, was ein Gegenstand der Unruhe und des Kummers für sie sein würde."

— Gutes und Böses, entgegnete der Minister,

kommen allein von Gott. Ehrlicher Mann, vertraue auf ihn.

Muda begann nun aufs neue darauf hinzuarbeiten, sein verlornes Vermögen wieder zu erwerben. Der Seereisen müde, überließ er die Geschäftsführung endlich seinen Söhnen, und bauete ein prächtiges Haus, das ihm 10,000 starke Piaster (25,000 rhein. Gulden) kostete. Man brauchte zwei Jahre zu dessen Erbauung. Dieser Theil der Beschreibung enthält mehrere interessante Andeutungen, über den Zustand der Künste und der Gewerbsthätigkeit bei den Orientalen.

Muda's und seiner Familie Wohlstand erreichte nun den höchsten Punkt. Er wurde vom Sultan zum Kei Damang Perwasidana ernannt. Die Bedeutung dieses Titels ist uns unbekannt, doch scheint er sehr ehrenvoll, beurtheilt man ihn nach der Länge, dem Glanz und Prunk der Zeremonien, welche bei dieser Gelegenheit stattfanden. Mynheer Sambirik schickte ihm eine Doppelflinte, ein Paar Pistolen und ein Faß Pulver. Das Glück des geadelten Kaufmanns sollte jedoch nicht von langer Dauer sein.

Eine geheime Eifersucht hat immer zwischen den Angehörigen der europäischen Nationen geherrscht, die in diesen entfernten Regionen Handel treiben. Holländer und Briten unter andern versäumen gewiß nie eine Gelegenheit, sich gegenseitig zu schaden. Der arme Muda wurde ein Opfer dieser Rivalität. Er nahm 1757 einige, von den Franzosen aus Benkulen vertriebene Engländer gastfreundschaftlich auf. Mynheer Poer, Nachfolger Sambiriks, wurde durch einen gewissen Si-Talib, einen persönlichen Feind des Nakhoda, davon unterrichtet. Man machte ihm ein Ver-

brechen aus seinem Begehen, verurtheilte ihn, 200 Piaster zu zahlen, und schickte eine Truppe holländischer Soldaten nach Samangka, welche die Einwohner, besonders die Familie Muda's, auf alle nur erdenkliche Weise bedrückten.

Hier beginnt der tragische Theil der Beschreibung. Jener Si-Talib, welcher auf die Bühne tritt, ist ein meisterhaft skizzirter Jago. Von einer Halbkaste, das heißt von der Verbindung zweier Personen von ungleichen Kasten, abstammend, hatte er sich bei Hofe durch seine Niederträchtigkeit eingeschmeichelt. Des Kei Damang allmälig gewonnener Einfluß war ihm ein Gräuel. Er beschloß ihn zu stürzen, griff sehr schlau den holländischen Statthalter auf der verletzbarsten Seite an, und schilderte ihm Muda als einen geheimen aber eifrigen Freund der Briten, folglich als einen Feind Hollands. Mynheer Poer ließ sich durch solche Vorstellungen täuschen. Der Kapitän Forrest, durch seine See-Entdeckungen bekannt, war zu gleicher Zeit zu Samangka angekommen. Man erblickte darin einen im Voraus berechneten Plan, die Kolonie unter englischen Schutz zu stellen.

Auf des Statthalters Befehl begab sich ein holländisches Schiff nach Samangka. Der Kei Damang erhielt von dem Anführer desselben eine Einladung, sich mit seinen Söhnen an Bord zu begeben, um daselbst zu speisen. Während der Mahlzeit lud man sie ein, sich ihrer Kris zu entledigen, welche die holländischen Soldaten fürchteten. Kaum hatten sie ihre Waffen bei Seite gelegt, so wurden sie überfallen.

„Ihr seid meine Gefangene!“ schrie der Kapitän.

„Hier ist des Statthalters Befehl. Man wird Euch vor ihn führen.“

— Ihr habt Euch vergebliche Mühe gemacht, entgegnete Muda. Eine offene Anklage wäre ehrlicher gewesen, als heimlicher Verrath. Ich würde mich freiwillig dem Statthalter gestellt haben. Eure Feigheit verdient nur meine Verachtung.

Man unterrichtete ihn, wessen er angeklagt sei, und überhäufte ihn mit Beschimpfungen, die er mit Ruhe und Würde ertrug. Seine vier Söhne, vor Zorn und Unwillen bebend, erwarteten mit ihm in Sklaverei geschleppt und verurtheilt zu werden, Taue für die Holländer, ihre Unterdrücker, zu drehen. Die bei den Malayen so furchtbare Rachsucht kochte in ihrer Brust. Man konfiszirte alle ihre Güter, und raubte ihnen überdem ihre Freiheit. Ihre Freunde schickten ihnen Kris, in einem mit gekochtem Reis angefüllten Korbe. Acht Holländer befanden sich mit ihnen an Bord. Mitten in der Nacht stürzten sie sich auf dieselben und ermordeten sie. Sodann eilten sie aus Land, überfielen die Wache im Hause des Kei Damang, und brachten sie um, mit Ausnahme von fünf Soldaten, welche entsprangen. „Durch Gottes Barmherzigkeit und mit seinem Segen, sagt Muda, wurden wir auf solche Weise gerächt.“

Es fehlt dieser Nachtszene an Erhabenheit nicht. Alle malayischen Kaufleute begaben sich nun zum Kei Damang, und erklärten ihm, daß sie entschlossen seien, mit ihm auszuwandern. Vor seiner Entfernung von Samangka schrieb Muda einen Brief an den Statthalter, der ein wahres Muster von Mäßigung ist. Ehre, Rechtschaffenheit, Menschenwürde, ruhige und

edle Verzichtleistung, das sind die Hauptzüge der Epistel des Malayen an den Europäer. Wir theilen sie in wörtlicher Uebertragung mit.

„Kei Damang Perwasidana des Distrikts von Samangka an Se. Ehren den Statthalter und an Se. Hoheit den Sultan: Gruß.

„Ich und alle hier angesiedelten Malayen, wir verlassen diesen Ort. Unser Beweggrund ist die Unmöglichkeit, länger die Behandlung der Holländer gegen uns zu erdulden. Geben ihre Vorgesetzten ihnen solche Befehle? Ich kann es nicht sagen. Ein Hund wird nicht unwürdiger behandelt. Mein Haus geplündert, meine Kinder in Fesseln, mein Vermögen gestohlen, meine Freiheit geraubt: das sind meine Klagen. Ich bin nichts schuldig, weder dem Sultan noch dem Statthalter; nicht das kleinste Geldstück. So lange ich in diesem Distrikt gewohnt, habe ich weder Betrug noch Gewalt mir zu Schuld kommen lassen. Sie haben mich genöthigt, meine Freiheit mit der Spitze meines Kris zu verkaufen. Ich benachrichtige sie mit Demuth, daß weder der Sultan, noch der Statthalter, je mein Gesicht wieder sehen werden. Meine Pflichten gegen sie sind vernichtet. Vor einiger Zeit hat der Statthalter Sambirik mich mit einem Geschenk beehrt, das ich nicht behalten kann. Ich schicke es zurück, und lege zu des Sultans Füßen den Titel nieder, den er mir verliehen. Wir reisen ab zu Fuß, ohne Vermögen, ohne Hilfe, ohne zu wissen, wohin wir gehen werden. Gott wird über seine Kinder wachen.“

Man würde einen solchen Brief im Plutrach bewundern.

Die Briten von Croce nahmen die Auswanderer

auf, 400 an der Zahl, sowohl Männer als Frauen und Kinder. Glücklicherweise konnte der Kapitän Forrest, der sich eben damals auch zu Croce befand, Muda's Unschuld bezeugen. Aber seine Familie war zu Grunde gerichtet. Er grämte sich und starb bald nachher. Schon vor seinem Ende zerstreuten sich seine Kinder. „Sie entflohen," sagte er, „wie die Vögel des Waldes nach einem Gewittersturm sich hier und da hinflüchten, wo die Bäume ihnen einen Zufluchtsort und Nahrungsmittel darbieten. Gott möge sie beschützen. Von ihm geht alles Gute und alles Böse aus."

So beendet sich diese einfache Geschichte. Das Gemälde von dem Sterbelager des Verfassers und seinen letzten Stunden ist sehr rührend.

Ueberhaupt spielen die Europäer keine schöne Rolle in diesen Denkwürdigkeiten. Sie erscheinen in denselben ungerecht, geizig, begierig, selbstsüchtig. Die Malayen, mit ihrem glühenden Zorn und ihrem Stolz, sind natürlicher, dramatischer, interessanter in ihrem wilden Adel, als jene Kaufleute mit den Bleiseelen, mit den raubgierigen Händen, die jene in Knechtschaft schlagen, und sie einer systematischen, unvermeidlichen Plünderung unterziehen.

Die politische Propaganda und ihre Folgen.

Die Staatswirthschaft im Allgemeinen ist noch nicht viel mehr, als eine *spekulative* Wissenschaft. In mehrern Ländern, besonders in Frankreich, ist sie so zu sagen noch in den Kinderschuhen, ist sie noch nicht in die Sitten gedrungen. Die Gesetze werden noch ohne ihre Mitwirkung gemacht. Jedes Individuum hat seine eigene Staatswirthschaft, mit deren Hilfe, oder vielmehr mit Hilfe seiner Unwissenheit und seines Leichtsinns, es die schwierigsten wie die verhängnißvollsten Fragen der gesellschaftlichen Ordnung zu lösen unternimmt.

Man spricht nicht leicht über Physik, Chemie, Physiologie, ohne etwas davon zu *verstehen*. Diese Wissenschaften werden gegen der Unwissenheit Profanirung durch ihre gelehrte Nomenklatur bewahrt. Aber die Staatswirthschaft hat kein eigenes Wörterbuch. Sie hat keinerlei Benennungen, die des gewöhnlichen Umgangs Sprache fremd wären, weshalb Jeder darüber schwatzen kann, obgleich wenig Personen sie wirklich begreifen. Darum auch stiften die politischen Gesellschaften mehr Unheil, als sie Gutes veranlassen.

Um zu bemerken, wie langsam die Lehrsätze der Staatswirthschaft in die Volksüberzeugung übergehen, braucht man nur Englands Beispiel anzuführen. Schon vor länger als sechszig Jahren sprach Adam *Smith* über des Krieges Uebel, die von ihm vernichteten Kapitalien, die Unzulänglichkeit seiner Ausgleichungen, selbst wenn er glücklich ist. Diese so genaue

Darstellung war nicht allein an seiner Landsleute Gefühl gerichtet, sondern auch an ihre Vortheile, die sie im Uebrigen recht gut begreifen.

Bei dem Allem verhinderten seine treffenden Bemerkungen nicht einen einzigen Krieg; verminderten sie desselben Dauer nie. Sie hielten weder Großbritannien noch Frankreich ab, Blut und Schätze zu verschwenden, einiger armseligen Schneefelder in Kanada, oder einiger Morgen Landes in den Antillen wegen, deren Erzeugnisse nur Käufer fanden, wenn man ähnliche Produkte anderer Gegenden mit ungeheuern Abgaben belegte.

Die französische Revolution gab diesem kriegerischen Fieber einen neuen Schwung. Und als Europa endlich die Waffen niederlegte, fühlte England durch seine innere Erschöpfung, daß seine Eroberungen ihm mehr gekostet, als sie werth waren. Es lernte auf seine Kosten, künftighin klüger zu sein, und erhielt von den Ereignissen eine strenge staatswirthschaftliche Lehre, die es, glücklicherweise für sich und die Welt, mehr beachtet, als die frühern Andeutungen Adam Smiths. Seitdem hat es seinen kriegerischen Eifer bezähmt, seinen Handels-Unternehmungen eine andere Richtung gegeben, und eben so viel Abneigung gegen den Krieg, als früher Vorliebe für denselben, bewiesen.

Frankreich ist noch nicht bis zu diesem Punkte gelangt, obschon man seine Bewohner „die ersten der Erde in den Fortschritten der Aufklärung und Zivilisation“ nennt. Eine solche Angabe mag wahr sein, wenn man einzelne Individuen beachtet. Aber in Betreff der Masse ist sie ein Wortmißbrauch. Die Erziehung ist in diesem Lande noch sehr unvollkommen.

Der Primar-Unterricht ist eben so mangelhaft als wenig verbreitet. Wie ehemals, lehrt man in den Kollegien die alten Sprachen so übel als möglich. Es würde besser sein, man beschäftigte sich statt ihrer mit etwas Zweckmäßigerm, z. B. mit der Staatswirthschaft, die überall beinahe ganz vernachläßigt wird.

Darf man nun noch erstaunen, wenn man sogenannte Staatsmänner in Frankreich, zur Beseitigung der mannigfachen Uebel, von denen dies Land seit einiger Zeit heimgesucht worden, den Krieg in Vorschlag bringen hört?

An Sophisten, welche es unternehmen, diesen verhängnißvollen Lehrsatz zu vertheidigen, fehlt es nicht. Wir mögen nicht an ihrer Ueberzeugung zweifeln; denn es wäre traurig, nur Heuchelei voraussetzen zu zu müssen. Aber auf jeden Fall würden sie, käme je das Ruder der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand, des übrigen Europa's Spannung gegen Frankreich, und mithin die Verlegenheit der Lage dieses letztern, vermehren.

Mit den fünf oder sechs theils wahren, theils falschen Allgemeinheiten, die sie im Kopfe haben, sprechen sie kühn ab über die schwierigsten Fragen. Ohne irgend eine genauere Kenntniß der Staatswirthschaft, scheinen sie nicht zu wissen, daß Krieg die Kapitalien verschlingt, die Erzeugung entmuthigt, und daß die Produktion in Frankreich nicht mehr entmuthigt werden kann, ohne die Gesellschaft großen Gefahren preis zu geben.

Die von diesen Menschen verkündeten und vertheidigten Lehrsätze sind die eigentlichen Elemente der „Propaganda“, über welche man in der letzten Zeit

so viel gesprochen, und die wir hier nur in ihren Resultaten in Rede stellen wollen.

In den Manufaktur-Distrikten Frankreichs bemerkt man seit einigen Monaten eine beständig fortschreitende Abnahme der Erzeugung, folglich auch des Arbeitslohns. Der thätigste Arbeiter gewinnt kaum noch 15 bis 18 Sous (21 bis 25 Kreuzer) täglich, und oft müssen 2 oder 3 Personen davon leben.

Bräche ein Krieg aus, und würde dieser Krieg, dem unverhehlten Wunsche der Propaganda gemäß, allgemein, würde mehr als die Hälfte aller Arbeiter ohne Beschäftigung sich befinden.

Welches aber müßte die Folge davon sein? Das Uebel, das jetzt noch auf die Manufaktur-Distrikte beschränkt ist, würde sich bald über alle Stände verbreiten, deren Hilfsmittel, obgleich schwankend, dennoch zur Erhaltung ihres Daseins hinlänglich sind. Diese Hilfsmittel würden bald verschwinden, und die wohlhabendern Klassen würden genöthigt sein, die im Elend schmachtenden zu unterstützen, wenn sie sich nicht der Plünderung ihrer Habe aussetzen wollten.

Die ärmern Stände, wenig oder nicht unterrichtet über ihr wahres Interesse, unterstützen jetzt die Unruhestifter durch ihre Zahlenmasse, und spotten über die Verlegenheit, in welche sie, durch ihr unkluges Benehmen, die Regierung versetzen. Aber wenn die gemäßigte Partei, die einzige, welche sie und Frankreich vom Untergang zu retten im Stande ist, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verlöre, würden sie bald sich schwer bestraft sehen.

Schon präludirt man zu schrecklichen Entschlüssen durch Schriften, deren harmonische Phrasäologie des

Sinnes furchtbaren Gehalt nur übel umschleiert. Kurzsichtige Menschen glauben, daß man jetzt noch nichts zu besorgen habe. Aber wer sah 1789 die Ereignisse von 1793 voraus? Nie hatte eine Revolution unter philanthropischern und mildern Inspiratione begonnen. Drei Jahre später war sie im Kriege mit dem ganzen Europa, und bedeckte ganz Frankreich mit Schaffotten.

Die einzige Besorgniß, eine friedfertige Verwaltung durch eine kriegerische ersetzt zu sehen, hat bereits einen nachtheiligen Einfluß auf das Vermögen Frankreichs gehabt. Der Werth der beweglichen Güter hat sich um 20 bis 25 Prozent, d. h. um ⅕ oder ¼ vermindert, und ein Theil des liegenden Eigenthums hat eine nicht minder beträchtliche Entwerthung erlitten. Ein Haus zu Paris, dessen jährlicher Miethsertrag sich auf 12,000 Franken belief, wirft jetzt nur 8000 Franken ab. Wenn also dies Haus ehemals 250,000 Franken werth war, ist es klar, daß es jetzt nur noch 187,000 Franken werth ist.

Auch der Preis der Ländereien hat eine starke Verminderung erlitten. Denn die Verminderung des Verkaufs ihrer Erzeugnisse wird augenscheinlich durch die geringere Konsumtionssteuer-Einnahme bewiesen. Zu Paris hat sich, in den zwölf letzten Monaten, der Fleisch-Verbrauch um ein Zehntel vermindert. Und man sage nicht, daß diese Verminderung sich durch die der Bevölkerung erklären läßt, indem die Zahl der fremden Arbeiter und anderer Personen, welche sich seit den Juli-Ereignissen aus Paris entfernt, vollkommen durch die Vermehrung der Garnison ersetzt worden ist.

Käme es zu dem allgemeinen Kriege, den die Propaganda anzufachen sich bemühet, würde das öffent-

liche Vermögen wahrscheinlich eine neue, wenigstens eben so starke Reduktion erleiden. Man denke sich Frankreichs Lage, wenn sein Vermögen auf die Hälfte oder auf die ⅖ vermindert würde, und zwar gerade in einem Augenblicke, wo die Bedürfnisse eines äussern (vielleicht zu gleicher Zeit auch eines innern) Krieges die Regierung nöthigten, ihr Budget in einem schrecklichen Maßstabe zu erhöhen, es z. B. auf 2000 Millionen, oder noch mehr, festzustellen? —

Die Propaganda will, daß Frankreich mit seinen Armeen und mit seinen Schätzen allen Völkern zu Hilfe komme, welche noch nicht dieselbe Freiheit geniessen wie jenes; daß es sie von ihrem „Ich" befreie, und auf diese Weise alle seine Nachbarn sich zu natürlichen Bundesgenossen mache.

Ein solches Begehen müßte Frankreich unumgänglich zu Grunde richten, vorausgesetzt selbst, daß die andern Nationen geneigt sein möchten, seine Vermittelung in ihre innern Angelegenheiten anzunehmen, was noch sehr problematisch ist. Frankreich hat ihnen eine große Lehre gegeben. Es hat ihnen gezeigt, wie man mit treulosen, meineidigen Fürsten zu verkehren habe. Mehr zu thun, ist weder in seinem Interesse, noch in dem der andern Völker. Mögen diese es nachahmen, wenn sie dazu sich gezwungen glauben. Sie brauchen dazu nur Muth, Eisen und Blei.

Aber, sagt man, ein äusserer Krieg würde auf jeden Fall für Frankreichs Gegner noch bei weitem nachtheiliger sein, als für dieses Land.

Wir mögen das nicht bestreiten, obgleich eine solche Betrachtung eben so wenig den Grundsätzen der Staatswirthschaft, als denen des Evangeliums angemessen ist.

Der andern Nationen Ruin würde und müßte auch den Frankreichs veranlassen. Seine Gewerbthätigkeit würde, durch die Verminderung der Bestellungen auf ihre Erzeugnisse, einen gewaltigen Streich erleiden. Es ist dasselbe mit den Völkern wie mit den Individuen: nur die Reichen verbrauchen viel, folglich kaufen sie auch viel; nur mit ihnen kann man also gute Geschäfte machen.

Die kriegerischen Ideen, mit denen man die unwissenden Massen blendet und bestrickt, richten viel Unheil an. Sie verhindern den günstigen Ausgang der zwischen den verschiedenen europäischen Regierungen angeknüpften Unterhandlungen, zur Erzielung einer allgemeinen Entwaffnung. Die übrigen Mächte müssen immer noch besorgen, daß die kriegerische Partei in Frankreich endlich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sich bemächtige, weshalb sie, zu ihrer eigenen Sicherung, genöthigt sind, einen starken Militärstand zu erhalten, der ihre Unterthanen nicht wenig bedrückt.

Gern oder ungern muß nun die französische Regierung auf gleiche Weise verfahren, und eine Masse Soldaten unterhalten, die nicht nur nichts erzeugt und viel verbraucht, sondern deren Sold auch die öffentlichen Ausgaben in einem ungeheuern Verhältniß vermehrt.

Wäre ein solcher Zustand der Dinge von langer Dauer, müßte man nothwendiger Weise einen Theil der Armee auf nützliche Weise gebrauchen, entweder zum Straßen- und Kanalbau, oder zu andern Arbeiten im allgemeinen Interesse, damit die große bewaffnete Masse durch ihre Unthätigkeit dem Staate nicht

doppelt zur Last falle. Auf diese Weise würde man wenigstens arbeitsame Gewohnheiten in ihr erhalten, und die im Müßiggange des Garnisonslebens entstehenden Laster größtentheils beseitigen.

Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jeder Soldat (Unteroffizier und Offizier mitbegriffen) dem Staate jährlich wenigstens 750 Franken (355 Gulden 36 Kreuzer rhein.) kostet. Die Ausgabe für 200,000 Soldaten mehr, als Frankreich auf dem gewöhnlichen Friedensfuß hat, kostet also jährlich 150 Millionen (mehr als 71 Millionen rhein. Gulden). Fügt man zu dieser Ausgabe noch die für die Kavallerie-, Artillerie- und Trainpferde, kann man sie im Ganzen, ohne Uebertreibung, auf 200 Millionen (95 Millionen rhein. Gl.) jährlich anschlagen.

Mehr noch, diese Soldaten, einer in den andern gerechnet, hätten wenigstens einen Franken täglich verdient, wären sie in ihrer Heimath und bei ihrer gewöhnlichen Beschäftigung geblieben, was, mit Weglassung der Sonn- und Festtage, einen jährlichen Ertrag von ungefähr 60 Millionen (28½ Mill. rhein. Gl.) abwirft, die man obigen 200 Millionen beizufügen hat.

Im Kriege würde diese Ausgabe noch viel beträchtlicher sein, weil alsdann der Soldat nicht nur nichts erzeugt und viel verbraucht, sondern weil er da durch seinen Beruf ein wirklicher Vernichtungsagent wird. Man verbraucht Pulver, Blei, Kanonenkugeln, Pferde, Waffen, Kleider, Schuhe u. s. w. Die Märsche, die Bivouaks, die Einquartierungen und andere Umstände, welche der Krieg nothwendig macht, sind sehr kostspielig. Jeder Kanonenschuß kostet wenigstens 10 Franken (4 Gl. 44 Kr. rhein.), und wie viele werden

nicht in einer einzigen Schlacht, oder bei einer Belagerung gethan, des Schadens nicht zu gedenken, der dadurch angerichtet wird?

Die Vertheidiger der Propaganda entgegnen auf diese Einwürfe, daß der Krieg den Krieg bezahlen muß, und daß die Völker, welche man von ihrem „Joche" befreiet, die durch diese Befreiung veranlaßten Kosten zu bezahlen hätten.

Die Völker würden sich für eine solche Befreiung, oder eine Befreiung unter solchen Bedingungen, die sie unumgänglich zu Grunde richten müßte (indem sie die Kriegsausgaben doppelt zu bezahlen hätten, zuerst ihren Fürsten, sodann ihren Befreiern), schönstens bedanken, und es vorziehen, unter ihrem Joche zu bleiben. Eine Propaganda, die ihre Schützlinge oder Bundesgenossen brandschatzen wollte, würde nicht besonders anziehend für sie sein.

Deutschland insbesondere könnte sich da eben so treffend als belehrend an die Vortheile erinnern, welche es von dem Bunde mit dem großen Napoleon und von der Unterstützung seiner ehrgeizigen Pläne gewonnen. Die Franzosen von 1831 dürfen leicht wieder die Franzosen von 1811 werden. Die Lektionen von 1812 bis 1815 würden bald vergessen sein, und Ehrgeiz und Eroberungssucht unsern Erdtheil abermals zwanzig Jahre lang oder mehr verheeren, um ein durchaus ähnliches Resultat, wie das von 1813, nämlich eine Verbindung des ganzen übrigen Europa's gegen Frankreich, zu erzeugen. Ludwig XVIII unternahm auch einen Prinzipienkrieg in Spanien, und man weiß, was er Frankreich gekostet.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wenn die

Personen, welche jetzt unaufhörlich zum Krieg antreiben, endlich die Macht erlangt, auf deren Besitz sie hinarbeiten, ihr kriegerischer Eifer sich sehr vermindern würde. Auf dem Redestuhl der Deputirtenkammer, der wie der pythische Dreifuß berauscht, geht man mit Leichtigkeit, in den Eingebungen einer halb aufrichtigen halb systematischen Opposition, entfernte Verpflichtungen ein, die man später vielleicht nicht erfüllen kann. Wir haben oft bemerkt, daß der Macht Besitz mehr mäßigt als reizt. Das beste Mittel, dieser Macht Grenzen zu erkennen, ist, sie zu besitzen. Die Hindernisse, welche ihrer Ausübung sich entgegenstellen, erstehen alsdann von allen Seiten.

Eine neue Verwaltung in Frankreich würde bald bemerken, wie mißlich es sei, ein bereits um die Hälfte erhöhetes Budget zu verdoppeln, und zwar in einem Augenblicke, wo das Einkommen der Nation um $^2/_5$ oder um $^1/_3$ vermindert wäre.

Unglücklicherweise wäre diese neue Verwaltung unter dem Drucke der Forderungen einer heftigen, unbedingt verlangenden Partei, die ihr nicht erlauben würde, in die Fußstapfen der ihr vorangegangenen Regierung zu treten; die sie an ihre Reden, ihre Verpflichtungen erinnern, und sie coute qui coute einer ungewissen, gefahrvollen Zukunft zudrängen würde, nur beschäftigt mit ihren eigenen Interessen, und wenig bekümmert um Diejenigen, die sie unterstützen wollte.

Dieser Satz gibt uns die traurige Wahrheit zu erkennen, daß in Frankreich gegenwärtig mehr die Interessen, als Meinungen oder Grundsätze sich bekämpfen.

Die Aufrichtigkeit eines angeblichen republikani-

schen Republikanismus läßt sich demnach aus mehr als einem Grunde bezweifeln. Es ist wahrscheinlich, daß wenigstens ein Theil dieser sich nennenden „Republikaner“ die Republik nur als eine heftige Umgestaltung ersehnt, welche günstigere Bereicherungs- und Beförderungsumstände zu veranlassen im Stande sei, als die letzte regelmäßige Wirkung der Neugestaltung Frankreichs dargeboten. Im Grunde aller Herzen herrscht jetzt ein ungeduldiger, unzubeschwichtigender Durst nach Auszeichnung und Genuß.

Ein grenzenloser Horizont hat sich durch die Juliereignisse abermals dem französischen Ehrgeiz geöffnet. Jeder möchte da gern den höchsten, den vortheilhaftesten Punkt einnehmen, und zwar so schnell als möglich; denn mit dem Sprichwort heißt es da: „Zeit verloren, Alles verloren.“

Die einförmige, schwankende, unvollständige Erziehung, welche die französische Jugend erhält, macht sie geeignet zu wenig, gibt ihr dagegen eine Anmaßlichkeit, in Folge derselben sie sich zu Allem vollkommen geeignet hält. Zudem können die liberalen Professionen nicht allen denen, welche sie ergreifen, die nothwendigen Existenzmittel gewähren. Die Gesellschaft hat mehr Aerzte als Kranke, mehr Advokaten als Prozesse.

Daher das Verlangen, oder vielmehr das Bedürfniß, ein öffentliches besoldetes Amt zu erhalten. Man schreit über die Beamten der frühern Regierung, welche die gegenwärtige in ihren Stellen gelassen, als wenn sie, ohne schweren Mißbestand für den öffentlichen Dienst, zu gleicher Zeit das Personale so vieler Verwaltungszweige verändern könnte, von denen die

meisten nicht einmal irgend einen politischen Karakter haben.

Wird indessen einer dieser Beamten verabschiedet, und durch ein anderes Individuum ersetzt, so erhebt sich dasselbe Geschrei unmittelbar über dieses, und alle Popularität, welche es früher genossen, wird ihm entrissen. Dies Verfahren beweiset augenscheinlich, daß es nicht um den Beamten, sondern um seine Stelle zu thun war.

Ein Mittel, durch welches die Mitglieder der Propaganda im Innern Frankreichs festen Fuß zu fassen, d. h. alle nur irgend vortheilhaften und einflußreichen Aemter sich zuzuwenden bemühen, ist in einem so hohen Grade befremdend, daß man es kaum als reell erachten möchte, könnte darüber noch der mindeste Zweifel obwalten. Dies Mittel besteht in den Volks-Aufläufen. Freilich richtet es weniger Unheil an, als der Krieg; dennoch ist es immer sehr nachtheilig für Frankreichs innere Ruhe, für seinen Wohlstand überhaupt, wie sich aus nachstehender Zahlen-Prozedur ersehen läßt:

Das Personale eines Volks-Auflaufes besteht in mittlerer Schätzung aus tausend Personen; seine gewöhnliche Dauer ist nicht unter drei Tage. Jedes Individuum, das in dieser verhängnißvollen Trilogie figurirt, verliert dadurch im Durchschnitt täglich vier Franken (1 Gulden 54 Kreuzer rhein.), welche es ausserdem (zu Paris) verdienen würde. Jeder Auflauf verursacht also seinen Theilnehmern einen reinen Verlust von ungefähr 12,000 Franken (5689 fl. 40 kr. rhein.)

Anderseits erzeugt er einen noch viel größern

Verlust durch die nothwendige Aufbietung von wenigstens 5000 Mann Nationalgarden, mit deren Hilfe ihn die Regierung zu zerstreuen sich bemühet. Da die Nationalgardisten gewöhnlich zu höhern Klassen gehören, als die, welche den Auflauf bilden, muß man den täglichen Verlust ihres Erwerbes mindestens auf fünf Franken (2 fl. 22 kr. rhein.) anschlagen; dergestalt, daß die 5000 National-Gardisten während den drei Tagen nicht weniger als 75,000 Fr. (35,560 fl. rhein.) einbüßen, die nebst obigen 12,000 Fr. einen Verlust von 87,000 Fr. bilden, welche ein Theil der Bevölkerung von Paris durch jeden Auflauf erleidet. Erneuerten diese Szenen sich zwölfmal in einem Jahre, würde eine solche Steuer neuer Art sich auf ungefähr eine Million Franken (474,138 fl. rhein.) belaufen. Ein solcher Verlust ist an und für sich schon beträchtlich; doch ist er nur sehr unbedeutend im Vergleich mit dem, welchen wir noch angedeutet haben.

Es gibt nicht einen Volks-Auflauf, in Folge desselben die öffentlichen Fonds nicht wenigstens um zwei Fr. (57 kr. rhein.) sinken. Das Kapital des Omniums der noch bestehenden Staatsschuld Frankreichs, beläuft sich auf 4,538,888,459 Fr. (2,142,059,495 fl. rhein.). Eine Baisse von zwei Prozent erzeugt also eine Verminderung von 90,777,769 Fr. (43,041,290 fl. rhein.) in dem Kapital der Renten-Inhaber.

Man füge zu dem Allen noch die Uebel, welche durch ihre Größe und Ausdehnung selbst aller Würdigung entgehen, die Beeinträchtigungen und Verluste, welche durch diese Unruhen Handel und Gewerbsthätigkeit erleiden, die in Folge derselben widerrufe-

nen Bestellungen, die deshalb verabschiedeten Arbeiter, welche nur Elend vor sich erblicken, oder deshalb neue Unruhen veranlassen; erst dann ist man im Stande, sich einen Begriff zu machen von dem Unheil, das einige Ehrgeizige, einige unruhige Köpfe anrichten, die unter dem Deckmantel ihrer Propaganda denselben Unfug über ganz Europa verbreiten könnten, wären die Völker leichtgläubiger als sie wirklich sind.

Sonderbar, man spricht unaufhörlich von „Bewegung", wie wenn Ruhe nicht eine nothwendige Bedingung, eine Bedingung sine qua non des Wohlergehens der Nationen wäre; als wenn man, in unserer verhängnißvollen Zeit, mehr aufreizender als beruhigender Mittel sich bedienen müßte! ....

Die Bewegung, welche man verlangt, ist nicht die fortschreitende Entwickelung der Zivilisation, sondern ein fieberisches, unregelmäßiges Zucken, wie das, welches alle materiellen Kräfte Südamerika's verzehrt, und es hundertmal unglücklicher macht, als es unter der traurigen Verwaltung Spaniens je gewesen. Statt die Fortschritte der Völker, welche sich solchen Bewegungen überlassen, zu beschleunigen, werden sie im Gegentheil dadurch gelähmt.

Eine eifrige, unbedachtsame Ungeduld, die Heil und Glück nur in des Zufalls Launen erblickt, möchte mit einem Streiche alle durch Napoleons Genie erzeugten Institutionen vernichten, und mit ihren Trümmern den Boden Frankreichs bedecken. In ihrer Begier nach neuen Gesetzen, will sie selbst nicht erwarten, daß man die von der letzten Kammer gestimmten versuche, obgleich es vor Allem nothwendig ist,

zuerst durch Erfahrung von ihrer Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit sich zu überzeugen.

Eines dieser Gesetze, welches die Minizipal-Ordnung betrifft, kann sehr ernsthafte Folgen haben, und Frankreich im Jahr 1832 viel schwerer zu regieren machen, als 1831. Wenn es z. B. im Westen und Süden in Ausübung gestellt wird, kann man darauf rechnen, daß die meisten Gemeinden des offenen Landes von erklärten Anhängern der alten Regierung verwaltet sein werden.

Das Gesetz läßt freilich den höhern Behörden die Wahl des Maire unter den Mitgliedern jedes Munizipalraths. Aber Uebelwollen kann es so einrichten, daß diese Wahl durchaus illusorisch wird. Man braucht zu diesem Zwecke die Räthe nur aus übereinstimmenden Elementen zusammenzusetzen, oder von den zwölf Mitgliedern, aus welchen jeder Munizipalrath bestehen soll, eilf zu wählen, die weder lesen noch schreiben, noch selbst ihren Namen unterzeichnen können. Es wird nicht schwer sein, in den bezeichneten Gegenden Menschen zu finden, welche alle diese Bedingungen erfüllen. Die Geistlichkeit wird es schon übernehmen, sie zu liefern oder sie anzudeuten.

Seit einem Jahre hat der alte Kampf zwischen Zepter und Rauchfaß von Neuem in sehr vielen Pfarrsprengeln begonnen. Ueberall sieht man die Pfarrer den Maire's feindselig gegenüber. Sie haben also ein mächtiges Interesse, daß diese letztern nach ihrem Gutdünken ernannt werden, und man darf voraussetzen, daß sie nichts vernachlässigen werden, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Man darf nicht zweifeln,

daß solches der Plan der Partei der gewesenen Regierung sei, und bringt sie ihn in Ausführung, würde wenigstens in einem großen Drittel Frankreichs alle Macht und aller Einfluß der gegenwärtigen Regierung vollkommen gelähmt sein.

Was wollte in diesem Falle ein unglücklicher Präfekt thun, der mit solchen Untergeordneten zu ringen hätte? Um den Befehlen der Regierung Gehorsam zu verschaffen, könnte er sich durchaus keines Zwangsmittels bedienen, oder die Maire's auf irgend eine Weise bestrafen. Es bliebe ihm nichts übrig, als sie abzusetzen. Aber die übrigen Mitglieder der Munizipalräthe wären von denselben Gesinnungen beseelt, oder unfähig, das erledigte Amt zu bekleiden. Es ist wahrscheinlich, daß die erste Wahl die am wenigsten schlechte gewesen, und daß man also nur einem Mißbestande entgehen könnte, um einem noch größern anheimzufallen.

Was sollte man alsdann thun? .... Es bliebe nichts übrig, als die betreffenden Departemente ausser dem Gesetz zu erklären, den Agenten der Regierung unbedingte Macht zuzugestehen, die nicht immer in sehr geschickte Hände gerathen dürfte, und deren Ausübung um so schwieriger sein würde, da sie ohne bestimmte Grenzen wäre.

Ein anderes, neuerlich votirtes Gesetz, welches bestimmt, daß ein Drittel der Geschwornen hinlänglich ist, einen Angeklagten freizusprechen, den von den beiden andern Dritteln als schuldig erkannt worden, dürfte nicht bessere Früchte tragen. Dies Gesetz sichert allen denen Unstrafbarkeit zu, die, unter welchen

Wahrzeichen es sei, die öffentliche Ruhe zu stören sich unterfangen.

Es ist klar, daß in Zeiten, wo der Parteigeist vorherrschend ist, es beinahe unmöglich wird, auf zwölf Geschworne nicht vier zu finden, die aus Feigheit, oder aus Furcht vor der Zukunft, oder aus Sympathie für des Angeklagten politische Gesinnungen, nicht geneigt seien, ihn frei zu sprechen, welches immerhin sein Vergehen und die über dasselbe sprechenden Beweise seien.

In England werden die Gesetze nicht so leichtsinnig gemacht. Fast immer gehen der Abstimmung derselben gewissenhafte Nachforschungen voran, weshalb man nicht genöthigt ist, sie so oft zu verändern, dergestalt, daß des Volkes Sitten und Gewohnheiten seinen Gesetzen sich anneigen können. Man bemerke unter Anderm, mit welcher weisen, feierlichen Langsamkeit das britische Parlament die Reform der Mißbräuche seines Wahlsystems betreibt. Diese große Maßregel beschäftigt es ausschließlich. Es hütet sich wohl, Alles auf einmal in Rede zu stellen.

Der Gang des menschlichen Geschlechts, haben wir schon einmal gesagt, muß stufenweis sein. Nach einer gewaltigen Aufregung, wie die der Neugestaltung Frankreichs, ist es gut, daß er eine Pause mache, die dem erschütterten Boden vergönnen, wieder die nothwendige Festigkeit zu gewinnen. Die Alten stellten die Bildsäule der Wahrheit mit Schleiern bedeckt dar. Jedem Jahrhundert war es vorbehalten, einen derselben zu heben. Sie behaupteten, daß wenn alle Schleier auf einmal ihr abgenommen würden, das menschliche Auge den

Glanz ihres hellen und reinen Lichtes nicht ertragen könnte.

Vielleicht dürfen auf solche Weise die Windeln, welche die Kindheit und das Knabenalter des menschlichen Geschlechts beschützt, nicht auf einmal abgenommen werden. Denn es steht zu befürchten, daß unbesonnene Bewegungen eine so plötzliche Total-Emanzipation zur Folge haben könnten.

Als die äusserste Linke der Deputirtenkammer, oder mit andern Worten der Ausschuß der französischen Propaganda, im Beginn der diesjährigen Sitzung, sich auf dem Punkte glaubte, der so heiß ersehnten Macht sich versichern zu können, zögerte sie, sagt man, dieselbe anzunehmen. Sie begründete ihre Zögerung auf die Schwierigkeit, in der gegenwärtigen Kammer eine Mehrheit in ihrem Sinne zu konstituiren.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß ein solcher ihr wirklicher Beweggrund gewesen. Am glücklichsten wäre es, hätte sie eine Mehrheit gefunden, welche sie genöthigt, mit ihr sich zu verständigen, und einen Theil ihrer Doktrinen, oder wenigstens ihrer im Voraus verkündeten Pläne, aufzugeben.

Wir haben immer vorausgesetzt, daß die Häuptlinge dieser Partei größere Ansichten und aufgeklärtere Begriffe haben, als man nach ihren Reden bei ihnen voraussetzen möchte. Es ist eine traurige Nothwendigkeit für Häuptlinge rein-demokratischer Parteien, genöthigt zu sein, oft sehr überlegene Intelligenzen zu den gemeinen Verstandskräften zu erniedrigen, welche dieser Parteien Zahlenstärke konstituiren.

Man ist der äussersten Linken Dank schuldig, daß

sie nicht den verhängnißvollen Muth gehabt, sich blindlings so vielen Gefahren und Zufällen auszusetzen; daß sie nicht der Zügel der Regierung sich bemächtigt, wenn dies Begehen durch neue und schreckliche Bankerotte bezeichnet worden, durch eine Baisse von zwölf bis fünfzehn Prozent, durch den Fluch aller Renten-Inhaber, deren Kapital in Folge dieser Baisse um mehr als 500 Millionen vermindert worden wäre, durch die Verwünschung des Kleinhandels, folglich der Nationalgarde, von welcher die Mehrheit zu diesen beiden Bürgerständen gehört.

Einige Deputirte des Zentrums setzen voraus, daß es vielleicht zweckmäßig wäre, die Häuptlinge der Propaganda für einige Zeit an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu stellen, indem sie und ihre Doktrinen dadurch am ersten allen Kredit verlieren würden.

Wir theilen diese Voraussetzung nicht ganz, und zwar aus dem Grunde, weil ein solcher Versuch, selbst wenn er nur vierzehn Tage dauerte, schon hinlänglich sein würde, großes, vielleicht für eine lange Zukunft entscheidendes, Unheil anzustiften. Und hat man die Gewißheit, nachher Kraft genug zu besitzen, um die erweckten Stürme wieder besänftigen zu können? . . . .

Die Nationen gewöhnen sich an das Böse wie an das Gute. Heftige Bewegungen, für welche die junge Generation in Frankreich nur zu viel Neigung hat, werden ihnen allmälig zur Gewohnheit. Die Republik Buenos-Ayres hat in dem Laufe eines Jahres dreiundneunzig Regierungsveränderungen erlitten, und ist selbst jetzt damit noch nicht zu Ende.

Möge Frankreich, durch alle ihm zu Gebote stehende Kräfte, vor einem solchen Zustand der Dinge sich und alle andere Nationen, auf welche es durch sein Beispiel mehr oder weniger zu wirken im Stande ist, bewahren. Er ist ihm wahrlich näher, als kurzsichtige Menschen voraussetzen mögen. Nie war die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der gemäßigten Partei nothwendiger, als eben jetzt.

Frankreich wird, hat es erst innere Ruhe gewonnen, alsdann nicht mehr den Einfluß einer immer ungewissen Umwälzungs-, sondern den einer gewissen, das Allgemeinwohl sichernde Erhaltungs- und Verbesserungs-Propaganda auf das übrige Europa ausüben.

Ein Jahr in Spanien.

Erste Mittheilung.

Drei Hauptstraßen führen aus Frankreich nach Spanien: die eine von Saint-Jean-de-Luz nach Guipuscoa, die zweite von Saint-Jean-Pié-de-Port nach Navarra, die dritte, auf der wir uns befanden, aus Roussillon nach Katalonien, durch den Junquera-Paß. Es gibt ausserdem jedoch noch viele andere Wege über die Pyrenäen, die nicht allein für Pferde zugänglich sind, sondern die selbst von Artillerie befahren werden können. Dies Gebirg bildet auf solche Weise eine natürliche Scheidewand zwischen zwei grossen Nationen, deren Grenzen durch die Wasserscheide bestimmt wird, indem alle Bäche, die nach Norden strömen, zu Frankreich, und alle südlich fliessenden zu Spanien gehören.

Auf der letzten französischen Post untersuchte man unsere Pässe, und als wir Junquera, das erste spanische Dorf, erreichten, mußten wir uns in aller Eile das nothwendige Visa irgend eines Konsuls, oder eines mit diesem Geschäfte beauftragten Beamten, verschaffen, um unsere Reise fortsetzen zu können.

Man durchwühlte auch unsere Koffer, und spähete in denselben nicht sowohl nach verbotenen Waaren, als nach verbotenen Büchern. Unter diesen letztern sind alle diejenigen begriffen, die nicht unbedingte politische und religiöse Unterwerfung lehren, besonders die Werke Marmontels, Voltaire's, Rousseau's, so wie alle Metaphysiker und alle neuern Oekonomisten.

Die Befehle hinsichtlich der Bücher waren damals um so strenger, da man kurz vorher versucht hatte, einen großen Ballen solcher einzuschwärzen, auf deren Rücken man zwar las: Vidas de los Santos (Leben der Heiligen), die aber in der That nichts anders enthielten, als eine spanische Uebersetzung des gesellschaftlichen Vertrags, und eine kleine Ausgabe der Geschichte der Inquisition, von Llorente. Ich hatte unter meinem Gepäcke die Henriade und einige Trauerspiele des Erz-Skeptikers. Um der Gefahr ihrer Entdeckung zuvorzukommen, drückte ich dem Offizier etwas Geld in die Hand, nachdem er mir ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß er über ein solches Begehen keineswegs beleidigt sein werde.

Sobald man Frankreich verläßt und Spanien betritt, bemerkt man eine auffallende Veränderung bei Zivil- und Militär-Beamten, wie überhaupt in dem ganzen öffentlichen Wesen. In Frankreich wohnen die Mauthbeamten in wohlverschlossenen, ziemlich bequemen Häusern, und sind unbestechlich. Alle sind gleichförmig gekleidet und sehr reinlich. Gut berittene und bewaffnete Gendarmen durchstreifen das Land in allen Richtungen, und beschützen den Reisenden und den Landesbewohner gegen jeden Versuch der Verletzung ihres Eigenthums.

Auf der spanischen Seite, welche Verschiedenheit! Elende Aduaneros, eine Papier-Zigarre im Munde, den Kopf mit einem alten Klapphut bedeckt, in schmuzzige Mäntel gewickelt, schleppen sich träg aus stinkenden Hütten, die über ihnen einzustürzen drohen. Sie geben sich das Ansehen, die Sachen der Reisenden zu durchsuchen, wobei sie mit Hand und Mund betteln,

„um sich Zigaren zu kaufen“, und gibt man ihnen eine Pesete, so sagen sie, daß Alles in vollkommener Richtigkeit ist, wonach man ohne Weiteres passiren kann. Es gibt in der Halbinsel kein anderes Gesetz, als das des Stärkern, weshalb Jeder bewaffnet ist, um seine Person und sein Eigenthum zu beschützen.

Gegen Mittag kamen wir nach Figueras, der ersten wichtigen Stadt, welche wir berührten. Sie wird von einer Zitadelle beschützt, an welcher man alle Befestigungskunst erschöpft. Es gibt ein altes Sprichwort über die militärischen Eigenschaften dreier Nationen, demzufolge die Franzosen gut sind zum Nehmen, die Spanier gut zum Befestigen und die Briten gut zum Bewahren. Figueras beweiset wenigstens, daß die Spanier ihren Ruf nicht mit Unrecht haben. Denn mit hinlänglicher Besatzung und genügenden Lebensmitteln ist diese Festung unbezwingbar. Sie ist jetzt (1823) von Franzosen besetzt, um die Verbindung mit der Armee in Katalonien zu sichern.

Jenseits Geronna kamen wir an einen ziemlich breiten Bach, über den nur ein schmaler Fußsteg führte. Ueberhaupt findet man in Spanien über die kleinen Flüsse wenig oder keine Brücken, weshalb bei ihrem Anschwellen die Verbindung oft gänzlich unterbrochen wird.

Der Postknecht eilte im Galopp dem Wasser zu. Die Pferde stürzten sich in dasselbe, und versanken bald bis zur Brust in das flüssige Element, das sogar in die Kutsche drang, und uns mit sich fortzureissen drohete. Ohne das Geschrei und die verdoppelten Peitschenhiebe des Postknechts würden wir wahrscheinlich umgeworfen haben. Aber nach einem beharrlichen

Kampfe mit den Steinen, welche das Wasser zwischen unsere Räder drängte, gelangten wir ohne weitern Unfall wieder aufs Trockene. Mit uns zugleich passirte eine französische Infanterie-Kolonne über den Bach. Einige Soldaten, die auf dem schmalen Stege das Gleichgewicht verloren und ins Wasser stürzten, wurden von ihren Kameraden unter lautem Gelächter wieder aufgefischt.

Unser Weg führte längs der Küste hin, durch mehrere Dörfer, deren Häuser ihn auf beiden Seiten einschlossen. Ich wurde nicht wenig von ihrer Reinlichkeit und ihrem hübschen Aeussern betroffen. Einige waren zwei Stockwerk hoch, die meisten jedoch nur eins. Alle waren mit hellen Farben übertüncht und mit rothen Ziegeln gedeckt.

Die Hausthür öffnet sich auf einen langen mit Matten überdeckten Gang, an dessen Ende man einen kleinen, von einer Lampe erleuchteten Altar bemerkt. Auf demselben erblickt man am häufigsten eine unförmliche Figur U. l. F. von Pilar, mit seltsamen Malereien und Zinn-Verzierungen umgeben. Hier versammelt sich die Familie entweder zum gemeinschaftlichen Gebet, oder wenn ihr irgend ein Unfall zustößt. Wenn das Meer heult, und Gatten oder Brüder noch nicht heimgekehrt sind, finden Frauen und Mädchen hier Trost und Beruhigung. Diese Bildsäule ist die Grundlage ihres Glaubens wie ihrer Hoffnung.

Nahe an der Hausthür ist ein hohes, mit Eisengittern und Blumentöpfen versehenes Fenster, das gewöhnlich einer andern Madonna zum Altar dient. Oft sieht man nämlich an diesem Fenster junge, reizende Mädchen. Eines ihrer Füßchen ist verborgen, das

andere dringt durch des Altans Gitter auf solche Weise, daß man vollkommen seine zierliche Form bewundern kann. Der Jungfrau linker Arm stützt sich auf die Stuhllehne. In der rechten Hand hält sie einen Fächer, den sie gegen die Unterlippe drückt: das Bild der Ruhe in ihrer anziehendsten Form. Ihre schönen schwarzen Augen schleudern Blitze auf alle Vorübergehenden. Die Einen können Vorwurf oder Verachtung, die Andern Hoffnung oder Glück in denselben lesen. Kommt dazu noch eine zierliche Kopfneigung, oder eine oft wiederholte Begrüßung mit Hand und Fächer, so ist die Bekanntschaft bereits bis zu einem hohen Punkte gediehen.

Einer unserer Reisegefährten, ein junger Student, der zu Geronna eingestiegen war, machte seinen ersten Ausflug. Er verließ sein väterliches Haus mit Thränen in den Augen, und blieb den ganzen Morgen sehr einsilbig. Je mehr er sich jedoch von seiner Geburtsstadt entfernte, um so gemäßigter wurde seine Betrübniß. Die verschiedenen Ansichten der Küste und das geschäftige Leben an derselben hatten ihn allmälig zerstreut, als die glänzenden Augen jener Schönen, mit der orientalischen Gesichtsfarbe, allen seinen Ideen einen andern Spielraum vorzeichneten.

Er wurde nun in der That ausgelassen. Sobald wir an einem der bezeichneten Altane vorüberfuhren, warf er sich mit halbem Körper ausser den Kutschenschlag, grüßte nach des Landes Sitte mit der Hand alle Frauen und Mädchen, die er bemerkte, nannte sie sein Herz, seine Seele, und sendete ihnen auf Katalonisch eine Menge anderer sehr zärtlicher Erklärungen zu. Einmal stieg sein Entzücken so hoch,

daß er nicht mehr genügende Worte finden konnte, es auszusprechen. Er küßte nun seine Fingerspitzen, und blies dem Frauenzimmer, welches dieser Ueberspannung Ursache war, seine Küsse auf türkische Weise zu. Die Dame, an welche diese Huldigungen gerichtet waren, schien darüber keineswegs beleidigt. Die Schnelle der Diligence, die Jugend ihres Anbeters gaben ihr selbst den Muth, ihm seine Küsse zurückzuschicken.

Unser Gasthof zu Barcelona war auf der Rambla, einem breiten Boulevard, der die Stadt durchschneidet, und der zugleich die Hauptstraße wie der besuchteste Spaziergang ist. Das Haus war von neuer Bauart. Wir fanden in ihm große und bequeme Gemächer. Aber für Jemand, der an den Luxus der französischen Schlafzimmer gewöhnt ist, war das Zimmer, welches ich bewohnte, öde und traurig. Der mit Ziegeln gepflasterte Boden, die einförmigen weißen Mauern, einige Stühle, ein Tisch, aber kein Spiegel, — auf der einen Seite ein elendes Bett in einem mit Vorhängen versehenen Alkoven, auf der andern ein großes Fenster mit Jalousien und ein vergitterter Altan, — das war mein Zimmer.

Aus dem Fenster übersah ich ein großes baumleeres Feld, mit Trümmern und Schutthaufen bedeckt. Auf dieser Stelle befand sich ehemals ein großes Kapuzinerkloster, nebst seinen Zugehörungen. Es wurde in der letzten Periode der Konstitution verkauft und niedergerissen, und aus den Materialien Privathäuser erbaut, als die von der Geistlichkeit angesponnene Insurrektion, von einer französischen Armee unterstützt, eine Gegen-Revolution veranlaßte. Die Käufer wurden ohne weitere Zeremonie aller ihrer

Rechte und Ansprüche beraubt, und aus den Baumaterialien wurde abermals ein Kloster aufgeführt. Aus meinem Fenster konnte ich die frommen Väter mit ihren langen Bärten und ihren grauen Gewändern, festgehalten durch einen Strick um den Leib, den ganzen Tag über beschäftigt sehen, die Arbeiter anzutreiben, um so bald als möglich den Bau zu beendigen.

Die Altane der Vorderseite unsers Gasthofes gewährte einen erfreulichen Anblick auf die Promenade der Rambla, die immer sehr belebt war, besonders Nachmittags, wo die Spaziergänger sich einfanden. Die Szene wurde alsdann wirklich interessant. Man erblickte eine Menge zierlich gekleideter Herren und Frauen neben Bauern, Handwerkern, Soldaten und französischen Offizieren, mit hübschen Mädchen am Arm, dem Anschein nach eben so ungezwungen, als wenn sie in ihrem Zimmer wären.

Hier und da sah man auch Studenten mit weiten, schwarzen Mänteln, Beinkleidern und Strümpfen von derselben Farbe, und dreieckigen Hüten. Ihr düsterer Anzug wurde nicht einmal durch einen weißen Hemdekragen gemildert. Die zahlreichste Klasse der Spaziergänger gehörte jedoch zum geistlichen Stande. Pfarrer, Chorherren, Vikare u. s. w. waren ebenfalls schwarz gekleidet. Sie trugen ausserdem einen weiten, schwarzen Mantel von Tuch oder Seide ohne Kapuze, in den sie sich wickelten, oder den sie über die Schulter schlugen, von wo er in dicken Falten hinabhing. Der merkwürdigste Theil ihres Anzuges war ein großer, flacher Hut, der drei bis vier Fuß im Durchmesser hatte, und dessen beide Seiten über dem Kopfe aneinander befestigt sind, dergestalt, daß die offenen

Theile nach vorn und hinten sich befanden. Trüge man den Hut die Quer, so könnten in den meisten Straßen Barcelona's nicht drei Personen neben einander gehen.

Der beste Augenblick, von der Zweckmäßigkeit dieses Kopfschmuckes sich zu überzeugen, ist bei einem plötzlichen Windstoß. Wie oft habe ich von ganzem Herzen gelacht, wenn ich einen Priester um eine Straßenecke beugen sah, wo ein starker Luftzug ihm augenblicklich den Hut vom Kopfe riß. Die beiden Hände griffen nach hinten und vorn, nach den beiden Enden des langen Hutes, wie wenn die Frömmigkeit eine neue Manier erfunden, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Während dieser Bewegung erhob der Wind den weiten Mantel, schlug denselben dem armen Manne um die Beine, und machte sein Streben, das Gleichgewicht zu erhalten, eben so seltsam als komisch.

Ausser der Weltgeistlichkeit sah ich noch eine Menge schwarzer, weißer, blauer oder grauer Mönche, mit ihren fetten, kahlgeschornen Köpfen, um welche sich nur eine schmale Haarkrone, gleich einem Heiligenschein, schlang. Einige derselben schienen von vielem Fasten geschwächt, und trugen auf ihren magern, strengen Gesichtern den Ausdruck eines grenzenlosen Fanatismus, während jedoch die meisten stark beleibt waren und die niedrigste Sinnlichkeit aus allen Poren schwitzten. Schwerfällig schleppten sie sich, mit selbstgenüglicher Miene, längs der Rambla, indem sie freche Blicke, deren Unzüchtigkeit sich kaum beschreiben läßt, auf jedes vorübergehende hübsche Frauenzimmer hefteten, und mit Damen, die sie bereits genauer kannten, einen Handgruß oder einen Augenwink wechselten.

Nirgends in Spanien ist die Geistlichkeit so zahlreich, als in Katalonien. Ihr Verhältniß ist mehr als zwei Prozent auf die Gesammtbevölkerung. Zwei Menschen auf hundert, die weder säen noch arbeiten, die überhaupt keinerlei Arbeit verrichten, die nichts Nützliches thun, und die demungeachtet in Ueberfluß und Ueppigkeit leben .... ein solcher Zug bedarf keines Kommentars.

Katalonien bildet einen Theil des Königreichs Arragonien. Es erstreckt sich längs dem mittelländischen Meere, von den Pyrenäen bis zum Ebro. Das Land ist gebirgig und unfruchtbar von Natur. Aber der beharrliche Fleiß seiner Bewohner hat es fruchtbar gemacht. Barcelona, seine Hauptstadt, liegt in einer Ebene, am Ufer des Meeres. Ausserhalb seinen Mauern, gegen Südwest, beinahe ganz vom Wasser umgeben, ist der Hügel Mont-joui, auf dessen Gipfel sich eine gegen jeden regelmäßigen Angriff vollkommen gesicherte Festung befindet.

Barcelona wird in Hinsicht der Ausdehnung, und vielleicht auch der Bevölkerung, in ganz Spanien nur von Madrid und Valenzia übertroffen. Es mag ungefähr 140,000 Einwohner haben. Der größte Theil der Stadt ist übel gebaut, und die Straßen sind so enge, daß mehrere derselben den Fuhrwerken kaum zugänglich sind. In ihrem Mittelpunkte bemerkt man noch viele altrömische Ueberreste, wie Ruinen von Säulen und Tempeln, untermischt mit elenden Gebäuden im neuern Styl, woraus man mit Wahrscheinlichkeit schliessen kann, daß die frühere römische Stadt auf derselben Stelle gestanden.

Hier ist auch die Plaza, aus ihren Säulengän-

gen und Altanen, jener Schauplatz der Auto da Fe und der Stiergefechte.*) Er erinnert jedoch auch an eine andere Szene, die im Stande sein kann, die Seele wieder einigermaßen zu erheben. Hier war es, wo Ferdinand und Isabelle, von einer unzähligen Menge Ritter und Hofleute umringt, von Christoph Kolomb die Huldigung seiner Entdeckung Amerika's empfingen.

Die Katalonier sind große Musik-Liebhaber, und die Aufführung einer italienischen Oper zu Barcelona schien mir besser, als zu Madrid. Die Komödie dagegen ist sehr mittelmäßig, aus dem Grunde, weil die untern Stände die kastilianische Sprache wenig oder nicht verstehen, und deshalb das Schauspiel nicht besuchen. Die einzige Vorstellung, der ich beiwohnte, gab mir eine traurige Idee von dem spanischen Drama. Nichts hingegen ist verführerischer, als der spanische Tanz.

Ihrer Wichtigkeit ungeachtet hat diese Stadt keine eigene Zeitung, wenn man diesen Namen nicht einem kleinen Blättchen geben will, das den Zustand der Atmosphäre andeutet, und einige kaufmännische Anzeigen enthält, welche aufs Klarste beweisen, wie sehr der einst so blühende Handel hier in Verfall gerathen.

Das Land ist in den Umgebungen Barcelona's gut bebauet, und überaus fruchtbar an Wein, Oel, Fei-

*) M. s. über die ersten den merkwürdigen Artikel: „Schilderungen eines berühmten Auto da Fe", im vierten Bande des Jahrgangs 1829, und über die letzten: „Die Stiergefechte in Spanien", im sechsten Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werks.

gen, Maulbeeren, Getreide jeder Art, Reis, türkischem Korn und an allen möglichen Gemüsen. Eine große Menge kleiner Kanäle durchschneidet es in allen Richtungen und bewässert es. Zur Erleichterung dieser Verrichtung ist der Boden geebnet und terrassirt, dergestalt, daß wenig Wasser hinlänglich ist, große Strecken zu befruchten. Die meisten Meiereien verschaffen sich das ihnen nothwendige Wasser mit Hilfe einer Maschine, Noria genannt, die von den Mauren eingeführt worden. Man bedient sich derselben in ganz Spanien, und sie ist wirklich nothwendig in einem so trockenen Klima.

Die Noria besteht aus einem über einem Brunnen angebrachten Rade, um welches ein Strick geschlungen ist, an dem irdene Krüge befestigt sind. Diese durch des Rades Umdrehung in Bewegung gesetzten Krüge senken sich leer auf der einen Seite, gehen durch das Wasser, mit dem sie sich anfüllen, und steigen gefüllt auf der andern Seite empor. Jeder Krug hat am Boden einige kleine Löcher, durch welche ein Theil des Wassers in die untern Krüge fließt. Erreichen sie des Rades höchsten Punkt, so leeren sie sich in einen Trog, aus welchem das Wasser durch Rinnen in verschiedenen Richtungen vertheilt wird. Das große Rad wird durch ein kleineres, senkrecht angebrachtes, welches ein Pferd, eine Kuh oder ein Esel umdreht, in Bewegung gesetzt.

Es gibt in dem ursprünglichen Bau dieser schwerfälligen Maschine etwas, das an die orientalische Einfachheit der Szenen der heiligen Schrift erinnert. Am Rande des Weges sitzend, habe ich oft lange diesen Mechanismus betrachtet. Während der Eigenthümer

seinen Spinat reinigte, vollbrachte der Esel, dieser getreue Diener der alten Zeit, mit feierlichem Schritt seine gewohnte Revolution. Das große Rad drehete sich langsam. Die Strohstricke, an denen die Krüge befestigt waren, erhoben diese nach und nach, und liessen sie im obern Troge sich leeren, während ein junges Mädchen, knieend neben dem Brunnen, die Röcke sorgsam zusammengeschlagen, ihre Wäsche wusch, wobei sie ein Lied sang, das in nichts mit den Melodien des übrigen Europa's sich vergleichen läßt.

Kritik.

Der schweizerische Schulbote. Nro. 1 bis 12. 1831. Druck und Verlag der Steinerischen Buchhandlung in Winterthur.

Der Herausgeber dieses nützlichen Blattes, Herr Kaltschmid, Lehrer an der Sekundarschule in Baden (K. Aargau), hat sich die Aufgabe vorgesteckt, durch dasselbe nach Kräften auf des allgemeinen Unterrichts Verbesserung hinzuarbeiten. Ein so lobenswerthes Unternehmen verdient nicht allein von allen wirklich ihren hohen Beruf begreifenden Pädagogen, sondern auch von allen das Gedeihen des Guten wollenden Menschen unterstützt und befördert zu werden.

Des Schulboten Gruß, mit welchem diese neue Zeitschrift eröffnet wird, deutet klar, einfach, herzlich Plan und Zweck des Verfassers an. Der zweite Aufsatz von Nro. 1 betrifft den Land-Schul-Verein

in Graubünden. (Herr Kaltschmid war früher als Lehrer in Chur angestellt). Er ist mit genauer Sachkenntniß geschrieben. Schul-Nachrichten aus allen Kantonen der Eidsgenossenschaft und aus andern Ländern, welche die übrigen Nummern anfüllen, sind im Allgemeinen von hohem Interesse. Mannigfaltigkeiten jeder Art gibt der Verfasser unter der Ueberschrift „Geröll.“ Nächstdem deutet er auch die nützlichsten Bücher für die Jugend an. — Wir wünschen von ganzem Herzen, daß dies gute Werk einen recht gedeihlichen Fortgang gewinnen möge.

Archives de la Société de la Paix de Genève. — Archive der Friedensgesellschaft von Genf. Erster Band. No. 1. August 1831. Genf, bei Vignier.

Erfreulich für den Menschenfreund ist das Gedeihen eines Instituts, das keinen andern Zweck, als des Friedens Erhaltung, hat, dessen Streben nur darauf hinzielt, der menschlichen Gesellschaft den Genuß der Ruhe zu sichern, welche allein ihr zeitliches Wohlergehen, wie die Fortschritte der Zivilisation, wie das Blühen der Künste und Wissenschaften zu befördern im Stande ist. Dem Motto ihrer Archive getreu: „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen“, arbeiten die Mitglieder der Friedensgesellschaft zu einem Zwecke, der vollkommen im Sinne des Evangeliums, folglich in den Pflichten des Christen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen seinen Nächsten ist.

Die erste Nummer der Archive eröffnet sich mit einer gutgeschriebenen Eingangsrede des Sekretärs der

Gesellschaft, A. Cherbuliez, in welcher er Plan, Zweck und Streben dieses Instituts darstellt.

Darauf folgt eine, am 1. Dezember 1831, an die Friedensgesellschaft von dem Stifter und Präsidenten derselben, J. J. de Sellon, gerichtete Anrede; das Reglement der Gesellschaft; das Programm einer Preisbewerbung über die besten Mittel, einen allgemeinen, beständigen Frieden zu sichern; eine zweite, am 12. Juni 1831, an die Gesellschaft gerichtete Anrede, von dem Präsidenten derselben; endlich Auszuge aus Briefen, welche Herr von Sellon, in Betreff seines rühmlichen Strebens, von der Tagsatzung der schweizerischen Eidgenossenschaft, von dem Herzog von Orleans (gegenwärtigen König der Franzosen), dem k. k. österreichischen Gesandten in der Schweiz, dem König von Baiern, dem König von Preussen, Herrn Kasimir Périer, dem Prinzen Christian Friedrich von Dänemark ꝛc. erhalten.

Mannichfaltigkeiten.

Eine merkwürdige Wasserhose.

Nach einer großen Trockenheit, die mehrere Wochen gedauert, fiel endlich am 16., 17. und 18. Juni v. J. zu Trier und in der Umgegend ein angenehmer Regen. Vom 20. zum 24. stieg der Thermometer, bei beständigem Nordostwinde, von 19 auf 25° Reaumur. Der Barometer stand am 24. auf 27 Zoll 9 Linien, und sank am 25. bei großer Hitze um 2 Linien.

An demselben Tage, gegen 2 Uhr Nachmittags, bemerkte man ungefähr ½ Stunde von Trier, nordöstlich von Ruwer und Pfalzel, 20 Grad überm Horizont, ein höchst auffallendes Phänomen. Der Regen hatte aufgehört, doch war der Himmel noch bedeckt, als plötzlich aus einem düstern Gewölk, das sich gegen Ost-Nord-Ost wälzte, eine leuchtende Masse in entgegengesetzter Richtung sprühete. Gleich nachher gewann das Gewölk an seinem Gipfel den Anschein des Kraters, eines feuerspeienden Berges, aus dem ein weißgrauer, mit hellen Flammen durchwebter Rauch hervordrang.

Das Meteor war bis in die Nähe der Weinberge von Disburg gelangt, als man südlich davon, am rechten Moselufer, ein zweites Phänomen bemerkte, das den Boden berührte, und ein großes Entsetzen verursachte. Es erhob eine bedeutende Menge Torf, die man um einen Baum aufgestellt, und schleuderte sie nach allen Richtungen, warf einen Mann zu Boden, der an einem Kalkofen arbeitete, und stürzte sich mit so furchtbarem Geräusch in die Mosel, wie wenn man eine Menge Steine gegen einen Felsen geworfen. Das Wasser erhob sich darauf schneckenförmig zu einer großen Höhe.

Von der Mosel wälzte sich das Phänomen durch die benachbarten Felder, die davon hart mitgenommen wurden. Ein Arbeiter beschloß, ihm folgen, was um so leichter war, da die Wasserhose nur langsam fortschritt. Nach einiger

Zeit wurde er jedoch davon ergriffen und bald vorwärts bald rückwärts gerissen. Er warf sich zu Boden; aber die Masse zog ihn noch eine ziemliche Strecke mit sich fort. Er versicherte, nichts gerochen, dagegen ein betäubendes Geräusch gehört, und in der Säule zwei Luftströmungen bemerkt zu haben, die sich gegenseitig zu bekämpfen schienen. Die Strecke, welche dies Phänomen verheert, war 2500 Fuß in der Länge, auf 10 bis 18 Fuß Breite. Seine Gestalt war die eines Spitzhügels, und seine Farbe war bald lichtgrau, bald gelb, bald dunkelbraun, meistens aber feuerroth.

Verfall der Theater in England.

Während den letzten 36 Jahren, in denen Walter Scott, Lord Byron, Southey, Campbell, Coleridge und andere schöne Geister geglänzt, hat das englische Theater nur neun erträgliche dramatische Werke erzeugt, nämlich: Stoß den Pflug, Lustspiel von Morton; Mittel gegen das Herzweh, von demselben; der Erbe, der arme Edelmann, das Glücksrad, der Eisenkasten, von Colmann; Brutus, von Howard Payne; Virginius, von Knowles; Bertram, von Maturin.

Die gute Gesellschaft hat die Theater verlassen, und während die Bevölkerung Londons sich jährlich vermehrt, vermindert sich die der Schauspielhäuser. Die Ursache davon ist, daß diese seit 10 oder 12 Jahren das Stelldichein aller Leute von schlechtem Ton, aller Preller, Diebe und galanten Frauenzimmer geworden, deren entarteter Geschmack sich nach und nach der Szene bemächtigt, so daß man jetzt nur alberne oder übertriebene, oft sogar schmutzige Gegenstände auf denselben erblickt.

Zu Paris hat sich in derselben Zeit die Zahl der Theater vermehrt. Es gibt deren jetzt 14 große und mehrere kleine. Die Einnahme der erstern belief sich 1815 auf 5,060,000 Franken, und 1828 auf 6,441,000 Fr. Diese Vermehrung ist nicht bei allen gleichmäßig, und das Théâtre français, die Opéra-Comique und die Variétés haben selbst eine bedeutende Verminderung erlitten.

Inhalt des neunten Bandes.

Druckfehler im siebenten Bande.

Seite 64 Zeile 10 v. o. statt: Reizbarkeit vermehrt, l. Reizbarkeit vermindert.
„ 86 „ 11 v. o. fehlt hinter Bethania das Wort: zurück.
„ 86 „ 9 v. u. st. des Fürsten, l. der Fürsten.
„ 89 „ 7 v. o. st. von einem Berge, l. von einem Bogen.
„ 179 „ 2 u. 7 v. u. st. Man schätzt, l. Man schlägt.

Im achten Bande.

Seite 4 Zeile 7 v. o. st. Wollis, l. Wallis.
„ 6 „ 13 v. u. st. Ost-Nord-West, l. Ost-Nord-Ost.
„ 31 „ 16 v. o. st. sein, l. seinen.
„ 36 „ 5 v. o. st. ein Gewirr, l. im Gewirr.
„ 36 „ 9 v. o. st. vergaßen, l. vergossen.
„ 37 „ 1 v. u. st. verändern, l. vermindern.
„ 38 „ 3 v. o. st. Bundesgenossen, l. Bundesgenossin.
„ 39 „ 5 v. u. st. in republikanischen, l. in den republikanischen.
„ 48 „ 6 v. u. st. Spaniern, l. Spanien.
„ 74 „ 7 v. o. fehlt hinter: zweihundert, das Wort: Franken.
„ 112 „ 7 v. o. st. rufen, l. ruhen.
„ 113 „ 16 v. u. st. erhob er ihn, l. erhob ich ihn.
„ 117 „ 5 v. o. st. selber, l. selten.
„ 163 „ 10 v. o. st. preussischen Hofe, l. preussischen Hof.
„ 174 „ 3 v. o. st. frischer Hügel, l. solcher Hügel.
„ 210 „ 4 v. o. st. seinen Fugen, l. ihren Fugen.
„ 226 „ 14 v. o. st. Rechten, l. Rechte.
„ 230 „ 2 v. o. st. Gesammt-Verdienste, l. Gesammt-Verdienst.
„ 230 „ 11 v. u. st. Es befindet sich durchaus keine badensche Ortschaft am linken Rheinufer der Schweiz, l. Es befindet sich nur eine badensche Ortschaft (die Stadt Konstanz) am linken Rheinufer der Schweiz. Diese Angabe auf S. 308 ist also richtig.
„ 237 „ 1 v. o. st. sechsten Bandes, l. achten Bandes.

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde" erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Erwägende Philosophie. — Prüfende Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, so daß sie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und nicht abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeschlagen; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Zehnter Theil.

Aarau 1831.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Ereignisse bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Zehnter Theil.

Aarau 1831.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Dauer, Einfluß und Resultate der Bundesregierung.

Nach den *Oxford Prize-Essays*.

Erste Erwägung.

Die politische Wissenschaft ist nicht, wie man behauptet hat, eine abstrakte, theoretische Wissenschaft. Sie verändert sich mit der Zeit. Sie ist verschieden nach den Umständen. Sie erleidet den Einfluß der Nationalitäten. Sie hat nichts Empirisches. Erfahrung leitet sie. Das Problem, welches sie zu lösen hat, besteht darin, Stabilität mit Geschmeidigkeit zu vermischen.

Begnügt sie sich, die Interessen der Nationen zu sichern, sie an die Vergangenheit zu fesseln, beschuldigt man sie, nicht ohne Grund, dieselben zu ewiger Hinfälligkeit zu verdammen. Stürzt sie sich in Neuerungen, verurtheilt man sie als leichtsinnig, übereilt, gewaltthätig, unsinnig.

Sie muß sich nach dem Jahrhundert bilden, nach den Sitten der Menschen, der Zeiten Nothwendigkeit; das ist ihre Hauptbedingung. Daher ein ungewisser, schwankender Karakter, eine große Beweglichkeit der Grundsätze und der Mittel, die man mit Unrecht ihr zum Verbrechen macht.

Die Basis, auf welcher sie beruhet, ist beweglich. Dieser Fehler ist ihrer Natur eigenthümlich. Die

Stoffe, auf welche sie arbeitet, sind veränderlich; ihre Ungewißheit ist das nothwendige Resultat der ihr auferlegten Pflichten. Der Menschen Verhältnisse unter sich und der Menschen mit ihren Regierungen sind zusammengesetzt und dunkel. Die Ursachen, welche sie leiten, und die Springfedern, welche sie in Bewegung setzen, verändern sich unaufhörlich. Wie kann man nun auf diese Springfedern wirken und diese Verhältnisse leiten, ohne sie zu begreifen, ohne sie ihnen anzueignen? . . .

Einige moralische Axiome von unbestreitbarer Wahrheit sind die alleinigen festen Grundsätze, an welche die politische Wissenschaft sich knüpfen kann. Das sind die Gesetze der ursprünglichen Billigkeit, ohne welche es kein Heil, weder für die Völker noch für ihre Gebieter, gibt. Aber überschreitet man diesen engen Kreis, so findet man nichts als Ungewißheit. Alles schwankt vor den Augen. Alles hängt ab von speziellen Eigenthümlichkeiten, an welche sich die gesellschaftliche Organisation dieser oder jener Nation knüpft. Die Interessen dieser Oertlichkeit, die Erinnerungen eines Volks, seine Lage, seine Industrie, sein Ursprung bestimmen die ihm anpassende Regierungsform.

Des Klima's Verschiedenheit veranlaßt nicht allein, wie Montesquieu sagt, eine Menge Milderungen in der Verwaltung der Gesetze und in der Vertheilung der Gewalten, sondern Jugend oder Alter eines Volks, sein besonderer Karakter, seine Lehrsätze, seine Vorurtheile, Vermehrung oder Verminderung seiner Seelenzahl, seine kriegerischen oder friedliebenden Sitten

geben einen verschiedenartigen Karakter den in Theorie scheinbar gleichförmigen Institutionen.

Von allen Monarchien, die, seit dem Ursprung der Welt, ihre Spur in der Geschichte gelassen, sind vielleicht nicht zwei übereinstimmend. Von allen Republiken, deren gewesenes Dasein oder deren gegenwärtige Existenz wir bewundern, können nicht zwei mit demselben Namen benannt werden. Die Gattungsbezeichnung, die unter gemeinsamen Titeln die verschiedenen Regierungen begreift, ist also nichts als eine konventionelle Lüge, eine Abstraktion ohne Beziehung auf der Thatsachen Wirklichkeit.

Mehr noch. Alle Regierungen verändern sich während der Dauer ihrer Existenz. Sie durchschreiten unendlich wechselnde Phasen, und können nur bestehen, indem sie dieselben durchschreiten. Der Revolutionszustand ist ihre beständige Lage, und statt diesen Namen einigen Augenbliken der Krisis zu geben, einigen vorübergehenden Ausbrüchen, sollte man ihn auf ihr Leben selbst anwendbar machen, das nichts ist, als eine immerwährende Umgestaltung, eine Reihenfolge ununterbrochener Revolutionen.

In der Politik also ist Alles ausnahmsweise. Aber die Kunst, diese Ausnahmen in Anwendung zu bringen, ist wenig bekannten Regeln unterworfen, deren Vollbringung unsere Vorurtheile verhindern. So ist es z. B. sehr wahr, daß in Regierungen, wo das Volk herrschend ist, die Gefahr von den Faktionen und dem Parteigeist herrührt; daß in den andern Regierungen man vorzüglich die Usurpationen der vollstreckenden Gewalt zu bekämpfen hat. Aber wie schwan-

kend sind diese Axiome! Wie leicht ist es, einen gefährlichen Gebrauch davon zu machen!

Hören wir also auf, theoretisch über Monarchie und Republik zu räsonniren. Beurtheilen wir jede Regierung in sich selbst und in ihren Beziehungen mit den sie betreffenden Umständen. Der gemeinsame Ursprung zweier verschiedenen Konstitutionen verhindert sie nicht, durch spezielle, unauslöschliche Züge von einander geschieden zu sein, und jede philosophische Argumentation über diesen Gegenstand wird eitel und zwecklos sein, wenn man sie von Thatsachen und ihrer allmächtigen Wirklichkeit trennt.

Was ist eine Bundesregierung? Sollte man diese Frage auf eine abstrakte und allgemeine Weise beantworten, würde man sagen:

Es ist der Verein mehrerer Staatsgruppen, die zu schwach sind, um sich durch sich selbst zu erhalten, und die in ihrer Verbindung ein Mittel gegen die Gefahren ihrer Zerbrechlichkeit suchen. Jedes Mitglied der Konföderation opfert einen Theil seiner Unabhängigkeit der Sicherheit aller.

Der gesellschaftliche Vertrag ist gebildet nach demselben Prinzip. Die Individuen, welche einen Staat bilden, verzichten ebenfalls auf einen Theil ihrer natürlichen Rechte, um durch die Gesammtmasse geschützt und gesichert zu sein.

Aber man würde Unrecht haben, zu glauben, daß die Aehnlichkeit vollkommen ist. Zwischen den verschiedenen Gruppen, die sich vereinigen, um einen Bundesstaat zu bilden, sind die Berührungs- und Zusammenwirkungspunkte eben so selten, als sie häufig zwischen den Menschen sind, die zu derselben Nation ge-

hören, und während eines Volkes Regierung bis zu einem gewissen Punkte allen ihren Unterthanen den Genuß gleicher Rechte, die Vollstreckung einer gleichen Gerechtigkeit für alle, zusichern kann und muß, sind die Vortheile, welche der Bundesverein den verschiedenen Staaten gewährt, welche ihn bilden, weder besonders ausgedehnt, noch besonders sicher. Die höchste Gewalt kann vielleicht in jeder Minute bezweifelt werden. Jede Gesellschaft, viel wichtiger in Bezug auf die Masse, als es je ein Individuum in Bezug auf den Staat sein kann, ist unaufhörlich in Versuchung, sich zu empören, und auf seine eigene Persönlichkeit sich zu beschränken. Mit einem Worte, „nichts ist zerbrechlicher von Natur, nichts ist schwächer und ungewisser als ein solcher Bundesverein."

Setzt man dasselbe Räsonnement in allen seinen Folgerungen fort, so erkennt man, daß die Natur der Bundesregierung nothwendigerweise darauf hinstrebt, nicht sich zu befestigen, sondern sich zu schwächen. Eine Reihenfolge unwiderlegbarer Beispiele beweiset, daß, um dieser Tendenz das Gleichgewicht zu halten, in allen Zeiten und bei allen republikanischen Nationen spezielle, an und für sich seltene und wenig dauerhafte Umstände erforderlich gewesen sind.

Ohne Zweifel ergeben sich Vortheile aus dieser unregelmäßigen Form, dagegen stellen sich auch große Hindernisse der Entwickelung dieser Vortheile entgegen. Während jedes Bruchstück der Bundesmasse zu gedeihen und sich zu vergrößern scheint, verhindert der Zusammenhang und der geheime Kampf dieser konstitutiven Theile eines und desselben Ganzen ihre Fortschritte. Wir werden in der That bemerken, daß

durch ein befremdendes Resultat das Bundesband die Zunahme jedes seiner Elemente zu dem Glücke jedes Theiles des Staats verhindert.

Es ist allgemein anerkannt, daß das Wohlergehen Aller der Zweck der Regierung ist. Durch welche Mittel soll man dies Resultat erzielen? Das ist die ganze politische Frage. Um dahin zu gelangen, vertraut man eine gewisse Gewalt einem Theile der Gesammtmasse. Diese Gewalt wird ihm nur zugestanden, um das allgemeine Wohlergehen zu sichern, zu befördern.

Ist diese Gewalt zu schwach, so fehlt es ihr an Hilfsmitteln, dem öffentlichen Vertrauen zu entsprechen. Ist sie zu stark, so ist sie geneigt, dieselbe in ihrem eigenen Interesse zu mißbrauchen. Nichts ist unsinniger und ungerechter, als denjenigen verantwortlich zu machen für den guten oder übeln Zustand der Angelegenheiten, dem man die Mittel raubt, sie zu leiten. Nichts ist verbrecherischer, als zu seinem Vortheil die Euern Händen zum Glücke Aller anvertraute Autorität zu mißbrauchen. Der erste dieser Verstöße ist den Demokraten eigen, der zweite den Tirannen. Man gestehe also der vollstreckenden Gewalt eine hinlängliche Macht zu, und setze sie durch geschickte Beschränkungen, durch ein nothwendiges Gegengewicht ausser Stand, sie zu mißbrauchen.

Man würde vergeblich sich bemühen, auf genaue und bestimmte Weise zu erklären, was man „öffentliches Wohl“ nennt. Oft (und das ist eine der großen Schwierigkeiten der Politik) ist das wahre Wohl, der wirkliche Nutzen eines Staats geradezu seinem anscheinenden Nutzen entgegengesetzt. Oft auch erfordert dieser Nutzen, daß man seines gegenwärtigen Wohlerge-

hens Gesetze übertrete, um die seines künftigen Wohlergehens zu sichern.

Die wahren Vortheile eines Volkes können es erforderlich machen, daß man diese oder jene Abgabe erhebe, dieser oder jener Beschränkung sich unterziehe, deren Vortheile noch fern und deren Nutzen verborgen sind. Es ist unumgänglich nothwendig, daß diejenigen, denen man die Zügel der Regierung überläßt, eine vollkommene Bewegungsfreiheit genießen. Ihrer Funktionen Ausübung erfordert das. Sie kontrolliren, heißt sie fesseln, sie aufhalten in ihrem Gange, der Entwickelung aller ihrer Absichten, aller ihrer Plane sich entgegenstellen. Daher rührt die unumgängliche Nothwendigkeit einer höchsten Gewalt.

Diese Gewalt, in einer freien Regierung, gehört der Gesetzgebung, bestehend aus den Vertretern des Volks, sei es im Ganzen, sei es theilweis zusammengerufen. Ihr Fesseln anlegen, heißt dem größten Unheil Thür und Thor öffnen, den Staat den drohendsten Gefahren Preis geben, unter dem Vorwande, ihn vor eingebildeten Gefahren zu behüten. Nicht dadurch, daß man die Verrichtungen der Gesetzgebung einer beständigen Kontrolle unterzieht, kann man einen Damm gegen die Usurpationen erheben, sondern dadurch, daß man sie gegen die öffentliche Meinung verantwortlich macht, indem man der Nation häufige Veranlassung gibt, diese Meinung zu offenbaren, ihre Gutheißung oder ihre Mißbilligung zu verkünden.

Die Schwäche der vollstreckenden Gewalt rührt nothwendigerweise von jener den Bundesregierungen eigenthümlichen Schwäche der gesetzgebenden Gewalt her, Schwäche, welche die Regierung der nordameri-

kanischen Vereinstaaten selbst, das vollkommenste Muster einer solchen Konstitution, nicht hat vermeiden können.

Um das Gleichgewicht zwischen der Zentralregierung und den Regierungen der einzelnen Staaten wieder herzustellen, hat man den Gerichten eine übertriebene Macht, die ihre gewöhnlichen Attributionen weit übersteigt, zugestanden. Eine seltsame und gefährliche Konzeption zwingt die Magistratur und die gesetzgebende Gewalt gegeneinander zu stoßen.

Ein Bürger setzt voraus, daß ein Gesetz, in Folge dessen er verurtheilt worden, die Grundsätze der Konstitution verletzt. Er macht diesem Gesetze, folglich der Gesetzgebung selbst, die es erlassen, den Prozeß. Selbst wenn die beiden Kammern es angenommen, selbst wenn die Richter diese Annahme mit allen vorgeschriebenen Förmlichkeiten ratifizirt, könnte der höchste Gerichtshof sie als null und nichtig erklären.

Wir überlassen es dem Leser, einer solchen Organisation Gefahr zu würdigen. In Amerika selbst sind ihre Resultate bereits fühlbar geworden, und durchaus politische Gesetze sind von der Magistratur abgeschafft worden, die sich auf solche Weise über die gesetzgebende Gewalt gestellt.

Es ist nur den romanhaftesten Theoretikern erlaubt, einen Körper ohne Kopf konstituiren zu wollen, und zu vergessen, daß in jedem Organismus ein Zentralpunkt unumgänglich nothwendig ist. Wenn das Zeugniß der Vernunft, bestätigt durch die Geschichte, die Nothwendigkeit dieser Macht, ausschließlich, fesselfrei, obgleich eines Gegengewichts fähig, beweiset, ist es auch augenscheinlich, daß sie der gesetzgebenden Ge-

walt zustehet, sei es, daß die untern Stände, wie bei den Atheniensern, der König, wie in unumschränkten Monarchien, oder die vertretende Versammlung, wie in den konstitutionellen Regierungen, die gesetzgebende Autorität besitzen. Es ist nun gewiß, daß sie einer aus den Deputirten des Volks zusammengesetzten Versammlung am gefahrlosesten für den Staat anvertraut sein kann.

Machen wir diese Grundsätze auf die Bundesregierung anwendbar. Zwei Fragen bieten sich dar:

1. Ist die Uebertragung einer leitenden, hinlänglichen Autorität verträglich mit dieser Regierungsweise?

2. Selbst wenn des Bundessystems Natur nicht durchaus diese Präponderanz einer gesetzgebenden Zentralmacht zurückstieße, würden die Bürger und Staaten geneigt sein, sie bestehen zu lassen?

Diese beiden Fragen lösen sich von selbst verneinend auf. Jede Konföderation setzt eine absolute Gleichheit voraus zwischen den Gliedern, aus denen sie besteht. Sobald Ueberlegenheit existirt, ist die souveräne Unabhängigkeit jeder Regierung kompromittirt. Man verleihe dem Bundeshauptorte diese leitende Autorität, und der Bundesstaat wird nichts sein, als ein Wort, eine Landsubdivision ohne Werth. Nehmen alle Staaten, oder einige derselben, Theil an dieser Zentralmacht, so wird sie aufhören, zentral zu sein; sie wird sich von selbst vernichten, indem sie sich zertheilt. Wie leicht auch dieser Einfluß sei, wird er dennoch den Kampf der Interessen erwecken, alle Vorurtheile beleben, im Schooße der nationalen Masse

Keime der Zwietracht nähren, die sich bald entwickeln, und das Bundesband mit Zerreissung bedrohen dürften.

Man müßte den Menschen und seine Leidenschaften nicht kennen, um blind zu sein über diese Resultate. Um fremden Nationen die Spitze bieten zu können, um ihnen eine kompakte Masse entgegenzustellen, um größere Sicherheit zu genießen, um ihre Wichtigkeit und ihre Stärke zu vermehren, verbünden kleine Staaten sich.

Die Nothwendigkeit dieser Verbindung macht nur bei großen Ereignissen den Bürgern eines jeden Staats auf energische Weise sich fühlbar. Sind diese Umstände vorüber, treten die Gruppen in ihre Individualität zurück, vergessen das gesellschaftliche Band, und betrachten es nur noch als eine Fessel. Alles Interesse, aller Patriotismus betreffen nur die besondern Nationalitäten, nicht mehr die Gesammtnationalität. Die Zentralmacht wird mit eifersüchtigem, unruhigem Auge gesehen. Man leihet ihr nur einen schwachen, vorübergehenden Beistand, eine ephemere, mit Bedauern geliehene Hilfe. Man beschäftigt sich nicht mehr damit, ihre Stärke zu vermehren und ihre Existenz zu befestigen. Das ganze Vertrauen der Bürger beruhet nur in ihren eigenen Deputirten. Sie vergessen die Interessen der Bundesverwaltung, um sich nur mit ihren persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Man wird überglücklich sein, wenn sie sich begnügen, nicht an die Zentralregierung zu denken, wenn sie sich nicht bemühen, sie in ihren Bewegungen zu hemmen.

Sei es, daß man der Zentralregierung die nothwendige Gewalt zugestehe, oder sie ihr verweigere,

bleibt die Schwierigkeit nichts desto weniger bestehend. Bewahrt jede theilweise Verwaltung eine spezielle Autorität, werden die Deputirten und die Vertreter der Oertlichkeiten als die Beschützer dieser von ihnen vertretenen Lokalinteressen betrachtet werden. Man wird von ihnen verlangen, nicht die Zentralmacht zu vermehren, sondern sie zu schwächen. Ihr Einfluß auf ihre respektiven Staaten wird sich vermehren, während die Stärke der Bundesverwaltung fallen und von Tag zu Tag abnehmen wird; eine Bemerkung, die einem der scharfsinnigsten Vertheidiger des Bundessystems, Hamilton, nicht entgangen ist.

„Es gibt", sagt er, „im Schooße der Bundesregierungen eine angeborne Zerbrechlichkeit, eine eigenthümliche Schwäche. Man kann nicht genug Vorsichtsmaßregeln treffen, um denselben vorzubeugen. Man muß ihrer Organisation alle mit den Grundsätzen der Freiheit verträgliche Stärke gewähren."

Die Zersplitterung der Autorität ist die Quelle mancherlei Gefahren und Unglücksfälle. Eine Abgabe, die leicht von dieser Provinz getragen wird, ist drükkend für jene, und die Gesetzübertretungen, welche man streng bestraft in dem einen Staate, bleiben in einem andern gänzlich unbeachtet.

Es ist möglich, daß ein Bundeskanton sich weigere, die zur Unterhaltung der Bundesverwaltung unumgänglich nothwendige Summe zu zahlen, und daß die Magistratur desselben Kantons die Augen zudrücke über Vergehen, deren Schwere sie nicht erkennt.

Von zwei Dingen das eine: entweder werden die Staaten, welche die geforderte Abgabe gezahlt, künftighin das Beispiel der verweigernden Staaten befol-

gen, oder sie werden sich gegen diese letztere bewaffnen. Uebermenschliche Klugheit und Mäßigung werden unumgänglich nothwendig, um jede Jurisdiktion inner ihren bestimmten Grenzen zu beschränken.

Ist die Zentralverwaltung stark, werden die einzelnen Regierungen schwach sein. Werden diese letztern mächtig, wird die Zentralregierung vor Hinfälligkeit umkommen. Alle Beispiele der Geschichte beweisen das. Traurige Resultate sind immer eine Folge der Schwächung der Zentralmacht gewesen. Verweigert man ihr die leitende Stärke, beraubt man zugleich die Staaten jener innern, einzigen Energie, ohne welche es keinen effektiven Willen, folglich keine kräftige Handlung gibt.

Die von dem obersten Rath der Nation dekretirten Gesetze, welche auf jeden der Staaten angewendet werden sollen, werden von den Bürgern dieser Staaten umgangen, weil die Gesetzgeber jedes direkten Einflusses auf die Mitglieder der einzelnen Theile beraubt gewesen.

Vorausgesetzt, der gesetzgebende Körper verordne eine Truppenaushebung. Wie soll diese Operation in Ausführung gestellt werden? Wie kann man eine Staatsgruppe verhindern, ungehorsam zu sein? Das Dekret des Senats wird nichts sein, als eine bloße Empfehlung, die nicht Gesetzesstärke hat. Die Provinzen werden ihre Kontigente schicken oder nicht schikken, je nach dem Willen der Vorsteher, welche den meisten Kredit haben, oder der Parteien, welche den meisten Einfluß ausüben. Nichtgehorsam wird Anarchie nach sich ziehen. Das einzige in Anwendung zu bringende Mittel wird Zwang sein. Ein Theil der

Bundeskantone wird den Kampf gegen diejenigen beginnen, welche den ausserdem so verachteten Befehlen der Bundesbehörde widerstanden. Hat die Schlacht einmal begonnen, werden die Sieger eine alle Bundesgleichheit vernichtende Ueberlegenheit gewinnen. Also, wie das immer geschieht, wird die Tirannei aus der Undisziplin entstehen, und die Schwäche der leitenden Macht wird eine neue Gewalt, Resultat der Eroberung und ungestüm wie der Sieg, erzeugen.

Man kann zum Theil diese Klippe vermeiden, und dieser Gefahr durch ein Kompromiß entgehen. Aber indem man der Bundesverwaltung eine Kontrolle-Autorität zugesteht, verletzt man zugleich das Prinzip selbst der Bundesregierung, indem sie ihre Gewalt mißbrauchen kann.

In der Konföderation der Lycier sanktionirte der große Rath die Ernennung der Magistratspersonen und der öffentlichen Beamten in den verschiedenen Städten Lyciens, ein eben so kitzliches als gefährliches Verfahren, das es mehr noch gewesen wäre, hätten nicht sehr innige Beziehungen zwischen den verbündeten Provinzen bestanden.

Montesquieu führt mit Recht (Esprit des Lois, IX, 3.) diese Regierungsform als Muster einer Föderation an. Aber sie ist so weit als möglich von dem System entfernt, dessen Namen sie trägt, und prüft man aufmerksam ihre wahre Organisation, erkennt man in ihr die meisten Karaktere, die eine feste, von übereinstimmenden Gesetzen regierte, und einem einzigen leitenden Mittelpunkte unterzogene Gesellschaft karakterisiren. Strabo, in seiner Erwägung der Konstitution der Lycier (lib. XIV) und in der Beschrei-

bung, welche er von ihren Gebräuchen gibt, scheint zu beweisen, daß ihr Bund nur ein Name, ein Wort war, das in keiner Uebereinstimmung mit ihrem wirklichen Regierungssystem stand.

Dieselbe Bemerkung ist auch anwendbar auf den achäischen Bund. Alle Kantone, die ihn bildeten, bedienten sich eines und desselben Geldes, desselben Maßes und Gewichtes, wie derselben Sprache. Sie hatten dieselben Sitten und Gebräuche, und gehorchten vollkommen übereinstimmenden Gesetzen. Das Bundesband war also bei ihnen so fest als möglich geschürzt.

Plutarch, mit seinem richtigen Takt, schreibt allein dieser Organisation des achäischen Bundes Stärke zu (Leben Philopoemens, Kap. 16), und alle übrigen politischen Schriftsteller stimmen in denselben Ton ein. Als Lakedämon in den Bund trat, schaffte man Lykurgs Gesetze ab, und ersetzte sie durch der Achäer Institutionen und Gesetze, so nothwendig schien die Gleichförmigkeit des Systems und die Zentralisirung der Macht. Daher, sagt Polybius (2. 37. 4. 1.), diese Vermehrung der Stärke, diese Achtung, diese Ehrfurcht, welche die achäische Union genießt: *Περι δε τους Αχαιους παραδοξος και συμφρονησις τοις καϑ' ημας καιροις γεγονε, κ. τ. λ.* Aller dieser Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, gelang es Rom, Zwietracht zwischen den Staaten zu erwecken, sie zu zertheilen, gegen einander zu bewaffnen und des Bundes Auflösung zu erzielen.

Es ist unnütz, hier der angeblichen Verkündung der griechischen Republiken, unter der unwirksamen und schimärischen Sanktion des Raths der Amphyktionen, zu gedenken. Wir sehen darin ein schreckliches Bei-

spiel von den Gefahren und Unfällen, die eine Bundesregierung ohne festes Band, ohne Uebereinstimmung zwischen seinen Theilen, ohne eine leitende Zentralgewalt nach sich zieht. Ströme Bluts wurden vergossen. Demagogische Lizenz, Oligarchie und alle ihre Abscheulichkeiten, strenger Republikanismus und unersättlicher Ehrgeiz bedeckten Griechenland mit Leichen und Trümmerhaufen. Statt die sich entgegengesetzten Elemente zu verschmelzen und in Uebereinstimmung zu bringen, diente der sie vereinigende Bund nur dazu, sie in einen beständigen, blutigen Kampf zu verwickeln, und sie wie jene Athleten zu nähren, welche die Wildheit der Römer an einander band, und sie verdammte, in einem von allen Seiten verschlossenen Zirkus sich gegenseitig zu erwürgen.

Die neuern Zeiten haben ein anderes föderatives Ungeheuer sich erheben sehen, das nicht ohne Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's gewesen. Ich will von der Verbindung des deutschen Reiches sprechen, von dieser merkwürdigen Fabrik, dieser seltsamen und barbarischen Organisation, entstanden aus dem Feudalsystem, dessen Gesammtmängel und Gebrechen es hatte. Es bot eine auffallende und unterrichtende Aehnlichkeit mit dem amphyktionischen Bunde dar. Mangelhaft in seinem Prinzip, gestützt auf eine schwankende Basis, schwach wie alle Föderationen, tirannisch wie die Feudalität, die seine Wiege gewesen, vereinigte es in sich alle Gegensätze, veranlaßte es alle diesen beiden Systemen eigenthümlichen Verstöße und Unheilsverfügungen.

Freilich schien der Kaiser, das Nominalhaupt dieser großen, unförmlichen Maschine, große Gewalt in

Händen zu haben. Der unter seinem Vorsitz zusammengerufene Reichstag machte Parade mit seiner souveränen Macht; des einen und des andern Rechte waren zahlreich, und wenn man bei diesen äussern, anscheinenden Formen der deutschen Reichsversammlung verweilt, möchte man in Versuchung gerathen, an seine Stabilität zu glauben, die Garantie der Ruhe und des Glücks, welche er den Unterthanen darbot, als genügend zu betrachten.

Aber man befrage die Geschichte; man prüfe die Thatsachen. Dieser Bund von Monarchen, die immer bereit waren, sich gegenseitig zu bekriegen, erscheint alsdann in seinem wahren Lichte. Man erkennt die Nutzlosigkeit dieser vom Reichstage erlassenen Gesetze, deren Autorität von allen Mitgliedern des Bundes verworfen wurde. Deutschlands Jahrbücher sind da, um zu beweisen, welches dieser Organisation Wirkungen waren: immerwährende Kriege, an denen die Bundesgenossen gegeneinander Antheil nahmen; alle Gesetze übertreten; eine lange erschöpfendere und weniger ruhmwürdige Anarchie, als die, deren Schauplatz das alte Griechenland gewesen. Unfähig, einem gemeinsamen Feinde zu widerstehen, unruhig, ungehorsam, eifrig, sich selbst zu zerreissen, hatte dieser Bund keine andere Macht, als gegen die Gesetze, welche er sich gegeben, während er ohne Waffen, ohne Hilfsmittel gegen die ihn bedrohenden äussern Angriffe war.

Ohne fremden Dazwischentritt konnten seine innern Zwiste nie geschlichtet werden. Mit den Massakern, mit dem Bürgerkriege vereinten sich die interessirten Umtriebe der übrigen europäischen Fürsten. Erhob der Reichstag seine Stimme, um die Ordnung wieder

herzustellen, so nahm ein Theil der Bundesgenossen Partei gegen die Sentenz, die von einem andern Theil mit den Waffen in der Hand vertheidigt wurde. Im sechszehnten Jahrhundert war der Kaiser und die Hälfte der Fürsten des Reichs im Kriege gegen alle andern. Der dreißigjährige Krieg gewährte dasselbe Schauspiel. Der von den fremden Mächten diktirte Friede war nur zu ihrem Vortheil, und das dezimirte, geschwächte, zu Grunde gerichtete Deutschland lernte die Resultate einer schlechten politischen Konstitution kennen.

Eine durch sich selbst so mächtige Föderation, Beherrscherin zahlreicher Völkerschaften, Heere, Schätze und Länder, sah sich auf eine Lage reduzirt, die noch trauriger als Unmacht war, und zwar allein in Folge des oben angedeuteten Irrthums. Die Elemente, welche sie konstituirten, waren zu stark. Der anscheinend so geachtete Reichstag hatte keine wirkliche Autorität. Des germanischen Körpers Hilfsmittel, statt sich zu vermehren und zu konzentriren, blieben zerstreut und zersplittert, oder entwickelten sich nur, um sich zu bekämpfen. Mit einem Worte, die angebliche Verbündung war nichts als ein beständiges Gegeneinanderringen, ein Chaos gewaltiger, hartnäckiger, heterogener oder sich gänzlich entgegengesetzter Interessen. Der höchste Gerichtshof, aller Mittel beraubt, seine Aussprüche geltend zu machen, wurde allgemein verachtet, und das Schwert wurde die alleinige Stütze, der einzige Richter in dieser eigends zur Erhaltung der Zwietracht organisirten Gesellschaft.

Die Stärke der Macht ist also beinahe unverträglich mit dem Bundessystem. Wir haben bewiesen, daß

es in seiner Natur selbst der Ueberlassung einer Zentralgewalt durchaus zuwider ist. Aber ohne eine solche Autorität sind die Uebelstände und Unfälle, welche wir oben angedeutet, beinahe unvermeidlich. Es ist nicht schwer, dem Allem seine Folgerungen zu entnehmen.

Wie wir bereits gesagt, besteht die politische Wissenschaft jedoch aus Ausnahmsgesetzen. Alle allgemeinen Regeln, alle theoretischen Axiome sind falsch und gefährlich in der Politik. Es gibt nicht ein Prinzip, das nicht bis ins Unendliche ausgedehnt, gemildert, verschlungen werden kann. Ein unvorhergesehener oder kaum bemerkter Umstand kann ein ganzes System über den Haufen werfen und die am logischsten entnommenen Elemente vernichten.

Wir haben die dem Bundes-System eigenthümliche Schwäche bemerkt. Sie hat sich uns in ihren erschrecklichsten Resultaten dargeboten, die am meisten geeignet sein könnten, uns Abneigung gegen dies System einzuflößen.

Indessen gibt es in der Geschichte der Völker auch mehrere Muster mächtiger Verbündungen, wie der Hanse, welcher der europäische Handel seinen ersten Schwung verdankt, und der Bund der vereinigten Provinzen, der so mächtig im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts gewesen.

Prüfen wir die Ursachen, welche dies letzte Phänomen bestimmt. Gehen wir bis zu dem Ursprung selbst der batavischen Konstitution zurück. Wir mögen hier nicht suchen, uns zu überzeugen, ob die Bundesregierung genügend oder nicht genügend ist, ein Volk

mächtig zu machen, sondern nur, wie diese Regierungsform auf die vorher existirenden Ursachen der Schwäche oder des Gedeihens wirkt.

Eine freie Regierung ist nichts als der gedrängte Inhalt der gemeinsamen Ideen des von ihr verwalteten Volkes, und die wahren Hebel der nationalen Macht sind in den Sitten, den Gewohnheiten, den Grundsätzen der Nation selbst. Einer guten Konstitution ist es überlassen, sie zu entwickeln, sie in ihrem Gange und in ihrem Wachsthum zu unterstützen. Mangelhafte Institutionen, eine schlechte Verwaltung erschöpfen und ersticken sie.

Die Macht der vereinigten Provinzen entsprang aus einem sehr ausgedehnten und thätigen Handel, der sie geschaffen, der sie erhalten und vergrößert hat. Dieses Handels Gedeihen schreibt sich schon aus frühern Zeiten, vor der Bundes-Union, her, die, indem sie der Bürger Unabhängigkeit begünstigte, die Ein- und Ausfuhr zugleich erleichterte. Zu allen Zeiten haben freie Regierungen zum Gedeihen des Handels beigetragen. Die Beweisgründe und Thatsachen, auf welche dies unwidersprechliche Prinzip beruhet, sind zu bekannt, um wiederholt zu werden, zu augenscheinlich, um einer breitern Auseinandersetzung zu bedürfen.

Die Bundes-Konstitution, deren Basis der Vertrag von Utrecht von 1579 war, umschlang durch ein gemeinschaftliches Band vier Seeprovinzen, nämlich Holland, Seeland, Friesland und Gröningen, die den eigentlichen Kern der niederländischen Macht bildeten. Da lebte ein Volk, dessen Gedanken und Gesinnungen sich nur auf zwei Punkte konzentrirte, auf seine Unabhängigkeit und auf seinen Handel.

Die religiösen Verfolgungen in Frankreich, von denen auch England und Deutschland seit einem Jahrhundert heimgesucht worden, hatten eine große Menge Protestanten nach Holland geführt, die unter einer friedlichen, vernünftigen Regierung einen Zufluchtsort fanden, und die Freiheiten benutzten, welche damals die niederländischen Städte genossen. Diese Einwanderungen wendeten sich vorzüglich gegen die Provinzen, welche der Gewerbthätigkeit und dem Händel die größten Vortheile gewährten. Eine unternehmende, freie, reiche Bevölkerung brachte diese Gegenden bald zu hohem Flor. Handel und Unabhängigkeit hielten in ihnen gleichen Schritt, und die spanische Macht zerbrach gegen diesen doppelten Wall. Ein langer Widerstand ermüdete den Hof zu Madrid, und jene Sumpfbewohner boten der größten Monarchie der Erde Trotz. Ein auf tapfere Armeen, auf furchtbaren Fanatismus, auf die Schätze der neuen Welt sich stützender Thron war genöthigt, diesen Republikanern nachzugeben und 1609 ihre Unabhängigkeit anzuerkennen.

In einem solchen Zustand der Dinge war es unmöglich, daß die Bundes-Regierung nicht ihre beharrlichste und aufmerksamste Sorgfalt dem Gedeihen eines Handels widmete, der des Staats ganze Stärke bildete. Ihr Interesse war damit verflochten. Die Nothwendigkeit zwang sie dazu. Des Volkes Meinung wäre nie einer andern Richtung gefolgt.

Glücklicherweise waren die Regierenden selbst Kaufleute, und theilten alle Vorurtheile wie alle Gesinnungen der Nationalmasse. Diese Uebereinstimmung

zwischen einem Volke und seiner Regierung ist immer des Wohlergehens erste Quelle. Der Handel, von der Regierung unterstützt, angenommen von den Bürgern, eröffnete dem Lande eine glänzende Laufbahn. Er erzeugte jene gewerbsamen, ökonomischen, beharrlichen Sitten, jene Ordnungs- und Eigenthumsliebe, jenes Bedürfniß der Arbeit und Mäßigkeit, die noch jetzt in Holland vorherrschend sind.

Durch eine natürliche Rückwirkung wurde der Handel, der des Bundesbandes Entwickelung und Verschlingung begünstigt, nun seinerseits durch das von ihm erzeugte Regierungssystem unterstützt und erweitert.

In einem zweiten Artikel wollen wir die Elemente der batavischen Konstitution in genauere Erwägung stellen.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Die Angelegenheit des Priesters Dumonteil, der es für zweckmäßig gefunden, dem geistlichen (römisch-katholischen) Stande zu entsagen, um sich zu verheirathen, hat seit Langem des Publikums Aufmerksamkeit erregt und sein Interesse in Anspruch genommen. Er erschien am 30. April, 7. und 14. Mai abermals vor Gericht, um die gesetzliche Bewilligung zu erzielen, der Opposition seiner Aeltern ungeachtet, in den heiligen Ehestand treten zu können. Diese Sitzung der ersten und dritten vereinigten Kammern des königlichen Gerichtshofes, unter dem Vorsitz des ersten Präsidenten Séguier, war besonders feierlich, und hatte ein zahlreiches Publikum herbeigezogen.

Der gewesene General-Advokat Menjot de Dammartin, Advokat der Aeltern Dumonteils, nahm das Wort.

„Schon bei zwei merkwürdigen Veranlassungen“, sagte er, „ist die Frage über der katholischen Priester Unfähigkeit, sich zu verheirathen, vor Ihnen verhandelt und zweimal gleichförmig entschieden worden. In diesen zwei Veranlassungen hat Ihre hohe Weisheit, nicht zufrieden, uns über die unwandelbare Aechtung drohender, verhängnißvoller Anmaßungen zu beruhigen, auch in die Beweggründe Ihrer Entscheidung einen Unterricht niederlegen wollen, der im Stande sei, in dem Andenken der Generationen sich fortzupflanzen.“

Der Advokat trat sodann in Erwägung der Gründe ein, welche den katholischen Priester „unfähig“ machen, sich zu verheirathen. Er überließ sich einer ge-

lehrten Prüfung der diesen Punkt betreffenden Gesetzgebung, und entwickelte eine Diskussion, die, seinem Begriffe nach, vollkommen geeignet war, die Sache unter ihrem eigentlichen Gesichtspunkte darzustellen. Sein Vortrag füllte die ganze Sitzung vom 30. April aus.

In der am 7. Mai bewies Dumonteils Advokat, Mermillod, durch entgegengesetzte, schlagende Beweisgründe, nicht allein die Zweckmäßigkeit, sondern selbst die Nothwendigkeit einer gerichtlichen Entscheidung, in Folge derselben keine Bestimmung des Gesetzes den katholischen Priester verhindern könne, in den Ehestand zu treten.

Nach dem Requisitorium des General-Prokurators Persil, in welchem dieser sehr bedauerte, daß es Menschen gebe, wie Dumonteil, die ihren Schwur vergessen, immer im Zölibat zu leben; wonach er die Schlußfolgerung nahm, daß das Urtheil der ersten Richter zu bestätigen sei, durch welches die Opposition der Aeltern Dumonteils gegen den Entschluß ihres Sohnes, sich zu verheirathen, als unstatthaft verworfen wurde, — zog sich das Gericht zur Berathung zurück, und erklärte nach einer Stunde, daß die Stimmen für und wider gleichmäßig getheilt seien, weshalb eine abermalige feierliche Sitzung aller drei Zivilkammern, vor denen der Prozeß ganz von Neuem zu beginnen habe, nothwendig sei.

In dieser letzten Sitzung wurde der ersten Richter Ausspruch bestätigt, und Dumonteil erhielt die Bewilligung, sich zu verheirathen, die er auch sogleich in Ausführung brachte.

Es gibt zu Paris eine Gesellschaft zur Bekanntmachung sogenannter royalistischer Flugschriften, an deren Spitze sich Chauvin-Beillard, Benoist und Dentu befinden. Die von diesen letztern herausgegebenen Werke waren mehr oder weniger gegen die durch die Juli-Revolution erzeugte Regierung gerichtet. Einzelne Stellen derselben griffen des jetzt regierenden Königs Autorität an, wie die von der französischen Nation ihm zugestandenen Rechte. Man bemerkte unter andern in einer dieser Flugschriften folgende Stellen, derentwegen die Genannten vor Gericht beschieden wurden:

Seite 1. „Es bleibt Heinrich V (dem Herzog von Bordeaux) mehr als eine Partei; es bleibt ihm ein Recht."

Seite 8. „An die erbliche Königswürde hatten sich von Zeitalter zu Zeitalter alle Bedürfnisse, alle Interessen, alle Gesinnungen Frankreichs geknüpft. Frankreich selbst war also nichts anders, als der getreue Ausdruck dieser verschiedenen verschlungenen Beziehungen von Karakter, Gewohnheit, Ausdehnung des Bodens, Theilung der Kapitalien, der Klassen, der Erziehung, die unser Land konstituiren. Alles das läßt sich nicht in drei Tagen verändern, und bis Alles verändert ist, wird das königliche Recht in Frankreich fortbestehen, weil es in dem Volkswillen vorherrschend sein wird."

Seite 13. „Die Juli-Ordonnanzen können also eine ministerielle Albernheit sein, und meine Meinung darüber ist nicht zweifelhaft. Aber an dem Rechte hat es nicht gefehlt, sie zu erlassen. Es hätte weder dazu gemangelt, noch zu jeder andern Maß-

regel, welche die Regierungsmaschine an ihren Platz zu stellen im Stande gewesen wäre."

Seite 14. „Es ist nicht erlaubt, aus den Juli-Ereignissen zu schliessen, daß es eine nationale Mehrheit gegen die erbliche Königswürde und ihre Regierung gegeben."

Seite 29. „In England erklärte 1688 das Parlament den König Jakob des Throns verlustig, und berief den Prinzen von Oranien auf denselben. Im J. 1830 bemächtigte sich das Volk der Vorstädte des Palastes des Königs Karl, und thronte in den Tuilerien. Der Herzog von Orleans erschien erst später, herbeigeführt durch eine Klicke."

Seite 31. „Heinrich V ist Frankreichs rechtmäßiger König."

Seite 32. „Nur ein König, der erbt, kann erblicher König sein. Wenn der zum König der Franzosen erklärte Herzog von Orleans den Thron geerbt hätte, würde er, meiner Meinung und meinen bestimmten Worten nach, rechtmäßiger König sein."

In diese Anklage war auch ein in derselben Flugschrift als Note aufgenommener Brief des Grafen von Cordon mit inbegriffen, in welchem Ludwig Philipp ein Usurpator, ein Strohmann in den Händen einer Partei genannt wurde.

Nach kurzer Berathung der Geschwornen wurden die Angeklagten, mit Ausnahme Dentu's, als schuldig erklärt. Demzufolge wurde Dentu freigesprochen, dagegen Chauvin zu viermonatlicher Gefängnißstrafe und 300 Franken Buße, Benoist aber zu dreimonatlicher Haft und 1000 Franken Buße verurtheilt.

Mazin wurde für reich gehalten. Ein gewisser Durand überredete ihn, sich mit einer bedeutenden Summe Geldes nach St. Criq zu begeben, um dieselbe ihm dort scheinbar zu leihen, um dadurch zu beweisen, daß er Kredit habe. Er habe deshalb eine Wette geschlossen, durch welche er vierzig Franken gewinnen könne, fügte er hinzu. Mazin, der in verbrecherischem Umgang mit Durands Frau stand, glaubte sich durch seine Bereitwilligkeit diesen zu verpflichten. Er nahm viel Geld, und begab sich an dem bestimmten Tage nach St. Criq. Am andern Morgen fand man ihn ermordet.

Ein schwerer Verdacht lastete auf Durand, Grand und Laseaux, alle drei das Entsetzen der Gegend (Umgebung von Périgueux, im Dordogne-Departement). Sie erschienen vor dem Kriminalgericht, und wurden des begangenen Verbrechens überwiesen, vorzüglich durch die Aussage eines Zeugen, Namens Dionys Peyramore, der in geringer Entfernung die blutige Szene gesehen.

Er hatte am Morgen des Tages, an welchem sie sich ereignete, sehr früh seine Wohnung verlassen. Nahe an der Stelle, wo der Mord verübt worden, hörte er sprechen, und sah ein Individuum, mit einer Soldatenmütze, als welches er Laseaux erkannt, in eine Wiese treten. Ihm nach schritten drei andere Personen, nämlich Grand, Durand und Mazin. Dieser letzte sagte zu Durand: „Höre doch, Du hast mich um einen Dienst gebeten, und ich habe ihn Dir geleistet. Es ist jetzt unglücklich für mich, in solcher Lage mich zu befinden.“ Statt aller Antwort versetzte ihm Durand einen Streich mit seiner Axt.

Mazin stürzte nieder und schrie: Ich bin todt! — Noch nicht ganz, sagte Gerard, und zerschmetterte ihm den Schädel.... Von diesem Ereigniß entsetzt, floh der Zeuge so schnell er konnte.

Die Geschwornen beantworteten bejahend die ihnen vorgelegte Frage des Todtschlags. Aber da sie den Umstand des Vorbedachts beseitigt, wurden die drei Angeklagten nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Unter den zahlreichen gegen das Pariser Tagesblatt, die Tribune, gerichteten politischen Prozessen, verdient der am 4. Mai vor den Assisen, unter Vorsitz des Präsidenten Naudin, eine besondere Erwähnung. Der Geschäftsführer dieser Zeitung, Ferdinand Bascans, wurde des Doppelvergehens der Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der bestehenden Regierung und des Antreibens zum Bürgerkriege bezüchtigt. Die Anklage bezog sich vorzüglich auf zwei Artikel des gedachten Journals, in welchen sie jene Vergehen entdeckte. Der heftigste von beiden, „das neue Ministerium", war gegen das Ministerium Périer gerichtet, und lautete folgendermaßen:

„In Frankreich häuft man hundertweis in den Gefängnissen die Bürger, welche das Volk zum Julikampfe führte, und die gegen den Rhein oder die Alpen Bataillone Freiwillige fortreissen könnten, welche ihre Energie zu den Fahnen gerufen.

„Man geht noch weiter. Verruchte Eingebungen, von denen man voraussetzen darf, daß die vollstrekkende Gewalt Theil daran genommen, wenn sie deren Urheber nicht mit schneller Strenge verfolgt, veran-

lassen getäuschte oder verführte Arbeiter, Todesgeschrei gegen die Jünglinge der Schulen auszustoßen, und von Drohungen sogar zu Thätlichkeiten überzugehen.

„Diejenigen, welche die Studenten beschuldigen, Unruhen zu veranlassen, weil sie, bei Gelegenheit der polnischen Sache, eine jener Bezeugungen der öffentlichen Meinung sich erlaubt, die in England so häufig sind, suchen zu Paris einen wirklichen Bürgerkrieg zu organisiren, den die Mäßigung der Schulen und der gesunde Verstand der Arbeiter jedoch glücklicherweise verhindern werden. Diejenigen, welche es wagen, die Patrioten bis zu dem Punkte zu verleumden, daß sie ihnen die Absicht leihen, die Schreckenszeit erneuern zu wollen, verbreiten bereits Entsetzen in der Hauptstadt. Sie sprechen nur von kräftigen Verfügungen, von militärischen Maßregeln (de coups de collier), von Martial-Gesetzen, von Deportationen.

„Unter solchen Umständen muß die Hoffnung der Freunde der nationalen Unabhängigkeit auf die Verbündungen sich wenden, von denen die Mosel das edle Beispiel gegeben. Mögen alle patriotischen Departemente es nachahmen. Wenn dann Paris, das sich unmittelbarer unter dem Einfluß der Verderbung befindet, nicht mehr sein Juliwerk vertheidigen will, werden alle wirklichen Franzosen, die in dieser Stadt sich befinden, sich hinter die Loire zurückziehen. Lassen wir die Agiotirer berechnen, wie viel sie in der Manscherei (tripotage) der neuen dreitausend Millionen Tribut gewinnen können, welche die befreienden Armeen, die Hauptbewahrerinnen der öffentlichen Ordnung, fordern werden. Wir lassen sie Heinrich V begrüßen, Périers Reden und Persils Requisitorien be-

klatschen, während wir suchen werden, ob es nicht irgend ein Mittel gibt, die Berge von Auvergne zu verlassen, um die dreifarbige Fahne, die wir nicht aufgeben, nach Paris, oder auf die Trümmer von Paris, zurückzutragen."

Die Anklage erblickte in diesem Artikel eine augenscheinliche Aufreizung zum Bürgerkriege, dessen Resultat die Zerstörung von Paris sein solle. Dies System wurde von dem Substituten des General-Prokurators, Patarieu-Lafosse, unterstützt, und sowohl von dem Geschäftsführer der Tribune als von dessen Advokaten aus allen Kräften bekämpft. In Andeutung der großen Zahl Prozesse, welche seit einiger Zeit gegen die „freie Presse" gerichtet worden, sagte Bascans unter Anderm:

„In den schönsten Tagen des Ministeriums Villèle zählte man in Frankreichs ganzer Ausdehnung, und für jede Art Bekanntmachung, im Ganzen nur 27 Prozesse, Preßvergehen wegen, im Laufe des Jahres 1825, und vom 27. April 1822 bis zum 6. März 1827 deren 83, welche vor dem königlichen Gerichtshofe zu Paris verhandelt wurden, was nicht ganz zwei Anklagen im Durchschnitt für jeden Monat macht. Und bemerken Sie, daß Herr von Châteaubriand, dem ich diese Angabe entlehne, sie in der Pairskammer als einen Beweis von der Strenge unserer Gesetzgebung über diesen Gegenstand bezeichnete.

„Welche Fortschritte hat die Wissenschaft des Requisitoriums gemacht, seit wir unbeschränkte Freiheit haben! Nur allein für zwei Zeitungen fünfzehn Prozesse in zwei Monaten! Ausserdem haben, einen ganzen Monat über, sowohl die Assisen als die zucht-

polizeilichen Gerichte beständig politische Vergehen zu verhandeln gehabt, und zwar nicht zwei Prozesse jeden Monat, sondern einen alle Tage."

Auf die verneinende Antwort aller ihnen vorgelegten Fragen von Seite der Geschwornen wurde der Angeklagte sogleich in Freiheit gesetzt.

Ein Rechtshandel, der keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern hat, wurde im Mai d. J. vor dem Kriminalgericht des Gers-Departements, zu Auch, erwogen. Auf der Verbrecherbank erschienen zwei derselben Mordthat angeklagte Individuen, und eine Mitwissende, obgleich das Verbrechen augenscheinlich nur von einer Person verübt sein konnte. Beide Angeklagten konnten unmöglich schuldig sein. Diese Sonderbarkeit einer Sache, in welcher ein gleich starker Verdacht auf dem einen wie auf dem andern Angeklagten lastete, verdient eine etwas umständlichere Andeutung.

In der Nacht vom 11. zum 12. Oktober v. J. vernahm man, in einem zum Spital Sainte-Christie gehörigen Weiler, einen Schuß und Todesgeschrei, wonach man bald erfuhr, daß einer der Bewohner dieses Weilers, Namens Dumont, erschossen worden. Als man dem Unglücklichen zu Hilfe eilte, konnte er noch sprechen.

„Ich habe meinen Mörder nicht erkannt!" sagte er. „Er schlug heftig gegen die Thür. Als ich öffnete, um zu fragen, was er wolle, rief er Bonjour! Zugleicher Zeit streckte er mir ein Pistol entgegen, und schoß es ab gegen mich." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so verschied er.

Seine Wittwe erzählte nun den Anwesenden folgendes: „Ich hörte an der Thür klopfen, weckte meinen Mann, und lud ihn ein, zu öffnen. Er wollte nicht aufstehen, weil er schwitzte. Auf meine wiederholte Einladung erhob er sich jedoch. Gleich nachher vernahm ich den Schuß."

Sie äusserte bei dieser Mittheilung nicht die geringste Betrübniß, und schien nur zwei Punkte im Auge zu haben, nämlich ihres Mannes Leiche so schnell als möglich in ein Leintuch zu nähen, und der Obrigkeit die Ursache seines Todes zu verbergen. Sie sputete sich so sehr, daß der Körper schon bei Tagesanbruch beerdigt werden sollte. Zugleich ließ sie den Maire benachrichtigen, daß Dumont vom Schlag gerührt worden. Ihre Nachbarn unterstützten sie in diesen Angaben, und Jederman sagte, daß Dumont an einem Schlagfluß gestorben.

Indessen hatte der Adjunkt des Maire, Herr Lavardac, bei dem Gesandten der Wittwe einige Verlegenheit bemerkt, als er ihn über eines so plötzlichen Todes Ursache befragte. Er schöpfte Verdacht, und begab sich selbst nach Dumonts Wohnung. Der Leichnam wurde entblößt, und man bemerkte nun, daß eine Hand von grobem Schrot durchbohrt worden, welches sodann in den Magen gefahren. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten, daß Dumont die Hand auf der Brust gehabt, als der Schuß gegen diese gerichtet worden. Sie fanden in der Wunde, nahe am Herzen, 64 Schrotkörner, nebst dem über denselben im Pistol befindlich gewesenen Papier.

Das Verbrechen war also klar. Aber wer hatte es verübt? Der erste Verdacht fiel auf einen gewissen

Broca, dessen Wohnung eine Stunde von der Dumonts entfernt ist. Die seit Langem zwischen beiden herrschende Feindschaft war allgemein bekannt. Sie hatten mehrere Prozesse mit einander gehabt, und waren kurz vorher wieder vor dem Friedensrichter erschienen. Dumont hatte seinen Gegner bedrohet, ihm das Lebenslicht auszublasen, und des Ermordeten Wittwe hatte Broca benachrichtigen lassen, auf seiner Hut zu sein.

Aus den angestellten Nachforschungen ergab sich, daß Broca, am Tage vor dem Verbrechen, durch einen seiner Freunde Pulver und Blei hatte kaufen lassen. Man verlangte seine Munition zu sehen. Er zeigte eine gewisse Menge Pulver und Blei. Aber dies letztere war nicht dasselbe, welches er hatte kaufen lassen, um so mehr, da der Kaufmann gar nicht diese Nummer Schrot hatte.

Dies Benehmen vermehrte den Verdacht. Eine Hausuntersuchung wurde befohlen, und man fand, sorgsam verborgen in einem Strohsack, eine Düte voll Schrot, das sowohl Broca's Freund als der Kaufmann erkannten. Man wog Pulver und Blei, und fand, daß eine und eine halbe Ladung fehlten. Was hat Broca damit gethan? — Er war nicht im Stande, diese einfache Frage genügend zu beantworten.

Seine Lage verschlimmerte sich immer mehr, und seine Verlegenheit wurde immer größer, als die Aerzte, die Magistratspersonen und der Kaufmann das in Dumonts Körper gefundene Schrot mit dem in Broca's Strohsack verborgenen verglichen. Das erste war zwar ein wenig zerquetscht; doch konnte man sich leicht überzeugen, daß es von derselben Qualität und Größe sei, wie das in der Düte. Man nahm die 64 Schrot-

körner, die man in Dumonts Körper gefunden, und wog sie mit 64 Körnern aus der Düte. Ihr Gewicht war vollkommen übereinstimmend. Man wiederholte fünfmal denselben Versuch, indem man immer andere Schrotkörner aus der Düte nahm, und fand fünfmal das gleiche Resultat.

Es war überdem erwiesen, daß sich Broca in der Nacht, in welcher das Verbrechen verübt worden, noch um 10 Uhr bei dem Freunde befunden, der Pulver und Blei für ihn gekauft, und der zugleich Dumonts nächster Nachbar war. Der Angeklagte äusserte dagegen, daß er um 11 Uhr schon in seinem Bette gewesen, und dasselbe mit einem Individuum aus Roquebrune getheilt, dessen Namen er nicht kennt. Die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Alibi, indem man gewöhnlich nicht über Nacht eine Person bei sich aufnimmt, die man nicht kennt, wurde als ein neues Zeichen seiner Schuld betrachtet.

Er befand sich seit zwei Monaten im Gefängniß, als seine Tochter, im Gespräch mit ihrem Verlobten, diesem hoch und theuer versicherte, daß ihr Vater nie ein Pistol gehabt, und daß er gewiß Dumonts Mörder nicht sei. — Ich glaube um so mehr, was du sagst, entgegnete der Jüngling, da ich beinahe gewiß bin, daß Niemand ein Interesse haben konnte, Dumont nach dem Leben zu trachten, als der Soldat Daroux, der Geliebte der Wittwe, mit dem sie seit Langem verbrecherischen Umgang gehabt.

Daroux wurde verhaftet. Er leugnete, irgend einen Antheil an dem Verbrechen zu haben. Indessen war es allgemein bekannt, daß er im Elend lebte, daß sich Dumont früher oft über dieses Menschen vertrauten

Umgang mit seiner Frau beschwert, und daß sich deshalb oft Schlägereien erreignet. Daroux und die Wittwe leugneten das Alles; jedoch gestand jener es bald nachher, und man durfte nun voraussetzen, daß beide über Dumonts Beseitigung übereinverstanden gewesen, um so mehr, da man wußte, daß Daroux der Gattin Dumonts den Vorschlag gemacht, ihren Mann als den Mörder eines Kindes anzuklagen, das ihnen vom Spital anvertraut worden, und das bei ihnen gestorben war.

Es war überdem bekannt, daß Daroux nur von Almosen lebte. Demungeachtet hatte er acht Tage vor Dumonts Tode ein Pistol gekauft, für welches er 8 Franken 75 Centimen bezahlt. Er konnte durchaus nicht angeben, zu welchem Zwecke er sich diese Waffe angeschafft. Dumonts Wittwe ihrerseits erklärte, daß sie ihm Pulver und Blei gegeben, ohne sagen zu können, wozu.

Vier Tage nach dem Morde hatte die letztere sich zu einem Verwandten Daroux's begeben, und ihn gebeten, diesem wissen zu lassen, daß er sich ohne Furcht zeigen könne, indem aller Verdacht auf Broca laste und dieser bereits verhaftet worden.

Nähert man alle diese Umstände, muß man an ein geheimes Verständniß zwischen der Wittwe und dem Soldaten glauben. Dumont hatte eine Flinte, die beständig geladen war. Man untersuchte dieselbe, und fand sie, statt mit Pulver und Blei, mit nasser Erde angefüllt. Wollte seine Frau ihn auf solche Weise, ohne mögliche Vertheidigung, seinem Mörder überliefern? Man hat darüber nie irgend eine Gewißheit erlangen können. Verdächtig war auf jeden Fall die

Hast, mit der sie die Beerdigung ihres Mannes betrieben, wie die falsche Angabe der Ursache seines Todes.

Aus dieser Doppelanklage ergab sich ein sehr günstiger Umstand für Broca und Daroux. Wäre der Eine oder der Andere einzeln angeklagt worden, ist es sehr wahrscheinlich, daß man ihn verurtheilt hätte. Die in Hinsicht der Schuld obwaltenden Zweifel retteten Beide. Es war unmöglich, den Einen für schuldig zu erklären, und den Andern frei zu sprechen, indem dieser letzte gerade der Schuldige und der erste der Nichtschuldige sein konnte. Die Geschwornen wurden lebhaft von dieser Wahrheit betroffen, weshalb sie einstimmig der drei Angeklagten Nichtschuld erklärten, worauf sie in Freiheit gesetzt wurden, obgleich es augenscheinlich war, daß Einer von ihnen Dumonts Mörder sei.

In Folge der Unruhen bei Gelegenheit der Todtenfeier zum Andenken des Herzogs von Berry, in der Kirche St.-Germain-l'Auxerrois zu Paris, wurde der Kaufmann Auguet, gewesener Unteroffizier der königlichen Garde, als einer von denen, welche an diesem Skandal Theil genommen, verhaftet. Man untersuchte seine Papiere, und fand in denselben unter andern eine Note folgenden Inhalts:

„Niemand nennen. — Zahlen-Resultat der gekannten Ehrenoffiziere. — Man beschäftigt sich mit Beseitigung der Hindernisse im Fall des Eintritts (oder der Zögerung*). — Hoffnungen auf Spanien übertrieben. — Sold der Leute. Sich bemühen, ihn zu

*) Dans le cas de l'entré (oder de lenteur.)

bestreiten, bis zu den Mitteln von da unten. — Bevollmächtigt mit dem General Vincent zu sprechen. — Jemand ist in Spanien. — Nach Spanien eine Namensliste der Offiziere und Soldaten richten, die dort dienen möchten. Sie ausser der Grenze an Don Carlos Pabelo, poste restante zu Madrid, richten."

Man glaubte, in diesen abgebrochenen Phrasen einen Verschwörungsplan gegen Frankreichs Ruhe und Sicherheit zu erblicken, weshalb Auguet vor die Assisen geschickt wurde, um Rechenschaft über sein Begehen abzulegen. Man wußte, daß er seit dem Juli 1830 mehrere Reisen nach England gemacht, und daß er zu Lullworth bei Karl X gewesen. Er leugnete das nicht, eben so wenig, als seine Anhänglichkeit an die alte königliche Familie, behauptete aber, sich in keine Verschwörung gemischt, und nur seiner Handelsgeschäfte wegen England und Spanien besucht zu haben. Obigie Note, welche ihm vorgelegt wurde, sagte er, nicht zu kennen und ihren Inhalt nicht zu verstehen. Man theilte ihm auch einen Brief seiner Frau, an eine ihrer Freundinnen, mit, aus welcher sich zu ergeben schien, daß sie und ihr Gatte Kenntniß von einem Komplott gehabt, durch welches man, wo nicht Karl X, doch den Herzog von Bordeaux, unter den Namen Heinrich V, auf den Thron Frankreichs zu erheben hoffte. Der Angeklagte versicherte, nicht die geringste Kenntniß von diesem Brief gehabt zu haben. Er leugnete dagegen nicht, daß er sich geäussert:

„Die gegen mich gerichtete Anklage ist ungerecht; denn ich habe meine Meinungen immer öffentlich ausgesprochen, und sie keineswegs verborgen. Ich habe immer erklärt, daß alle meine Hoffnungen für Hein-

rich V seien, und meine Meinung ist, daß die Franzosen selbst ihn zurückrufen werden. Ich erkenne Ludwig Philipp als meinen König de facto, aber nicht als meinen König de recto, weil ich nicht an des Volkes Souveränität glaube."

Da sich aus dem Allem kein genügender Beweis ergab, daß Auguet wirklich Theil genommen an einem Komplott gegen den Staat, oder daß er um dessen Existenz gewußt, wurde er von den Geschwornen als nichtschuldig erklärt. Dieser Ausspruch wurde von mehrern Personen, die man an ihrer grünen Kleidung als Henriquinquisten erkannte, mit Beifallklatschen aufgenommen. Aber des Publikums Geschrei: A la porte les carlistes! ließ es schnell wieder verstummen.

Am 11. Januar d. J. hörte der Pfarrer von Ormoy, bei Etampes, im Departement Seine und Oise, mehrern jungen Mädchen von 11 bis 14 Jahren, die sich zu ihrer ersten Kommunion vorbereiteten, Beichte, und zwar, größerer Bequemlichkeit wegen, in der Sakristei, wo kein Beichtstuhl war, und wo er die Kinder neben sich sitzen oder knien ließ, um sie über ihre Pekkadillen zu befragen. Es versteht sich von selbst, daß sich nur immer ein Mädchen in der Sakristei befand, während die andern, en attendant, das erbauliche Examen am Hochaltar knien und beten mußten.

Daß dies Examen in der That erbaulich und selbst handgreiflich gewesen, ergab sich aus den Beschwerden der meisten Mädchen gegen ihre Aeltern, der Herr Pfarrer habe diese oder jene schmutzige oder geile Frage

an sie gerichtet, diese oder jene unzüchtige Berührung etc. sich erlaubt. Die Aeltern verklagten den Geistlichen, welcher deshalb am 28. April vor dem Zuchtpolizeigericht zu Etampes erschien.

Seine Vertheidigung begründete sich vorzüglich auf folgende Punkte: 1) Widersprüche in der Aussage der Kinder; 2) Nothwendigkeit, sie über Gegenstände zu befragen, die in das Bereich einer Ohrenbeichte, vorzüglich bei Mädchen, gehören; 3) Nothwendigkeit, die Fragen so deutlich als möglich aufzustellen, sie selbst handgreiflich zu umschreiben, weil diese Fragen sonst nicht begriffen werden möchten; 4) Heiligkeit des geistlichen Standes, in Folge desselben der Priester von seinen Worten und Thaten Niemand als Gott und dem Papst Rechenschaft abzulegen hat; 5) verbrecherisches Begehen von Seiten der Kinder, welche verrathen, was während der Beichte sich ereignet, indem sie verpflichtet sind, über des Priesters Fragen dasselbe Geheimniß zu bewahren, als der Priester über ihre Antworten; 6) Zweckmäßigkeit einer Beichte in der Sakristei, weil sie mehr „Bequemlichkeit“ darbietet, als ein Beichtstuhl.....

In Folge dieser Vertheidigungsmittel, welche der Pfarrer von Ormoy für genügend und unwiderlegbar hielt, verlangte er durch seinen Advokaten, Violette, die reine und einfache Abweisung (le renvoi pur et simple) dieser Sache. Der Substitut des königlichen Prokurators widerlegte, durch schlagende Beweisgründe, die aufgestellten Sophismen, und verlangte eine exemplarische Bestrafung des aretinischen Priesters. Das Gericht erklärte ihn öffentlicher Schamverletzung schuldig, und verurtheilte ihn, nach dem Art. 330 des

Strafgesetzbuches, zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe und 25 Franken Buße. — Er hütete sich weislich, von diesem Urtheil zu appelliren, und unterwarf sich der über ihn gefällten Sentenz.

Die Tribune politique et littéraire und der Courrier de l'Europe, welche beide täglich zu Paris erscheinen, hatten in ihren Nummern vom 18. und 19. Februar d. J. einen Brief aufgenommen, unterzeichnet Raspail, Brigadier der ersten Kanone der vierten Batterie (der Artillerie der Nationalgarde zu Paris), in welchem dieser die Regierung der Hintergehung (déception) und der Verzagtheit (pusillanimité) beschuldigte, und zugleich äusserte, die Nationalgarde selbst sei von dem Rückwärtsschreiten der Regierung dergestalt überzeugt, daß die Aufgeklärtesten in derselben, die bis dahin von dem juste-milieu sich hätten irre leiten lassen, errötheten, ferner ihre Uniform zu tragen.

Raspail und die Geschäftsführer der beiden genannten Zeitungen erschienen der in diesem Briefe enthaltenen, die Regierung und die Nationalgarde beleidigenden Aeusserungen wegen, am 10. Mai vor den Assisen. Nach der Auseinandersetzung der Sache durch den Substituten des Generalprokurators, Partarrieu-Lafosse, der Befragung der Angeklagten und der Abhörung der Zeugen nahm Raspail das Wort und sagte unter Andern zur Erklärung der von ihm aufgestellten Beschuldigungen:

„Der König, den wir haben ernennen lassen, war der erbliche Präsident der besten aller Republiken. Das Programm des Stadthauses bot ihm diesen Titel

dar; er nahm ihn an, und Alles war gesagt. Vom 29. Juli geboren, hatte dieser Königpräsident erfahren, daß bei uns die Könige verantwortlich sind, daß man sie eben so gut fortjagen kann, als die Minister, folglich um so mehr, daß man ihre Handlungen wie die der untergeordneten Behörden tadeln darf.

„Aber auf einmal nahm dieser Vorstand, den man auf den freifarbigen Thron erhoben, statt den Namen „Präsident“, den eines „Königs der Franzosen“ an. Bei dieser Neuigkeit war die Freude der Höflinge des Kaiserthums und der Restauration nicht gering.

„Wir haben noch einen König, riefen sie, einen König... ha! nichts ist verloren für uns, nichts ist verloren für ihn, weder die Gesetze zu Gunsten des Königs, noch die Gesetze zu Gunsten der Höflinge des Königs. Es lebe der König der Franzosen! Es ist ganz dasselbe, wie der König von Frankreich. Und sie eilten zu Hofe, wie Leute, die ihr Handwerk kennen, wie Leute der alten Zeit, Etikettliebhaber, Freunde der Privilegien, geheimer Verleumdungen, gefälliger Anklagen.

„Wartet, wartet, sagten sie, wir wollen ihnen bald gute und schöne Gerechtigkeit angedeihen lassen allen den Skriblern, die protestirt, die gestritten haben, und die uns beständig in unsern Absichten und Plänen geniren. Haben wir nicht noch das Gesetz vom 25. Mai 1822? Ja, wir haben es noch, denn seine Beseitigung ist nicht in unsern Büchern, sie ist auf dem Steinpflaster von Paris geblieben. Befehl an die königlichen und Generalprokuratoren, Diesen oder Jenen vor Gericht zu zitiren, beschuldigt, „zum Haß und zur Verachtung der Regierung des Königs gereizt zu ha-

ben," durch ein oder zwei Worte, welche er in die Zeitungen der Hauptstadt hat einrücken lassen; und ihr Befehl wird pünktlich vollstreckt."

Zur Rechtfertigung der Stelle: „Welch Gemisch von Hintergehung und Verzagtheit von Seite der Regierung", sagte er:

„Hier, meine Herren Geschwornen, muß man mit mir zugleich alle edeldenkenden Schriftsteller nicht allein in Frankreich, sondern in Europa anklagen; alle französischen Herzoge auf den öffentlichen Plätzen, in den Trinkhäusern und in den Sälen, selbst bis zu den Thüren der Gerichtshöfe und der Ministerien. „Hintergehung!" Aber wer hat sie nicht mehr als hundertmal bezeichnet, seit den acht Monaten, die man uns regiert?

„Jene schönen Versprechungen des Stadthauses, jenes Programm, das wir nicht wiederfinden, die Sendung nach London jenes Gesandten (Talleyrand), bezeichnet durch zehn sich widersprechende Eide, der ministerielle Briefwechsel mit Rogier, die diplomatischen Beziehungen mit Belgien; jener eifrige Wunsch, die Todesstrafe abzuschaffen, so lange man für das Leben der vier Urheber des Gemetzels zu Paris zu zittern hatte; jene Barbarei, bald nachher siebenzehn Köpfe von Julihelden zu fordern; jene geheimen Einladungen an die Einwohner von Modena, die man sodann durch Oesterreicher erwürgen läßt; jenes Hinüberwerfen und Verlassen auf die afrikanische Küste unserer Tapfern der Barrikaden, denen man zuerst, durch dies Exil, ein weniger undankbares Vaterland als Frankreich darzubieten schien; jene Umtriebe einer Polizei à la Decazes, die statt ehrenvoller Arbeit dem arbeit-

losen Handwerker nur Mittel der Sittenverderbung darbietet; und jene ganz neuerlich in Ausführung gebrachten Manöver, durch welche man die Tapfern der Julitage erschreckt, indem man sie mit dem Gefängnisse bedrohet, indem man sie auf die Alternative zwischen Meineid und Hunger gestellt; endlich unsere Beziehungen mit Polen, mit jenem erhabenen Polen, das die Voraussicht unserer Diplomaten des Ministeriums bestimmt hat, umzukommen, und das sich vielleicht aus seiner Asche erheben wird, größer, als Frankreich je gewesen.

„Deuten Sie selbst mir das Wort an, welches geeignet sein kann, solche Begehungen zu bezeichnen. Puristen unserer Requisitorien, ist „Hintergehung" nicht ein noch sehr gemäßigtes Wort? Höret, in der That, höret das Geschrei aller Patrioten, die Ihr in Kerker versenkt, aller alten Soldaten, die Ihr aus der Armee entfernt, aller Julihelden, die Euch zu dem gemacht, was Ihr seid, und die Ihr, auf eine so interessante Weise, jetzt mit Füßen tretet; höret, höret das Geschrei jener Italiener und Polen, die umsonst die Augen auf Frankreich gewendet, und die gefallen sind; höret ganz Europa, die ganze Erde, die im Namen der Freiheit, die Ihr im Geheimen zu verrathen versprochen, ihren Unwillen gegen Euch laut werden läßt. Alles schreiet in Frankreich und um Frankreich: Nein, es ist nicht allein Hintergehung; es ist Infamie!

„Werdet alsdann noch böse, wenn man Euch verzagt nennt. Infamie ist der Feigheit Schwester. Nennt uns übrigens eine einzige lobenswerthe Maßregel, die man Euch nicht durch Furcht entrissen! Es

gibt nicht ein Denkmal in Paris, das nicht meines Vorwurfs Wahrheit bescheinigt."....

Auf gleiche Weise, d. h. indem er beständig die Regierung anklagte, ihr Absichten und Zwecke lieh, die nur auf Frankreichs Verderben hinzuzielen im Stande waren, suchte Raspail sich auch über die Beschuldigung zu rechtfertigen, die Nationalgarde beleidigt zu haben. Auffallend genug wurde er von den Geschwornen gerade dieses Vergehens wegen schuldig, und der Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der Regierung nichtschuldig erklärt. Die Geschäftsführer der beiden Zeitungen wurden gänzlich freigesprochen, dagegen Raspail zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe und 300 Franken Buße verurtheilt.

Gesellschaftliches Leben am Hofe Karls II.

Gesegnet seien jene albernen Beobachter, die das Schicksal in eine seltsame, lasterhafte Epoche versetzt, und die ohne Philosophie, ohne Geistesverschwendung Alles einfältiglich wiederholen, was sie gesehen und gehört: passive, materielle Echo's der Vergangenheit. Gesegnet seist Du, gutmüthiger, eitler Brantôme, Deiner närrischen Schilderungen verliebter Abenteuer, haaremporsträubender Verbrechen, Tollheiten und Schauderereignisse jeder Art wegen, die, obgleich unzusammenhängend, dennoch nicht wenig beitragen zur Bereicherung der Geschichte.

Wo anders, als in Brantôme's köstlichen Randglossen, findet man so naiv die rührenden Biographien

jener schönen, tugendhaften Frauen am Hofe Karls IX, die ein Dutzend Liebhaber betrogen und ein Paar Männer ermordet, ohne deshalb weniger liebenswürdig, weniger tugendhaft zu sein?

Moral ist freilich in diesen Legenden der Verworfenheit nicht. Aber eben dadurch ist ihr Verfasser erhaben, bewunderungswürdig. Er gibt die Sache einfach, nackt, wie sie ist, ohne Ausschmückung, sogar ohne die von unserer heutigen Sprachkeuschheit nothwendig gemachte Umschleierung.

Es gab beinahe in allen Epochen einen jener unschätzbaren, wenn auch fremdartigen Kronikenschreiber, der auf solche Weise verfahren, der die Ereignisse seiner Zeit unter ihrem wahren Gesichtspunkte dargestellt, nicht wie sie hätten sein sollen, sondern wie sie in der That gewesen.

Suetonius zu Rom, Prokop im oströmischen Reiche, Burkhard am Hofe Borgia's, Brantôme unter Karl IX und Heinrich III, Dangeau unter Ludwig XIV, Pepys unter Karl II in England, Bachaumont in Frankreich, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, haben sich zu getreuen Einsammlern der Begebenheiten ihrer Zeit gemacht. Ihre alleinige Aufgabe bestand darin, zu wiederholen, was sich ihnen Auffallendes dargeboten, ohne sich irgend eine eigene Bemerkung zu erlauben. Sie waren im eigentlichen Sinne, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, die schreibenden Schnapphähne ihrer Zeit, wie die Beobachter an der Spree und an der Wi-en in der unsrigen.

Pepys, eines dieser Mitglieder der Stubenthürhorcher-Kongregation, der gesellschaftlichen Spione,

in die man kein Mißtrauen setzt, weil sie parfois trop bête scheinen, hat in seinem eben so wortreichen Tagebuche, als das Dangeau's, alle Thorheiten, alle Unsittlichkeiten, alle Knabenstreiche jenes entarteten Hofes angedeutet, dessen würdiges Haupt Karl II war.

Diese Notizen sind oft unbedeutend. Aber wie der Kanzler Bakon sehr richtig gesagt: „ein in die Luft geworfener Strohhalm belehrt uns, von welcher Seite der Wind wehet."

Man lernt durch ihn sehr genau den trägen Monarchen kennen, der, ausser daß er Trunkenbold und ausschweifend im höchsten Grade war, noch viele andere schöne Eigenschaften hatte, die ihn zur Zierde aller lüderlichen Häuser, aller Wachtstuben, aller Kneipen machten, und den weder die Erinnerung an seines Vaters Sarg, noch an Kromwells Zwischenregierung, um ein Haar zu bessern im Stande war.

Hamilton, der zierliche Erzähler der Betrügereien und Intriguen dieses Hofes, hat uns getäuscht, indem er sie mit der vollen Grazie und Feinheit seines Styls geschmückt. Die „Abenteuer Grammonts" sind jener Zeit Roman; Pepys Tagebuch ist ihre eigentliche Kronik.

Es gab um jene Zeit, in dem Pfarrsprengel St. Olav, einen ehrsamen Gentleman, neugierig wie ein Perückenmacher, herumschnüffelnd wie ein Hühnerhund, lauschend wie ein Polizeiagent, glotzend wie ein Brillenhändler; in allem Uebrigen der bravste Mann von der Welt.

Er hatte, in seinen eigenen Augen, eine so große Wichtigkeit, daß er, den berühmten Lavater noch

überbietend, der jedesmal in seinem Tagebuch notirte *), wenn er sich den Bart geschoren, oder wenn er ein Abführungsmittel genommen, immer getreulich niederschrieb, wenn er einen andern Rock angezogen, wenn er seine Manschetten hatte waschen, oder seine Strümpfe hatte ausbessern lassen, anderer Kleinigkeiten und menschlichen Schwächen nicht zu gedenken, die ebenfalls in diesem pro memoria figurirten.

Aus solcher Gewohnheit erwuchsen mehrere Foliobände von sehr kleiner Schrift, die seine Erben, nach seinem Hinscheiden, an einen Käsehändler erlassen wollten, die jedoch glücklicherweise noch gerettet wurden. Dies Original war Samuel Pepys. Viele Jahre vergingen, und Niemand unternahm es, diese egoistisch-häusliche Kronik zu durchblättern.

„Ich habe mich um acht Uhr rasirt. Ich habe meine Strumpfbänder um halb neun Uhr angelegt. Ich bin um zehn Uhr bei Hofe gewesen 2c. 2c.“

Dergleichen Bemerkungen waren im Stande, den geduldigsten Leser zurückzuscheuchen. Pepys bei alledem war öffentlicher Beamter, Staatsmann, Diplomat. Als solcher nahm er, in aller Unschuld seines Herzens, Theil an den mannigfaltigsten Intriguen, obgleich er nie „etwas davon hatte.“ Er war auch Mann von Welt, folglich Liebhaber de ceci et de cela; aber ohne alles spekulative Raffinement, wie ohne Prätention, ungefähr wie ein Schulknabe, der während den Ferien alle seine Aufgaben vergißt, und der glücklich ist, sie zu vergessen.

---

*) Dies merkwürdige Tagebuch ist noch nicht im Druck erschienen.

Pepys schwatzte mit aller Welt, lächelte aller Welt zu, kannte und grüßte alle Welt. Er ging ins Schauspiel, in die Kirche, in den Park, überall, wo ein Paar Hundert Menschen zusammenströmten, um sich zu vergnügen, sich gegenseitig durchzuhecheln, und am Ende sich schrecklich zu langweilen. Pepys war der recht eigentliche Ueberall und Nirgends jener Zeit.

Jedermann liebte und schätzte ihn, aus dem Grunde, weil Jedermann ihn für viel zu dumm hielt, um ihn zu fürchten. Auf solche Weise sah er Alles, hörte er Alles. Die Natur hatte ihn geschaffen, um zu sehen, und er sah, um zu hören, und er — horchte. Man fand ihn an demselben Tage zu White-Hall, in des Königs Gärten, auf einem Leiterwagen, um eine Hinrichtung zu sehen, unter den Zeugen eines Hunde- und Bärenkampfes, vor einem Marionettentheater, in einer Volksschlägerei.

Er vergnügte sich überall, selbst wenn er hier und da ein Paar Rippenstöße erhielt. Stolz, Nichtachtung, Spleen waren für ihn unbekannte Dinge. Wie der Vogel von seinen Flügeln die Regentropfen abschüttelt, die sie befeuchten, so entnahm sich Plepys jedem Verdruß mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Er speisete zu Mittag mit einem Lord, zu Abend mit einem Hanswurst, frühstückte am andern Morgen mit einer Mätresse des Königs oder mit einem Diener des Evangeliums, und war nicht im Mindesten verlegen über die Art und Weise, auf welche er seine Zeit verlieren sollte.

Er war verheirathet, und er liebte seine Frau. Musik entzückte ihn. Die Künste machten ihm Ver-

gnügen. Leben, Sehen, Hören, das war sein A und O, sein Eins und Alles, seine Freude, sein Genuß. Heftige Leidenschaften, Ueberspannung, Neid, Menschenhaß, Eifersucht, Ehrgeiz waren ihm gänzlich unbekannt. Glücklicher, dreimal glücklicher Pepys!

Seine Frau, die er geheirathet, als sie kaum fünfzehn Jahre alt das Kloster verließ, seiner Familie zum Trotz (der einzige Beweis von Karakterstärke, den er in seinem Leben gegeben), und die arm war, wie er, verdient auch erwähnt zu werden. Sie lebte mit ihm in einer Bodenkammer, bei einem seiner Verwandten, besorgte die Küche, wusch die Wäsche und war immer heiter und frohen Muths. Sie gab ihrem Manne keine Kinder; demungeachtet war er in seinem Hauswesen sehr glücklich.

Man speisete schnell. Man ging in den Park, wo man mit guten Freunden auf und nieder spazierte. Um 5 Uhr war man im Schauspiel; um 9 Uhr verließ man es wieder, und schwatzte, bei schönem Wetter, unter den Bäumen des Parks bis tief in die Nacht. Intriguen und kleine Skandale flogen von Mund zu Mund. Die schönen Damen, mit Brokart und Sammet bekleidet, gaben ihre Stelldichein unter dem Schatten alter Eichen. Bei Mondschein erblickte man im Gebüsch der schweren Gewänder lange Schleppen dem frischen Rasen seine Perlensaat rauben. Man hörte den Lackfächer sich aus Gewohnheit bewegen, der Abendkühle unbeschadet.

Besuchen wir mit Pepys das Schauspiel. Man gibt ein Stück von Shadwell. Das Theater gewährt den Anblick eines Schlafzimmers. Welche Sitten! Welche Kühnheit der Lizenz! Man wendet die

Augen ab. Aber das ist kein Mittel, wie Pepys zu sehen. Der König ist hier. Er hört, er lacht, er schäkert. Er findet das Stück ein wenig kalt, und erlaubt sich Witzspiele, die an Unschicklichkeit Shadwells leichtfertige Scherze weit übertreffen.

Eine große, braune Frau, mit sprühendem Auge, mit blendender Gesichtsfarbe, stützt sich auf die Schulter einer andern neben ihr und zischelt dem König ins Ohr. Gleich nachher erhebt sie sich, tritt ohne Umstände in die königliche Loge und setzt sich zwischen Se. Majestät und den Herzog von York.

Man lächelt, man verwundert sich, man frägt, was diese Kühnheit bedeuten solle, während der König nur Augen und Ohren hat für seine Davies. Er rächt sich, nicht als Monarch, sondern als Liebhaber. Die Schauspielerin lächelt ihm zu; er gibt ihr dies Lächeln zurück. Das unzüchtige Augenspiel zwischen dem König und seiner Eroberung entgeht selbst dem guten Pepys nicht, der am Abend in seinem Tagebuche darüber genaue Rechnung ablegt.

Man bewundere dieser Komödiantin Unverschämtheit. Sie prahlt mit einem Ringe, den ihr der König gegeben, ein Ring von 700 Pf. Sterl. (8400 rhein. Gulden) Werth; ein Diamant vom schönsten Wasser. Die stolze Castelmaine (Mätresse Karls II) geräth darüber in unbeschreibliche Wuth. Pepys deutet sehr umständlich alle die schönen Sachen an, welche der lüderliche Monarch der Davies gegeben, und die ihre Wohnung wie ihre Person schmücken. Das ist ganz natürlich; Jedermann beschäftigt sich nur damit.

Während die schöne Castelmaine sich erhebt, ausser sich vor Wuth, mit Händen und Füßen stampfend,

beschreibt uns Pepys den Haarputz, den Mistriß Stewart in die Mode gebracht, und der wahrlich weder ihren guten Geschmack noch ihre Reinlichkeit beurkundet. Man nennt das einen Puff. Dieser Puff besteht in aufwärts gekämmten, mit grauem Puder bestreuten Haaren, von denen hier und da spitze Zotteln herabhängen — das Häßlichste, was man sich denken kann. Aber dies Häßliche ist Mode, und alle hübschen Frauen entstellen sich dadurch um die Wette.

Woher plötzlich dies Geräusch? Alle Lords erheben sich, alle Damen beginnen ein dumpfes Gemurmel; ein Wald von Federn bewegt sich.

Mistriß Mallet, jetzt Lady Rochester, tritt ins Parterr, wo alle Frauen vom höchsten Stande sich befinden. Lord Rochester folgt ihr. Lord John Butler, der Dame ehemaliger Vertrauter, verfolgt sie mit unzähligen Blicken, die lächelnd beantwortet werden. Das ist die allgemeine Geschichte. Es gibt für diese Menge nichts Wichtigeres, als des Hofes und der Stadt Skandalkronik.

Und Holland, und Frankreich und Spanien, die England bedrohen? — Darum bekümmert man sich nicht. Kommt Zeit, kommt Rath.

Nichts ist interessanter, als die Heirathsgeschichte Lord Rochesters. Er war vollkommen zu Grunde gerichtet, als er eines Tages über Charing-Croß *) fuhr, wo er Mistriß Mallet, in Begleitung ihres Großvaters, erblickte. Der Gedanke kam ihm, sie zu entführen, und gedacht, gethan; sie mußte Lady Rochester werden, gern oder ungern. Nota bene, das nennt man bon ton.

*) Ein Platz in London.

Pepys sagt uns nebenbei, daß er auch das löbliche Kupplerhandwerk treibt, und daß er alle die Heirathen befördert, welche im Himmel geschlossen worden.

Wie, man verheirathete sich noch, dieser allgemeinen Ungezogenheit ungeachtet? — „Lieber Gott, ja, man verheirathete sich noch. Es gab hier und da noch einige Ueberreste von altem puritanischem Sauerteig, die nicht ganz mit den neuen Begriffen in Uebereinstimmung standen und Ursache waren, daß man noch an allerlei alte Vorurtheile hing.“ — Was hält man von dieser karakteristischen Sprache des Jahrhunderts?

Pepys beschreibt die puritanische Vermählung Lord Carterets und Miß Landwich. Carteret war, ihm zufolge, ein unbehilflicher Mensch, der weder intriguirte, noch verleumdete, noch französische Komplimente oder galante Vorschläge zu machen verstand. Er scheuete sich sogar, dieser oder jener berühmten Schönheit die Hand zu leihen. In der That, ein lächerlicher Mensch.

Seine Verlobte war noch alberner. Sie schlug die Augen nieder, wenn Carteret mit ihr sprach, erröthete, wenn sie ihn ansichtig wurde, und kam ausser Fassung, wenn er des Tages ihrer Vermählung gedachte. Umsonst verschaffte man ihnen geheime Zusammenkünfte; sie trennten sich auf der Stelle, ohne sich ein Wort zu sagen, wenn sie auf solche Weise zusammentrafen. Kann man sich etwas Lächerlicheres denken?

„Ich wiederhole es,“ sagt Pepys, „der Puritanismus hat unser Land von Grund aus verdorben, und jener über die Maßen feine Ton, jene vollkommene Grazie, jene leichten, zierlichen Sitten, in denen der König Meister ist, ... haben die große Natio-

nalmasse noch nicht durchdrungen." — Jammerschade! Uebrigens werden wir gleich ein Pröbchen von diesem feinen Ton haben. Die Sitten kennen wir bereits.

Frauen vom Stande trugen damals nicht allein so schwere Kleider, daß sie unter denselben fast erstickten, sondern auch blonde Perrücken und die unförmlichsten Schönpflästerchen. Pepys rühmte sich eines Tages, von dem König eine absonderliche Gunst erhalten zu haben. Se. Majestät hatte nämlich im Saale seiner Leibwache zu ihm gesagt: „Ei, sieh da, der Schurke Pepys. Ich hätte ihn beinahe nicht erkannt, mit seiner blonden Perrücke." Erinnert diese Anekdote nicht an jene von dem Sohn Israels, der sich ebenfalls rühmte, daß der König mit ihm gesprochen, weil dieser zu ihm gesagt: „Scher dich fort, Maulaffe!"

„Der König", fügt Pepys hinzu, „hat überhaupt viel Verstand. Letzthin, als er im Garten von White-Hall spazieren ging, sagte er eine unendliche Menge der witzigsten Dinge, untermischt mit kräftigen Schwüren und Gotteslästerungen, die seine Geistesblitze um so mehr erhoben. So sagte er unter Anderm zu Sir Bolton, der ein dickes, kurzbeiniges Pferd gekauft: Goddam, Sir William, ich will, daß mich der Teufel hole, wenn der Mensch, dessen Länge mit seiner Breite im auffallendsten Mißverhältniß steht, nicht des Thieres Vater ist." — Sir William war sehr groß, und Karls II Witz war eben so passend als fein. Doch lassen wir unsern Gewährsmann reden:

„Wenn Se. Majestät bei guter Laune ist, sagt sie Dinge, Dinge, bei denen Einem Hören und Sehen vergeht. Letzthin hat der König, auf beiden Knien liegend (wie es der Gebrauch will), auf das Wohlsein

aller seiner Mätressen getrunken. Die Liste war so lang, daß ich glaubte, sie werde nie enden. Man mußte ihn sehen auf den Knien vor Armerer, Armerer auf den Knien vor ihm, beide trinkend, beide betrunken, sich küssend, sich umarmend, lachend, weinend, gegeneinander fallend, wie zwei ächte Trunkenbolde...." Ein rührendes Schauspiel.

Wer hätte uns von dem Allem unterrichtet, hätte Pepys nicht sein Tagebuch geschrieben, hätte er in demselben, nicht seine Ideen (denn er hatte keine), sondern die Ereignisse jedes Tages eingetragen? Man muß ihm dankbar sein, daß er uns, ohne es zu wollen, belehrt, worin eigentlich Karls II hochgerühmter Geist bestanden, welches seine Witze, die Zierlichkeit seiner Manieren und seines Umgangs feiner Ton gewesen.

Jener Hof, jene Epoche hatten ihre eigenthümliche Zivilisation, die aus einem sonderbaren Gemisch alter Rohheit, puritanischer Strenge, ausgelassener Ueppigkeit, und ein wenig aus Frankreich und Italien eingebrachter unbehilflicher Zierlichkeit bestand, wozu sich bei einigen Personen, wie bei unserm Pepys, eine gewisse Gutmüthigkeit gesellte, die einer andern Zeit wie andern Sitten anzugehören schien.

Werfen wir noch einen Blick auf Lord Carterets Vermählung mit Miß Sandwich. Pepys war zu derselben eingeladen. Er begab sich um sechs Uhr zu den Aeltern der Braut. Eine Spitzenmanschette, mit goldenen Franzen besetzt, bedeckte seine Hand. Er trug einen seidenen Rock, von schielender Farbe, mit goldenen Knöpfen besetzt.

Nach der Trauung spielte man Karten. Man speisete sodann zu Mittag, und spielte Karten bis zum

Abendessen, wonach man abermals Karten spielte. Nach dem Allem, zu unsers Gewährsmannes größter Verwunderung, sagte man ein Gebet. Lord Sandwich war Puritaner.

Pepys spricht mit einem Ton der Ironie und Verachtung von dieser Szene, welche beweiset, wie man damals das Gebet zu beurtheilen gewohnt war. Am anstößigsten schien ihm jedoch die Dezenz, welche man bei der ganzen Feierlichkeit beobachtete. Er äussert sich darüber folgendermaßen:

„Wir traten in der Neuvermählten Schlafzimmer. Sie legte sich nieder, wonach wir sie der Reihe nach in ihrem Bette umarmten. Die Vorhänge wurden mit großer Feierlichkeit zugezogen, und... ich würde mich mehr vergnügt haben, wenn nicht Alles so ruhig abgelaufen wäre.“

Es scheint, daß man solche Umstände zu den größten Narrheiten benutzte, und daß sich während denselben Szenen ereigneten, die man erröthen müßte, auch nur oberflächlich anzudeuten.

Wohnen wir mit Pepys auch einer Beerdigung bei. Er hatte einen zu Brompton wohnenden Oheim verloren. Bei seiner Ankunft fand er den Leichnam im Kamin aufrecht gestellt, so daß der obere Theil sich im Rauchfang befand. Er roch sehr stark; demungeachtet hatte des Verstorbenen Frau ihn die ganze Nacht über bewacht. Man erkennt in dem Allem die deutlichsten Spuren der Halbbarbarei jener Zeit.

Nach unsers Gewährsmannes Ankunft wurde der schon in Verwesung übergehende Körper aus dem Rauchfang gezogen, und in seiner Gegenwart in den Sarg gelegt, wonach die Erben sich um denselben versam-

melten, um das Testament vorlesen zu hören. Gleich nachher kauften Alle Bänder und Handschuhe, um der Beerdigung beizuwohnen, die erst am andern Tage statt fand. Ungefähr 150 Personen wären dazu eingeladen. Nach des Todten Bestattung kehrten sie sämmtlich in das Todtenhaus zurück, wo sie sich in Glühwein (Claret-Bordeaux) berauschten, und Bisquite speiseten.

Beispiele dieser Rohheit, dieser Unzivilisation, die ihre barbarische Schattirung den häßlichsten Lastern, den gröbsten Ausschweifungen beimischte, sind sehr häufig in Pepys Tagebuch. Er selbst fand daran nicht das Mindeste auszusetzen, und notirte sie als ganz gewöhnliche, als alltägliche Dinge.

Obgleich Mann von Welt und gutem Ton, versäumte er doch nie eine öffentliche Hinrichtung. Der Henker war sein Lieblings-Schauspieler. Man muß sehen, mit welchem Vergnügen er alle die gesetzlichen Metzeleien erzählt, mit denen die Rachsucht der Anhänger Karls den Platz Charing-Croß besudelte.

Heute sieht er den Major Harrison hängen, köpfen und viertheilen, wonach des Unglücklichen Kopf und Herz, ganz mit Blut bedeckt, dem Volke gezeigt wird; was Pepys sehr löblich und zweckmäßig findet. Morgen geht er, um zwei Köpfe von Richtern Karls I auf eine Thurmspitze stecken zu sehen. Uebermorgen wohnt er der Ausgrabung der Ueberreste Kromwells, Iretons und Bradshaws, deren Hängung und der Streuung ihrer Asche in den Wind, bei. Alle diese Szenen vergnügten ihn und seine Gattin in hohem Grade. Denn auch Mistriß Pepys wollte ein so schönes Schauspiel nicht verlieren.

Eines Tages verhinderten ihn ein'ge Geldgeschäfte

seine Frau zu der Hinrichtung des Oberst Turner zu begleiten. Er mußte sich begnügen, ihr einen „angenehmen“ Platz zu verschaffen. Aber seine Neugier ließ ihm keine Ruhe. Er beendete seine Sache über Hals und Kopf, eilte auf den Hinrichtungsplatz, erkaufte sich die Erlaubniß, auf einen Karren zu steigen, und blickte gierig, unverwandt auf das Schafott, auf welchem der Oberst, der eines gewaltsamen Einbruchs wegen verurtheilt worden, über eine Stunde im Gebet versenkt blieb (er war Puritaner), um sein Dasein so viel wie möglich zu verlängern, was nicht ermangelte, Pepys Unwillen zu erregen, der, nachdem endlich der Henker seine Schuldigkeit gethan, mit dem übrigen Lumpengesindel vom Karren sprang, seine liebreiche Gattin aufsuchte, und mit ihr beim Mittagsessen die blutige Geschichte zwanzigmal wiederholte.

Dieser Oberst Turner seinerseits ist ebenfalls ein merkwürdiges Muster jener Zeit, wo der Krieger, dessen man nicht mehr bedurfte, verabschiedet wurde wie ein Bedienter, den man nicht mehr braucht. Es blieb ihm in diesem Fall gewöhnlich nichts übrig, als sich zum Straßenräuber zu machen.

Zu dieser Klasse gehört auch der ehrenwerthe Oberst Colepepper, der in Walter Scotts „Abenteuern Nigels“ eine so schöne Rolle spielt. Ein durchlöcherter Mantel, ein zugespitztes Rapier, Gewohnheit der Spieltische und Tavernen, Vertrautheit mit allen Lastern, eine gleiche Verachtung des Todes und aller rechtschaffenen Gesinnungen: solches war der materielle und moralische Zustand dieser abenteuerlichen Existenz. Die Annalen von Newgate (Njugätt) wimmeln von

den Thaten dieser Industrieritter, deren es eine sehr große Zahl gab.

Zu Pepys Zeiten erblickte man den Adelichen, den Spieler, den Beutelschneider, den Straßenräuber, den Raufer, den Mörder in einer und derselben Person. Es war zu viel schon an einer dieser Eigenschaften. **Homunculi quanti sunt, cum recogito***).

Man sieht in Pepys Tagebuche, wie Gesandte am Hofe Karls II, mit dem Degen in der Faust, sich um den Vortritt gestritten; wie ihr Gefolge, in den Straßen Londons, sich eine ordentliche Schlacht geliefert, und wie der König das Alles duldete, ohne sich dadurch im mindesten beleidigt zu fühlen.

Unser Gewährsmann durchwatete bei dieser Gelegenheit mit der Kanaille, in deren Gesellschaft er sich eben so wohl befand, als in jener der Höflinge, weil diese von jener in ihrem Betragen sich nur wenig unterschieden, den tiefsten Gassenkoth, schrie Hurra! gegen die Franzosen, reizte die Spanier auf, und kehrte, vom Scheitel bis zur Ferse beschmutzt, zu seiner Ehehälfte zurück, um ihr triumphirend seine Thaten zu erzählen und sie in sein Tagebuch einzutragen.

Bei solchen Sitten mußte der Zweikampf, der selbst jetzt, zur Schande unserer Zivilisation, noch fortbesteht, ein blutgieriger, wüthender Kampf, ein entsetzlicher Todschlag sein. Pepys gibt uns auch darüber mehr als ein Beispiel.

Zwei Adeliche begegnen sich in der Straße und greifen sogleich zu den Waffen, eines Blickes, eines Wortes wegen. Sie schlagen sich ohne Zeugen, mit

---

*) Kleinliche Menschen, wie wenig sie sind.

ungleichen, unritterlichen Waffen. Ein anderes Mal nehmen die Zeugen Theil an dem Kampfe, ohne die geringste Veranlassung, nur, um nicht müßig zu bleiben. Statt zwei Personen fallen vier, oder sechs, oder mehr. Man führt die Namen derjenigen an, die bereits mehrere Personen im Zweikampf erschlagen, und von denen man voraussetzt, daß sie Panzerhemden unter ihren Kleidern getragen.

Ein Hauptmann Howard forderte einen gewissen Jermyn heraus, ohne ihm sagen zu wollen, weshalb, und welches Beweggrundes wegen. Frauen vom Stande bezahlten Schläger von Profession, und schickten sie gegen ungetreue Liebhaber, oder gegen Männer, die ihre Avancen nicht haben bemerken wollen. Der Schauspieldichter Heinrich Killigrew wird auf öffentlicher Landstraße von Lord Buckinghams Lakeien ermordet. Dieser rühmt sich der blutigen That bei Hofe, und weder der König noch die Gerichte belangen ihn deshalb. Er bleibt nach wie vor der erste Minister, der geheime Rathgeber, der Vertraute Sr. Majestät.

Zwei Jugendfreunde, erzählt uns Pepys, Sir Heinrich Bellarses, Mitglied des Parlaments, und Thomas Porter, sprachen in einem Saale. Ihre Unterhaltung war laut und schreiend, aber freundschaftlich.

„Streitet ihr Euch?“ fragte Jemand am andern Ende des Zimmers.

— Wenn ich mich streite, entgegnete Bellarses, schlage ich zu.

„Schlagen!“ rief Porter. Ich möchte wohl sehen, wer in England es wagen würde, mich zu schlagen.“

Sie befanden sich bei Sir Carr, und hatten eben

zu Mittag gespeiset. Kaum hatte Porter vorstehende Worte ausgesprochen, so erhielt er von Bellarses einen heftigen Faustschlag ins Gesicht. Sie wollten sich im Saale selbst schlagen. Man trennte sie. Porter begegnete bald nachher dem Dichter Dryden und sagte zu ihm:

„Ich will mich mit Bellarses schlagen, und zwar so bald als möglich. Denn geschieht es nicht heute, sind wir morgen wieder ausgesöhnt, und die Schande des erhaltenen Schlages bleibt mir. Leihet mir Euern Lakaien; ich will ihn mit einem Billet an meinen Gegner schicken.“

In demselben Augenblick fuhr Bellarses Wagen vorüber. Porter hielt ihn an. Sein Freund stieg aus. Man schlug sich in Gegenwart von zwei oder drei gemeinschaftlichen Bekannten. Bellarses fiel, umarmte und küßte sterbend seinen Mörder, der seines Begehens wegen von der Obrigkeit auf keine Weise zur Rechenschaft gezogen wurde.

Das Volk ahmte auf seine Art diesen wilden, blutgierigen Sitten nach. Ein Karrenfuhrmann riß, durch einen Peitschenhieb, des Königs Kutscher beide Augen aus, zum größten Jubel des Pöbels, der dem Unglücklichen spottend zurief: „He, fahr zu! fahr zu!“

Als Karl II dies Ereigniß erfuhr, gerieth er in Wuth, und ließ die Börse schliessen. Welche Gerechtigkeitspflege! Man sehe diesen abgeschmackten Monarchen, der willkührlich den Handel seiner Hauptstadt schlägt, weil einer seiner Leute von der Kanaille verstümmelt worden, während diese Kanaille jener barbarischen Handlung sich wie eines ergötzlichen Schauspiels freuet und ungestraft bleibt.

Mit dieser wilden Brutalität stand die Barbarei der Vergnügungen in treffender Uebereinstimmung. Die Boxer verfolgten sich so lange mit ihren gewaltigen Faustschlägen, bis einer von ihnen todt niederstürzte. Andere Athleten (Fencers), mit kurzen Schwertern bewaffnet, zerfleischten sich auf den Schaubühnen, zur Freude der zahlreichen Zuschauer. Blut floß auf allen Seiten, von den Schafotten, den Theatern, in den Straßen und Gesellschaftssälen, selbst in den Kirchen, wo mehr als ein Opfer erwürgt wurde.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts, zu den ersten Familien des Landes gehörig, vergnügten sich, wie jetzt kaum noch die Dienstboten sich vergnügen. Sie warfen sich mit Kissen, Brodrinnen, kleinen Steinen, verbrannten sich Haare und Schnurrbärte, beschmierten sich mit Unschlitt und Ruß, zerrissen sich die Kleider, und erlaubten sich nebenbei die skandalvollsten Gesten.

Pepys, der eines Tages mit Lord Albemarle und mehrern andern großen Herren bei Lord Oxford zu Mittag speisete, gedenkt eines Streites zwischen Ihren Herrlichkeiten, während dem sie sich gegenseitig die Perrücken abrissen, sich Faustschläge und Fußtritte versetzten, Gläser und Flaschen sich zuschleuderten, und endlich am Boden sich herumbalgten.

In der Pairskammer stützte der unverschämte Buckingham seinen Ellbogen auf Lord Dorchesters Schulter. Dieser zog sich zurück, um den zudringlichen Nachbar zu vermeiden. Sogleich sagte der Minister: „Es scheint, daß Sie müde sind.“ — Müde, Sie zu sehen und zu fühlen. — „Spaß.“ — Was Sie sich hier herausnehmen, würden Sie an einem andern Orte sich

nicht unterstehen. — „Sie sind ein Hundsfott!" — Und Sie ein Lügner.

Nach diesem erbaulichen Austausch von Höflichkeitsbezeugungen schlug der erste Staatsminister Großbritaniens Lord Dorchester den Hut ab, spießte dessen Perrücke auf seinen Stock, und lachte aus vollem Halse.

Pepys, der Zeuge dieser Szene gewesen, fand sie in der That sehr lächerlich. Um sie sogleich einigen großen Damen von seiner Bekanntschaft zu erzählen, begab er sich zu einem Kutschenmacher, wo er gewiß war, jene zu finden. Sie waren dort in einer Kutsche, wo sie Ale (starkes Bier) tranken, und Brot, Butter, Schinken und Käse durcheinander aßen. Unser Gewährsmann theilte ihre Gendarmenmahlzeit, erzählte ihnen mit vollen Backen seine Geschichte, und brachte sie dadurch zu einem solchen Lachen, daß man — den Ale aus der Kutsche fließen sah. Quid vis egastas imperat. *)

*) Bedürfniß läßt Alles thun.

Philosophisch-moralische Parallele zwischen der alten und neuern Zivilisation.

Jene Völker, welche wir die „Alten" nennen, und die in der That Väter und Begründer der europäischen Zivilisation sind, nehmen in der Weltgeschichte nicht ganz den Platz ein, den unsere Schulvorurtheile und Erinnerungen ihnen zugestehen.

Des Orients Zivilisation schritt der unsrigen voran. Indien, Aegypten, Persien bahnten den Künsten Griechenlands den Weg. Zwischen Asien und Europa mitten inne, übertrug Hellas auf das Westland die Aufklärung, welche es von des Tages Wiege erhalten; und müßte man die Gesellschaften in zwei besondere Klassen scheiden, würde der Name „alte Gesellschaften" ausschließlich denen gehören, die lange vor der hellenischen Epoche unter dem Joche der orientalischen Theokratie sich befunden.

Die westliche Zivilisation nun schreibt sich von Griechenland her, und kann sich ihrerseits wieder in zwei Theile scheiden: in die Zivilisation des Pantheismus und in die des Christianismus.

Vergleicht man diese beiden Zivilisationen, so erkennt man, daß die eine von der andern durch wesentliche Verschiedenheiten getrennt ist, daß sie auf ganz entgegengesetzten Grundlagen beruhen, und daß sie nur durch Unwissenheit und Verblendung der Rhetoriker mit einander verwechselt werden konnten.

Ihre Bewunderung hat sich vergebens bemühet, in den Schooß des neuern Christianismus der alten

Gesellschaft Elemente einzuführen. Unsere Sitten, unsere Ideen, unsere Grundsätze sind den einer vernichteten Religion entsprossenen Sitten und Ideen gradezu entgegengesetzt. In Literatur, in Moral, wie in Politik ist diese unselige Nachahmung der Alten eines der kläglichsten Uebel der neuern Welt geworden.

Ehemals bei den Hellenen, die diese Theorie den Indiern entlehnt, wurde der Mensch als Spiegel des Weltalls betrachtet; der Staat als ein unzertheilbares Ganzes; die politische Welt als eine Aneinanderreihung demselben Prinzip unterzogener Staaten; die physische Welt als ein großer, aus göttlichen Kräften zusammengesetzter Körper.

Man opferte die Individualitäten. Das menschliche Wesen verschwand in der großen Masse der menschlichen Gesellschaft. Die bürgerlichen Institutionen waren Alles; die häuslichen Pflichten waren nichts. Der Bürger, Mitglied der Republik oder Oligarchie, mußte sich beständig der Konstitution und dem Staate aufopfern, zu dem er gehörte.

Was verschlug eine Individualität, im Vergleich mit dem Wohlergehen, der Sicherheit der Masse? Was verschlug eines Einzelnen Glück, in so fern der Ruhm Aller das Endresultat, der allgemeine Zweck der Gesellschaft war?

Man lehrte den Menschen das beständige Opfer ihrer Persönlichkeit. Man zerriß auf solche Weise das erste, das stärkste Band, welches sie an Leben, an Tugend fesselt. Man nöthigte sie, ihre Familie hintanzusetzen für den Staat, den gesellschaftlichen Körper als eine einzige Familie zu betrachten, und nur für diese zu leben. Forderte der Staat Ungerechtigkeiten oder Verbrechen: die Entschuldigung war

leicht gefunden. Die Sklaverei, diese traurige Nothwendigkeit des Alterthums, wurde für ein vom Himmel gefallenes Gesetz gehalten. Der Frauen Knechtschaft fand dieselbe Rechtfertigung. Bestand nur der Staat mit Ruhm, bekümmerte man sich um seine Mitglieder wenig oder nicht.

Die christliche Zivilisation hat das Alles verändert. Sie hat der menschlichen Individualität ihre Macht wieder gegeben, indem sie das fruchtbarste Prinzip, die Gleichheit Aller vor Gott, verkündet. Sie suchte den allgemeinen Vortheil in der einzelnen Glückseligkeit Aller. Sie beseitigte jene Abstraktion der alten Politik, die von Jedem Vergessenheit seiner eigenen Existenz verlangte. Sie erhob aufs Neue den häuslichen Herd, und sagte zum Menschen: „Deine Privattugenden sind hinlänglich zum öffentlichen Glück. Folge den Gesetzen der Natur. Lege dir nicht eine unnütze Folter auf, und werde nicht gezwungenerweise verbrecherisch.“

Ohne Zweifel hat der Christianismus der Individuen Eigensucht vermehrt. Durch ihn ist der Glanz der neuern Gesellschaften vor jener sprühenden Morgenröthe erbleicht, welche des Alterthums Republiken umgaben. Aber wie mag man diese blutige Morgenröthe zurückwünschen, deren Poesie so großes Unheil über alle die Völker herbeigeführt, die ihren Ruhm allein darin gesucht? ....

Solches ist der auffallende Kontrast, den uns die Elemente selbst der neuern Gesellschaft, im Vergleich mit der alten, darbieten. Erst unter dem Einfluß des Christenthums, unterstützt von den Fortschritten des Handels und der Gewerbthätigkeit, hat der Mensch seiner Bewegungen Freiheit wieder gewonnen. Das

Privatleben hat seine Fesseln abgestreift. Es gibt keine Zwangsgesetze mehr, deren Joch, indem es dem Manne Bürgertugenden zur Pflicht machte, seine Tugenden als Vater, Bruder, Gatte vernichtete. Jeder ist Herr seiner Handlungen geworden, Richter seines Glückes, Bestimmer seines Geschicks.

Die Bande, welche uns an das Vaterland knüpfen, sind dadurch vielleicht ein wenig lockerer geworden. Aber die natürlichen Bande haben sich fester verschlungen und sind stärker geworden. Das häusliche Heiligthum wird nicht mehr verletzt. Die innere Einrichtung jeder Familie ist nicht mehr tirannischer Inquisition unterworfen. Eine gemeinsame Erziehung hat nicht mehr mit demselben Maße alle Geisteskräfte gemessen, alle Intelligenzen in dieselbe Form gezwungen. Der Familienvater hat seine Rechte wieder gewonnen, welche der Staat sich früher zugeeignet. Diese Veränderung ist unermeßlich.

Eine Menge Nebenumstände haben zu demselben Zwecke mitgewirkt, und diese Revolution, die wichtigste in der Geschichte der Nationen, begünstigt. Die Völker, welche Theil genommen an dem großen Durchbruch, deren gewaltige Fluth Roms Macht gestürzt, kamen aus rauhen Regionen, von einem unfreundlichen Himmelsstrich, wo die Erde nur mit Mühe geringe Aerndten sich abgewinnen läßt.

Diese Strenge der Natur ist eine moralische Wohlthat für die Völker. Ihre beständige, angestrengte Arbeitsamkeit entnimmt sie des Müßiggangs und des Luxus Gefahren. Der Arbeiter, von seiner Tagesbeschäftigung ermüdet, ruhet im Schooße seiner Familie. Er will, daß seine Hütte, die ihn allein gegen des

Klima's Rauheit beschützt, so reinlich, so angenehm als möglich sei.

An der Griechen und Römer Stelle sah man über Europa Germanen herrschen, die nomadische Ackerbauer waren, und jene hundert Stämme des Nordens, an häufige Auswanderungen gewöhnt; aber um so mehr an ihre Hausgötter hängend, da das Vaterland, wie wir es kennen, für sie nicht bestand.

Kriegerische und Privattugenden wurden der Gesellschaft Basis. Statt sich mit den Staatsangelegenheiten auf öffentlichem Platze zu beschäftigen, versammelte man sich im Zelte, in der Hütte, am häuslichen Herde. Die Existenz, welche ganz äusserlich gewesen, wurde nun ganz innerlich. Die christliche Religion begünstigte diese Bewegung der Völkerschaften, und die alte Nationalität lebte nur noch in den Erinnerungen der Geschichte.

Welche Entfernung zwischen unsern Sitten und jenen, deren Schauplatz die Agora Athens war! Unter einem leuchtenden Himmel, dessen Milde den Boden befruchtete, arbeiteten Sklaven für ihre Gebieter. Unvertilgbare Verachtung wurde aller Handarbeit, aller Industrie zu Theil. Der demokratische Geist nährte, auf Kosten der Reichen, ein ganzes Volk Müßiggänger. Man vereinigte sich in den Städten, um alle Wollüste zu gleicher Zeit zu genießen. Man überließ der in Knechtschaft schmachtenden Bevölkerung die Mühen des Ackerbaues und der andern Arbeiten.

Jene so gerühmten Republiken waren nichts als Genossenschaften Adelicher, die auf Kosten ihrer Sklaven lebten, welche sie wie Saumthiere behandelten und die ihre Eigenthümer ernähren mußten. Diese letzten hatten

alle Untugenden, welche das far niente erzeugt, und die von Handhabung der Gewalt beständig verstärkt werden. Wie hätten sie sich mit einer ruhigen Privat-Existenz begnügen können? Wie hätten des häuslichen Lebens Pflichten für sie irgend einen Reiz, irgend eine Süßigkeit gehabt?

Ihre Frauen waren nichts als unnütze Sklavinnen. Erfolge, Vergnügen des Ehrgeizes, Kredit, Reichthum erwarteten sie auf öffentlichem Platze. Eine große vom Staate erhaltene Menschenmenge, Bettlerkaste aus Vorliebe und Gewohnheit, vereinzelte sich vom Lande, kannte die Heimath nur als eine Almosenquelle, fesselte sich an nichts, und lebte in dieser Absonderung, in dieser Verworfenheit, in diesem zugleich niederträchtigen und stolzen Elend.

Für die große Masse des athenienſischen Volkes gab es keine Familie. Rauschende Feste, ein schwankender Enthusiasmus, das Vergnügen zu herrschen, Liebe zu Schauspielen jeder Art verschlangen Tage und Jahre dieser angeblichen Souveräne, deren wirkliche Entartung sich uns unter so häßlichen, aber so wahren Farben in den Schauspielen Aristophans zeigt.

Sie gewannen nicht ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts. Sie kannten den lebhaften, innigen Genuß nicht, den beharrliche, gewissenhafte Arbeit, getheilt mit seinen Mitbürgern oder mit den Gliedern derselben Familie, gewährt. Sie begaben sich auf den öffentlichen Platz, und beurtheilten nach Willkühr, nach ihren Vortheilen oder ihrer Laune die großen Angelegenheiten des Staats. Man bezahlte ihnen ihren Antheil an der Souveränität, das war genügend für sie.

Etwas Aehnliches hat sich in neuerer Zeit auch in dem unglücklichen Irland und in dem von seiner Revolution zerrissenen Frankreich erzeugt. Unbemittelte, die kein Brot hatten, verliessen ihre Arbeit, um sich in tumultuarische Volksaufläufe zu mischen. Werkstatt und Geschäftszimmer wurden für den Klubb und die populäre Gesellschaft verlassen.

Glaubt man, daß die häuslichen Tugenden bei einem solchen Zustande viel gewinnen? Wohlstandsmangel, Geldnoth, Hunger vernichten alle zärtlichen Neigungen, die nur im Schooße des Familienlebens keimen können. Man findet nur Ruhe und Reiz in seinem Hauswesen, wenn eine gewisse Zierlichkeit, oder wenigstens Reinlichkeit, wenn, was man „Behaglichkeit“ nennen könnte, des innern Lebens Einförmigkeit vermindert. Jene Athenienser, die unter den Säulenhallen ihrer Tempel schliefen, in Erwartung der Stunde, wo sie Recht sprechen und ihren Sold empfangen sollten, konnten sie irgend eine Idee von der häuslichen Existenz haben?

Das Prinzip des Eigenthums, das erhaltendste und wohlthätigste aller gesellschaftlichen Elemente, war den Atheniensern kaum bekannt. Ein Eigenthümer war seines Habes nie ganz gewiß. Er konnte desselben eben so leicht beraubt werden, als bei uns ein öffentlicher Beamter seines Titels. Eines zügellosen Pöbels Laune, die Bedürfnisse eines leeren Schatzes, nahmen der Privatleute Opulenz ohne Rücksicht in Anspruch. Ein Dekret des großen, habgierigen Haufens verfügte, daß dieser oder jener Reiche dem Staate zu Hilfe kommen müsse. Man mußte sich dem Tumult des öffentlichen Platzes beigesellen, zu irgend einer Fahne schwören,

die populäre Hyder entweder liebkosen oder erschrecken, um Ruhe zu haben. Wie konnte man da noch an seine Familie denken!

Ihr, die ein heiliger Freiheitseifer beseelt, die Ihr in Euern Schulerinnerungen lebt, werft die Augen auf die alten Republiken. Zwischen jenen Sklaven und ihren Despoten entdeckt Ihr keine Mittelklasse. Ihr seht da nichts als überspannte, heftige, wüthende Leidenschaften. Keine Ordnung, kein Frieden. Der physischen Stärke oder Zahlüberlegenheit allein war Bestimmungsrecht vorbehalten. Gegen die politische Arena, wo unter lautem Geschrei so große Interessen verhandelt wurden, waren alle Gedanken gerichtet.

Da verlor sich, wie in einem verschlingenden Wirbelwind, des Bürgers ganze intellektuelle und moralische Kraft. Es handelte sich für ihn um Leben oder Tod. Denn wer in diesem furchtbaren Kampfe nicht obsiegend blieb, mußte umkommen. Diese Intensität der politischen Leidenschaften, von der man neuerlich in Frankreich ein so klägliches Beispiel gesehen, verschlang, vernichtete alle zarten, alle bescheidenen Gefühle, die das Glück des innern Lebens sind.

Thucidides, der tiefe Beobachter, hat auch diesen Zug der griechischen Sitten aufgefaßt. Das letzte Resultat jener zu oft, zu unbedachtsam angepriesenen Institutionen war des Familienbandes vollkommene Auflösung. „Es gab keinen Vater, keinen Sohn, keinen Gatten mehr,“ sagt der gedachte Geschichtschreiber. „Eine allgemeine Entartung hatte der natürlichen Zuneigungen letzte Spur verwischt. Der Bürger existirte nur, um Theil zu nehmen an dem Triumphe seines Vaterlandes oder einer Partei. Er kannte keine an-

dern Neigungen und Pflichten, als die, welche ihn an eine Faktion fesselten."

Das Leben der Feldlager und des öffentlichen Platzes nahm damals das ganze Dasein in Anspruch. Der Soldat, der Redner, der Sklave hatten keine eigentliche Familie. Das Bedürfniß nach Thaten, heftigen Bewegungen bemächtigte sich der Seele, beherrschte sie ausschließlich. Alle sitzenden Beschäftigungen wurden von diesen Menschen verabscheut, deren Beziehungen mit Asien und deren morgenländischer Ursprung in ihren Institutionen tiefe Spuren hinterlassen.

Das schöne Sonnenlicht, das seine Flamme auf sie ergoß, das ihre Gedanken durchglühete, ihre Leidenschaften reizte, sie einlud, seine Wohlthaten zu geniessen, unter einem leuchtenden Himmelsbogen, umfluthet von milder, reiner Luft, verlieh dem öffentlichen Leben einen neuen, einen unaussprechlichen Reiz. Studium, Unterricht, Erziehung, Alles wurde im Freien betrieben. Eine geheime Unruhe zog den Hellenen zur Agora, wo er gewiß war, seine Freunde, seine Brüder, seine wirkliche Familie zu finden. Tempel, Säulenhallen, öffentliche Bäder, Schauspielhäuser, Gymnasien wurden von jenem thätigen, beweglichen Volke angefüllt, für das Einsamkeit große Strafe gewesen wäre.

Die Spartaner genossen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich. Körperliche Uebungen und kriegerische Ausflüge beschäftigten sie fast ausschließlich. Die atheniensische Philosophie wurde im Freien gelehrt. Die ganze griechische Gesellschaft zeichnete sich also wie Ajax, der im hellen Tageslichte, in Gegenwart der Götter, kämpfen wollte.

Kein inneres Leben, keinerlei Mysterien. Der Mann suchte in seinem Hause weder Vergnügen noch Freude, nichts als ein Obdach für die Nacht. Man lese Vitruv. Man beachte die noch bedeutungsvollern Zeichnungen, die uns in den Schooß des griechischen Pompeja versenken. Freskomalereien, Musivboden, Bildsäulen schmücken sie wohl, aber sie tragen nichts bei zur Annehmlichkeit der Wohnung für ihren Besitzer. Es ist unmöglich, sich unbequemere Wohnungen zu denken, als die des Perikles und des Alkibiades.

Wie hätten nun in einem Zustande, wo das Privatleben nicht existirte, Privattugenden sich entwickeln können? ....

Man beachte ein wenig der Frauen Lage in Griechenland. In dem Maße, als der demokratische Geist Fortschritte machte, sanken sie herab von dem hohen Range, auf welchen wir sie noch in den Strophen Homers erblicken, der sogar der schuldigen Helena nicht ohne eines mit Ehrfurcht gemischten Mitleidens gedenkt.

Nach und nach erlosch dies edelmüthige Gefühl, und die berühmtesten Dichter, Simonides unter andern, überhäuften sie mit Beschuldigungen. Sie sind nicht mehr des Mannes Gefährtinnen, nicht mehr die Gegenstände eines frommen Kultus, noch Geschöpfe, deren verführerische Reize uns bezaubern, uns über uns selbst erheben, sondern elende Fortpflanzerinnen einer Bevölkerung, die sich nur erneuert, um das schwächere Geschlecht, von dem sie erzeugt worden, zu verachten.

Keuschheit wird mit Lächerlichkeit geschlagen; die

Sinnlichkeit sucht endlich ihre Befriedigung bei Gegenständen, die den Menschen unter das Thier herabwürdigen. Sparta erläßt ein Gesetz über die Regeln der Ausschweifung. Korinth verbreitet seine Buhlerinnen über ganz Griechenland. Athen hat seine Hetären, lüderliche Frauenzimmer, aus denen seine großen Männer ihre Busenfreundinnen machen.

Auf eine durchaus physische Sphäre beschränkt, in einsamer Wohnung, mit der Sorge der Erziehung der kleinen Kinder beauftragt, wurde die Gattin nur als ein nothwendiges Hausgeräth betrachtet.

Ein Redner, nachdem er von den Müttern und Schwestern der für das Vaterland gefallenen Krieger einige Thränen für ihre Brüder und Söhne gefordert, empfiehlt ihnen, diesen Gegenstand des Schmerzes nicht zu vergessen, der verschwundenen Helden Erinnerung zu bewahren, und den Fehler der Undankbarkeit nicht noch allen den andern Fehlern beizugesellen, welche die Natur ihnen gegeben.

Welche Fühllosigkeit, welche Härte, welche Bitterkeit in diesen Worten! Auf der Bühne, in den Tempeln, vor den Gerichten wurden die Frauen nicht besser behandelt. Euripides und die letzten griechischen Philosophen ersparen ihnen keinerlei Beschimpfungen. Wollte ein dramatischer Schriftsteller ein Laster personifiziren, war es unter Tracht und Gestalt eines Weibes. Die intellektuelle und moralische Herabwürdigung dieses Geschlechts war vollkommen.

Und dennoch, wer kennt nicht den Einfluß, den die Frauen auf die Gesellschaft, auf der Männer Leidenschaft, Geschmack, Neigung, Moralität ausgeübt? Mit welchem Gegenstand unsere Beobachtung der Sitten

sich auch beschäftige, überall bemerken wir der Frauen wohlthätigen oder verderblichen Einfluß. Wie die Gemälde Titians und Vandycks uns immer anzublicken scheinen, unter welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten mag, gewahren wir überall des andern Geschlechts Gegenwart.

Wo man entartete Frauen erblickt, kann man gewiß sein, daß die Gesellschaft ihren Mitgliedern wenig Sicherheit des Glücks oder des Friedens darbietet. Da, wo sie verdorben sind, darf man nicht zweifeln, daß die Verdorbenheit allgemein sei. Da, wo sie in Knechtschaft schmachten, herrscht das Recht des Stärkern allein, und Despotismus, Selbstsucht, Seelenhärte befinden sich im Besitz der Macht. Da, wo ihre schönsten Attribute, ihr moralischer Einfluß verachtet sind, wo sie nur zur Befriedigung der Wollust dienen, kann man die niedrigste Sinnlichkeit als allein herrschend betrachten.

Das waren die verborgenen Quellen, denen die Verachtung häuslicher Tugenden entströmte, eine Verachtung, deren Spuren man auf allen Seiten der griechischen Geschichtsbücher bemerkt. Sklaverei und Lage der Frauen machten es unmöglich, daß des Hauses Innere dem Bürger irgend einen Reiz gewährte. Er befahl als Herr, und bemühte sich weder Achtung noch Liebe derjenigen zu erwerben, die ihm bei Todesstrafe gehorchen mußten. Die Gesetze überliessen seiner Willkühr jene unglücklichen Wesen, über die er unumschränkt verfügen konnte, nnd die mit ihm unter demselben Dache wohnten.

Entartet durch ihre elende Lage, in der sie wie begraben waren, vermehrten sie durch jene der Knecht-

schaft eigenthümliche Erniedrigung ihres Besitzers verächtlichen Stolz. Sie waren ihm nur nothwendig als Geräthe, oder als Werkzeuge. Er brauchte sie auf keine Weise zu schonen. Kein Austausch guten Verfahrens fand zwischen ihnen statt. Er zermalmte sie, und sie zitterten bei seinem Erscheinen. Seine Gattin, die nichts war, als seine erste Sklavin, hatte kein Recht, weder auf sein Vertrauen, noch auf seine Freundschaft. Gab sie ihm schöne Kinder, schützte er sie nur unter dieser Beziehung. Bei ihrem Tode vergoß er keine Thräne. Gesellte er ihr Nebenbuhlerinnen bei, durfte sie ihm deshalb keinen Vorwurf machen.

Eine tröstende Bemerkung bietet sich dem Philosophen dar, der, im Gedanken der großen Entwickelung des menschlichen Schicksals folgend, um die Ursache so vieler unnützen Verbrechen, so vieler grausamen Uebel fragen möchte. Eine fühlbare, beständige Verbesserung scheint nach und nach die Grundsätze der bei den Völkern verbreiteten Moralität zu reinigen. Es ist leicht diesen Fortschritten zu folgen, von der Epoche an, wo unsere Geschichtsbücher sich zu erhellen beginnen, bis zu den Zeiten, wo wir Rom erblicken, das mit allen seinen Lastern, mit seinem riesigen Ehrgeiz schon unter einem viel weniger unmoralischen Anblick sich uns darbietet, als das alte Griechenland.

Die griechische Gesellschaft, oder wenigstens jene Aneinanderreihung kleiner übel organisirter Staaten, die unaufhörlich im Kampfe begriffen waren, hatte als Basis eine oft irrige Metaphysik gewählt. Ihr Abgangspunkt war Sophismus. Lykurg und Solon hatten ihre Gesetzbücher auf Abstraktionen begründet. Das Ideal des wilden Kriegers war immer dem Ge-

setzgeber Sparta's gegenwärtig, wie das demokratische Ideal dem Athens. Der eine wie der andere bemühten sich, die Natur zu ersticken, sie gewaltsam ihren eigenen Neigungen, ihren ersten Bedürfnissen zu entreissen und den Menschen in ein politisches oder kriegerisches Instrument zu verwandeln. Sie machten sich desselben Irrthums schuldig, in welchen in neuerer Zeit die Klosterbegründer verfallen sind.

Mit einer mehr positiven und praktischen Verstandeskraft machten die Römer aus ihrem Glück und ihrer Ruhe nicht einen Stoff ungewisser Versuche. Statt sich von idealen Schimären hinreissen zu lassen, statt ihren politischen Zustand dem Empirismus des Ersten Besten zu unterwerfen, statt zu glauben, daß gute Institutionen aus dem Gehirn eines Gesetzgebers auf dieselbe Weise hervorspringen, wie Minerva aus dem Jupiters, zogen sie eine bedächtige, langsam fortschreitende, oft selbst in ihren Versuchen furchtsame, erhaltende, aufmerksame, vorsichtige Klugheit zu Rathe.

Der Kern der römischen Gesellschaft war ackerbauend. Der römische Soldat hielt in der einen Hand den Pflug, in der andern das Schwert, und beide waren geheiligt für ihn. Der Bürger brauchte nicht seine häuslichen Pflichten zu vergessen, um seine patriotischen Pflichten zu erfüllen. Bemerkt man fortwährend noch Spuren von Barbarei in der römischen Gesellschaft, so lag der Grund darin, daß das menschliche Geschlecht noch nicht genugsam fortgeschritten war. Seine Erziehung verlangt eine bestimmte Reihenfolge von Jahrhunderten, während der sie nur langsam sich entwickelt.

Man kann jene bewunderungswürdige, behutsame,

stufenweise Politik nicht genug loben, die, nur der Erfahrung vertrauend, mit äußerster Vorsicht weiter drang, gegen alle Verstöße sich verwahrend, dagegen keine Gelegenheit irgend eines Erfolgs vernachlässigend, den gesellschaftlichen Fortschritten folgend, und immer den gegenwärtigen Bedürfnissen der Menschheit entsprechend.

Die Größe Roms, sein Uebergewicht, dem sich der blendende, aber flüchtige Glanz Halla's nicht gleichstellen läßt; jene riesige Macht, die sich über die ganze damals bekannte Erde erstreckte, und die sich nur durch sich selbst vernichten konnte, haben als Prinzip jene Reife der Vernunft, jene Wissenschaft praktischer Nützlichkeit gehabt, von der die ersten Begründer Roms und ihre Nachfolger alle Geheimnisse entwickelt, alle Hilfsmittel in Anwendung gebracht.

Die alten Glaubensmeinungen, wie der Gesellschaft allgemeine Konstitution nöthigten sie, die Knechtschaft nicht zu beseitigen. Aber wenigstens hatten sie nicht ein ganzes Volk jener Armen, dessen Müßiggang die Subsistenz Athens verschlang. Mann und Frau waren gleich vor dem Gesetz. Schutzgenossenschaft erzeugte zwischen Reichen und Bedürftigen Beziehungen des Wohlthuns und der Erkenntlichkeit.

Die Penaten wurden geehrt. Man findet in den zierlichsten Dichtungen des Jahrhunderts Augusts ein tiefes Gefühl des häuslichen Lebens und seiner Genüsse. Der Reiche speisete in Familie. Das innere Wohlsein machte einige Fortschritte. Der Hausherr wachte über seine Vortheile; sein Eigenthumsrecht war gesichert. Und wenn einige Zwiste, veranlaßt durch das Zusammenstoßen patrizischer Anmaßungen und ple-

bejischen Ehrgeizes, von Zeit zu Zeit es einigermaßen kompromittirten, waren diese Zufälle wenigstens nicht der Gesellschaft eigenthümlicher Zustand.

Der römische Patriotismus entzündete seine Fackel am häuslichen Herde. Die römische Matrone blieb rein. Sie theilte Ruhm, Gefahren, Triumphe ihres Gatten. Sie schrieb seinen Namen neben den der Eroberer und Sieger, die noch jetzt unsere Bewunderung erregen. Sie leitete der Kindheit Erziehung, und überließ es jonischen Buhlerinnen und Sklaven, diejenigen zu verderben, von denen sie gekauft worden.

Jene Macht, jener Adel, jene Größe der Frauen Roms gingen erst in dem mit Blut und Verbrechen angefüllten Abgrund unter, in den endlich des Romulus Stadt versank und sich vernichtete.

Nicht etwa, als wenn der Römer Privatsitten, selbst in der Epoche ihrer strengsten Moralität, ein vorwurfsfreies Muster dargeboten. Der Väter Macht über ihre Kinder, der Herren über ihre Sklaven bestand noch immer in ihrer ganzen Barbarei. Verstoßung war leicht und häufig. Der Vater konnte seine Kinder umbringen, wenn er es für zweckmäßig erachtete. Er konnte seine Gattin fortjagen, wenn sie Wein getrunken, oder irgend ein kleines häusliches Versehen sich hatte zu Schulden kommen lassen. Er war König im Schooße seiner Familie. Aber dennoch existirte diese Familie. Sie wurde von den Göttern beschützt, und befand sich unter des Gesetzes spezieller Sanktion.

Die strenge Disziplin, welche auf der ganzen römischen Gesellschaft lastete, war freilich noch drückender im häuslichen Leben. Aber diese unbeugsame Disziplin war wenigstens in ihrer Vertheilung nicht ganz un-

gerecht. Der Name „Vater“ war ein geheiligter Name. Jeder Ritus, alle Hymnen, alle Opfer zielten hin zu demselben Zwecke.

Dies System, dessen Barbarei wir weder bestreiten noch entschuldigen, war jedoch auf jeden Fall dem Sparta's vorzuziehen. Das letzte war im Grunde nichts als das Werk einer rohen Philosophie, dessen Erinnerung Entsetzen erregt. Zu Sparta war des Zynikers Stolz mit der Fühllosigkeit des Wilden gepaart, und ersetzte alle natürlichen Neigungen. Der Gesetzgeber hatte die Unmöglichkeet eingesehen, in ihrer ganzen ursprünglichen Integrität die kindliche Anhänglichkeit und die väterliche Liebe unter der Herrschaft von Gesetzen zu erhalten, die den Vater vom Sohn, den Mann von der Gattin trennte, und dem Staate das Recht gab, die Kinder zu adoptiren oder auszusetzen, sie zu verkaufen, zu tödten oder zu erziehen. Er unternahm es, diesen Mangel durch ein Gemisch passiven Gehorsams und blutiger Tirannei zu ersetzen.

Die Athenienser, die ihre Mitbürger sehr theuer bezahlten, und nur darauf bedacht waren, derselben Zahl zu vermindern, erlaubten Tödtung der Kinder vor und nach ihrer Geburt. Auf solche Weise wurden die häuslichen Neigungen ausserordentlich geschwächt. Der Einen Armuth, der Andern Ehrgeiz, der Lärm der öffentlichen Angelegenheiten, die beständige Angst der Reichen unter dem Damoklesschwerte, das der Pöbel drohend bewegte, die moralische Herabwürdigung der Frauen vergrößerte jene tiefe Scheidungslinie zwischen Vater und Sohn. Verdorbene Sklaven, beiderlei Geschlechts, besorgten der jungen Athenienser Erziehung.

Welche Berührung konnte zwischen solchen Vätern und solchen Kindern bestehen?

Man machte aus den letztern freilich glänzende Männer, Rhetoriker, Helden der Schlachtfelder. Aber der Familiengeist verschwand vor dem Geiste eines eifrigen, eiteln, an Verbrechen wie an Tugenden fruchtbaren Patriotismus. Wie hätten dagegen die Eigenschaften entstehen sollen, die den Reiz des Privatlebens bilden, wie hätten sie entstehen **können**, da das Privatleben (wie wir bereits bewiesen) gar nicht existirte?....

Ein athenienſischer Sohn war seinem Erzeuger wenig wirkliche Verpflichtung schuldig. Die Republik adoptirte das Kind; sobald es die Augen geöffnet, gehörte es dem Vaterlande. Sein Vater brachte deshalb kein Opfer, legte sich keine Entbehrung auf, es zu erziehen. Jene ersten Hilfsleistungen, die eine so lebhafte Erkenntlichkeit einflößen, wurden dem Knaben von fremden, gleichgültigen, oft von verachteten Personen dargeboten.

Darum auch ist die griechische Geschichte an häuslichen Verbrechen so reich; darum auch wimmeln seine Schauspiele von Unthaten jeder Art. Begehen kindlicher Liebe sind Seltenheit, die Erstaunen, Bewunderung erregen. Wie viele Gesetze gegen entartete Söhne und Väter; wie viele schreckliche Gesetze, welche die im Schooße der Familien herrschende tiefe Unmoralität beurkunden, und das Dasein von Verbrechen beweisen, gegen welche man sie erlassen!

Der Sohn des Römers war auch seines Vaters Eigenthum. Aber wenigstens war dies Eigenthum persönlich; die Republik zerriß nicht gewaltsam alle Bande

zwischen Vater und Sohn. Der eine konnte sich durch den andern ehren. Die Familie bestand. Der Vorfahren Kultus war geheiligt. Eines großen Mannes entfernteste Nachkommen erblickten in ihm einen Schutzgott. Diese edle Kette dehnte sich aus von Zeitalter zu Zeitalter. Sie entriß eines Brutus und Publicola Enkel der Ruhe und Trägheit. Solche Aristokratie ist auf jeden Fall einer unruhigen, lasterhaften Demokratie vorzuziehen, die unter dem Vorwand, eines Jeden Unabhängigkeit zu verwahren, nur die Unabhängigkeit aller Laster sicherte.

Zu Rom folgte die Verbesserung des Zustandes der Sklaven einer gleichförmigen Linie mit jener großen Verbesserung häuslicher Sitten. Wir sprechen hier nicht von dem verdorbenen Rom, von jener verruchten, mit Blut und Koth bedeckten Messaline, sondern von dem ursprünglichen Rom, der Republik ackerbauender Kriege, welche die Berührung Griechenlands noch nicht verdorben.

Die Weise, auf welche die Römer ihre Sklaven behandelten, war streng, aber würdevoll. Sie erklärten dieselben oft frei, und ihre immer kluge, vorsichtige Politik zielte weniger darauf hin, derselben Zahl zu vermehren, als von den unterworfenen Nationen Steuern oder Hilfsmittel verschiedener Art zu beziehen.

In Griechenland dagegen war die Menge der Sklaven, ihre Entartung, ihr Elend, dies Gemisch von Lizenz, das man ihnen zugestanden, und von Infamie, mit der man sie geschlagen, zahlreicher Uebelthaten und Abscheulichkeiten Quelle. Jene unglücklichen Menschen waren nicht allein zur anhaltendsten, beschwerlichsten Arbeit, sondern auch zu den empörend-

sten Lastern verdammt. Man braucht nicht erst der Iloten Sparta's, der Penesten Thessaliens zu gedenken, um diesen Satz zu rechtfertigen. Ihre Herren bedienten sich dieser Elenden nur zur Befriedigung der brutalsten Leidenschaften, wie des empörendsten Stolzes.

Die atheniensische Demokratie bietet ein noch seltsameres Phänomen dar. Sie erhebt den Sklaven nicht bis zum Gebieter; sie erniedrigt den Gebieter bis zu des Sklaven Verworfenheit. Kein Mittelpunkt zwischen schamloser Vertraulichkeit und unverschämter Tirannei. Die Bruchstücke von Sittengemälden, welche bis zu uns gelangt, und die den gewöhnlichen Unterhaltungston zwischen atheniensischen Herren und Sklaven darstellen, beurkunden, daß diese letztern, obschon manchmal mit anscheinender Milde behandelt, dennoch immer das Opfer jenes Karakterleichtsinns, jener bald wilden, bald wohlwollenden, schmutzigen und enthusiastischen, strengen und knäbischen Frivolität waren, welche die atheniensische Nationalität karakterisiren.

Die Römer traten in diese Laster und Gebrechen nur ein, als ihr eigenthümlicher Karakter sich verwischte, als die Nachahmung hellenischer Laster ihre alten, männlichen Tugenden verdarb. Sie trugen nun, in ihre Uebelthaten selbst, eine gewisse rasende Größe über. Die Sklaven wurden in Masse ermordet. Ihre Wildheit, ihr Luxus, ihre Unmoralität, ihre Ausschweifungen waren systematisch, großartig, wie ihre Uneigennützigkeit, ihre Seelenstärke, ihr Patriotismus es gewesen. Nero ermordete seine Mutter. Die bis dahin so hochgeehrten römischen Penaten schwammen in Blut.

Der Pantheismus, der so zu sagen alle alten Institutionen modellirte, war eine plastische Religion. Er vergötterte die Form; er verwandelte alle physischen Energien in Götter. Daher, bis zu Erscheinung des Christenthums, jener, körperlichen Uebungen und körperlicher Stärke zugestandene Einfluß. Die Neuern haben die Gymnastik vielleicht zu sehr vernachlässigt. Bei den Alten war sie der Erziehung Basis. Kampfspiele, Ringen, Wettrennen, Fechten, das waren die Leibesübungen aller Bürger. Etwas von jener gegenseitigen Feindschaft, durch beständige Rivalität erhalten, war lange vorherrschend in ihren gesellschaftlichen Beziehungen. Anmuth und Grazie der Sitten, jenes anscheinende Wohlwollen, das wir „Höflichkeit" nennen, finden wir weder in den Dialogen Plato's, noch in den Bruchstücken Mänanders, noch selbst bei dem zierlichen Xenophon.

Spott, Beschimpfung, Ironie, Unverschämtheit im Besitze der Macht, Kriecherei in der Niederlage oder im untergeordneten Stande, das waren die Hauptzüge des gegenseitigen Verfahrens der Athenienser in den schönsten Tagen der Republik.

Die Künste blüheten. Meisterwerke jeder Art wurden unaufhörlich erzeugt. Aber die Geselligkeit wurde dadurch weder milder noch nachsichtiger. Man befand sich in beständigem Kampfe. Verachtung, Haß, Beschimpfung waren an der Tagesordnung. Schmeichelei oder gröblicher Tadel erschallten auf allen Seiten. Man war bald allen Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten ausgesetzt, bald wurde man von des Pöbels Laune im Triumph getragen.

In den gegenseitigen Beziehungen der Römer herrschte

der Disziplin ganze Strenge, neben hoher Achtung für eines Jeden Rechte, neben einer Würde, die den Atheniensern immer unbekannt geblieben. Cicero's und des jüngern Plinius Briefe scheinen viel attischer, in der bildlichen Bedeutung dieses Worts, als alle Höflichkeits-, Zierlichkeits- und guten Geschmacksmuster, welche uns von den Atheniensern übrig geblieben.

Gestehen wir der Griechen Ueberlegenheit zu, in Hinsicht auf Vergnügungen, auf Verzierungen, auf reinsinnliche Genüsse. Sie umringten ihre physische Existenz mit tausend sinnreichen Erkünstelungen, die Rom nur von fern nachzuahmen vermochte, ohne sie je vollkommen zu erreichen, geschweige denn sie zu übertreffen.

Der Athenienser Küche war köstlich; ihre Tafeln waren üppig. Leichte Geistesvergnügungen, Zaubereien der Harmonie, trugen dazu bei, die Gäste zu berauschen. Wohlgerüche, Blumen, der Leiern Geschwirr, der Farben Glanz, der gemessenen Schritte wohllüstige Grazie liehen den atheniensischen Gastmählern einen Reiz, dessen Erinnerung bis zu uns gelangt ist *).

Aber selbst diese Feste gehörten noch zum öffentlichen Leben. Sie waren der Ausdruck jener halb barbarischen Gastfreundschaft eines Volkes, das eine unvollständige Zivilisation so zu sagen aus dem Groben gehauen; bei dem wohllüstige Verschwendung den Reiz ersetzte, den feinere Genüsse mehr zivilisirter Nationen zu gewähren im Stande sind.

In den letzten Zeiten der alten Aera verschmolzen

*) M. s. den Aufsatz: „Atheniensische Gastmähler", im dritten Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werks.

Römer und Griechen zu einem Volke. Alle Laster des Pantheismus vereinigten sich nun, häuften sich auf. Physische Wollust, Blutdurst, Stolz des Patriziats, Verruchtheit des Sklaven, Kriecherei des Freigewordenen, alles, was die alte Welt geschaffen, verdarb auf einmal, und bildete ein gewaltiges Ungeheuer, einen aus Blut und Koth gekneteten Koloß: die römische Gesellschaft unter den Kaisern.

Das war des Pantheismus letztes Resultat. Die Welt mußte sich verändern; und sie veränderte sich. Ein neuer Glaube, der den Geist vergöttlichte und die Form entthronte, gewann allmälig festen Fuß. Die vertrauten Sitten, das aus Griechenland verbannte, in Rom, durch eine den Pflichten des Feldlagers entlehnte Strenge unterdrückte Familienleben wurden der leidenden Menschheit immer nothwendiger. Europa, unter Unfällen erliegend, bot den Individuen nur noch ein einziges Glück dar: die Zurückgezogenheit.

Der Christianismus verbreitete diese Gesinnungen und Ideen. Selbst unter dem Feudaljoche hatte der Leibeigene Weib und Kind. Einen Menschen zu tödten, auch vor dem Jünglingsalter, wurde in den Augen der Religion, wie in denen der Natur, als Verbrechen betrachtet. Grundsätze, durchaus denen entgegengesetzt, welchen die alte Gesellschaft gehorcht, beherrschten die neuere Gesellschaft und erzeugten entgegengesetzte Laster.

Die endlich emanzipirten Frauen usurpirten eine Freiheit, die sie oft zu ihrem Schaden mißbrauchten. Die Armen, von den Klöstern beschützt und genährt, vermehrten sich ausserordentlich. Man mußte wahrlich die dem Menschengeschlechte angeborne Unvollkommen-

heit bitter beklagen, wenn man nicht, in Mitte dieser neuen Laster der christlichen Gesellschaft, aufs Klarste einen langsamen Fortschritt, eine ununterbrochene Verbesserung des menschlichen Geschicks bemerkte.

Es ist unmöglich, diese augenscheinliche Verbesserung nicht zu erkennen. In mehrern katholischen Ländern hat eine Religion, die den Menschen zur Ueberspannung leitet, indem sie die menschliche Natur entstellt, einige unglückliche Abweichungen von der allmeinen Regel erzeugt, denjenigen ähnlich, welche die alte Gesellschaft uns dargeboten.

Die Klöster in Spanien und Italien haben der Entwickelung häuslicher Tugenden geschadet, das Land mit einer dummstolzen, fanatisch-elenden Bevölkerung bedeckt.

Solche Phänome, welche die Zivilisation nach und nach beseitigt und verwischt, solche Pflanzschulen nutzloser, schädlicher Müßiggänger haben jetzt nicht mehr, selbst bei den angeführten Völkern, jenen Einfluß, den sie früher sich zuzuwenden wußten, und der oft unterbrochene Gang des menschlichen Geschlechts strebt nichts desto weniger aus allen Kräften einem bestimmten Vervollkommungsziele zu.

Das Privatleben ist also eine Erfindung der Neuern, oder, um uns eines weniger ungeeigneten Ausdrucks zu bedienen, „sie ist das nothwendige Resultat ihrer religiösen, gesellschaftlichen und politischen Konstitution.“

Sklaverei ist bei uns unbekannt. Und in jenen entfernten Gegenden selbst, wo sie noch fortbesteht, wo sie ihren dunkeln Schatten auf den häuslichen Herd wirft, den sie durch ihre Gegenwart befleckt, bekämpft

man sie aus allen Kräften, so daß sie vielleicht bald gänzlich verschwunden sein wird.

Die Völkerschaften sind nicht mehr auf einigen Punkten aufgehäuft, um sich gegenseitig zu verderben. Sie sind über große Landausdehnungen zerstreut; die Zahl der Grundeigenthümer hat sich bedeutend vermehrt. Man kann nicht mehr das Schicksal, die Existenz, die Moralität des italischen Landmannes, umringt von seiner Familie, wie abergläubig und unwissend sie immerhin sei, mit des ehemaligen Sklaven Dasein vergleichen.

Statt jenen großen Menschenmassen oder Heerden, bestehend aus Sklaven, unter Gewalt eines Einzigen, sieht man jetzt eine Menge kleiner arbeitsamer Gruppen, die alle die Neigungen des Vaters, des Sohnes, des Bruders kennen. Der Krieg erhebt von den Völkern weniger erdrückende Tribute, des Friedens Grundsätze verbreiten sich mehr von Tag zu Tag. Mehr oder minder rationelle, mehr oder weniger wohlthätige Regierungssysteme stimmen darin wenigstens überein, daß man dem Bürger nicht alle seine Zeit, den kostbarsten seiner Schätze, rauben dürfe. Er kann sich seinem Handel, seiner Gewerbsthätigkeit widmen. Seine Familie ruht jetzt auf festern Grundlagen. Seine Familie ist das erste von Allem.

In gewissen Monarchien hat man Vaterlandsliebe vor den neuen Sitten verschwinden sehen. In dem Maße, als des Privatlebens Gewohnheiten sich befestigten, konzentrirte man sich in dieser engen Sphäre; der öffentliche Geist erlosch.

Aber in andern Gegenden, in Holland, in der Schweiz, in England, in den Vereinstaaten Nordame-

rika's haben Patriotismus und Familienliebe sich gegenseitig Beistand geliehen. Man hat sich überzeugt, daß Tapferkeit und Ruhm Aller, nicht das Unglück, das Verbrechen, oder die Verzichtleistung jedes Einzelnen erforderten. Die Wissenschaft beschäftigt sich nicht mehr ausschließlich mit spekulativen Arbeiten, oder mit Vermehrung der menschlichen Genüsse. Sie strebt jetzt auf seines allgemeinen Wohlergehens Vermehrung hin.

Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß die neuere Zivilisation sich mit allem Glanze der alten schmückt. Wir behaupten nur, daß die eine mehr werth ist, als die andere. Man müßte blind sein, wollte man hier nicht die unermeßliche Wohlthat des Christenthums erkennen.

Woraus ist die neue Gleichheit unter den Menschen entstanden? Warum sind die Verhältnisse des Vaters und des Sohns, des Gatten und der Gattin wieder in ihre natürlichen Grenzen und Verhältnisse zurückgekehrt? Warum ist die Nothwendigkeit, durch gegenseitige Opfer den gemeinsam betretenen Weg zu ebnen, allgemein anerkannt? Warum bestehen die Anomalien des Alterthums, unnatürliche Liebe, übertriebener Patriotismus, Selbstsucht einer ausschließlichen, heftigen, despotischen Nationalität nicht mehr, oder warum vermindern sie sich wenigstens von Tag zu Tag?

Warum ist jetzt des Denkers schönstes Attribut jene allgemeine christliche Liebe, jene Menschenliebe (charitas humani generis), jene in den Schriften der Alten verkündete und gepriesene, doch nie in Ausübung gestellte, Tugend geworden?

Kaum erhoben sich im Alterthum zwei oder drei beredte Stimmen gegen die Barbarei der Sklaverei,

und warum findet man in unserer Zeit kaum noch einige Menschen, deren Interesse oder Vorurtheile sie veranlassen, diese abscheuliche, von Vernunft längst verdammte Sache zu vertheidigen? Man fordere von der christlichen Lehre Antwort auf alle diese Fragen.

Das Privatleben, wie die Zivilisation des Christenthums es eingeführt und entwickelt, hat Hindernisse und Gefahren im Fanatismus, in dem Luxus der Höfe, in der Ungebundenheit des Umgangs zwischen den beiden Geschlechtern, in der zu gewaltigen Vergrößerung der Hauptstädte gefunden.

Dieser verschiedenen Ursachen ungeachtet, ist es genügend, die ungeheure Bibliothek zu beachten, mit welcher die neuern Schriftsteller die Literatur bereichert, um in derselben deutliche Spuren der beständigen Verbesserung unserer Privatsitten zu bemerken.

Der Roman, wie wir ihn kennen, ist nichts als des häuslichen Herdes geheime Geschichte. Man kann ihn weder mit jenen von morgenländischer Einbildungskraft erdachten Mährchen, noch mit den unzähligen Schilderungen verwechseln, mit denen das entartete Rom seine Trägheit und seine Langeweile zu ergötzen sich bemühete.

In den Romanen des neuern Europa's zeigt sich der Frauen Macht, ihre neue Autorität, wie ihr Fehlerkatalog, nothwendiges Resultat aller Machtdisposition, vollkommen. Wir finden in den Romanen auch die vertrauten Annalen der durch den Christianismus geläuterten und erneuten Welt dem öffentlichen Leben entrissen, genöthigt, seine Genüsse, seiner Hoffnungen und Besorgnisse Gegenstand anderswo zu finden, als im Forum und in der Agora.

Die patriarchalische Obergewalt, der griechische Leichtsinn, die römische Strenge sind verschwunden. Die Familienglieder sind endlich zu ihren wirklichen Beziehungen gelangt. Die Gewerbthätigkeit erfindet unaufhörlich neue Mittel, das innere Leben, diesen Erzeuger, wenn auch nicht der höchsten, doch der nützlichsten Tugenden, immer angenehmer, immer behaglicher zu machen.

Auch die höhern Stände, die Luxus und Stolz von jenen reinen Genüssen entfernt, kehren allmälig wieder zu denselben zurück. Italien und Spanien selbst können exemplarische Ehen aufweisen. Der Sigisbeismus geräth dort immer mehr in Verfall. — Man folge in Gedanken dieser fortschreitenden Linie, und eine dem Philosophen höchst angenehme Fernsicht eröffnet sich ihm in eine uns immer näher kommende Zukunft.

Nordische Skizzen.

II. Christiania und seine Umgegend.

Wir verliessen Koppenhagen auf einem schönen norwegischen Dampfschiffe, das uns in 36 Stunden nach Christiania bringen sollte. Diese schnelle und regelmäßige Verbindung hat Norwegen dem übrigen Europa sehr genähert. Ein wie ein holländisches Haus ausgeschmücktes, reinliches, glänzendes Dampfschiff, bequem und konfortabel wie ein englischer Gasthof, nimmt uns zu Amsterdam auf, und bringt uns für einige 50 Franken in 48 Stunden nach Lübeck. Von Lübeck nach Hamburg gelangt man in einem halben Tage. Ein zweites Dampfschiff legt in 24 Stunden die Strecke von Hamburg nach Koppenhagen zurück.*) Zu Koppenhagen begibt man sich, wie wir, an Bord des Prinz Karl, der einmal wöchentlich, an bestimmtem Tag und Stunde, nach Christiania abgeht. Endlich zu Christiania, unter derselben Breite wie Petersburg, findet man andere Dampfschiffe, mit denen man noch hundert Stunden weiter gegen Norden, bis Bergen, gelangen kann. Auf solche Weise ist ein Ausflug bis ans Ende der Welt nichts mehr, als eine bloße Spazierfahrt.

*) Man begreift nicht, warum man, um von Amsterdam nach Hamburg zu gelangen, zuerst nach Lübeck gehen muß, und warum von dort nach Hamburg, um Koppenhagen zu erreichen. Es ist dasselbe, wie wenn, um von Lyon nach Paris zu reisen, man zuerst nach Rouen oder Calais ginge. Herr Ampère scheint seine Karte von Europa nicht recht im Kopfe zu haben.

Der Prinz Karl ging am 26. Juli, gegen 5 Uhr Abends, ab. So lange wir uns im Sund befanden, war das Meer ziemlich ruhig, und man genoß ohne Störung das Vergnügen, zwischen der bewaldeten Küste von Seeland und der Felsenküste von Schweden hinzufliegen. Zu unserer Rechten entdeckten wir die kleine Insel Hven, wo sich der Thurm Tycho de Brahes befand. In diesem einsamen Thurm, auf einer Klippe der Ostsee, brachte ein schwedischer Großer 20 Jahre zu, um den Himmel, durch seine beharrlichen Beobachtungen vergrößert, dem Genie und den Gesetzen Kepplers zu überlassen.

Man verläßt den Sund bei Elsenör. Die Meerenge ist hier so schmal, daß sie verschlossen scheint. Es ist das Thor des baltischen Meeres. Durch dies Thor gehen jährlich bei 13,000 Schiffe. Man hat Dänemark den Sundzoll gelassen, der den besten Theil seines Einkommens bildet. Das Begegnen und das Gemisch der Schiffe, die sich nähern oder entfernen, gewährt hier ein sehr interessantes Schauspiel.

Kaum ausser dem Sund fühlten wir die Wellenschläge des Kattegats, eines Meerarms, durch welchen der nordische Ozean mit der Meerenge in Verbindung steht, und in den jener Ozean mit Wuth sich stürzt.

Die Nacht wurde stürmisch. Alle Passagiere waren krank und lagen ächzend am Boden. Ich werde diese Nacht des Kattegats, die ich auf dem Verdeck, auf einer Bank liegend, zubrachte, an der Stelle, wo ich niedergestürzt war, nie vergessen. Der Himmel war nicht bedeckt. Man sah nur hin und wieder einige weiße, am Saume leicht geröthete Wölkchen sich bil-

den. Der Wind pfiff im Tauwerk auf eine dem Geschrei eines Vogels ähnliche Weise, während die am Bord befindlichen Hunde heulten.

Ich zählte einen nach dem andern alle innern Stöße, welche die Bewegung der Maschine dem Schiffe gab, und die Zuckungen zu sein schienen, welche es allaugenblicklich zu zerbrechen droheten. Wäre ich im Stande gewesen, an etwas zu denken, ich würde die Macht der mich tragenden Maschine bewundert haben, dies Schiff, das Wind und Wellen entgegen vorwärts drang.

Die russische Flotte, die sich nach Navarin begab, um den befreienden Ruhm unserer Flagge zu theilen, war Tags zuvor durch die Meerenge gegangen. Die großen Kriegsschiffe, welche ich mit Bewunderung betrachtet, konnten dem Sturm nicht widerstehen, und kehrten in den Sund zurück, während wir mitten durch das Geschwader fuhren. Es war ein schöner Triumph der Wissenschaft, die endlich sogar Beherrscherin der Natur geworden.

Gegen Abend wurde der Wind schwächer. Vom Meer ermüdet, wollten wir uns nicht noch einer Nacht, wie der vorhergegangenen, aussetzen, und landeten zu Gothaburg, an der schwedischen Küste, ungefähr auf der Hälfte Weges nach Christiania.

Da bin ich nun in Schweden zum zweiten Male. Ich habe noch einen Theil dieses Landes zu durchreisen, um Norwegen zu erreichen, wie ich es bereits auf der einen Seite, auf dem Wege nach Dänemark, berührt.

Welch angenehmes Gefühl, wenn man lange ein Spiel der Wellen des Kattegats gewesen, in die ein-

same, ruhige Bucht zu gelangen, welche die Mündung der Gotha bildet. Hohe Felsen beherrschen sie. Der ungewisse Schein der Abenddämmerung, in der wir langsam dem Flusse entgegenfuhren, gab uns ein noch tieferes und süßeres Gefühl der uns umgebenden Ruhe. Es war halb eilf Uhr Abends, und die Nacht hatte noch nicht begonnen.

Es war ein merkwürdiger Augenblick, wo wir, im Hintergrunde des Meerbusens, von wüsten Felsen umringt, die mir eine Idee von einer Bucht Neu-Hollands gaben, eine aus weißen, hohen, regelmäßig gebaueten Häusern bestehende Stadt erblickten, die sich auf beiden Ufern der Gotha ausdehnte, welche ihr den Namen gibt. Am andern Morgen bestieg ich den Thurm der Hauptkirche, um die schöne Stadt Gothaburg zu überschauen. Welche Enttäuschung! Diese Stadt war nichts als eine Straße.*)

Auf der andern Seite am Meere dehnt sich eine rauhe Ebene aus, die hier und da von wenig hohen Granitfelsen durchbrochen wird. Es scheint, daß die Klippen der Küste sich auch noch im Innern des Landes fortsetzen. Wir hatten eine jener in Schweden nur zu häufigen Landschaften vor Augen, die nichts weniger als malerisch sind. In dieser Hinsicht steht Schweden, wenigstens in seinem südlichen Theile, weit unter Norwegen. Nur zu oft findet man keine andern Höhen, als gerundete Granitkuppeln, deren Anblick sehr einförmig ist. Man möchte sie beinahe

*) Götaborg oder Gothenburg ist die zweite Stadt Schwedens. Sie hat über 25,000 Einwohner. Neben ihr liegt die Festung Nya Elfsborg, welche Herr Ampère nicht gesehen zu haben scheint.

für Berggipfel halten, deren Hauptmassen unter der Erde sind. Man denke sich die Alpen, deren Thäler ausgefüllt worden, und deren Rücken allein noch hervorstehend sind. Keine Gletscher; aber zur Entschädigung das Meer, von dem man plötzlich im Schooße dieser Alpennatur überrascht wird, wenn man in einer Höhe von 8000 Fuß über demselben zu sein gewähnt.

Wir verliessen Gothaburg mit der Absicht, an demselben Abend den Wasserfall von Trolhätta zu sehen. Dieser Name bedeutet Hexenheide. Der Volkssage nach versammelten sich hier jene bösen Wesen, die den Menschen nichts als Unheil zufügten.

Je mehr man sich von Gothaburg entfernt, um so reizender wird die Landschaft. Wir sahen hier die Buche zuletzt. Der Lauf der Gotha ist die nördliche Grenze dieses schönen Baumes, der Zierde des noch nicht ganz rauhen Nordens. Obgleich schon zu Ende Juli, sahen wir dennoch die beiden Dämmerungen sich berühren. Ich konnte noch genau am Himmel den matt erhellten Punkt erkennen, der mir andeutete, in welcher Richtung sich die Sonne unterm Horizont befand, als neben diesem letzten Schimmer das erste Licht der Morgenröthe erschien. Diese Nacht war also keine eigentliche Nacht für uns.

In Folge mannigfacher Verspätungen erreichten wir Trolhätta erst um drei Uhr Morgens. Unterm Schlaf erliegend, starr vor Frost, durch den ungewohnten Mangel der Nacht erschöpft, verspürte ich die seltsamsten Empfindungen, während ich rasch durch Nebel und öde Gegenden flog. Endlich erreichten wir die Kaskade. Ein gelblicher Dunst, welcher alle Ge-

genstände umschleierte, deutete mir an, daß die Sonne aufgegangen sei. In diesem Dunst bewegten sich einige Menschen. Man unterschied zwei oder drei Hütten auf den Felsen, und eine Barke, die gescheitert zu sein schien.

Der Wasserfall von Trolhätta ist einer der berühmtesten in einem Lande, wo es deren so viele gibt*). Was seinen Anblick für mich verdarb, war der prosaische Zufall, der seitdem mich oft vor den schönsten Kaskaden Schwedens und Norwegens betrübte, nämlich die Sägespänhügel, die sie gewöhnlich mit ihren unpoetischen Gipfeln beherrschen. Das Nützliche ist so selten übereinstimmend mit dem Schönen, und der Nutzen will, daß neben einer schönen Kaskade sich beinahe immer eine in ihrer Art ebenfalls schöne Schneidemühle befinde, die gewöhnlich der erstern Anblick verdirbt.

Der Kanal der Gotha (Götaelf), bei Trolhätta, gewährt das seltene Beispiel eines großen vollbrachten Nützlichkeitszweckes, der zugleich eine mächtige Wirkung auf die Einbildungskraft macht. Man hat einen Arm des Flusses über seinen Fall ableiten, und ihm, auf eine halbstündige Strecke, einen Weg durch den Granit bahnen müssen. Am meisten betroffen wird man von den acht Schleusen, durch welche die Fahrzeuge von unten nach oben, oder umgekehrt, befördert werden**). Sie sind alle in den Felsen gehauen,

*) Der Hauptfall, der Götaelf, bei Trolhätta, ist nur 53 Fuß hoch.

**) Die ganze Höhe des auf die acht Schleusen vertheilten Falls beträgt 132 Fuß. Der Kanal wurde 1793 begonnen

und es gewährt einen sonderbaren Anblick, Schiffe zwischen hohen Tannen und steilen Felsen, von Stockwerk zu Stockwerk, inner zwei hohen Mauern niedersteigen zu sehen.

Ein schmaler Meerarm trennt Schweden von Norwegen. Kaum hatten wir ihn überschifft, so bemerkten wir, daß wir uns in einem andern Lande befanden, sowohl durch die Erhöhung des Postgeldes, als durch die Unbequemlichkeit der Postkarren. Der Anblick der Gegend bleibt dagegen derselbe, bald einsam und wild, bald einigermaßen bebaut, aber ohne eigenthümlichen Karakter bis Christiania.

Man empfindet ein wirkliches Entzücken, nachdem man mehrere Tage in jenen Einöden zugebracht, wenn man nun plötzlich die Stadt Christiania, in herrlicher Lage, zu seinen Füßen erblickt. Ueber ihr erhebt sich ein mit Landhäusern bedeckter Abhang, denen in den schönen Umgebungen Genfs ähnlich. Weiterhin sind hohe Berge, und auf der entgegengesetzten Seite das Meer.

Als wir den Gipfel des Eggerberges erreichten, verbarg sich die Sonne in einen leichten grauen Dunstmantel. Das Gebirg im Hintergrunde war düster, des Landes Anblick ruhig, das Meer unbeweglich. Die Schiffe schienen auf flüssigem Quecksilber zu schweben. Der ganze weite Raum war stumm. Nicht die mindeste Bewegung im Hafen. Nur eine kleine Barke kehrte aus der offenen See zurück. Dieser Punkt ist einer der schönsten der Erde.

---

und 1800 beendet. Er verbindet die Nordsee mit dem bothnischen Meerbusen.

Blickt man gegen das Meer: die gerundeten Formen des Gestades, die Weiche gewisser Umrisse, die langen, sanft sich neigenden Vorgebirge lassen an Neapel denken, würden sie von einer andern Sonne erleuchtet. Wendet man sich um, so sieht man die Schweiz, jene reichbegrünten Abhänge, jene Sennhütten, mit den großen Steinen auf den Dächern. Es ist befremdend und schön zugleich, den Meerbusen von Baya die Berge des Kantons Uri bespülen zu sehen.

Man beschwert sich überhaupt, keinen wahren Begriff von des Meeres Unermeßlichkeit zu haben, weil nichts dem Auge einen Vergleichungspunkt darbietet, um seine Ausdehnung zu begreifen. Aber hier wird diese Größe durch die weit vorspringenden Erdzungen und Klippen wie durch die tief eindringenden Buchten gewissermaßen fühlbar, und macht auf das Gemüth einen unaussprechlichen Eindruck.

Aus dem Allem ergibt sich eine unendliche Verschiedenheit des Anblicks. Folgt man dem Ufer, so glaubt man bald einen großen Strom, bald einen rings von Felsen ummauerten See unter sich zu erblicken. Weiterhin öffnet sich ein plötzlicher Fernblick zwischen hohen Klippen, oder ein steil abgerissenes Vorgebirg scheint den Ausgang zu verschliessen. Aber ein hübscher Weg führt um dasselbe, und erreicht man seine äusserste Spitze, so sieht man vor sich ein großes dreimastiges Schiff, welches uns belehrt, daß wir am großen Nordozean uns befinden.

Die Stadt selbst ist ohne Denkmäler und ohne eigenthümlichen Karakter. Ein Theil ist neu, weiß, regelmäßig gebaut, mit Straßen, die sich in Rechtwinkeln durchschneiden und das Ganze gewissen Städ-

ten der Vereinstaaten ähnlich machen. Hier wohnen die reichen Kaufleute und die Beamten. Ein anderer Theil, von den kleinen Handelsleuten bevölkert, hat einen viel weniger regelmäßigen Anstrich, während dagegen er viel belebter ist. Endlich am nördlichen Ende sind drei Vorstädte, die von dem Auswurfe der Bevölkerung, oder vielmehr von fremdem Gesindel, wie die Vorstädte Roms, bewohnt werden. Man gibt ihnen die bedeutsamen Namen Algier, Marokko und Tripolis.

Schade, daß in einer so entzückenden Lage, im Schooße einer so schönen und milden Natur, mit seinem italienisch klingenden Namen, Christiania nicht eine größere Bevölkerung hat*). Wenn es sich mit der Zeit vergrößert, wenn es den Berg erklimmt, von dem es jetzt beherrscht wird, wenn die benachbarten Hügel sich mit Städten bedeckten, würde es das nordische Neapel, und ein freies Neapel sein.

Es gibt in der That kein Land in Europa, wo die monarchische Regierung republikanischer ist, als in Norwegen. Hier besteht keinerlei Aristokratie, sondern eine vollkommene Gleichheit der Bürger. Die Gesetze werden von einer einzigen Versammlung gestimmt, zu welcher selbst dem geringsten Besitzthum der Eintritt offen steht. Diese Versammlung bildet den großen Rath, oder Storthing, des Landes wirklichen Souverän, der die Initiative, die Gutheißung, das Veto, folglich die ganze gesetzgebende Macht in Händen hat.

Was bleibt noch dem König? Beinahe nichts. Er

*) Christiania, am Meerbusen Christiansfiord, hat eine Bevölkerung von 23,000 Seelen.

hat nur das vertagende Veto, und wenn der Storthing dreimal eine Maßregel in Vorschlag bringt, und der König ihr auch dreimal seine Zustimmung verweigert, erlangt sie dennoch Gesetzeskraft. Wenn dagegen der Storthing dreimal eine vom König gewünschte Maßregel verwirft, bleibt sie verworfen; ein Fall, der in Betreff des Erbadels statt gefunden, den der König in Norwegen einführen wollte. Nach der dreimaligen Ablehnung des Storthing mußte er darauf verzichten.

Das Antragsrecht des Königs ist nicht viel ausgedehnter, als sein Gutheißungsrecht. Er kann freilich den gewöhnlichen Storthing auflösen, und eine ausserordentliche Versammlung zusammenberufen, die sich nur mit seinem Vorschlage beschäftige. Aber selbst in diesem Fall hat die Regierung keinen besondern Redner, um ihren Antrag zu unterstützen. Man kann wohl sagen, daß einer *solchen* Konstitution das nothwendige Gleichgewicht fehlt, während die Norweger behaupten, daß sie unter derselben sehr glücklich sind, und daß, da des Staates Haupt der König von Schweden ist, sie sich um so größere Garantien gegen einen fremden Monarchen zu geben genöthigt gewesen. So viel ist gewiß, daß kein Land in Europa eine mehr jener der Vereinstaaten Nordamerika's gleichkommende Regierung hat, als Norwegen.

Die Wahl hat zwei Stufen. Alle Landbesitzer, also beinahe die Gesammtmasse der Bevölkerung, vorzüglich aus Bauern bestehend, versammeln sich in den Kirchen und ernennen die Wähler. Diese bestimmen sodann die Mitglieder des Storthings, unbeschränkt, entweder aus ihrer Mitte oder ausser derselben.

Nur alle drei Jahre wird eine Sitzung gehalten.

Jede derselben soll wenigstens drei Monate dauern, und wenn der König sie auf sechs verlängert, erhalten die Deputirten eine Entschädigung. Dieser Gebrauch ist durchaus in des Landes demokratischen Sitten.

Wir befanden uns zu Christiania gerade zur Zeit einer solchen Sitzung, und besuchten dieselbe eines Tages. Der Strothing, den wir vor Augen hatten, war weniger poetisch, als die eben so genannten Versammlungen der alten skandinavischen Krieger, die zweimal jährlich unter freiem Himmel, bald in einer Ebene, bald auf einem hohen Berge, gehalten wurden.

Er befand sich in einem kleinen, einfach gezierten Saale. Sechszig Mitglieder ungefähr waren gegenwärtig. Sie waren schwarz gekleidet, mit Ausnahme eines einzigen, der in seiner malerischen Bauerntracht erschien. In der dem Publikum geöffneten Gallerie befand sich ein Matros, nur halb bekleidet, aber ehrfurchtvoll seine Mütze in den Händen haltend, und mit angestrengter Aufmerksamkeit der Diskussion folgend. Der Land- und der Seemann vertraten so zu sagen in und ausser der gesetzgebenden Versammlung die Theilnahme der untern Stände an den öffentlichen Angelegenheiten, die ihnen von Rechtswegen in einem Lande zusteht, wo Jedermann lesen kann.

Ich war noch nicht im Stande, die Redner genugsam zu verstehen; doch wurde mein Ohr häufig von dem Worte Grand-low (Grundgesetz) betroffen, das man immer mit vielem Nachdruck betonte. Dieses wiederholte Beziehen auf die Konstitution des Landes schien die Basis der Debatten. Der Ton der Diskussion war vortrefflich, obgleich lebhaft, doch immer sehr gemäßigt. Die britischen Parlamentarformen wurden

streng beobachtet. Jeder Deputirte sprach stehend von seinem Platze, indem er sich an den Präsidenten richtete. Ich erstaunte nicht wenig, am Ende Europa's ein in konstitutionellen Gewohnheiten so weit fortgeschrittenes Volk zu finden, das seiner neuen Verfassung erst seit wenigen Jahren sich erfreuet, während es Jahrhunderte lang unter der obgleich väterlichen, doch durchaus despotischen Verwaltung der dänischen Landvögte sich befunden, welche es im Namen eines fremden, unumschränkten Monarchen beherrschten. Die Freiheit hat ihren Unterricht in sich selbst, und wer sie wahrhaft liebt, weiß sie bald in Ausführung zu stellen.

Ihrer Emanzipation von der Krone Dänemark ungeachtet, sind die Norweger dennoch unter verschiedenen Beziehungen Dänen. Sitten und Gebräuche zu Christiania sind beinahe dieselben, wie zu Koppenhagen. Man findet in beiden Städten dasselbe Gemisch fremder Sitten und Sprachen. Das Dänische ist die eigentliche Landessprache, und das Norwegische ist nichts als eine Mundart derselben, die durch die Aussprache einigermaßen verdorben wird. Im Innern, besonders im Norden des Landes, nähert sich die Sprache mehr dem Schwedischen, aus dem Grunde, weil die alte skandinavische Sprache in den entlegenen Thälern sich besser erhalten, als längs dem Meere.

Norwegen hat seine Volkslieder, wie Dänemark und Schweden. Aber nur wenige derselben sind im Druck erschienen. Bis zu des Landes Befreiung war seine Literatur mit der dänischen verschmolzen, von der ihr der schönste Schmuck gehört, nämlich Hol-

berg, der zweite komische Schriftsteller Europa's, der norwegische Molière.

Seit Einführung der Konstitution haben politische Freiheit und Unabhängigkeit in Norwegen den Beginn einer nationalen Literatur erzeugt. Man nennt bereits, als Schöpfer derselben, Biergaard, Schwach und Hansen. Ihre Haupterzeugnisse sind Trinklieder oder patriotische Gesänge. Ich fragte einen Kaufmann, der mir sehr einfach schien, ob die Norweger vor der Epoche der Konstitution schon Gesänge gehabt?

„Damals", antwortete er mit Stolz, „waren wir noch nicht ein Volk."

Ein anderer Handelsmann hatte einen Preis für den besten Nationalgesang ausgesetzt. Biergaard gewann den Preis. Der Gesang hat keine auffallende Originalfarbe; aber er ist energisch, voll Feuer und Leben. Der Dichter spricht zu seinen Landsleuten von ihren Schneebergen, von ihren Wasserfällen, ihrem fischreichen Meere, ihren fruchtbaren Thälern als ein Mann, der stolz auf sein Vaterland ist; wonach er hinzufügt:

„Frei denkt und spricht der Norweger, frei arbeitet er zum Besten seines Landes. Die Vögel unserer Wälder, des nordischen Ozeans Wellen sind nicht freier als der norwegische Mann, dessen Wille nur dem Gesetze gehorcht, das er sich gegeben."

Ein anderer Beweis von der Vortrefflichkeit der Konstitution zeigt sich in der Bevölkerungsvermehrung von Christiania, die sich seit 1814 verdoppelt. Auch die Wissenschaften beginnen tiefer zu wurzeln. Norwegens Hauptstadt hat jetzt einen botanischen Gar-

ten, eine Universität, und einige verdienstvolle Professoren, wie Keyser und Esmark.

Jener unglückliche Abel, der als Mathematiker so viel versprach, und der zu Paris in Vergessenheit starb, bevor die Akademie Zeit gefunden, mit seinen Schriften sich zu beschäftigen und zu erklären, daß er ein überlegener Kopf sei, war ebenfalls ein Norweger.

Ein Ausflug in die Umgebungen Christiania's ist ein Spaziergang durch die Schweiz. Die Aehnlichkeit des Anblicks erstreckt sich bis auf die Bauart der Häuser, bis auf Gesicht und Kleidung ihrer Bewohner. Ein Schweizer, der sich in unserer Karavane befand, rief unaufhörlich: „Das ist durchaus wie im Kanton Bern." Nur in zwei Punkten ist Christiania's Umgegend von der Berns verschieden, durch breite Ströme und durch das Meer.

Das beständige Dasein großer Wassermassen ist überhaupt Norwegens unterscheidender Karakter. Nicht ohne Grund wird es bei Ossian das Land der Seen genannt, deren es nicht weniger als dreißigtausend haben soll. Ich habe sie nicht gezählt, bezweifle jedoch ihre Menge nicht. Man füge dazu noch unzählige Meerarme und Buchten, welche sich längs der Küste ununterbrochen an einander reihen, und man kann sich einen oberflächlichen Begriff von einer norwegischen Landschaft machen, in der Wasser den größten Theil des Raumes einnimmt. Es gibt dort ganz neue Szenen, oder wenigstens Skizzen zu denselben, für unsere Maler. Man hat gesehen, daß es weder schwierig noch kostspielig ist, Norwegen zu besuchen. Ich empfehle ihnen auf jeden Fall die berühmte Aussicht von Krog-Lewen, einige Stunden von Christiania, und

die des Paradiesberges, der beinahe diesen Namen verdient.

Auf unsern Streifereien durch die Umgebungen Christiania's verspürten wir oft die schnellen Temperaturveränderungen eines norwegischen Sommers. Ich erinnere mich noch eines Tages, wo wir am Morgen von einem schneidenden Schneewind durchdrungen wurden, während wir am Mittag, mitten auf einem See, vor Hitze beinahe erstickten. Meine Reisegefährten schliefen. Ein Ruderer durchschnitt langsam die weite Silberfläche des von wilden Ufern umgebenen See's. Ein Glöckchen erschallte aus der Ferne, in dieser glühenden und schweigenden Wüste des Norden.

Der merkwürdigste Gegenstand unsers Ausfluges war die Silbermine von Kongsberg. Eine Meile vorher betritt man eine Einöde, in welcher man plötzlich eine Stadt erblickt, die man vorher nicht vermuthet. Man sieht sogleich, daß sie nur durch die Mine entstanden, und daß der einen Erschöpfung der andern Verfall veranlaßt. Die Stadt hatte ehemals 11,000 Einwohner; jetzt zählt man deren kaum noch 3500, von denen ein Viertel Bettler sind.

Es war die erste Mine, die ich betrat, und verspürte also, was man in einem solchen Falle immer empfindet. Ich erstaunte, so weit in das Innere des Berges vorzuschreiten, und überließ mich ganz allen den seltsamen Eindrücken, die uns in dieser finstern Welt erwarten, in die ich, dem Zufall überlassen, vordrang, von dem Krachen der Maschinen, dem Brausen der unterirdischen Gewässer, vermischt mit der Bergleute rauhem Gesang und den entferntern Hammerschlägen, betäubt, geblendet von dem schwankenden Lichte der

Fackeln, an unsichern Leitern hängend, oder zwischen ungeheuern Rädern, auf nassen, zerbrechlichen Brettern dahingleitend.

Gegenwärtiger Zustand des öffentlichen Unterrichts in Spanien.

Wenn die Spanier nicht lesen können, ist es wahrlich nicht die Schuld ihrer Regierung, die ihrerseits bisher nichts vernachlässigt hat, um den öffentlichen Unterricht in der Halbinsel so viel als möglich zu heben. Seit Karl III, also seit sechszig Jahren, ist nicht ein Jahr vergangen, ohne daß wenigstens ein Dekret über diesen Gegenstand erschienen wäre. Die Systeme Pestalozzi's, Bells, Lankasters sind nach und nach in Anwendung gebracht worden, und der gegenseitige Unterricht ist jetzt beinahe in allen Städten angenommen.

Es ist wahr, daß in diesen wie in vielen andern Punkten das Streben der Regierung vergeblich gewesen. Glücklicherweise bildeten unter Karl III einige patriotische Spanier in zwei oder drei Provinzen, mit Erlaubniß der Behörde, obgleich gänzlich unabhängig von derselben, mehrere Gesellschaften, Economicas ó de los amigos del pais (Oekonomiker oder Freunde des Landes) genannt, deren Zweck Beförderung des Unterrichts und des Ackerbaues war.

Aehnliche Gesellschaften entstanden nach und nach zu Madrid, Saragossa, Valladolid, Bascongada, Cantabrica, Valenzia u. s. w. Ohne irgend eine Unterstützung von Seite der Regierung gründeten sie nicht

allein eine Menge Primarschulen, sie veranlaßten auch öffentliche Vorlesungen über Staatswirthschaft, Chemie, Landwirthschaft u. s. w. Zu Anfang unsers Jahrhunderts gab es mehr als 50 solcher Gesellschaften. Aber Kriege und Unfälle jeder Art haben seitdem ihre Zahl bis auf 22 vermindert.

Mit Hilfe der obengedachten Gesellschaft und der thätigen Mitwirkung Karls III vermehrten sich die Primarschulen sehr rasch. Ferdinand VII ahmte 1815 seines Großvaters Beispiel nach, und erneuerte die den Gemeinden 1580 ertheilte Gnade der Besoldung der Schulmeister aus der Staatskasse.

Es ist erwiesen, daß im letzten Jahrhundert wenigstens die Hälfte aller Spanier nicht lesen konnte. Seit 1800 ist dem nicht mehr also, obgleich es noch einige Provinzen gibt, wie z. B. Alt-Kastilien, ein Theil Andalusiens, Gallizien und besonders Katalonien, wo der Primarunterricht immer noch so wenig verbreitet ist, als zu den Zeiten Karls III, und man muß hinzufügen, daß eben dort Aberglaube und Vorurtheile jeder Art auch die tiefsten Wurzeln geschlagen haben.

In beinahe allen spanischen Städten gibt es vom Staate besoldete Schullehrer zur Unterrichtung der Kinder der ärmern Klassen. Mehrere Klöster haben ebenfalls Schulen zu demselben Zwecke. Man kann sich wohl denken, daß der daselbst ertheilte Unterricht nicht sehr ausgedehnt ist. Er beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, die ersten Regeln der Rechenkunst und den Katechismus. In den Gesellschaftsschulen werden auch die Sprachelemente und die Religion im höhern Sinne in Rede gestellt.

Die Bücher, deren man sich in diesen Schulen bedient, sind unter aller Kritik. Sie enthalten nichts als die albernsten Mährchen, die abgeschmacktesten Legenden, die anti-liberalsten Maximen, zum größten Schaden wahrer Religiosität und öffentlicher Moral. Die patriotischen Gesellschaften haben sich bemühet, diesen Mißbestand in ihren Anstalten zu beseitigen. Aber unglücklicherweise werden beinahe alle andern Schulen von Mönchen geleitet, für die jene abgeschmackten Bücher beinahe Evangelien sind.

Es gibt keinen allgemeinen Unterrichtsplan in den spanischen Schulen oder Kollegien. Vor 1808 gab es ein sehr berühmtes Kollegium für Söhne adelicher Personen zu Madrid. Seit dem Frieden ist es jedoch nicht wieder hergestellt worden. Das von Vergara, gestiftet von der biskayischen Gesellschaft, oder Vascongada, vor ungefähr 70 Jahren, war und ist noch immer das beste Spaniens. Andere sind nach demselben Plan gegründet worden. Es gibt auch einige Kollegien in Benedektinerklöstern. Aber der Unterricht, den man auf demselben ertheilt, ist, wenn auch gut, dennoch sehr beschränkt.

Die weibliche Erziehung hat seit fünfzig Jahren größere Fortschritte gemacht, als die männliche. Vor Karl III wurde es als wenig schicklich betrachtet, ein Mädchen schreiben zu lehren, weil, sagte man, diese Fähigkeit ihm nur die Mittel geben könne, galante Briefwechsel zu unterhalten*). Dies Vorurtheil ist

*) Man befand sich also im achtzehnten Jahrhundert in Spanien noch auf demselben Punkte, wie im vierzehnten im übrigen Europa. Man vergleiche mit dem Aufsatze: „Sitten und häus-

jetzt so sehr in Verfall gerathen, daß Personen, die nicht schreiben können, sich dessen von ganzem Herzen schämen. Fast alle Frauenzimmer der höhern Stände erhalten eine sorgfältige Erziehung, theils durch Privatlehrer, theils in den öffentlichen Schulen, oder in denen der Klöster.

Es gibt noch eine große Zahl anderer Schulen in Spanien, in denen man ein sehr übles Latein lehrt, und die im Grunde mehr schädlich als nützlich sind, weil es in allen Gemeinden kleine Pfarrstellen gibt, die nur von Eingebornen des Ortes eingenommen werden können. Um sie zu erhalten, braucht man nur ein wenig Latein zu verstehen, und es gibt keinen Bauer mit zahlreicher Familie, der nicht diesen Umstand benutzt, um einen seiner Söhne dem geistlichen Stande zu widmen. Daher kommt es, daß jedes Dorf wenigstens den zehnten Theil seiner Bevölkerung in den Klöstern hat, daß es in der Halbinsel so viele unwissende Pfarrer, so viele träge Mönche gibt, und daß es an Arbeitern fehlt.

Beschäftigen wir uns jetzt mit dem höhern Unterricht. Vor 1806 gab es in Spanien 22 Universitäten, von denen in demselben Jahre die Hälfte aufgehoben wurde. Es gibt deren gegenwärtig 16. Von diesen werden drei Mayores, oder ersten Ranges, genannt. Es sind die von Salamanka, Valladolid und Alcala. Die Menores, oder zweiten Ranges, sind Valenzia, Cervera, Saragossa, Granada, Sevilla, Oviedo, Santiago, Huesca, Majora, Orihuela, Ossena und Onate.

liches Leben der Frauen im vierzehnten Jahrhundert", im neunten Bande dieses Jahrgangs der Bibliothek.

Sind die Spanier nicht das gelehrteste Volk der Erde, ist es also nicht aus Mangel an Universitäten, denn es gibt deren eine für 700,000 Seelen, obgleich 3 oder 4 wohl versehene Universitäten mehr werth sein würden, als 16 arme. Zu Salamanka werden die Professoren im Allgemeinen gut besoldet; aber auf den andern Hochschulen sind ihre Gehalte äusserst gering. Es gibt deren, die jährlich nicht hundert Franken erhalten, unter andern die Professoren der Mathematik und der Philosophie. Die meisten erhalten ungefähr 300 Franken, und die, welche 1000 oder 1200 Franken beziehen, werden als sehr reich betrachtet. Eine Folge dieses Verfahrens ist, daß die Professoren nicht allein von ihren Stellen leben können und noch ein anderes Amt nebenbei haben müssen. Zu Salamanka selbst wird die Professur nur als eine Stufe betrachtet, auf welcher man zu höhern Würden gelangen kann.

Die Universitäten befinden sich unter unmittelbarer Aufsicht der Regierung. Auch die Unterrichtsmethode, die Bücher, deren die Studenten sich zu bedienen haben, die Kurse, denen sie beiwohnen müssen, mit einem Worte Alles, bis zu den geringsten Kleinigkeiten, wird von der Regierung bestimmt.

Der Unterricht, welcher auf den spanischen Hochschulen ertheilt wird, ist nicht besonders. Professoren und Studenten erfüllen ihre Aufgabe bloß maschinenmäßig. Alle Freiheit der Diskussion, alles Disputiren überhaupt ist streng untersagt. Die Dreiviertel aller Professoren von Salamanka wurden 1824 ohne weitern Prozeß verbannt, nicht weil man ihnen irgend eine Auflehnung gegen die Maßregeln der Regierung zum Vorwurf machen konnte, sondern weil man be-

sorgte, „daß sie liberale Ideen haben könnten.“ Seitdem herrscht eine große Uneinigkeit zwischen den neuen Professoren und den Studenten, die sich von Jahr zu Jahr vermehrt und die Universität mit einer gänzlichen Auflösung zu bedrohen scheint.

Zur intellektuellen Karakteristik Talleyrands.

Zweite Mittheilung.

Man sagte zu Talleyrand, unter dem Ministerium vom 8. August (1829), daß Polignac und seine Kollegen geschworen, Frankreich zu retten. — Ohne Zweifel, entgegnete er, auf dieselbe Weise, wie die Gänse das Kapitol gerettet haben.

Jemand fragte ihn, was er von dem Herzog von Richelieu denke, den Ludwig XVIII zum ersten Minister ernannt. — Ich denke, antwortete er, daß von allen Staatsmännern Frankreichs er die Krimm am besten kennt.

Niemandem verdanken die Bourbonen mehr ihre Restauration, als dem Einflusse Talleyrands. Die Bezeugungen ihrer Anhänger, die bei dem Einzuge der Verbündeten zu Paris am 31. März 1814 die weiße Kokarde aufgesteckt, selbst das Beispiel von Bordeaux, das bereits am 12. desselben Monats die Autorität des Herzogs von Angouleme anerkannt, hatten nur geringen Eindruck auf den Kaiser Alexander und auf den König von Preussen gemacht. Die Monarchen konn-

ten nicht wissen, welches bei fortgesetztem Kampfe das Verhalten einer so großen Stadt, wie Paris, sein werde. Sie besorgten selbst, daß es im Rücken der Alliirten sich erheben könne, wenn diese mit der Armee hinter der Loire im Kampfe begriffen sein würden.

Alle diese Einwürfe, welche besonders Kaiser Alexander aufstellte, wurden von Talleyrand bestritten, und man begreift, welchen Einfluß seine Vorstellungen endlich ausüben mußten. Dieser Einfluß beurkundet sich am besten durch des Kaisers eigene Worte: „Als wir Frankreich betraten, meine Bundesgenossen und ich, hatten wir keine andere Absicht, als den Despotismus Napoleons zu beseitigen. Wir wollten sodann Frankreich seine Regierung sich wählen lassen. Ich bin bei Talleyrand abgestiegen. Er hielt in der einen Hand Napoleon II, in der andern die Bourbonen. Er hat die geöffnet, welche er gewollt.“

Die von Ludwig XVIII gegebene konstitutionelle Charte trat mit dem 4. Juni 1814 in Ausübung. Vor der feierlichen Sitzung, in der sie gegeben und angenommen wurde, hatte eine Diskussion im Rathe des Königs statt, bei welcher auch Talleyrand gegenwärtig war. Er hörte aufmerksam auf den Kanzler Dambray, der einen Artikel der Charte nach dem andern vorlas. Alles ging gut, bis zu dem Paragraph der Deputirtenkammer. Nach seiner Ablesung, und bevor man zu dem der Minister überging, forderte Talleyrand die Erlaubniß, einige Bemerkungen vorzulegen.

„Zu welchem Zweck?“ rief der König mit einer

Lebhaftigkeit, welche die Eigenliebe des Verfassers verrieth.

— Sire, antwortete Talleyrand, ich sehe kein bestimmtes Gehalt für die Mitglieder der wählbaren Kammer ausgesetzt.

„Sie erhalten keins," rief Ludwig XVIII, „und ihre Amtsverrichtungen werden deshalb nur um so ehrenvoller sein."

— Ich verstehe, ich verstehe. Aber auf diese Weise werden sie viel theurer zu stehen kommen, als wenn sie besoldet wären.

Jemand fragte ihn nach der Wohnung der ihrer graßen Mildthätigkeit wegen bekannten Fürstin von Vaudemont. — Sie wohnt in der St. Lazarusstraße, antwortete er. Ich habe die Nummer ihre Hauses vergessen; Sie dürfen aber nur den ersten besten Armen, dem Sie begegnen, danach fragen, er wird sie Ihnen ohne Fehl andeuten. Denn alle Nothleidenden kennen ihre Wohnung.

Talleyrand tadelte 1808 ohne Rückhalt den spanischen Krieg. Diese Opposition gegen den Willen eines Herrscher, der verlangte, daß Alles sich vor ihm beuge, kostete ihm seine Stelle als Groß-Kammerherr, welche Napoleon auf Montesquion-Fezensac übertrug. Diese Verungnadung überraschte ihn keinesweges, und er sagte ganz ruhig: „Was wird das ganze Resultat dieser großen Angelegenheit sein? Kein anderes, als daß die Kutscher in Zukunft öfter nach der Vorstadt St. Germain, als nach der Straße St. Florentin fahren werden."

Seine Besorgnisse hinsichtlich des spanischen Krieges gingen vollkommen in Erfüllung. Er hatte sich darüber im kaiserlichen Rath folgendermaßen geäussert: „Spanien ist für Frankreich eine große Meierei, von der man ein gutes Einkommen beziehen kann. Aber sein Boden ist unbekannt, und man wird sich aussetzen, Alles zu verlieren, wenn man ihn selbst ausbeuten will.“

Auch 1823 war er derselben Meinung, wie 1808. In der Pairskammer machte er eine Anspielung auf sein Benehmen unter der vorhergegangenen Regierung, und tadelte den zu unternehmenden Feldzug in Spanien. Diese Opposition gegen die Regierung war eben nicht geeignet, seine Gunst bei Hofe zu vermehren, und man sprach von nichts anderm, als seiner vollständigen Verungnadung, ja selbst von einem Exil, wie zu den Zeiten des Bon plaisir.

Dieser Gerüchte ungeachtet ermangelte Talleyrand nie, den Pflichten seines Amtes, als Groß-Kammerherr, zufolge, an den Empfangstagen bei Hofe zu erscheinen und dem Könige seine Aufwartung zu machen. Das erste Mal empfing ihn dieser mit so vieler Zuvorkommenheit und Güte, daß Talleyrand, als gewandter Staatsmann, das drohende Gewitter ahnen konnte. Bald nachher sagte Ludwig XVIII zu ihm: „A propos, ich mache Ihnen mein Kompliment; Sie gehen aufs Land.“

— Nein, Sire, ausgenommen wenn Eure Majestät sich nach Fontainebleau begibt, in welchem Fall ich mich um die Gunst bewerben würde, Sie dahin begleiten zu dürfen.

„Nein, nein,“ rief der König, „das meinte ich nicht. Im Uebrigen . . . genug davon.“

Talleyrand zog sich zurück, und schätzte sich glücklich, den Streich abgewendet zu haben. Am nächsten Sonntag richtete Ludwig XVIII dieselbe Frage an ihn, und erhielt dieselbe Antwort. Endlich beim dritten Male fragte er, wie weit von Paris bis Valencay (dem Landgute Talleyrands) sei.

— Meiner Treu, Sire, entgegnete dieser ungeduldig, ich weiß es nicht genau. Aber ich glaube doppelt so viel, als von Paris bis Gent.

Nach dieser heftigen Apostrophe dachte Ludwig XVIII nicht mehr daran, seinen Groß-Kammerherrn zu plagen, und ließ ihn von nun an ruhig.

Die Bourbonen haben mich verungnadet, sagte er einige Zeit vor dem Sturze Karls X. Das Beispiel des Direktoriums und Napoleons hat ihnen nicht als Fingerzeig gedient. Sie werden fallen, wie die andern. Denn es ist in mir Etwas, das allen denen Unglück bringt, die mich vernachlässigen.

Unter dem Ministerium Villèle sah er den Grafen Ferrand, auf zwei Bedienten gestützt, in die Pairskammer treten. Er wendete sich zu seinem Nachbar mit den Worten: „Sehen Sie Ferrand, er ist ein leibhaftes Bild der Regierung. Er glaubt zu gehen, während man ihn trägt.“

Man weiß, daß der Graf von Girardin sehr stark schielt. Dieser Umstand gab Talleyrand Veranlassung zu folgendem Bon mot. Der Groß-Kammerherr befand sich in einer Fenstervertiefung im Schlosse der

Tuilerien, als der General sich ihm mit den Worten näherte: „Nun, lieber Fürst, wie gehen die Angelegenheiten?“ — Er erhielt die Antwort: Wie Sie sehen, General.

Ein Nachkomme der alten Helden der Ligue tadelte in Talleyrands Gegenwart sehr bitter Maubreuils Verfahren, indem derselbe nicht den Auftrag vollstreckte, Napoleon zu ermorden. — Was wollen Sie, entgegnete der andere, es gibt heut zu Tage keine Religion mehr.

Wenn Ludwig XVIII Talleyrand irgend einen Streich spielen konnte, unterließ er es gewiß nie. Dieses Staatsmannes Ueberlegenheit war ihm eine Last. Sie beleidigte seine Eigenliebe; denn er wollte nicht, daß es an seinem Hofe ein ihm überlegenes Genie gebe. Aus diesem Grunde wurden Châteaubriand und Talleyrand, die beide seiner Sache so große Dienste geleistet, immer hintangesetzt.

Nach der Restauration hatte der letzte sich von seiner Gattin getrennt, die er nach England schickte, wo er ihr eine jährliche Pension von 60,000 Franken zahlen ließ. Einige Jahre gingen vorüber, und der Vertrag wurde genau von beiden Seiten beobachtet. Nachdem Ludwig XVIII davon unterrichtet worden, schickte er im Geheimen an Frau von Talleyrand den Befehl, zurück zu kommen. Sie gehorchte, zum größten Mißvergnügen ihres Gemahls. Bald nach ihrer Ankunft fragte der König diesen mit anscheinendem Interesse, ob es wahr sei, daß die Fürstin sich zu Paris befinde? — Sehr wahr, Sire, sehr wahr, antwortete Talley-

rand. Was wollen Sie; ich mußte wohl auch meinen 20. März haben!

Nie ist Talleyrand über eine Antwort verlegen gewesen. In allen gefährlichen Lagen, in welchen er sich befunden, hat er sich immer glücklich aus der Schlinge gezogen. Zu Anfang 1814 wurde Napoleon unterrichtet, daß man vermuthe, Talleyrand zettle ein Komplott gegen ihn an. Er ließ ihn rufen, und sagte sehr strenge zu ihm: „Ich weiß, was Sie treiben. Ich weiß, daß Sie sich einbilden, im Fall eines mich betreffenden Unglücks, an der Spitze eines Regentschaftsraths sich zu befinden. Nehmen Sie sich in Acht. Man gewinnt nichts, gegen meine Macht zu ringen. Ich erkläre Ihnen, daß, wenn ich gefährlich krank wäre, Sie noch vor mir sterben müßten.“

Es war in seinem Blicke etwas furchtbar Drohendes und Zerschmetterndes. Talleyrand, statt dem Kaiser zu Füßen zu fallen, wie jeder andere, von einer solchen Anrede überrascht, gethan haben würde, statt um Gnade zu bitten und sein Vergehen zu beichten, nahm einen dankbaren, theilnehmenden Blick an, und entgegnete auf der Stelle:

„Sire, ich bedurfte einer solchen Andeutung nicht, um vom Himmel die Verlängerung der Tage Eurer Majestät zu erflehen.“

Versteinerungen in Neuholland.

Bisher hatte man beinahe allgemein geglaubt, daß Australien, in allem Uebrigen so verschieden von den andern Festländern, von neuerer oder postdeluvianischer Bildung sei. Man wollte einen Beweis dieser Voraussetzung in dem Mangel an mit versteinerten Gebeinen angefüllten Höhlen finden, die so häufig in den vier andern Kontinenten sind, und die zugleich ihr hohes Alter andeuten. Unter diesem Betrachte steht nun auch Australien ihnen gleich, und die Entdeckung, welche wir in Rede stellen wollen, hat die Angelegenheit entschieden.

Die Höhle, in welcher sich die ersten in Neuholland entdeckten versteinerten Knochen befinden, ist in der Nähe der Niederlassung von Wellington-Valley, ungefähr 210 englische Meilen (70 Stunden) von Sydney. Die dortige Gegend ist von Kalkstein-Formation. Man bemerkt in derselben die Oeffnungen zahlreicher Grotten, die sich in allen Richtungen ausdehnen, und Zimmer bilden, welche zugleich den sattsamsten und imposantesten Anblick gewähren.

Auf einem Ausfluge nach Wellington-Valley, den vor Kurzem der Kolonist Rankin von Bathurst unternommen, besuchte er eine dieser Höhlen, die man seit Langem kannte, ohne sie genauer durchforscht zu haben. Unmittelbar am Eingange, der etwa drei Viertelstunden von der Niederlassung und südlich vom Macquariestrom ist, findet man ein hohes, geräumiges Gemach, dessen Decke mit prächtigem Tropfstein bekleidet ist, der zum Theil bereits von den Bewohnern der Umge-

gend zerbrochen worden. Klopft man leicht mit einem Hammer gegen die Wand auf der einen Seite, so erkennt man, daß noch ein anderes Gemach nebenan existirte, das von dem ersten nur durch eine dünne Mauer getrennt war. Man durchbrach dieselbe, und fand ein zweites Zimmer, kleiner als das erste. An dem einen Ende dieses Nebengemaches führte ein enger Gang zu einem dritten Behälter, den vorher Niemand betreten. Denn die Eingebornen haben eine abergläubige Furcht vor diesen Höhlen. Sie glauben, daß Koppa, der Geist der Finsterniß, eine unheilbringende Gottheit ihrer Mythologie, in denselben wohne.

In diesem Behälter bemerkte Rankin mit Erstaunen das Bruchstück eines versteinerten Knochens. Bald entdeckte er eine große Menge anderer Knochen, von verschiedener Größe, und beinahe alle zerbrochen. Einige lagen auf dem Boden; aber die meisten waren von einer röthlichen, harten Thonschicht umkleidet. Der Strick, dessen er sich bediente, um in diesen Keller hinabzugleiten, war an einem Vorsprung befestigt, den man für eine Felsspitze gehalten. Er zerbrach, und man erkannte, daß es ein sehr großer versteinerter Knochen sei.

Die meisten dieser Knochen sind, wie gesagt, von einem röthlichen Kitt umschlossen, den man besonders häufig in Felsspalten bemerkt, die jedoch mit den Höhlen, welche eine Oeffnung nach Aussen haben, nicht in Verbindung stehen, sondern durch einen leichten Zwischenraum von denselben geschieden sind. Das Innere dieser Spalten bietet einen auffallenden Kontrast mit der einförmigen Harmonie der großen Grotten dar. In den ersten sind es vom Felsen ganz verschie-

dene Massen, die unter einander durch jenen merkwürdigen Kitt verbunden scheinen, der manchmal so hart ist, als Kalk, und in dem sich immer versteinerte Knochen befinden. Oft sind diese letztern so fest zwischen die Felsen geklemmt, daß man sie nur bekommen kann, indem man sie zerbricht. Merwürdig ist es auch, daß die wenigen großen Knochen, welche man unversehrt gefunden, immer auf der Aussenseite des rothen Kitts waren, woraus man schliessen kann, daß dieser Kitt, seitdem er mit den Knochen sich vermischt, nie weich genug gewesen, um auch die großen Knochen zu umschliessen, die mithin auf seiner Oberfläche blieben.

Ueberall, wo man diesen Kitt findet, enthält er auch Knochen, aber in solcher Menge, daß seine Farbe dadurch oft verändert worden, und dem Sägespan ähnlich ist. Die Knochen sind jedoch nicht vom Wasser angeschwemmt worden, denn ihre vorspringenden Ecken sind noch vollkommen wohl erhalten.

Eine an den Professor Jameson zu Edingburg gesandte Sammlung dieser Knochen ist von dem berühmten Anatomiker Elift, von London, untersucht worden. Er hat in denselben Ueberreste des Dyasurus, des Wombat und des Kanguru erkannt, die noch in dieser Gegend existiren, so wie die Knochen anderer, größerer und unbekannter Thiere. Jameson zieht aus dem Allem folgende Schlußfolgen:

1) Die Höhlen bieten dieselben Karaktere dar, als die in Europa.

2) Der Kitt oder Thon, von welchem die Knochen umschlossen sind, ist nicht von dem verschieden, den man in mehrern Gegenden Europa's gefunden.

3) Neuholland unterschied sich, in einer entfernten Epoche, von den andern Welttheilen in der Organisation seines Thierreiches durch ähnliche Eigenthümlichkeiten wie die, welche es noch jetzt auf eine so auffallende Weise auszeichnen.

4) Australien hatte ehemals eine Menge viel größerer Thiere, als die noch existirenden Gattungen. Sie kamen dem Nilpferde gleich, oder übertrafen es sogar an Größe; Thatsache von hoher Wichtigkeit, wenn man bedenkt, wie geringfügig jetzt die vierfüßige Bevölkerung Neuhollands ist, von welcher der Kanguru die größte Gattung ist.

5) Die Knochenhöhlen enthalten, nebst den Ueberresten noch jetzt existirender Thiere, auch die Ueberreste anderer Gattungen, die ausgestorben zu sein scheinen; ein Fall, den man auch in Europa bemerkt.

6) Dieselbe Wirkung, welche die Thierüberreste aufgehäuft, die man in den europäischen Knochenhöhlen findet, hat auch die in Australien gebildet.

7) Endlich die Thiere, mit deren Knochen die Höhlen Neuhollands angefüllt sind und sich versteinert haben, wurden, wenn auch nicht in der gleichen Zeit, wie die in Europa, doch während einer ähnlichen Reihenfolge geologischer Revolutionen vernichtet.

Ueber einige der Hauptresultate der letzten Revolution in Frankreich.

Frankreich erwartete von seiner neuen, von der Juli - Revolution erzeugten Regierung Fortschritte in seinen Institutionen, Wiedererhebung des Nationalruhms, Vermehrung des materiellen Wohlergehens des Volks.

Sind diese Erwartungen in Erfüllung gebracht? Nur theilweise; nicht ganz. Wir mögen die letzte hier nicht in umständliche Erwägung stellen; sie war begründet auf eine Illusion. Sparsamkeit in den Ausgaben, Verminderung der Steuern, Zunahme der Vortheile der Gewerbsamkeit und des Arbeitlohns können nicht einer Revolution unmittelbare Folgen sein. Sie unterbricht im Gegentheil mehr oder weniger den regelmäßigen Gang der Erzeugung, beschränkt den Verbrauch und hemmt den raschen Geldumlauf.

Freiheit muß oft theuer erkauft werden. Ein Volk, das entschlossen ist, derselben Vollgenuß sich zu sichern, muß über den hohen Preis nicht erschrecken, um den allein es ihrer theilhaftig werden kann.

Die verlangten Fortschritte in den Institutionen beruheten auf einem nicht genau bestimmten Wunsch, der eben so wohl irreleiten, als zum Ziele führen konnte. Denn die alleinigen Reformen, welche man zuversichtlich beginnen kann, sind diejenigen, welche sich aus dem Mißbehagen über das ergeben, was besteht.

Die Erwartung der Wiedererhebung des Nationalruhms endlich konnte für Frankreich, das durch die Koalition von 18¹⁴/₁₅ und durch seine Doppelnieder-

lage in dieser Epoche hart gedemüthigt worden, als ein Bedürfniß des Herzens wie des Geistes betrachtet werden. Es wünschte, wieder groß zu sein in den Augen der Welt. Es wußte, daß allgemeine Sicherheit nur durch Ehre erhalten werden kann.

Drei konstitutive Fragen haben, seit der Revolution, besonders die Gemüther beschäftigt: die Bildung des Wahlkörpers, die der Deputirtenkammer, und die der verwaltenden Behörden in den Provinzen.

Man hat darüber mit Leidenschaft gestritten. Sie haben Veranlassung gegeben zu den bittersten Einwürfen. Man hat sich bemüht, aus ihnen besondere Wahrzeichen für die verschiedenen Parteien zu machen. Demungeachtet sind sie von so abstrakter Natur, daß man billig zweifeln darf, die Freunde der beherrschenden Macht, wie die des Volkes, gleichviel, welche immerhin ihrer Meinung die Oberhand sichern, dürften sich Glück wünschen über ihren Triumph.

Die Volksfreunde vergessen manchmal ihren Sieg, wenn sie dem Drange folgen, durch den sie ihn errungen. Präponderanz stand ehemals dem königlichen Willen zu; sie ist jetzt auf den Volkswillen übergegangen. Die Schranken, inner welchen die Liberalen die beherrschende Macht zu begrenzen sich bemühet, waren bestimmt, den königlichen Launen einen Damm entgegen zu stellen. Aber des Volkes Launen sind nicht weniger verderblich.....

Politische Freiheit ist gesichert, sobald der Nationalwille mächtig genug ist, um über jeden andern Willen die Oberhand zu behalten, wirklich souverän zu bleiben. Wenn dieser Wille vor einem Jahre über einen Thron triumphirt, der durch so viele Institu-

tionen gesichert war, wird er auch um so sicherer über den Widerstand triumphiren, welchen die beherrschende Gewalt im Privatinteresse ihm entgegen zu stellen versuchen dürfte.

Die Institutionen Frankreichs sind also künftighin bestimmt, diesem Willen Reife zu geben, bevor sie ihn in Gesetz verwandeln. Das Volk muß genöthigt werden, nachzudenken, sich aufzuklären, seinen Wunsch mehrmals zu wiederholen, damit die Leidenschaft des Augenblicks sich nicht verwechseln lasse mit beharrlichem Willen, damit Ueberraschung nicht eines wohl erwogenen Entschlusses Rechte usurpire.

Es ist Irrthum, von Gleichgewicht, Unabhängigkeit der Gewalten zu sprechen. Es gibt nur eine einzige beherrschende Macht. Sie ist der Reihe nach theokratisch, aristokratisch, monarchisch, demokratisch gewesen. Alle sie begleitenden politischen Institutionen müssen nur Mittel sein, ihren zu ungestümen Lauf zu mäßigen.

Diese Mittel müssen in Uebereinstimmung sein mit dem Karakter, mit dem Geiste jedes Volks. Der Franzos, oppositionssüchtig wie er ist, nur zu sehr geneigt, seinen Ideen allgemeine Annahme verschaffen zu wollen, das Prinzip, welches er kaum zu bemerken beginnt, als vollkommen erwiesen zu betrachten, bedarf am meisten starker Schranken, und erträgt sie am wenigsten.

Es ist durchaus nothwendig, daß ein auf solche Weise konstituirter Mensch, sei es individuell, sei es kollektivisch, über das sich nicht täuschen könne, was für ihn „Nationalwille“ ist. Jedes Veto, das seinen Gang zu hemmen scheint, kann denselben höchstens ver-

zögern. Es kann ihm Zeit geben, zu bedenken, was er eigentlich will. Wenn die Opponenten sich auf ein Gleichgewicht von Stärke stützen könnten, wenn ein verlängerter Kampf zwischen zwei Gewalten im Staate statt fände, würden sie nothwendigerweise entweder Anarchie veranlassen durch Einstellung der gesellschaftlichen Bewegung, oder Bürgerkrieg durch deren doppelte Richtung.

Nationalwille ist Vereinigung alles individuellen Willens. Aber dieser letztere existirt nur bei denen, welche nachdenken, die sich die Mühe geben, zu wollen, es zu thun. Deshalb auch vertritt allgemeine Beistimmung nicht den Willen; denn sie bringt auch Untheilnahme als individuellen Willen in Anschlag. Viele Bürger enthalten sich, ihre Stimme abzugeben. Sie beweisen dadurch zur Genüge, wie gleichgültig ihnen die zu nehmende Entscheidung ist. Wollte man sie nun nöthigen, zu stimmen, um durch ihre Unentschlossenheit den Sieg zu erringen über den wohlbedachten oder leidenschaftlichen Willen der Andern?

Unter denen, die sich freiwillig eingefunden, um ihre Stimme abzugeben: können wir jede Stimme von gleicher Wichtigkeit in den Augen des Individuums betrachten, von dem sie herrührt? Wie viele Menschen gibt es, die wirklich wissen, warum es zu thun ist? Wie viele, die unbedingt die Meinung unterrichteterer Menschen, als sie, annehmen? Wie viele, die sie aus Eifersucht verwerfen, ohne sie zu hören? Wie viele, die durchaus untheilnehmend, gleichgültig stimmen, ohne zu wissen, was sie thun?

Die Antwort auf diese Fragen ist verschieden je nach dem Gegenstande der Berathungen, der Zeit und

des Ortes. Sie ist verschieden je nach der Nation, der Provinz, vielleicht jedes Weilers. Demungeachtet verlangt man von solcher Stimmung des Nationalwillens Ausdruck.

Man konstituirt zuerst den Wahlkörper, von dem man so viel als möglich die Unwissenden, die Untheilnehmenden, diejenigen, welche keinen eigenen Willen haben, auszuschliessen sich bemühet. Aber diese Ausschliessung selbst ist willkührlich, und überläßt Vieles dem Zufall. Man versammelt sodann dieses Wahlkörpers Vertreter, und setzt voraus, daß ihr Wille mit dem ihrer Wähler übereinstimmend sein wird.

Aber eben weil man auf solche Weise von Voraussetzung zu Veraussetzung fortschreitet, ist es nothwendig, eine Pause zu machen, bevor man dieser Vertreter Willen in Staatsgesetz verwandelt; ist es nothwendig, daß man ihn der Revision der königlichen Autorität und der eines Senats unterzieht, um sich zu versichern, daß er in der That Nationalwille sei.

Das Gesetz, welches in Frankreich den Wahlkörper konstituirte, schloß, als Unwissende oder Untheilnehmende, alle diejenigen aus, welche nicht dreihundert Franken direkte Abgaben zahlen. Erfahrung hat bewiesen, daß diese durchaus willkührliche Bestimmung vielleicht in Mehrheit freisinnige, auf des Landes Interesse bedachte, Wähler gab. Es war unmöglich, davon im Voraus sich zu versichern.

Nach der Juli-Revolution ist das Wahlrecht auf zweihundert Franken festgestellt worden. Diese Veränderung war bestimmt, einer größern Zahl Bürger, ihres geringern Vermögens ungeachtet, Stimmrecht zu geben. Man setzte demnach voraus, daß sie wäh-

rend fünfzehn Jahren Zeit gehabt, über die Konstitution ihres Landes nachzudenken und sich einen wirklichen Willen zu bilden. Anderseits gab diese Bestimmung auch dasselbe Recht einer bedeutenden Zahl noch unwissender oder untheilnehmender Wähler, deren Stimme, ohne wirklichen Werth, der Intrigue überlassen blieb.

Hat die Macht durch diese Veränderung gewonnen oder verloren? Das kann erst lange Erfahrung beurkunden.

Demungeachtet bestand die Opposition darauf, daß die Wahlabgabe noch viel mehr zu vermindern sei, während die Karlisten, mit noch größerm Eifer in demselben Sinne antreibend, allgemeine Stimmfreiheit verlangten.

Die beiden andern Parteien scheinen uns als Blinde zu disputiren, die nicht wissen, ob das, was sie verlangen, ihnen nützlich oder schädlich sein wird. Die Karlisten allein sehen ihren Zweck. Allgemeine Stimmfreiheit gibt ihnen die möglichst größte Zahl Untheilnehmender, um den Nationalwillen zu ersticken; sei es, daß es ihnen gelingt, sie irrezuleiten, ihre Vorurtheile, ihren Aberglauben, ihre Verlegenheit und Noth zu benutzen, um sie zu ihren Gunsten stimmen zu machen; sei es, daß sie dieselben im Gegentheil zu Exzesse antreiben, welche die Demokratie in Mißkredit bringen: immer haben sie ihrer Sache gedient.

Wenn die Deputirten des Volks in der Kammer sich berathen, setzt man voraus, daß sie des Wahlkörpers Wünsche aussprechen. Aber eben so wohl, als es nicht sicher ist, daß des Wahlkörpers Gedanke derselbe ist, wie der Nationalgedanke, eben so wenig

sicher ist es auch, daß der Wille der Deputirten jener des Wahlkörpers sei.

Auch die Deputirten sind für Leidenschaft, Verführung, Uebereilung und Irrthum empfänglich. Alle, ihrer Berathung angeneigten Formen, sie zu verzögern, alle vom König und einer zweiten Kammer geforderten Gutheissungen haben keinen andern Zweck, als ihnen Zeit zu geben, sich zu beruhigen, nachzudenken, besser zu studiren, sich zu verständigen mit ihren Kommittenten, ihre Kommittenten in Uebereinstimmung zu bringen mit jener abstrakten Macht, die man nicht ergreifen kann, und der allein man dennoch Gehorsam schuldig ist, der nationalen Intelligenz.

Des Königs und der Pairskammer Rechte, sobald sie dem Willen der Deputirten sich entgegenstellen, sind unumschränkt erklärt worden, und sie müssen also scheinen, um denen, die sie ausüben, Muth zu geben. In der That sind sie nur vertagend. Als Karl X voriges Jahr seine Prärogative in einem dem Willen der Kammer gradezu entgegengesetzten Sinne ausüben wollte, konnte das Resultat seines Strebens kein anderes sein, als entweder ihn selbst oder die Kammer zu stürzen, und den Staat zu zerreissen.

Die zweite Kammer kann, eben so wenig als der König, ihre definitive Mitwirkung zu dem Werke der Gesetzgebung versagen. Wenn einmal die Deputirtenkammer durch freie Wahl erneuert worden, wenn sie von demselben Geiste beseelt ist, wie ihre Wähler, wenn sie eine Angelegenheit verhandelt, über welche der Nationalwille sich genügend ausgesprochen, muß die zweite Kammer nachgeben, nicht allein weil es

theoretisch abgeschmackt sein würde, daß ein verhältnißmäßig unbedeutender Theil der Nation der überwiegenden Mehrheit Willen sich entgegensetzte, sondern auch, weil das unmöglich sein würde. Ueber eine Frage von besonderer Wichtigkeit würde die Spaltung tief und bitter werden. Die Deputirtenkammer würde sich weigern, Gesetze gutzuheissen, Abgaben zu bewilligen; die gesellschaftliche Maschine würde stocken; Verlegenheit, Noth würden allgemein werden; Bürgerkrieg oder eine neue Revolution würden besser scheinen, als ein solcher Zustand der Anarchie, und nur zu bald würde die Nation in neue Gefahren sich stürzen.

In England haben es die Pairs nur selten gewagt, dem Willen der Gemeine eine lange Opposition entgegen zu stellen. Sie haben es unternommen, im Unterhause selbst, der Aristokratie Oberherrschaft zu begründen. Ueberdem sind die Briten langmüthig, weil sie Vertrauen haben in ihrer Freiheit Dauer. Sie wissen aus Erfahrung, daß Verwerfung eines Bills, in einer oder zwei Sitzungen, nichts ist, als Vertagung.

In Frankreich ist man ungestümer. Die Zukunft scheint zweifelhafter; die Parteien sind heftiger. Der König kann eine lange dauernde Spaltung zwischen den beiden Kammern nicht statt finden lassen, weshalb er genöthigt ist, eine jener zahlreichen Pairsernennungen zu machen, welche die Mehrheit in der ersten Kammer verändern. Aber gerade dadurch kommt die Pairswürde in Mißkredit bei der Nation, die sie nur als ein Werkzeug in der Hand des Königs betrachtet. Demungeachtet wird das englische Ministerium zu diesem Schritte genöthigt sein, wenn das Oberhaus das Reformbill verwirft.

Man darf also nicht die Pairskammer als so vollkommen unabhängig betrachten, wie die Konstitution sie bestimmt. Nothwendigkeit hat sie modifizirt. Sie hat sie auf die Prärogative beschränkt, durch neue Verhandlung eine bereits in der andern Kammer debattirte Angelegenheit unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, sie im Ganzen nochmals zu durchgehen, die Artikel, welche der Reihe nach von der einen oder der andern Partei angegriffen werden, in Uebereinstimmung zu bringen, und wenn sie das Gesetz nicht verbessern kann, es für ein oder zwei Jahre zu vertagen.

In diesem Betrachte, als gesetzgebendes Revisionstribunal, hat die Pairskammer in Frankreich der öffentlichen Sache wichtige Dienste geleistet. Sie hat viele leidenschaftliche oder unkluge Entscheidungen aufgeschoben, die bereits von den Faktionen sanktionirt waren, welche der Reihe nach in der Deputirtenkammer die Oberhand gehabt. Sie hat wesentliche Gesetzgebungspunkte, die unbedachtsam oder absichtlich übersehen worden, ergänzt. Sie hat Ordnung und Weisheit in Verfügungen übertragen, die oft von Uebereilung und Zorn eingegeben worden. Sie hat endlich ein Beispiel aufgestellt, dessen Frankreich noch lange bedürftig sein möchte, das einer mit Ruhe, mit Mäßigung, mit Würde, mit gegenseitiger Achtung sich berathenden gesetzgebenden Versammlung.

Wie war sie zu den Verrichtungen geeignet, welche sie so wohl erfüllt? Gott weiß es! Könige und Minister, welche sie gebildet, hatten ihre Ansichten nicht so hoch sich versteigen lassen. Lag irgend ein Zweck

in ihrer Wahl, so bestand er darin, in der ersten Kammer so viele der beherrschenden Gewalt ergebene Männer als möglich zu vereinigen.

Aber untergeordnete Betrachtungen leiteten sie noch öfter. In der Absicht, diesem von ihnen gebildeten Staatskörper einen besondern Glanz zu verleihen, entnahmen sie denselben Allem, was sich vor ihnen fand. Sie forderten Vertreter von der alten feudalen Pairie, und vom kaiserlichen Senat. Sie rekrutirten sodann alle verabschiedeten Minister, überhaupt alle diejenigen, welche ausgezeichnete Aemter bekleidet. Auf solche Weise kamen die verschiedenartigsten Fähigkeiten und Erfahrungen in die Pairskammer.

Diese so neue, durch ihren Ursprung so zweifelhafte Institution, die weder der Aristokratie noch der Demokratie Vertrauen einzuflößen im Stande war, begriff bald, daß sie im Lande keine festen Wurzeln gefaßt, und daß sie durchaus kraftlos sei, wenn große Leidenschaften sich auf der Szene bewegten. Sie unternahm es nicht, weder die Freiheit gegen Karl X zu vertheidigen, noch dieses letztern Thron gegen den wüthenden Volksstrom, noch ihre eigene Konstitution, als man dieselbe verstümmelte. Sie war wie verschwunden während dem Sturm. Aber das Bewußtsein ihrer Schwäche ließ sie ihre ganze Garantie in den Talenten suchen, welche sie zu entwickeln im Stande war. Auf ihre Rechte wenig bauend, hat sie nie eine Gelegenheit verloren, zu beurkunden, daß sie doch zu Etwas gut sei.

Demungeachtet hat sie der beinahe einstimmige Wunsch der Wähler verdammt, indem er sich gegen die erbliche Pairswürde ausgesprochen. Man bedarf

eines gewissen Glaubens, den wir nicht haben, um eine große Wichtigkeit auf die Art und Weise zu legen, auf welche ein Körper erneuert werden dürfte, der so wenig Lebenskraft in der jetzigen Generation hat. Es ist nicht für uns ein Gegenstand des Zweifels, ob die Kinder der gegenwärtigen Pairs ihren Vätern in der Kammer nachfolgen, sondern ob die Väter selbst, bis an ihr Lebensende, Sitz und Stimme in derselben haben werden.

In diesem ungewissen Zustande benimmt sich die Kammer ziemlich gut. Bewahrt man die Institution, so ist es schwer, mit ihr eine Veränderung vorzunehmen, die sie nicht übler machen würde. Gesteht man dem Könige das Recht zu, die Pairs auf Lebenszeit zu ernennen, so vermehrt man die königliche oder ministerielle Macht. Gewährt man dies Recht dem Volke, so ist das noch übler. Man gibt dadurch den Deputirten der Nation furchtbare Nebenbuhler, und nimmt dem Nationalwillen seine Souveränität, diese große Eroberung der Juli-Revolution.

Man vergesse es nicht, daß die eigentliche Aufgabe der zweiten Kammer darin besteht, nachzugeben, wenn es Zeit ist. Je nationaler man sie bildet, je mehr man aus ihr die genaue Vertretung irgend eines großen öffentlichen Interesses macht, um so weniger wird sie geneigt sein, nachzugeben. Im Fall eines Zerwürfnisses wird sie den Beistand ihrer Kommittenten anrufen, und statt eines Gleichgewichts zwischen den Staatskörpern wird man Bürgerkrieg organisirt haben.

Es scheint uns, daß ein ähnlicher Irrthum in dem Eifer liegt, mit welchem die Liberalen jetzt die Mu-

nizipalitäten so stark als möglich zu organisiren sich bemühen. Nicht der königlichen Gewalt stellen sie dadurch in Zukunft Schranken, sondern der des Volkes. Eine Opposition zwischen dem souveränen Willen der Nation und dem Willen der Provinzen würde Bewegung und Leben des gesellschaftlichen Körpers hemmen. Die erste, in genauer Kenntniß der Nothwendigkeiten und Gefahren des Staats, bestimmt die Opfer; die zweite leistet sie. Die Kammern bewilligen Abgaben und Mannschafts-Aushebungen. Sie unterwerfen die Städte dem strengen Regiment der Festungen.

Je mehr nun die Provinzial- und Munizipal-Verwaltungen wirklich den Geist der Oertlichkeiten vertreten, um so mehr werden sie ihren Antheil an der Last zu vermindern sich bemühen. Je mehr sie aus Erwählten des Volks, durchaus unabhängig von der beherrschenden Gewalt, bestehen, um so mehr Unterstützung werden sie im Volke finden, um jedes Opfer zu verweigern. Ihr Widerstand könnte so stark sein, daß der Gemeinwille nicht mehr Gehorsam finden, daß die Nation endlich untergehen würde.

Man beugt dieser Gefahr nicht vor, indem man, wie es das Ministerium gewollt, die örtlichen Aristokratien, statt der Demokratien, zur Bildung der Provinzial-Verwaltungen beruft. Das zu lösende Problem besteht darin, die Ortsbehörden auf solche Weise zu konstituiren, daß sie zu gleicher Zeit intelligent und gehorsam seien; daß sie genau alle Interessen ihrer Mitbürger kennen und vertreten, aber daß sie dem allgemeinen Interesse nachgeben; daß sie alle

Bürger gewöhnen, sich überall mit allen ihren Angelegenheiten zu beschäftigen; aber daß sie dieselben zu gleicher Zeit von dem Gedanken durchdringen, daß ihre Gemeinde nicht die Nation ist, daß ihre eigenthümlichen Interessen den Interessen der Gesammtmasse untergeordnet bleiben müssen; daß man sie endlich zu Rathe zieht, um die Regierung und sich selbst über verschiedene Punkte zu erleuchten, aber nicht um zu gebieten.

So hat, unsers Erachtens, die Juli-Revolution, indem sie dem souveränen Willen des Volks den Platz angewiesen, den früher des Monarchen Wille eingenommen, eine ganz neue politische Ordnung und durchaus neue Grundsätze geschaffen. Dieselben Privilegien, welche die Franzosen als Freiheiten forderten, würden jetzt Beschränkungen der Volksgewalt werden.

Der Wissenschaft Anblick hat sich verändert. Axiome sind Gegenstände des Zweifels geworden. Und in einem neuen Studium, der beste Rath, den man zu befolgen hat, ist, „sich nicht zu übereilen", nicht Alles zu verändern, um Grundsätzen zu entsprechen, von denen noch keiner fest begründet ist, sondern allein, um ein längst erkanntes Uebel zu heilen, auf „Erfahrung" sich zu stützen, sich zu enthalten, den Absichten derjenigen zu mißtrauen, die nicht genau so denken wie wir, während unsere eigenen Meinungen noch so vielen Zweifeln unterworfen sind.

Macht man diese allgemeine Regel auf das gegenwärtige Ministerium (Périer) anwendbar, so sieht man, daß keine triftigen Gründe vorhanden sind, es

unbedingt anzuklagen, auf die Fortschritte von Institutionen nicht hingearbeitet zu haben, über die man im Allgemeinen noch nicht genügend erleuchtet ist.

Politische Lebensskizze Lord Grey's, ersten Ministers des englischen Kabinets.

Politische Revolutionen, um unparteiisch gewürdigt zu werden, bedürfen der Kommentare der Zeit, der Erfahrung, der Nachwelt. Man kann jedoch voraussetzen, daß die gegenwärtige britische Parlaments-Reform immer als eine der wichtigsten Phasen der englischen Konstitution betrachtet werden wird. Die Anhänger der Reform mögen es nicht zugestehen; aber es ist nichts desto weniger gewiß, daß diese Reform eine noch größere Revolution sein wird, als die von 1688.

Die Angelegenheit von 1688 war mehr religiös als politisch. Die damals erlangten Garantien waren auf Verminderung des Privilegiums, wie auf Ausschließung begründet. Jetzt ist die Sache durchaus politisch. Der Garantien Basis ist Befreiung vom Monopol, oder vielmehr gänzliche Vernichtung desselben.

Die Revolutions-Elemente von 1831 sind von dauerhafterer Natur, als die von 1688. Religiöse Abneigungen, Verfolgungen, Streitigkeiten sind vorübergehend, wie so viele andere Uebel der physischen und moralischen Ordnung. Aber die Elemente des Kampfes zwischen der Freiheit und Oligarchie sind allgemein, sind so dauernd, als die politische Gesellschaft

selbst. Es ist derselbe Kampf, von dem Athen und Sparta, Karthago und Rom bewegt wurden, den man in der englischen Monarchie wiederfindet. Man kann wohl sagen, daß das Jahr 1831 die merkwürdigste Epoche der Geschichte Großbritanniens sein wird.

Aus diesem Grunde wird man nicht ohne Interesse eine politisch-moralische Skizze über dieses Landes ersten Minister lesen, den man als Urheber und Leiter dieser denkwürdigen Umgestaltung betrachten kann. Sie scheint uns freimüthig und unparteiisch geschrieben. Wir entnehmen sie im Auszuge dem New Monthly Magazine.

Lord Grey hat sich konsequenter gezeigt in seinem Karakter, als in seinen politischen Meinungen. Persönlich in seinem Ehrgeiz, aber stolzer noch, hat er wohl geschwankt, doch nie nachgegeben.

Er war zuerst Advokat der Reform; später wendete er sich derselben ab; jetzt ist er wieder rückfälliger Reformist. Bei Veränderung seiner Meinungen hat er jedoch seine Grundsätze nicht verleugnet. Er verlor des Volkes Gunst, ohne sich im mindesten dem Verdacht auszusetzen, sie für die des Monarchen geopfert zu haben. Während der Regentschaft und der Regierung des letzten Königs war er vom Hofe verbannt, ohne daran zu denken, deshalb sich zum Parteichef zu machen.

Mit den volksthümlichsten Meinungen konnte Lord Grey kein Demokrat sein. Mit hochmüthigem Benehmen, eifersüchtiger Ehrfurcht für die konvenielle Ueberlegenheit der Geburt, des Ranges, der Titel, war er kein Aristokrat. Mit allem seinem Patriotismus, sei-

ner Geschäftsliebe, seinem Genie als Staatsmann, hat er nicht die erforderlichen Eigenschaften des Ministers eines freien Volkes. Um einen solchen Karakter zu begreifen, ist es unumgänglich nothwendig, einen Blick auf seine frühere öffentliche Laufbahn zu werfen.

Der gegenwärtige Graf Grey stammt ab von Sir Karl Grey, der später in den Grafenstand erhoben wurde, und dessen Vorfahr thätigen Antheil nahm an der Empörung von Monmouth, unter Jakob II.

Unter Fox's Leitung trat er in das Parlament, wo eine schmeichelhafte Prophezeihung Pitts ihn als die erstehende Hoffnung der Whigs bezeichnete. Bald nachher wurde er einer der Freunde und politischen Anhänger des Prinzen von Wales (Georg IV). Aber natürlicher Stolz machte ihn ungeeignet zum Hofmann. Seines Karakters Reizbarkeit veranlaßte mehrere politische Streitigkeiten zwischen ihm und dem Prinzen, welche endlich dieses letztern beharrliche Abneigung zum Resultat hatten.

Einige Personen schrieben die ersten Beweggründe dieser persönlichen Abneigung dem Vorzuge zu, welchen eine schöne Frau Lord Grey vor dem Prinzen gegeben. Andere finden sie in nachstehendem Ereigniß.

Der Prinz von Wales war 1787 genöthigt, wegen Bezahlung seiner Schulden sich an das Parlament zu wenden. Ein merkwürdiges Hinderniß stellte sich dem unmittelbaren Erfolg dieser Forderung entgegen. Man glaubte nämlich allgemein, daß der Prinz mit Mistreß Fitzherbert vor einem katholischen Priester sich vermählt. Die Parlamentsglieder allarmirten sich über dies heterodoxe Ehebündniß des muthmaßlichen Thron-

erben mit einem Frauenzimmer, das zwar wenig Neigung für Politik und Theologie hatte, das aber an Fegfeuer und an Vermittelung der Heiligen glaubte.

Es gäb zwei Mittel, jener Besorgniß zu beschwichtigen, und den Paktole des Staatsseckels sich zuzuwenden: entweder die Heterodoxie der Dame oder die Abschliessung des Ehebündnisses zu leugnen. Der Prinz gab diesem letztern Mittel den Vorzug. Er beauftragte Fox, im Unterhause zu erklären, daß die vorgebliche Heirath eine bloße Erfindung sei. *)

Er hatte bei dem Allem nur an die Deputirten der Provinzen und an die ihm nothwendige Summe gedacht, ohne sich um Mistreß Fitzherbert zu bekümmern. Als diese am andern Morgen in der Zeitung las, was im Unterhause vorgefallen, erklärte sie mit Unwillen, daß der Prinz ein Verräther sei. Sie ließ sich weder durch die Versicherung ihres „erhabenen Geliebten“ beruhigen, daß Fox die ihm ertheilte Vollmacht überschritten, noch durch das Versprechen, dessen Aeusserung bei Zeit und Gelegenheit öffentlich zu widerrufen. Es war ihm jedoch kein Leichtes, ein solches Versprechen zu halten. Fox weigerte sich nicht allein, sich zu widerrufen, er beschwerte sich auch mit großer Bitterkeit, daß man sein Vertrauen auf eine so unwürdige Weise hintergangen.

Der Prinz wendete sich nun an Grey, und bemühete sich, ihn zu bewegen, mit Hilfe zweideutiger Phrasen und ungewisser Aeusserungen, ohne Fox's An-

*) Man vergleiche mit dem bemerkenswerthen Aufsatze: „Karakteristische Züge aus dem Leben Georgs IV, Königs von England“, im sechsten und siebenten Bande dieses Jahrgangs der Bibliothek.

gabe geradezu Lügen zu strafen, doch einen neuen geheimnißvollen Schleier über des Prinzen Verbindung mit Mistreß Fitzherbert zu werfen. Grey stieß diesen Antrag nicht allein mit Heftigkeit, sondern selbst mit Verachtung zurück. Seitdem zeigte sich eine große Kälte zwischen ihm und dem Prinzen, und dieser letztere fand ihn viel zu ungelehrig, um als Prinz aus ihm seinen Vertrauten, als König aus ihm seinen Minister zu machen.

Wahr ist es, daß Grey Mitglied des Raths von Carlton-House war, als die Frage der Regentschaft von 1789 in Rede gestellt wurde, und daß er Minister geworden, hätte man die Regentschaft angenommen. Aber jene Angelegenheit war zugleich eine große konstitutionelle und eine Parteifrage. Des Prinzen Abneigung hatte sich noch nicht öffentlich beurkundet. Er bedurfte mehr der Whigs, als die Whigs seiner.

Erst 1795 schlug Georg IV Lord Grey mit derselben politischen oder ministeriellen Verwerfung, mit welcher Georg III Fox beehrt. Die Geldverlegenheit, in welcher sich der Prinz befand, gab dazu von Neuem die Veranlassung. Er hatte sich 1792 förmlich von den Whigs abgewendet, und diese nahmen dagegen seine an die Kammer gerichtete Forderung, zu Bezahlung der bei seiner Vermählung im J. 1795 eingegangenen Schulden, sehr kalt auf.

Grey ging noch weiter als seine Partei. Er brachte eine Herabsetzung der dem Prinzen bewilligten Summe, und Termine in Vorschlag, an welchen die Schulden durch das solchergestalt ersparte Geld bezahlt werden sollten; eine Demüthigung, die Georg IV nie vergessen konnte.

Die glänzendste Epoche in Lord Grey's politischem Leben ist die von 1792 bis 1801. Er stand damals neben Fox, dem thätigsten, berühmtesten Mitgliede der Whigspartei, dem anerkannten Oberhaupte und Organ der Reformisten. In Uebereinstimmung mit Lord Lauderdale, Erskine, Whitbread, Sheridan und andern durch ihre Talente und ihre Grundsätze ausgezeichneten Personen, sowohl in als ausser dem Parlament, stiftete er 1792 die „Gesellschaft der Volksfreunde". Dieser Gesellschaft Existenz, wie kurz sie auch gewesen, bildet eine wichtige Aera, die in der Geschichte der Reform nur hinter der gegenwärtigen zurücksteht. Ohne direkten Einfluß auf die Abtheilungen des Unterhauses auszuüben, versetzte sie der Oligarchie der verweseten Flecken einen gewaltigen Streich.

Diese Stiftung hatte den Doppelzweck, einerseits die Reform gegen eine beinahe nur aus unwissenden, anmaßlichen Marktschreiern bestehende Bande zu beschützen, die sich manchmal in Klubbs, nach dem Muster der französischen, versammelte; anderseits derselben Schild Pitt entgegenzustellen, der geschworner Feind der Reform geworden, der sie mit der Treulosigkeit eines politischen Renegaten angriff.

Fox vertheidigte im Parlament die Grundsätze der Gesellschaft, ohne sich in ihr Register einzuschreiben. Er hoffte dadurch die Aufregung abzuwenden, welche damals die Whigs bedrohte. Grey war der Volksfreunde öffentliches Organ. Die Gesellschaft machte 1792 eine kurze Erklärung ihrer Doktrine bekannt, und ließ durch Grey im Unterhause erklären, daß sie im folgenden Jahre eine Motion zur Parlaments-Re-

form einreichen werde. Pitt griff durch eine Proklamation die Gesellschaft auf indirekte Weise an. Grey machte darauf einen so starken Ausfall gegen des Ministers Hinterlist und Apostasie, daß dieser, aller Geschicklichkeit und Anmaßung ungeachtet, zum Schweigen genöthigt wurde.

Im April 1793 redigirte Grey die denkwürdige Bittschrift der Volksfreunde, und legte sie der Kammer vor. Er machte eine Motion, in Folge derselben eine besondere Kommission ernannt werden sollte, um der Vertretung Zustand im Unterhause zu prüfen. Diese Motion wurde durch eine große Mehrheit verworfen. Sie wurde nur von einundvierzig Mitgliedern unterstützt.

Grey stellte 1797 die Frage der Parlaments-Reform vor dem Unterhause abermals in Rede, und brachte einen seinen Grundsätzen angemessenen Plan in Vorschlag. Nach demselben sollte die Zahl der Grafschafts-Deputirten vermehrt, dagegen sollten die verwesten Flecken abgeschafft werden. Dieser Plan ist, wie man sieht, beinahe ganz derselbe, wie das gegenwärtige Bill. Er wurde durch eine Mehrheit von 288 Stimmen gegen 93 verworfen.

Das letzte Streben Lord Grey's für die Reform fand 1800 statt, wo er sich an die mit Prüfung einer königlichen Botschaft, hinsichtlich der Vereinigung der Königreiche England und Irland, beauftragte Kommission wendete, und die Motion machte, gewisse verwesete Flecken abzuschaffen, um des Parlaments Unabhängigkeit zu bewahren.

Zu dieser Zeit begann sein Eifer sich jedoch zu schwächen. Er fand überall nichts als Mangel an

Kraft und Sympathie in der großen Volksmasse, was ihn nach und nach immer mehr entmuthigte. Ein vorherrschendes Gefühl des Mißvergnügens beurkundete sich schon in der Adresse der Volksfreunde an die Bewohner Großbritanniens, die man ihm zuschreibt.

Durch die 1806 erfolgte Erhebung Sir Karl Grey's in den Grafenstand wurde sein Sohn Lord Howick, und trat in das Kabinet, zuerst an der Spitze der Admiralität, sodann des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, als Nachfolger Fox's, während dem kurzen Whig-Ministerium von 1807. In demselben Jahre erlangte er auch, durch seines Vaters Tod, den Titel Lord Grey, und Sitz und Stimme im Oberhause.

Ein stolzer Mann wendet sich leicht ab von einer Sache, in welcher er nur durch eine schwache, wenig geschätzte Minderheit unterstützt wird. Die Reformisten hatten damals nicht allein an Zahlenstärke, sondern auch an Achtung verloren. Ein anderer Häuptling, mit den Vortheilen der Jugend, der Neuheit einer hinreissenden Meinung ausgestattet, hatte sich überdem der Leitung der Partei bemächtigt, und Lord Grey, schon bevor er aus dem Unterhause trat, hatte lieber vom Schlachtfelde der Reform sich zurückgezogen, als daß er den Oberbefehl mit Sir Francis Burdett theilte, oder ihm denselben streitig machte.

Seine Verbindung mit der Familie Grenville und sein Eintritt ins Oberhaus machten für einige Zeit seine Trennung von den Reformisten vollkommen. Wäre sein Ehrheiz weniger persönlich, sein Karakter weniger stolz gewesen, würde er, statt seiner Sache sich abzuwenden, durch sein Talent, seine Beredsam-

keit, seinen Titel die Meinung zu ihrer Unterstützung vermocht haben, und statt einen Nebenbuhler zu verachten, hätte er einen Mitstreiter gewonnen.

Seit seiner Verbindung mit Lord Grenville nahm Grey an keiner großen volksthümlichen Frage irgend einen Antheil. Die Unterstützung, welche beide der religiösen Freiheit gewährten, macht ihnen zwar viel Ehre. Aber in dieser Angelegenheit kamen sie viel zu früh, und hatten deshalb zu gleicher Zeit Volk und Krone gegen sich. Die Verwaltung von 1807 erregte keinerlei Bedauern, als sie aufgelöset wurde.

Die lange Regierung der Tory-Grundsätze unter Georg III, die politische Apostasie und die persönliche Abneigung des Prinzen von Wales hätten Lord Grey überzeugen sollen, daß die alleinige Hoffnung eines Whig-Ministeriums nur in der Unterstützung der Nation sein könne. Unglücklicherweise betrachtete er Krone und Aristokratie als der regierenden Macht alleinige Quellen.

Aber obgleich Lord Grey an seiner Kaste hing, konnte er sich doch nicht unter Oligarchen der verweseten Flecken beugen, wie Lord Liverpool, Perceval, der Herzog von Portland und Pitt. Er war also nicht der Mann, den die Aristokratie in öffentliche Angelegenheiten berufen konnte. Die Trennungs-Elemente zwischen ihm und dem Hofe, während der letzten Zeit der Regierung Georgs III, der Regentschaft und der ganzen Regierung Georgs IV, vermehrten sich überdem beständig, statt sich zu vermindern. Er weigerte sich nicht allein, je zu kapituliren; er erlaubte sich sogar neue Herausforderungen.

Die traurige Expedition von Walchern, im J. 1809, der Zweikampf und die Dimission Lord Castlereaghs und Cannings, sodann des Herzogs von Portland Tod, liessen das Land ohne Regierung. Auf des Königs ausdrücklichen Befehl richtete Perceval zwei Briefe an die Lords Grey und Grenville, um sie einzuladen, sich unmittelbar nach London zu begeben, und, wie der Brief sagte, ein Versöhnungs-Ministerium zu bilden.

Grenville und Grey waren damals, der eine in Kornwallis, der andere in Nordthumberland. Lord Grenville begab sich nach London, wo er sich mit Perceval und Lord Liverpool besprach. Aber nach einigen Höflichkeits-Bezeugungen, verwarf er die ihm gemachte Eröffnung. Lord Grey lehnte gleich anfänglich Alles ab. Beide begriffen wahrscheinlich das Unbedeutende des Antrags. Aber Grey besorgte, daß man seine Umsicht auch nur einen Augenblick bezweifeln könne, weshalb er sich über dies Hofmanöver auf strenge, wo nicht verachtende Weise öffentlich aussprach. Dieser Kontrast zwischen dem unbezähmbaren Stolze Lord Grey's, und dem gefälligern Karakter Lord Grenville's, war Perceval nützlich. Der Prinz von Wales gewann Vortheil davon, als er bald nachher Regent des Königreichs wurde.

Das Publikum, welches den Regenten seines Vaters Minister beibehalten sah, schloß daraus nicht, daß er mit den Whigs gebrochen. Man setzte voraus, daß er sich, unter den Beschränkungen des ersten Jahres, nur als zeremonielles Oberhaupt des Staats be-

trachte, und daß er nur als direkter Souverän seinen Neigungen folgen werde.

Aber dieser Irrthum dauerte nicht lange. Der Regent, in seinem Briefe an den Herzog von York, erklärte, daß er keine bestimmte Vorliebe zu befriedigen habe, und daß er wünsche, die Lords Grenville und Grey in das Ministerium Perceval treten zu sehen. Diese Eröffnung war nichts als Hohn. Sie wurde verworfen. Percevals und der Torys Einfluß schien mehr denn je gesichert, als jener 1812 ermordet wurde.

Die Kabalen des Hofes und der Parteien begannen nun aufs Neue. Man intriguirte, unterhandelte über Bildung eines neuen Ministeriums. Das offene Benehmen Lord Wellesley's, die von Lord Moira gespielte zweideutige Rolle, ihr doppeltes Mißlingen, wie die Umtriebe Sheridans sind zu bekannte Dinge, um darüber uns im Breitern auszulassen. Alles, was man diesem Zustande entnehmen konnte, war, daß des Regenten Regierung wie die seines Vaters durch den Hebel eines alleinigen Einflusses geleitet wurde. Die der Marquisin von Hertford zugestandene Herrschaft war augenscheinlich. Man gab sich sogar keine Mühe, sie zu verbergen.

„Müssen wir die den öffentlichen Angelegenheiten gegebene Richtung als das Resultat der Entwürfe der Marquisin von Hertford betrachten," sagte die halb offizielle Zeitung von Carlton-House, „so richten wir die aufrichtigsten Gebete zum Himmel für diesen Schutzengel Großbritanniens. Wenn diese Dame den Regenten bewogen hat, die von seinem Vater erwählten Diener in ihren Aemtern zu erhalten, und sich so

fromm als Sohn, so patriotisch als Prinz zu benehmen, so hoffen wir, von den Besuchen reden zu hören, welche Se. königliche Hoheit jeden Tag in der Woche in Manchester-House *) machen wird."

Des Regenten Umgebung bestand nur aus Mitgliedern der Familie der Marquisin oder aus ihren Kreaturen. Lord Grey und Lord Grenville verlangten, daß die großen Palastbedienungen zu ihrer Disposition gestellt würden. Sie wurden dieses Schrittes wegen nicht allein von den Neutralen getadelt, sondern auch von den Whigs. Diese verlangten Beseitigung jeder Kabale, welche einen geheimen Einfluß auf den Prinzen, folglich auf die Minister und auf die öffentlichen Angelegenheiten haben könnte. Lord Grey erklärte, daß ohne dieses die Bildung eines Ministeriums unmöglich sei.

Lord Grenville und Lord Grey waren 1815 in ihren Meinungen nicht mehr ganz übereinstimmend. Der letztere behauptete, daß Frankreich das Recht habe, seine Regierung sich selbst zu wählen, und mißbilligte mit vieler Wärme und Beredsamkeit die heuchlerische Tirannei, welche damals unabhängige Staaten einem fremden Joche unterwarf, freie Länder ihrer Gesetze und Freiheiten beraubte. Seine Rede über das berüchtigte Kreisschreiben Lord Sidmouths (der den Gerichten willkührliche Maßregeln gegen die Presse empfahl) ist ein würdiges Seitenstück der beiden Meisterwerke Lord Mansfields und Lord Somers.

Nachdem Lord Grenville sich gänzlich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen, wurden die Bande

*) Wohnung der Marquisin von Hertford.

zwischen Lord Grey und jener Partei, die sich endlich ganz den Torys zuwandte, immer lockerer. Demungeachtet warf er sich nicht unbedingt den Whigs in die Arme. Er widerrief vielmehr seine Grundsätze über die Parlamentsreform, die er eine Ketzerei seiner Jugend nannte, und erklärte sich als Vertheidiger der Aristokratie und des Privilegiums.

Der thätige, aufgeklärte Theil der Toryverwaltung hatte sich seit einiger Zeit von den hartnäckigsten Mitgliedern der Partei getrennt. Diese Trennung wurde vollkommen während der Krankheit und Unfähigkeit Lord Liverpools und der Ernennung Cannings zum ersten Minister.

Man erwartete, daß Lord Grey diesen Minister unterstützen werde, der so zu sagen von der öffentlichen Meinung erhoben worden, und der mit allem nur denkbaren persönlichen Haß von der Oligarchie der verweseten Flecken und des Torysmus angegriffen wurde. Aber nein. In seiner hochmüthigen Eifersucht gegen einen jüngern Politiker entfernte sich Lord Grey von ihm, und lieh offen die Hilfe seines Kredits und seiner Beredsamkeit den heftigen Leidenschaften einer Opposition, deren Gesinnungen und Grundsätze er keineswegs theilte.

Man durfte nach diesem Benehmen nicht erwarten, daß Grey unter Canning in das Ministerium trete. Wäre er weniger eigensüchtig, weniger stolz, mehr gerecht gegen sich selbst gewesen; hätte er nicht geglaubt, daß der Mann, welcher nicht allein neben Lord Grenville, sondern auch neben Fox, und in Opposition mit Pitt, eine große Rolle gespielt, nicht neben Burdett und Canning sich herablassen konnte;

hätte er in dem Reformkriege den Oberbefehl übernommen, den die Lords Russell und Durham (Lambton) lange mit Ehren geführt; hätte er an der Spitze der Whigs und der Reformisten Canning unterstützt, würde er, im ersten Fall, den Triumph der Reform, im zweiten den Sturz des Torysmus beschleunigt haben; in beiden Fällen hätte er den wahren Interessen seines Ehrgeizes und seines Ruhms entsprochen.

Die Ereignisse haben für Lord Grey gethan, was er beinahe verhindern zu wollen geschienen. Des letzten Königs Tod beseitigte zwei Hindernisse zwischen ihm und der öffentlichen Macht: des Monarchen persönliche Abneigung und ein geheimes Einflußsystem, gegen welches sich Lord Grey ausdrücklich erklärt.

Es ist schwer, einen regierenden Fürsten zu loben, ohne diesem Lobe den Anstrich der Schmeichelei zu geben. Man kann indessen sagen, daß der neue König von England den Thron bestiegen, ohne mit sich eitle Laune oder persönliche Abneigung auf denselben zu erheben, ohne durch irgend einen geheimen Einfluß beherrscht zu sein. Sein Geist hat eine Freimüthigkeit, eine Gradheit, eine königliche Rechtschaffenheit, die seit Jahrhunderten am Hofe wie in der Regierung Englands unbekannt gewesen.

Das Alles wäre jedoch nicht hinlänglich gewesen, Lord Grey des Ministeriums Thür zu öffnen, ohne die willkührliche Eigenliebe und den verachtenden Despotismus Lord Wellingtons. Dieser hatte so zu sagen im Sturmschritt seine Kollegen, die Bischofsbank und das Parlament hingerissen, um ihnen die Emanzipation der Katholiken abzugewinnen. Von diesem Erfolg berauscht, verkündete er nun seine Absicht,

auf gleiche Weise die öffentliche Meinung zu zwingen, die verwesten Flecken anzubeten. Des Landes gesunder Verstand, von einer so unverschämten Forderung beleidigt, war zu stark, selbst in seiner indirekten Bezeugung. Auf dem Wege durch die schwache, ungetreue Mittelpartei des Unterhauses gelangte Wellington auf den Punkt, wo er genöthigt war, seiner Stelle als erster Minister zu entsagen, um fernerhin nichts zu sein, als der Typus politischer Unfähigkeit, vereint mit unverdientem militärischem Glück.

Durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände wurden nun die Gesinnungen zu Gunsten der Reform und zur Bekriegung der Wahloligarchie Anspruchstitel auf das Ministerium. Das wäre freilich nicht genügend gewesen, aus Lord Grey einen rückfälligen Reformisten zu machen. Aber die Nation wendete sich dieser Sache zu, und Lord Grey fand sie seines Schutzes würdig.

Wird er aber Minister bleiben?

Er hat zu seinen Gunsten des Monarchen offenen, edeln Karakter. König Wilhelm IV will geschickte, rechtschaffene Rathgeber, nicht gefällige Höflinge. Lord Grey hat den Vortheil seiner politischen Studien, seiner Erfahrung, seiner edelmüthigen Grundsätze, seiner großen Ansichten, seiner genauen Kenntniß der Gesetze und der Konstitution. Er liebt die Freiheit aufrichtig. Sein Karakter ist so rein, so fest, daß Verleumdung selbst ihn nie zu beflecken gewagt. Er hat eine merkwürdige Beredsamkeit, reich an klassischen Anspielungen, erhoben durch einen zugleich einfachen und edeln Vortrag.

Mit allen diesen Eigenschaften ist seine Macht den-

noch nur schwankend. Die ehemals zwischen ihm und dem Volke bestandene Sympathie ist lange unterbrochen gewesen; sie ist noch nicht vollkommen wieder hergestellt. Lord Grey sollte nicht vergessen, daß er des Volkes Minister sei. Will er es fortwährend bleiben, muß er Popularität zu gewinnen, dieselbe sich zu erhalten bemühen. Statt mit seiner Beredsamkeit zu geizen, sich bei Seite zu halten, muß er sich ohne Rückhalt der Fluth volksthümlicher Gesinnungen überlassen, die Meinung in großen Massen um sich vereinen. Ihm in diesem Betrachte Canning als Muster vorstellen, würde heißen, mehr seinen Stolz empören, als ihm nützlich sein.

Man sagt, daß Lord Grey in seinen Privatverhältnissen sehr freundschaftlich ist. Vielleicht weiß er nicht, daß der pomphafte Ernst seiner offiziellen Manieren viele Personen von ihm abwendet, welche die Regierung im Unterhause unterstützen. Er scheint zu glauben, daß das Reformbill für Alles genüge, auf Alles antworte; daß, es verfaßt zu haben, ein Verdienst sei, welches ihm erlaube, über alle vergleichende Zuvorkommenheit sich hinwegzusetzen, ohne welche ein Minister ein freies Volk und dessen Vertreter nicht regieren kann und soll.

Das Reformbill ist freilich sein Hauptanker; ohne dies Bill würde seine Verwaltung bald Schiffbruch leiden. Aber es ist nicht hinreichend für ihn, zu sagen: „Ich bin Minister der Reform, folglich seid Ihr Eure Stimmen mir schuldig.“ Er muß auch den ersten Minister und seine Verwaltung populär zu machen sich bemühen.

Bildung und Karakter des Ministeriums Grey sind

keine Garantien seiner Dauer. Die vorzüglichsten Mitglieder desselben, obgleich sie nicht auf die Entschuldigungen sich beruhen können, welche der erste Minister aufzustellen im Stande ist, werden gleicher hochmüthigen Nachlässigkeit, gleicher Zurückhaltung beschuldigt.

Das ist ein karakteristisches Gebrechen der Whigs. Man möchte sagen, daß, indem sie ihr Glaubensbekenntniß ablegen, indem sie ihre Uebereinstimmung mit dem Volke proklamiren, sie besorgen, vom Volke beim Worte genommen zu werden. Sie könnten in diesem Betrachte von den Torys eine nützliche Lehre entnehmen, die, man ist ihnen diese Gerechtigkeit schuldig, zugänglicher, weniger steif und kalt in ihren Manieren sind.

Das Ministerium hat politische Tugenden und gute Absichten. Aber es ist augenscheinlich, daß wenig thätige Mitglieder des Kabinets die hohen Talente oder jene überlegene Scharfsicht haben, welche allein lange Geschäftserfahrung zu ersetzen im Stande sind.

Irlands Zustand wird einen großen Theil der Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen. Wenn der mit den Angelegenheiten dieses Königreichs beauftragte Staatssekretär, wie Kaiser Joseph, nur sich selbst zu Rath ziehen will, wird er dieselben Folgen veranlassen. Er muß nicht vergessen, daß es im Unterhause irländische Deputirte gibt, von denen er nützliche Fingerzeige erhalten kann. Aber um sie zu erhalten, muß man wissen, daß die Irländer eine starke Dosis National- oder wenn man will Provinzialeitelkeit haben. Ein geschickter Politiker, der sie zu sei-

ner Disposition haben will, muß ihre Meinungen, ihre Schwächen selbst zu achten wissen.

Ein anderes Auflösungselement, welches das Ministerium Grey bedroht, ist das zu starke aristokratische Verhältniß, aus dem es zusammengesetzt ist. Es mangelt ihm an Vermischung mit plebejischem Blut. Der Kontrast, den es in dieser Beziehung mit der vorhergegangenen Verwaltung darbietet, ist, wie das nicht anders sein konnte, auffallend geworden.

Wenn indessen das Whig-Ministerium sich auflöset, wenn die ministerielle Folge sich nicht in derselben politischen Dynastie lange nach Annahme der Reform erhält, muß die Partei davon die Schuld sich selbst zuschreiben. Das Volk wird dieselbe Abneigung haben, die Regierung der Reform den Händen der Torys anzuvertrauen, welche 1688 die Torys von der Regierung der Revolution ausschliessen ließ; und mit Recht. Es muß noch viel Zeit vergehen, bevor die Torys sich mit dieser zweiten Revolution versöhnen, wie mit der ersten.

Dauer, Einfluß und Resultate der Bundes-Regierung.

Letzte Erwägung.

In Theorie ist die batavische Konstitution so unregelmäßig, daß man auf sie kaum einen prüfenden Blick zu werfen wagt. Unterstände sich einer unserer politischen Professoren, seinen Lesern einen Konstitutionsplan vorzulegen, in welchem alle Elemente verworren, übel zusammenhängend, heterogen sind, sich gegenseitig zu bekämpfen, zu vernichten scheinen, würde man ihm unter die Nase lachen. Man würde ihn fragen, ob es seine Absicht sei, in einem und demselben Rahmen alle Mängel und Verstöße, deren menschliche Institutionen fähig sind, zu vereinigen. Man würde in das Blaue hinaus räsonniren, und die traurigsten Resultate einer solchen Grundsätze-Verwirrung entnehmen.

Man denke sich ein seltsames Gemisch von Monarchie, Oligarchie und Aristokratie, ohne Kunst vertheilt, durcheinander geworfen, mit dem Titel „Republik" bekleidet, ohne daß dieses Systems Gesammtheit ein einziges Anzeichen von Demokratie enthalte, und man hat die batavische Konstitution.

Wichtige Lehre, die man den politischen Menschen nie genug wiederholen kann. In dieser schweren, verschürzten Wissenschaft ist Praxis so weit entfernt von Theorie, daß das korrekteste, das abstraktiv-vernunftgemäßeste System oft das verhängnißvollste ist; während eine seltsame, dem Anschein nach rohe, selbst

ungerechte Konstitution, die einzige sein kann, der man Wohlergehen, Freiheit der Nation zu entnehmen im Stande ist.

Vier Hauptelemente bildeten der vereinigten Provinzen Bundes-Konstitution. Das erste und wichtigste derselben war Einfluß und Autorität des Hauses Oranien. Darauf folgten die respektiven Verpflichtungen jeder Provinz gegen die verbündete Masse. Die dritte Stufe nahm die Souveränität der Provinzen ein; endlich die vierte der Städte Freiheit. Dieser, wie der Provinzen innere Organi ation, war beinahe ausschließlich oligarchisch. Oligarchie, im Verein mit der erblichen Aristokratie, mit dem Schutze (Protektorat) der Prinzen von Oranien, bildete die sogenannte Bundesregierung.

Die weit überwiegende Mehrheit der Nation hatte also keinerlei Autorität, kein direktes, spezielles Recht. Der Einfluß dieser von der öffentlichen Gewalt ausgeschlossenen Masse war durchaus moralisch; heilsamer Einfluß, ohne Gefahr, doch nicht ohne Stärke, den sich zu unterwerfen die Machtinhaber genöthigt waren. Vielleicht ist es unklug gehandelt, dem großen Volkskörper eine direktere Kraft anzuvertrauen.

Das holländische Volk befand sich also in einer ganz eigenthümlichen Lage. Aller unmittelbaren Autorität beraubt, wie jeder wirklichen Kontrolle der Bundes-Angelegenheiten, erblickten die Bürger über sich eine doppelte Gewalt, die sie nicht theilten, das monarchische und das oligarchische Element, deren Gleichgewicht allein ihre Freiheit sicherte.

Glücklicherweise karakterisirte dies Volk ein seltener gesunder Verstand, eine eben so seltene Mäßigung

und Geduld. Es nahm ohne Widerstand eine Regierungsform an, die es mit Sklaverei zu schlagen schien, und die es in der That beschützte*). Mit ruhigem Temperamente, langsamem Geiste, großer Anhänglichkeit für ihre wahren Interessen begabt, verstießen die Holländer ein positives Wohlergehen, um nach einem möglichen Bessersein zu haschen.

Unparteiische, strenge Gerichte, eine nachsichtige, väterliche Magistratur, ein Geist der Weisheit und Billigkeit, vorherrschend in allen Theilen der öffentlichen Verwaltung, erleichterten das Joch, dessen Schwere die Holländer hätten fürchten können. Keine Beeinträchtigung von Seiten der vollstreckenden Gewalt. Die hohen Aemter waren nur sehr mäßig besoldet. Der Großpensionär selbst hatte nicht mehr als 200 Pfund Sterling (2400 rhein. Gulden) jährliches Gehalt.

Das auf solche Weise regierte Volk dankte alle demagogischen Ansprüche ab. Die Vorsteher einerseits verzichteten auf eine Tirannei, welche sie zu Grunde gerichtet hätte; die erkenntlichen Bürger anderseits enthielten sich jener Faktions-Opposition, die nur die Regierung gestürzt haben würde, um unter ihren Trümmern das öffentliche Wohlergehen zu begraben.

Das waren die Haupthebel jener befremdenden Konstitution. Wie unvollkommen sie auch scheinen mochte, erhielt sie sich dennoch ohne Mühe, gestützt auf das gegenseitige Vertrauen der Regierenden und der Regierten. Sie hatte eine moralische Basis,

*) Britischer Aristokratismus kann eine solche Form vortrefflich finden, aber „gesunder Menschenverstand" dürfte daran Vieles auszusetzen haben.

unfehlbares Mittel der Dauer und Stabilität. Obgleich die große Volksmasse wenig oder keinen Antheil nahm an der Gewalt, hatte dennoch die holländische Oligarchie nicht jene abscheulichen, einer solchen gesellschaftlichen Form gewöhnlich eigenthümlichen Mängel und Gebrechen.

Rechtschaffenheit, auf welche die meisten theoretischen Publizisten wenig halten, ist bei allem dem der Reiche eigentlicher Kitt. Jene Rechtschaffenheit, jene Uneigennützigkeit, die wir bemerkt haben, waren die wirklichen Garantien der seltsamen Institutionen der vereinigten Provinzen. Mit ihrer Hilfe kamen die entgegengesetztesten Elemente in Uebereinstimmung; die dem Anschein nach unverträglichsten Prinzipien bildeten ein wohlverschlungenes Ganzes; die anstößigsten Dissonanzen wurden beseitigt: die Bundesgesellschaft bestand.

Man sieht, wie es geschah, daß das Bundessystem des holländischen Handels Aegide wurde. Nicht die Oligarchie, sondern die Verbündung verhinderte jede Beeinträchtigung von Seite des Hauses Oranien.

Dieser Fürsten Autorität war imposant, sogar drohend. Als Großadmiräle und Generalkapitäne, Herren der Armee, des Begnadigungsrechts, unter den von den Städten ernannten Magistratspersonen die öffentlichen Beamten erwählend, über große Reichthümer verfügend, wichtigen Einfluß ausübend, mit ausgedehnten Privilegien und Vorrechten bekleidet, hätten sie die am festesten begründete Oligarchie beseitigen können, hätte diese letztere sich nicht auf die Souveränität der Provinzen nnd der Städte Freiheiten gestützt.

Dieser Verbündung der Oligarchie und des Föde-

ralismus, dieses eifersüchtigen Bewachers, der unmöglich bestochen werden konnte, waren die Prinzen von Oranien nichts entgegen zu stellen im Stande. Ein heftiger, eifriger, thätiger, öffentlicher Geist bildete sich auf solche Weise, vernichtete jede Hoffnung der Begründung einer erblichen Monarchie in Holland. Man wußte sehr wohl, daß alle Macht des Staats, alle Handelsthätigkeit nur aus jener Quelle entsprungen, und Bürger wie Magistratspersonen trugen dazu bei, den Bundesgeist, der ihr Vermögen wie ihre Freiheit sicherte, zu erhalten, zu beleben.

Vorausgesetzt, eine absolute Monarchie hätte es dahin gebracht, die Bundesmagistratur und die holländische Oligarchie zu besiegen, würde dieser Revolution unvermeidlicher Einfluß, in den Umständen, in welchen die vereinigten Provinzen sich befanden, den Handel gänzlich zu Grunde gerichtet haben.

Wir behaupten nicht, daß das monarchische System durch sich selbst dem Handel nachtheilig sei, eben so wenig, als die republikanische Regierung, in sich selbst betrachtet, des Handels Vortheile vermehrt. Nur Freiheit, nur Sicherheit, die Stärke individueller, den Bürgern zugestandenen Garantien, öffnen dem Handel eine breite, erfolgreiche Bahn. Es gibt Republiken, welche diese Garantien verweigern, während monarchische Institutionen denselben eine große Ausdehnung zu gewähren im Stande sind.

Man darf nicht erwarten, daß der Kaufmann, der Schiffsausrüster Unternehmungen beginnen, in denen ihnen nicht bestimmter Gewinn gesichert ist. Sie setzen sich wohl des Zufalls Verfügungen aus, aber nicht denen, welche der beherrschenden Macht

Ungerechtigkeit ihnen auferlegt. In allen Ländern, wo die Autorität sich das Monopol des Handels vorbehalten, ist sie in sich selbst verfallen. In allen Ländern, wo der Thron sich vom allgemeinen Interesse gesondert, ausschließliche Interessen geschaffen, ist das Gedeihen des Throns mit dem des Staats zu gleicher Zeit zu Grunde gegangen.

Aber, sagt man, konnte sich nicht eine konstitutionelle, eine freie Monarchie in Holland begründen? Nein. Die Oligarchie hätte sich immer der Erhebung eines erblichen, unumschränkten Thrones widersetzt. Um dies Resultat zu erhalten, hätte man diesen so mächtigen, so einflußreichen Körper zuerst vernichten müssen. Gewalt, Faktionen, Schaffote wären der königlichen Macht erste Waffen gewesen. Nur durch solche Mittel hätte sie sich erhalten können. Auf einen so schwankenden Grund gestellt, von unvertilgbarem Hasse bekämpft, wäre die königliche Autorität, zu ihrer Existenz und Erhaltung, genöthigt gewesen, in schrecklichem Despotismus die Sicherheit zu suchen, welche ihr willkührlicher Ursprung, ihr ungewisses, gefahrvolles Dasein ihr verweigerten. Vertagung oder Vernichtung aller Freiheit hätte in Holland der Prinzen von Oranien Thronbesteigung bezeichnet.

Und selbst, wollte man einen Augenblick der Möglichkeit voraussetzen, dieser Gefahr zu entgehen, und einen Theil der nationalen Unabhängigkeit zu erhalten, würde die Monarchie nicht in des Volkes Sitten neue Grundsätze, neue Keime des Ehrgeizes und der Intrigue, einen mit jener Sparsamkeit, jener strengen Rechtschaffenheit, auf welcher der Handel beruhet, unverträglichen Luxus eingeführt haben?

Mäßigkeit, sogar Knauserei, waren des holländischen Wohlstandes erste Erzeuger. Alles hätte sich nun plötzlich verändert. Die direkten oder indirekten Folgen der monarchischen Regierungsform hätten den Sturz der Prinzipien veranlaßt, von denen die schnelle Zunahme des Vermögens der vereinigten Provinzen abhängt.

Werfen wir einen raschen Blick über das Ganze. Die holländische Macht beruhete auf dem Handel allein. Wäre die monarchische Macht in Holland beherrschend geworden, würde er unvermeidlich die Nationalsitten vernichtet haben, wie den Handel, der auf diese sich stützte. Ohne das Bundessystem, vereint mit der Oligarchie, konnte eine absolute Monarchie unmöglich triumphiren. Stärke und Seele dieser sonderbaren Monarchie war also die föderative Abtheilung, mit ihren Gefahren, ihrer Eifersucht, ihrer beständigen Bewachung, welche des gesellschaftlichen Zustandes Garantie geworden.

Die Konstitution sicherte den Staaten das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu machen, Verträge zu schliessen und Truppen auszuheben, ohne vorläufig und einzeln die verschiedenen Provinzen deshalb zu befragen. Wäre 1688 diese Regel befolgt worden, war die Republik verloren. Das Veto einer einzigen Provinz wäre, den Worten des Gesetzes gemäß, hinlänglich gewesen, sich der dreifachen Allianz von 1688 zu widersetzen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß Frankreich durch Intrigue oder Bestechung dies verhängnißvolle Veto erhalten hätte. Die Generalstaaten liessen die Vorschrift unbeachtet. Sie handelten in diesem von der Konstitution nicht vorausbestimmten Falle

als Haupt des holländischen Bundesstaates. Der vereinigten Provinzen Heil hing von einer solchen Maßregel ab.

Hat man diese geschichtlichen Beispiele geprüft, sie unter einander verglichen, nach ihrem Werthe geschätzt, wie dürfte man nicht von der sonderbaren Verschiedenheit betroffen sein, die zwischen einer Bundes-Regierung und einer National-Regierung besteht?

Je mehr eine National-Regierung, eins und untheilbar, Macht erlangt, um so größere Stabilität gewinnt sie. Sobald dagegen das Bundes-System sich auszudehnen strebt, rückt der Bund selbst seiner Auflösung näher.

Macht-Fähigkeit scheint den Bundesstaaten ewig versagt. Sie müssen sich entweder in einen einzigen gesellschaftlichen Körper auflösen, oder sie müssen sich zersplittern, und besondere Gruppen, ohne gegenseitige Beziehung, bilden.

Wir haben weiter oben dieses sonderbaren Mechanismus nothwendige Beweggründe erklärt. Alle Macht erfordert Zentralisirung. Je mehr jene wächst, um so mehr wächst auch die Zentralisirung, welche nach und nach das Bundesband und der verschiedenen Gruppen Unabhängigkeit vernichtet. Sei es, daß wir abstrakt die Grundsätze des Bundes-Regiments prüfen, sei es, daß wir die Geschichte zu Rath ziehen, wir gelangen immer zu demselben Ziele. Wir sehen immer die Stabilität jeden Staates durch Erwerbung der Macht kompromittirt, oder die Erwerbung der Macht verhindert durch des Bundesbandes Festigkeit.

Man kann mehrere reine, von einem Bundesbande umschlungene Republiken voraussetzen. Ein

solches Verfahren scheint der Entwickelung der Bundes-Institutionen am günstigsten. Mehrere Monarchien, mehrere Oligarchien, oder ein Gemisch dieser beiden Formen, verbünden sich nie ohne Gefahr. Das Beispiel der vereinten Provinzen beweiset nichts. Es ist eine Abweichung, und nicht ein Beweis, eine Ausnahme, und nicht eine Regel.

Soll also das Bundessystem als Resultat eine gute Regierung haben, muß es auf einer Verbündung reiner Demokratien beruhen. Diese Demokratien müssen weder mit Oligarchie noch Aristokratie untermischt sein. Ihre innere Konstitution muß, so viel als möglich, durch übereinstimmende Gesetze verwaltet werden. Solche Bedingungen, wir gestehen es, sind schwer zu erfüllen, besonders in einem weit vorgerückten Zivilisations-Zustande.

Politische Körper, wie Individuen, verbünden sich, um ein bestimmtes Ziel durch gleichförmige Mittel zu erreichen. Sind die Verbündeten in ihren Meinungen uneinig, sei es hinsichtlich der Mittel oder des Zweckes, ist der Verbündung Stabilität kompromittirt. Eines Staatenbundes Zweck ist ohne allen Zweifel allgemeine Sicherheit, im Vereine mit Kredit, Frieden, Macht, welche abhängen von dieser Sicherheit. Die Mittel, dies Resultat zu erzielen, sind gleichmäßige Vertheilung der Rechte Aller, vollkommene Gemeinschaft aller Privilegien und Prärogativen, so wie Uebertragung einer genügenden Autorität auf die höchste oder Zentral-Regierung.

Eine solche Organisation wäre vielleicht der äusserste Punkt politischer Vollkommenheit, das Ideal von Regierung. Aber wird man sich in dem Bundesverein

verständigen, um der leitenden Macht die ihr nothwendige Stärke zu verleihen, und den Individuen wie den Staaten ihre Bewegung, ihre Freiheit zu lassen? Ist diese Gesellschaftsform, die alle Kraft der Zentralisirung und alle Unabhängigkeit einer allgemeinen Zerstückelung in sich vereinigen würde, nicht eine Schimäre, eine Utopie? Montesquieu gedenkt derselben mit Lob (Esprit des lois, 11). Aber ist es nicht eine poetische Illusion des Publizisten, eine neue Troglodyten-Fabel?

Leider vermag Meinungs- und Gedanken-Uebereinstimmung, welche die Stärke der Macht konstituiren, sich nicht lange in einer so vollkommenen Verbündung, wie unsere Einbildungskraft sie geschaffen, zu erhalten. Der Uneinigkeitskeim ist da, in der Verschiedenheit der Intelligenzen wie der Grundsätze, das heißt in dem Urstoffe der Menschheit selbst.

Jeder der verbündeten Staaten wird seine besondern Interessen, seine aus demselben entstandenen Vorurtheile haben. Wenn bei der Verbündung Entstehen, Nothwendigkeit die verschiedenen Stimmen zum Schweigen gezwungen, die Gruppen, aus denen diese Verbündung besteht, zu einem einzigen festen Körper vereinigt, darf man doch nicht glauben, daß sowohl die Zeit, als die geheime, mächtige, unvermeidliche Wirkung der menschlichen Leidenschaften, diesen so schwer zu erhaltenden Verein verschonen werden.

Alle Bürger werden dafür halten, daß allgemeine Sicherheit der wünschenswertheste Zweck sei. Aber da diese Sicherheit sich ihnen schwankend, unter wechselnden Farben darstellt, übrigens auch ihr Gesichtspunkt nicht derselbe ist, werden sie in ihren Ansichten

verschieden sein, entgegengesetzte Mittel in Vorschlag bringen, um des Staates Wohlergehen zu sichern. Mit einem Worte: sie werden ihrem „örtlichen Interesse" vor dem National-Interesse des Bundes den Vorzug geben.

Fügen wir noch hinzu, daß es unmöglich ist, eine vollkommene Gleichheit der verschiedenen Bundesstaaten zu erhalten. Das Glück wird die einen begünstigen. Umstände, die sich unmöglich voraussehen lassen können, werden den andern eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle anweisen. Vergebens wird man sich bemühen, zwischen den verbündeten Gruppen die durch die Bundesgemeinschaft erlangten Vortheile gleichmäßig zu vertheilen. Vergebens wird man suchen, ihnen eine vollkommen gleiche Lage zu bewahren, ihren ursprünglichen Stand zu erhalten. Natur der Dinge selbst, wie Erfahrung der Jahrhunderte zerstören diese utopischen Schattenbilder. Menschliche Handlungen und Interessen sind da, um den Theoretiker, den Enthusiasten von ihrer Ansichten Falschheit zu überzeugen.

Ich nehme an, daß die erste Konstitution, welche mehrere Republiken gegründet, und ihr Geschick verbunden, die allgemeine Macht- und Einflußsumme, zur Erhaltung des Gleichgewichts, unter ihnen gleichmäßig vertheilt.

Wahrlich, die am Meerufer liegende und handeltreibende Provinz wird, in Hinsicht auf Vermögen und Kredit, die unfruchtbaren Gebirgs-Provinzen bald überflügeln. Hier sieht man Gewerbsamkeit, dort Handel, anderswo ein beschränktes, wildes Leben. Reiche Kantone werden mit armen kontrastiren. Die

Macht, vom Reichthum erzeugt, wird ungleichmäßig vertheilt sein. Die weniger begünstigten Kantone werden sich verbünden, um die mächtigern zu bekämpfen. Man wird fremde Armeen zu Hilfe rufen, und die in tausend Stücke zerbrochene Bundeskette wird von Strömen Blutes verschlungen werden.

Man beachte nur den achäischen Bund. Theben, Sparta, Athen beherrschten der Reihe nach den Rath der Amphiktyonen, und Griechenland war verloren — wie sehr wohl Montesquieu sagt (Esprit des lois, 3) — als ein König von Makädonien in Mitte dieses unmächtigen Senats Platz nahm.

Das Bundesband wurde zerrissen. Kaum unterstützten sich noch einige unbedeutende Städte Achaja's gegenseitig. Makädoniens Waffeneinfluß und Zivilisation verschlangen Alles. Man bemühete sich, die patriotische Flamme zu beleben, und beinahe der ganze Peloponnes schloß einen neuen Bund, an welchem selbst das ehrgeizige Athen, auf seinen gewöhnlichen Egoismus verzichtend, Theil nahm. Sparta allein, das die Erinnerung seiner alten, allmächtigen Tirannei nicht verloren, sah eifersüchtigen Auges die Vermehrung der achäischen Macht.

Man waffnete auf beiden Seiten. Makädonien trat dazwischen. Aber es sicherte nur den Triumph der Achäer, um sie zu zwingen, ihren kurzen Erfolg theuer zu erkaufen (Polybius 2, 37). Die von Tag zu Tag immer furchtbarer werdende makädonische Uebermacht nährte Zwistigkeiten, erweckte zwischen den rivalen Städten immer ernster sich gestaltende Eifersucht.

Zwischen der Besorgniß, welche Achaja und Makädonien ihm einflößten, mitten inne, bald von der

einen, bald von der andern dieser Mächte sich abwendend, unfähig, einen bestimmten Entschluß zu fassen zu Gunsten der einen oder der andern, zerfiel der Bund, der längst ohne Harmonie und Gesammt-Interesse war, endlich in sich selbst und auf immer.

Mitten in dieser Krisis erschien die römische Macht auf der blutigen Szene Griechenlands; Rom, eben so listig als eroberungssüchtig; Rom, dessen tiefe, geduldige, wohlberechnete Politik noch merkwürdiger ist, als sein Muth auf dem Schlachtfelde, als seine Seelengröße in der Niederlage, wußte sehr wohl, daß ein uneiniges Volk früher oder später einer fremden Macht Beute werden muß, weshalb es diese Beute, welche ihm endlich anheim fallen sollte, sich durch sich selbst zerreissen ließ.

„Es geschieht selten," sagt Tacitus, „daß zwei oder drei Städte sich vereinigen, um eine gemeinsame Gefahr zurückzustoßen. Jede kämpft allein, und alle werden besiegt" *).

Das war die Ursache der Größe Roms, des Sturzes seiner mächtigsten Feinde. Die römische Politik, statt ihre Armeen gegen Griechenland zu richten, beschäftigte sich vielmehr damit, im Geheimen die letzten Versuche der griechischen Unabhängigkeit zu untergraben, zu vernichten. Dies geschickte Verfahren trug bald seine Früchte. Man rief Roms Vermittelung an, und Achaja, wie das übrige Griechenland, unterwarf sich dem schmachvollen Joche einer hoffnungslosen Sklaverei, einem Joche, das es mit eigenen Händen geschaffen, und das um so schrecklicher war,

*) Leben Agricolas, Kap. 9.

da Laster und Irrthümer der Besiegten allein sie in solchen Zustand der Verworfenheit stürzen konnten.

Man lese des olynthischen Bundes Geschichte *). Man wird demselben einen andern nicht weniger auffallenden Beweis von dem Streben der Bundesstaaten, sich zu zersplittern, sobald einer von ihnen die höchste Macht erlangt, entnehmen.

Der vereinigten Provinzen Beispiel vernichtet die Beweise nicht, welche wir aufgestellt. Ihr Bund dauerte 200 Jahre. Die Epoche ihrer Macht umfaßt nicht den sechsten Theil dieser Periode. Der Faktionsgeist, vereinigt mit andern Folgerungen ihres zugleich ausserordentlichen und wenig dauerhaften Wohlstandes, überlieferte sie 1672 ohne Vertheidigung wie ohne Hilfsmittel dem Ehrgeize Frankreichs.

Ein Kampf begann, und ohne den Bund zu vernichten, entnahm er Holland der hohen, glänzenden Stellung, auf welcher es sich bis dahin unter den europäischen Nationen befunden. Wenn es von nun an, auf unbedeutende Schwäche beschränkt, unter der Bundesform noch bis zum Beginn der französischen Revolution fortbestand, verdankte es sein Dasein nur dieser politischen Nichtigkeit selbst, wie der interessirten Politik der fremden Mächte, deren gemeinschaftlicher Vortheil es erheischte, die Republik zu beschützen.

Wenn eine Verbündung friedfertiger Demokratien großen Gefahren ausgesetzt ist, sobald sie Macht und Reichthum erlangt, hat eine kriegerische und erobernde Föderation noch viel gewissere und furchtbarere Gefahren zu besorgen. Eines triumphirenden Anführers

*) M. s. Misford, Kap. 36, 5, 2.

militärische Talente, die Anhänglichkeit seiner siegreichen Armee, das beständige Dasein dieser Armee selbst, sind unvermeidliche Ursachen der Vernichtung eines Bundesstaats.

Fügen wir noch hinzu, daß es schwer, wo nicht unmöglich ist, für Individuen wie für Völker, sich mit dem Zustande ruhiger Sicherheit, bescheidenen Glückes zu begnügen. Eroberungs- und Vergrößerungssucht, wie Usurpation, sind der menschlichen Natur angeboren, und jede Menschen- oder Völkerverbindung, deren erste Unternehmungen vom Erfolg gekrönt worden, wird sich bestreben, ihren Reichthum zu vermehren, ihr Gebiet zu vergrößern, ihre Nachbarn zu beherrschen.

Spezielle Umstände können einen unübersteiglichen Wall erheben, an welchem solcher Ehrgeiz bricht. Ein Volk kann durch seine alleinige geographische Lage zur Mäßigung, zur Ruhe gezwungen sein, weil es auf hohen politischen Einfluß keinen Anspruch machen kann. Ein Bundesstaat kann sich durch diese Unfähigkeit selbst begünstigt und befestigt finden.

Die schweizerische Eidsgenossenschaft gewährt ein Beispiel davon. Ihr Bund besteht fast unverletzt seit fünf Jahrhunderten, Dank ihrer Lage, die den verbündeten Kantonen nicht vergönnte, große Eroberungen zu machen; die sie nöthigte, auf Erhaltung und Befestigung ihrer Rechte sich zu beschränken.

Ein heldenmüthiges, gerechtes Gefühl, Bedürfniß der Unterdrückung zu widerstehen, war des Aufstandes der Urkantone (Uri, Schwyz, Unterwalden) einziger Beweggrund zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Keine Idee von Nationalgewalt war im Geiste

jener muthigen Landleute. Erst dreihundert Jahre später verwarfen, vernichteten sie auf immer des deutschen Reiches feudale Oberherrlichkeit. Bewunderungswürdiges Volk, das seiner Unabhängigkeit Wirklichkeit wollte, und sich wenig um diplomatische Formeln bekümmerte, mit welchen man die Erklärung seiner Freiheit bekleidete. Es war genügend für die Kantone, sich dem Drucke der österreichischen Tirannei zu entnehmen. Sobald sie in ihren Interessen sich verletzt fühlten, vereinigten sie sich zu dem politischen Bunde, und hatten kein anderes Verlangen, als ruhig zu leben.

Diese langsame, bescheidene Emanzipation, ohne alle Gewaltthätigkeit, karakterisirt sie, überläßt sie der Menschen ewiger Bewunderung. Während dem Laufe des vierzehnten Jahrhunderts bietet die Schweizergeschichte aller Tugenden Beispiel dar, wie des ruhigen Glückes in ihrem Gefolge. Mit Abscheu wendet sich das Auge von dem blutigen Schauspiel, welches das übrige Europa gewährt, und ruhet auf dieser friedlichen Oasis, diesem Asyl der Rechtschaffenheit, der Mäßigung, aller moralischen, öffentlichen und Privateigenschaften.

Der Philosoph vergleicht dieses kleinen Volkes Gedeihen, mit den ehrgeizigen Narrheiten der Könige, wie mit den Empörungen der zeitgenössischen Nationen, und freuet sich, endlich ein Beispiel zu finden, das ihm vergönnt, nicht an dem Glücke der Völker zu verzweifeln, es nicht den unnützen Schimären und Utopien politischer Schriftsteller beizugesellen.

Es wäre glücklich gewesen für die Schweiz, hät-

ten diese reinen, gemäßigten Gesinnungen sich immer in ihr erhalten; hätte sie, im Kampfe mit ihren alten Beherrschern, nicht andere Güter erobert, als ihre Freiheit. Aber Golddurst ist unzertrennlich vom Siege. Stolz, die österreichische Ritterschaft zermalmt, den römischen König gedemüthigt zu haben, erkauften die Landleute von Schwyz und Luzern ihren Triumph um den Preis ihrer ursprünglichen Einfachheit, die gerade jenen Triumph gesichert.

Gold verbreitete sich in die schweizerischen Thäler, und bis zu jenen unzugänglichen Höhen, wo seither Viehzucht und Ackerbau des Menschen alleinigen Unterhalt gebildet. Die ganze Bevölkerung fühlte sich von kriegerischem Eifer beseelt. Man hatte bis dahin die Freiheit ihrer selbst wegen geliebt; man liebte jetzt Luxus, Ruhm und des Krieges Gefahren.

Die helvetische Nationalität erbleichte. Die schweizerischen Landleute verkauften fortan dem Meistbietenden den Muth, welchen sie bei Vertheidigung ihrer Heimath gezeigt. Das war ein unauslöschlicher Fleck. Statt des stolzen Heroismus des Kriegers bemerkte man bei dem Schweizer nur noch des Söldners Dahingebung; statt patriotischen Enthusiasmus nur noch brutale Todesverachtung.

Dieser Bluthandel entehrte die schweizerische Eidsgenossenschaft. Wahr ist es, daß des Landes innere Ruhe durch solchen Gebrauch gesichert wurde, der in den Sold der fremden Mächte die Thätigkeit der Jugend, die unruhige Tapferkeit derselben übertrug. Aber leider wurde dieser vereinzelte Vortheil, durch traurige Verderbung aller Grundsätze der öffentlichen Rechtlichkeit erkauft.

Die Reformation hatte auf das Schweizervolk anfänglich einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Die allgemeine Moralität wurde dadurch verbessert. Mit immer steigendem Abscheu sah man jene Menschenvermiethung, jenen Wucher mit Menschenblut, den wir so eben bezeichnet. Aber die übrigen Folgen desselben Ereignisses waren sehr traurig. Religionskriege, die zwei Jahrhunderte dauerten, erschöpften die Schweiz. Alle schlechten Leidenschaften bemächtigten sich so geheiligten Vorwandes, und der wüthende Zwist wurde über Leichenhaufen gestritten.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts endlich wurde ein Kampf, der noch lange dauern zu wollen schien, durch die allgemeine Erschöpfung der Kantone eingestellt. Ihre gegenseitige Ermüdung ließ den Händen der Katholiken und Protestanten die mit Bruderblut besudelten, durch langen Gebrauch stumpf gewordenen Waffen, entfallen. Bis zu der Zeit, wo die französische Revolution die politische Existenz der Schweiz in Rede stellte, genoß sie eines Friedens, den sie endlich schätzen gelernt.

Was aber ist eigentlich diese schweizerische Eidsgenossenschaft, dieser angebliche Bundesstaat, beständig von innerer Uneinigkeit und Feindseligkeit bewegt? Und wie hat so entsetzlicher Zwiste, solcher Zweikämpfe zwischen den Kantonen, der Umwälzung der Sitten und religiösen Ideen ungeachtet, das Bundesband immer noch bestehen können?

Durch seine Schwäche selbst. Im eigentlichen Sinne existirt dies Band nicht. Ich sehe in der Schweiz weder einen gemeinsamen Schatz*), noch

*) Es gibt eine Bundeskasse.

eine Zentralregierung*); weder allgemeine Gesetze, noch Nationalsitten, weder gleiche Sprache, noch gleiches Geld, oder eine helvetische Armee**).

Schon zu Cäsars Zeiten waren die Pagi von einander unabhängig (de bello Gallico), und diese Unabhängigkeit besteht noch jetzt. Die Konstitution hat sich begnügt, die Unabhängigkeit Aller zu garantiren. Die Verpflichtung, sich gemeinsam zur Vertheidigung der angegriffenen Kantone zu bewaffnen, ist das einzige positive Resultat dieser illusorischen Verbündung gewesen.

In Wirklichkeit war jeder Kanton souverän, und hatte nur seiner Regierung zu gehorchen. Wie die Natur so zu sagen mit eigenen Händen diesen Bund kleiner verschiedener Staaten gebildet, hatte keinerlei politische Kombination ihre Interessen durch irgend einen Vertrag, irgend ein Gesetz, irgend eine mächtige Institution vereint.

Vor der Reform, als der deutsche Thron auf ihnen lastete, fühlten sie das Bedürfniß eines festern Bundes. Ihr Waffenruhm, ihre persönlichen Vortheile, ihre Volksexistenz hingen ab von seiner Stärke. Aber nach vorübergegangener Gefahr lösete der Bund sich auf, und die Glieder vereinzelten sich.

Man sah, nach der Reformation, Bern mit dem protestantischen Holland unterhandeln, das katholische Luzern zu gleicher Zeit mit Frankreich sich verbünden. Später, ohne daß Jemand darüber erstaunte, weigerte

---

*) Die Tagsatzung bildet diese Zentralregierung.

**) Die Kontingente der verschiedenen Kantone sind immer marschfertig.

sich Bern, Theil zu nehmen an dem Kriege gegen Leopold von Oesterreich und an der Schlacht von Sempach.

Wie sollte man nun „Bundesstaat" eine Verbündung nennen, die keine ist, die kein Opfer fordert, kein Gesetz auferlegt, kein Interesse verletzt, keinerlei Wirkung hat; folglich — zu nichts nutzt? Wahrlich, ein solcher Bund mußte bestehen, und zwar aus dem Grunde, weil er mehr ein Name war, als ein Band, mehr ein Titel, als ein wirklicher Vertrag.

Die schweizerische Eidsgenossenschaft bestand also im Grunde nicht, weil die „Bundesmacht" nicht existirte. Statt dieser Zentralbehörde, ohne welche eine politische Masse sich nicht erhalten kann, hatte die Schweiz zu ihrer Vertheidigung die Alpen und ihres Bodens Natur.

In der Schweiz, wie in Holland, trugen moralische, den Sitten des Volkes eigenthümliche, zu Berg und Thal erbliche Eigenschaften, zu der Bewohner innerm Gemeinwohl bei, und dienten als Gegengewicht der Uebel des Bürgerkrieges. In den aristokratischen Kantonen war die Gerechtigkeitspflege bewunderungswürdig durch ihre Unparteilichkeit. Bestechlichkeit der Gerichte und Käuflichkeit der Stellen hatten sich in den demokratischen Kantonen eingeschlichen, wo indessen dieses ursprünglichen Fleckens, dieses aus der alten deutschen Zusammensetzungsweise entstandenen Gebrechens ungeachtet, Gewerbsamkeit und gute Sitten sich erhielten.

Während dem achtzehnten Jahrhundert war die Schweiz glücklich. Fest und unerschütterlich in ihrer Neutralität, ruhig mitten in Kriegen, die Europa verheerten, bewahrte sie, bis an das Ende ihrer poli-

tischen Existenz, einen Theil jener ländlichen Einfachheit, jener weisen Kühnheit, jener Beharrlichkeit in ihren Entschlüssen, die ihre Freiheit gesichert. Burke sprach vom Kanton Bern, als er, nach der Rückkehr von seinen Reisen, zu seinen Freunden sagte: „Ich habe in der Schweiz das glücklichste Volk auf Erden, und das am besten regierte von allen gesehen." *)

Wenn wir diesen Beispielen und Lehren, welche die Geschichte uns darbietet, die natürlichen Folgerungen und Verkettungen entnehmen, finden wir folgende Resultate:

1. Jede Föderation ist der Erlangung der Gewalt zuwider.

2. Wird die Gewalt zugestanden, ist die Bundesunion kompromittirt.

3. Der Hauptvortheil des Bundessystems ist die Verbesserung der innern Regierung jedes Staats.

4. Eine vollkommene Bundesregierung würde die sein, welche die Vortheile einer mächtigen Verbündung gegen das Ausland mit denen vereinigte, welche aus der Vereinzelung der Interessen jedes Staats entsprießen.

5. Es ist jedoch unmöglich, daß die Interessen der Gesammtgesellschaft nicht oft im Kampfe mit dem eigenthümlichen Interesse jeder besondern Gesellschaft stehen. Daher Zertheilung, Unfähigkeit der Gewalt, unvermeidlicher Sturz, in so fern nicht, wie in Holland und in der Schweiz, eine Vereinigung von der Regel abweichender Umstände, für einige Zeit diese verschiedenen Elemente in Uebereinstimmung bringt,

*) M. s. Burke, Letters.

und der Verbindung eine, wenn auch immer vorübergehende, dennoch durch ihre Sonderbarkeit oft glänzende Existenz gewährt. —

Nach Aufstellung dieser Grundsätze, die aus den Annalen der Völker selbst sich ergeben, und nicht aus bloßen Theorien, wenden wir unsere Blicke auf das große politische Phänomen des neuern Europa's. Dies Phänomen bildet sich vor unsern Augen. Amerika, d. h. ein ungeheures Festland, geht, oder vielmehr stürzt sich einem unbekannten Geschick entgegen. Sein Bundessystem ist in nichts den alten Staatenverbindungen ähnlich, die wir vorstehend in Rede gestellt. Es ist den auffallendsten Mängeln und Gebrechen entgangen, die wir in der Föderation der andern Völker angedeutet haben. Die Neuheit seiner Lage, seines Bodens Jungfräulichkeit, der atlantische Ozean, der es gegen den Ehrgeiz Europa's schützt, seine ursprünglichen Sitten, sein heldenmüthiger Kampf gegen England, von dem es abstammt, und dessen Sprache es bewahrt, indem es sein Joch verworfen; Alles trägt dazu bei, dieses Land zu einem Gegenstand des Interesses wie der Neugier zu machen. Man darf es nicht bezweifeln, es ist die Wiege einer neuen Zivilisation.

Sein noch im Entstehen begriffener politischer Zustand kann erst in einigen Jahrhunderten beurtheilt werden. Vergleichungspunkte mangeln ihm jetzt. Die Resultate allein können es freisprechen, oder es verdammen.

Die mächtige Zentralregierung, welche die amerikanischen Gesetzgeber gegründet, wird sie nicht endlich die Bundesunterabtheilungen verschlingen und vernich-

ten? Wird diese politische Macht, deren Elemente seit einem halben Jahrhundert über die Maßen sich ausgedehnt, nicht endlich eine monarchische Form gewinnen?

Wahrlich, die Anmaßung, welche in einer vollständigen Prophezeihung Zukunft und Schicksal der vereinigten Staaten umfassen möchte, steht nicht dem mächtigsten Genie zu, mit welchem der Himmel die Menschheit begabt.

Was wird diese immer wachsende, mit der Wahlfreiheit begabte Bevölkerung werden? Wenn es in diesen Wüsteneien von Städten und Dörfern wimmelt; wenn Handel und Gewerbthätigkeit diese Einöden beleben werden; wenn der Volksmenge Zusammendrängung die Lebensmittel seltener oder theurer machen, dem Faktionsgeist größere Stärke leihen, die jetzt zerstreuten feindseligen Interessen sich dicht gegenüber stellen wird; dürften da nicht auch die alten Leidenschaften des Menschen, unruhige Demokratie, gebieterische Tirannei, Bürgerkrieg und Unterdrückung erwachen?

Der Philosoph kann das heutige Amerika als den Schauplatz der größten Experienz betrachten, welcher die Gesellschaften je ausgesetzt gewesen. Es ist ihm nicht vergönnt, kühne Blicke in eine Zukunft dringen zu lassen, welche die Maßregeln der Gesetzgeber, das Streben der amerikanischen Sitten langsam vorbereiten.

Je mehr die Vereinstaaten ihr Gebiet vergrößern, um so verschürzter wird die Frage. Je mehr die örtlichen Interessen sich aufhäufen, vervielfältigen, um so problematischer wird die Möglichkeit des Bundesvereins.

Diese Staatenverbündung kann sie durch einen einzigen Mittelpunkt regiert werden? Und entstehen mehrere Mittelpunkte, werden sie alsdann sich nicht gegenseitig bekämpfen? Findet ein solcher Kampf statt, wird sich dann nicht das von dem alten Griechenland gegebene Beispiel erneuern?

Das alles sind Fragen, die zu beantworten wir nicht einmal versuchen mögen. Der Vereinstaaten Dasein zählt erst fünfzig Jahre; und was ist, in dem Leben der Völker, ein Jahrhundert? — Kaum ein Jahr.

Ein Jahr in Spanien.

Zweite Mittheilung.

Bei der Abreise von Barcelona wurde ich nicht wenig von den auf der Rückseite des Postbillets angedeuteten Bedingungen betroffen. Eine derselben verbot, mehr Geld bei sich zu haben, als man nothwendigerweise zu seinen Reise-Ausgaben brauche, unter Androhung der Verantwortlichkeit aller Zufälle, welche im Unterlassungsfalle der Diligence zustoßen könnten. Ein anderer Paragraph gab dem Reisenden die trostreiche Versicherung, daß die Verwaltung in nichts verantwortlich sei für alle Verluste, welche er robo a mano armada (durch Diebstahl mit bewaffneter Hand) erleiden könne.

Ich etablirte mich so gut als möglich in einen Winkel der Vorderkutsche (Coupé). Ein zweiter Reisender nahm den andern ein. Der Mayoral (Konduktor) ließ sein rauhes, schnarrendes Arre! verneh-

men, welches der Zagal (Postillon) wiederholte, und unsere schwerfällige Diligence setzte sich mit einem Geräusch in Bewegung, das einem heftigen Angstschrei nicht unähnlich war.

Auf dem Wege von Perpignan nach Barcelona, bald nach Ueberschreitung der Grenze, hatten Maulthiere die Pferde ersetzt. Man gibt in Spanien jenen den Vorzug, und erblickt sie an den zierlichsten Karossen. Der Pferde bedient man sich nur zum Reiten oder des Luxus wegen in den Städten. Zur Reise sind die Maulthiere geeigneter, weil sie besser Hunger und Ermüdung ertragen, weshalb sie auch theurer sind, als die Pferde. Wir hatten sieben Maulthiere an unserer Diligence, wovon das eine, die Kapitana genannt, allein voran gespannt war, während die andern, je zwei und zwei, ihr folgten. Jene bestimmte den Gang der übrigen, die auf keine Weise, weder vom Konduktor noch vom Postillon, gelenkt wurden.

Dieser letztere war, bei unserer Abreise von Barcelona, ein junger, schöner Mann, von athletischem Körperbau, in katalonischer Tracht, mit einer langen rothen Mütze, die ihm bis mitten auf den Rücken herabfiel. Der Mayoral, obgleich viel älter, war auf dieselbe Weise gekleidet, überdem aber, der Frische der Morgenluft wegen, in wollene Decken gehüllt.

Wir durchrasselten langsam die schweigenden Straßen der Stadt, und wurden sie zu eng oder zu winkelig, so leitete der Zagal die Kapitana an der Hand. Als wir endlich vor dem Stadtthore die große Straße erreichten, versetzte er jener einen gewaltigen Peitschenhieb, regalirte jedes der andern Maulthiere

auf dieselbe Weise, und nöthigte sie zu galoppiren. Er ergriff sodann einen Strick, der an der Diligence befestigt war, und schwang sich auf den Sitz neben dem Mayoral.

Als es Tag wurde, und die Sonne am wolkenlosen Himmel erschien, schweiften meine Blicke mit Vergnügen über die verschiedenen belebten Szenen hinaus, welche der Weg ihnen darbot, der bald den Schwingungen der Küste folgend, mir das Gemälde des mittelländischen Meeres gewährte, bald in das Innere drang, um ein Vorgebirg zu vermeiden, und mir Gelegenheit gab, Natur und Kultur des Landes zu studiren.

Vom Meere abgewendet erhob sich das Land ziemlich schnell, und ich bemerkte, was Spanien seitdem mir immer dargeboten, eine von langen Berg- und Hügelreihen, wie von tiefen Thalungen durchschnittene Gegend. Des Ackerbaues Fleiß hat die solchergestalt ihm sich darbietenden Hindernisse überstiegen, und des Bodens Wellenform mit Korkwäldern, Oelbaum-Pflanzungen, fetten Weiden, Weinbergen und Getreidefeldern überdeckt.

Dieser Gegend Wein wird sehr geschätzt, und Villafranca, wodurch wir um 7 Uhr Morgens kamen, erzeugt ein Gewächs, das Malvoisir und Chiowein gleichgestellt wird. Der Einwohner Gewerbthätigkeit ist sehr rege; demungeachtet entnimmt man häufigen Anzeichen die Armuth, mit der sie zu ringen haben, und die sich immer mehr verbreitet.

Ackergeräthe sind roh und unbehilflich. Der Pflug, statt eine regelmäßige, schnelle Furche zu bilden, dringt nur langsam im Zickzack vorwärts, und scheint

den Boden mehr zu ebnen, als ihn zu durchschneiden. Er wird gewöhnlich von Maulthieren oder Ochsen gezogen, oft auch von magern Kühen, die beinahe dasselbe Mitleid einflößen, als der sie antreibende arme Bauer.

Wir sahen diesen Morgen einen Ort, der während der kurzen, gewaltsamen Regierung der Konstitution Schauplatz einer schrecklichen Szene gewesen. Ich erfuhr von dem Reisenden neben mir, daß zur Zeit der Regentschaft von Urgel, wie der religiösen und royalistischen Insurrektion (die ohne Zweifel allein genügend gewesen wäre, dies entgegengesetzte System zu stürzen) der Bischof von Vich (Vique) der konstitutionellen Partei verdächtig geworden, indem er zu gleicher Zeit freisinnige Reden hielt, und der andern Partei geheime Unterstützung zukommen ließ.

Sein Verrath wurde entdeckt. Er wurde in einem katalonischen Dorfe verhaftet, und nach Barcelona gebracht. Sein Verbrechen war augenscheinlich; er wurde verurtheilt. Aber man besorgte, daß des Volkes Ehrfurcht für die Geistlichkeit, besonders für den bischöflichen Stand, eine Gährung veranlassen könne, wenn der Schuldige öffentlich hingerichtet werde.

Man kam nun auf den Gedanken, ihn von einer Verbrecherbande auf der Landstraße überfallen und ermorden zu lassen. Zu dieser Exekution wählte man eine einsame Stelle an eines Hügels Rücken zwischen Felsen und Gebüsch.

Als der Bischof mit seinem Gefolge anlangte, wurde er angehalten, aus der Kutsche gerissen, in einiger Entfernung fortgeschleift, und auf das Grausamste umgebracht. Obgleich er bis dahin eben nicht

seiner Tugenden wegen bekannt gewesen, verehrte man ihn seitdem doch als einen Märtirer. Auf Begehren der katalonischen Geistlichkeit wurde er vom Papst heilig gesprochen, und zum Schutzpatron von Vich erklärt. Ein auf dem Felsen angebrachtes Kreuz deutet die Stelle an, wo er ermordet worden.

Mein Reisegefährte versuchte es, der Konstitutionellen Verfahren zu rechtfertigen, indem er sich auf die Nothwendigkeit berief, die Geistlichkeit durch ein solches Beispiel zu erschrecken. Aber es war mir unmöglich, zu glauben, daß das Glück einer Nation, eben so wenig als das eines Individuums, durch ein Verbrechen befördert werden könne, und eine Regierung, die auf solche Hilfsmittel sich stützt, scheint mir kein großes Vertrauen zu verdienen.

Mein Nachbar, ein Mann von etwa dreißig Jahren, von guter Gesellschaft, hatte während dem konstitutionellen Regiment in der Miliz gedient, deshalb auch war er unter der gegenwärtigen Regierung geächtet. Er beschwerte sich bitter über die beständigen Scherereien, denen er unterworfen war.

Die Landstraße, auf der wir uns befanden, war, obgleich übel unterhalten, dennoch nicht ganz schlecht. Wir trottirten im Aufsteigen, uud galloppirten abwärts bis nach Tarragona. Die Art und Weise, auf welche die Katalaner ihre Maulthiere leiten, ist ganz eigenthümlich. Der Zagal spricht unaufhörlich mit denselben, nennt sie der Reihe nach bei ihrem Namen, ruft ihnen zu, in Reihe und Glied zu bleiben, gleichmäßig zu ziehen, und sich nicht an ihrem Nachbar zu reiben. Ausser der Kapitana hatten wir vor unserer Diligence die Portugieserin, die Arragonierin, die

Coronelle und mehrere andere Namen, die sich von Station zu Station unaufhörlich wiederholten.

Jedesmal, wenn ein Maulthier nicht seine Schuldigkeit that, rief es der Zagal mit zürnender Stimme bei seinem Namen, indem er die letzte Silbe stark verlängerte. Sei es nun, daß das Thier seinen Namen kannte, oder das Bewußtsein seines Fehlers hatte, war des Postillions Stimme doch beinahe immer hinlänglich, Ordnung wieder herzustellen. Gehorchte die Coronelle statt der Portugieserin, so schrie der Zagal verbessernd: A quella otra (die andere)! und der Zug fand sich von selbst wieder zurecht.

Waren jedoch alle diese Ermahnungen nicht hinreichend, so sprang der Postillon zu Boden, und züchtigte das ungehorsame Thier aus Leibeskräften. Manchmal schwang er sich sogar auf den Rücken eines andern Maulthiers, und setzte die Korrektion eine halbe Stunde fort.

Dieser Menschen Thätigkeit ist wirklich erstaunlich. Von sechs bis sieben Stunden Weges, aus denen jede Station besteht, legen sie wenigstens die Hälfte zu Fuß zurück, und bleiben selbst den größten Theil der übrigen Zeit, schwebend an der Diligence. Beim Ansteigen lief der Zagal neben her, sowohl um das Gespann anzutreiben, als um Steine aufzuraffen, und damit seine Taschen oder seine Mütze zu füllen. Hat man des Hügels Höhe erreicht, so ergreift er den Schweif des hintersten Maulthiers, und schwingt sich auf seinen Sitz. Auf dem Hinabwege hält er die Mütze in der Hand, und schleudert diesem oder jenem Maulthier von Zeit zu Zeit einen Stein zu, um es in Ordnung zu halten, was ihm jedoch nicht immer

nach Wunsch gelingt, so daß abermalige Zurechtweisungen mit der Peitsche nothwendig werden.

Wir erreichten den Ebro um vier Uhr Abends, und begrüßten den Iberius der Alten, diesen klassischen Fluß, der dem Dichter einen andern, süßern Namen für Spanien gegeben.

Kein anderer Fluß bedarf, um einen gewissen Eindruck auf die Einbildungskraft zu machen, wohl mehr poetischer Beifügungen, als der Ebro; wenigstens wie er bei Amposta sich zeigt. Man erblickt einen schlammigen Strom, der ein flaches, sandiges, unbebautes Land durchschneidet. Eine Wüste am linken Ufer; am rechten die armselige Stadt Amposta, mit ihren zerfallenen Festungswerken und einigen Handels- oder Fischerboten an ihren Mauern befestigt, um von der schnellen Strömung nicht fortgerissen zu werden.

Die Diligence wurde nur von zwei Maulthieren in ein großes flaches Fahrzeug gezogen. Die andern wurden an ein langes Tau gespannt, und zogen das Boot eine Strecke weit stromaufwärts, wonach wir, mit Hilfe der Ruder, das entgegengesetzte Ufer, und das Königreich Valenzia erreichten.

In Erwartung unsers Abendessens machten wir einen Spaziergang durch die Straßen der Stadt, und längs dem Flusse. Arbeiter und Fischer saßen, nach Beendigung ihres Tagewerks, vor ihren Hausthüren, oder versammelten sich gruppenweise bei unserm Vorübergehen. Sie folgten uns mit den Blicken, und schienen sich ihre Bemerkungen über unsere Kleidung mitzutheilen, die ihnen sonderbar schien, im Vergleich mit der ihrigen. Mein Erstaunen war nicht geringer

als das ihrige, denn ich hatte nie vorher die valenzianische Bauerntracht gesehen.

Die weiten Beinkleider des Katalaners, die von der Schulter bis zur Ferse reichten, wurden hier durch kurze Hosen, Brangas genannt, ersetzt, die über den Hüften durch einen Schmachtriemen befestigt waren, und die, wie der Rock des schottischen Gebirgsbewohners, nicht ganz bis zum Knie reichten. Ausser diesem leichten und bequemen Kleidungsstück trägt der Valenzianer ein Hemd, eine Weste, Sandalen von Stroh oder Hanf, eine lange rothe Mütze, wie der Katalaner, ein baumwollenes Tuch, gebunden um dieselbe, und nach hinten hinabfallend. Die Beine sind gewöhnlich nackt, manchmal jedoch mit ledernen Kamaschen, oder mit Strümpfen ohne Füße, bedeckt.

Statt der mit silbernen Knöpfen besetzten Sammetjacke des Katalaners, trägt der Valenzianer ein langes Wollenhemd, Manta genannt, das mit bunten Franzen besetzt ist. Wenn es warm ist, hängt er diese Manta nur leicht über die Schulter. Ist es kalt, wickelt er sich darein. Hat er eine Last zu tragen, so umfaßt er sie mit einem Zipfel seiner Manta und wirft sie nach hinten. Dies Kleidungsstück ist ihm überhaupt bei allen seinen Arbeiten nützlich.

Die Verschiedenheit, welche man im Bau und im Körper der Bewohner beider Nachbar-Provinzen bemerkt, ist nicht minder auffallend. Der Valenzianer ist nicht so groß als der Katalaner. Seine Gesichtszüge deuten keinen nördlichen, sondern einen asiatischen Ursprung an. Seine starken Glieder, seine röthliche Haut, sein braunes Gesicht, von langen, steifen

Haaren beschattet, machen ihn dem Eingebornen Nord-amerika's ähnlich.

Nach Sonnenuntergang kehrte ich nach der Posada (dem Wirthshause) zurück. Drei jener seltsam gekleideten Männer saßen vor dem Hofthor, mit nackten, kreuzweis über einander geschlagenen Beinen, vor sich eine Manta ausgebreitet, auf der sie mit schmutzigen Karten spielten. Bei Ankunft der Diligence hatte ich sie schon auf dieselbe Weise beschäftigt gefunden.

Der Tisch war gedeckt in einem großen mit Kisten, Strohkörben und andern Gegenständen zur Hälfte angefüllten Saale. In einem Winkel war ein großer Algarroba-Bohnen-Haufen (ceratonia siliqua), womit die Maulthiere gefüttert werden, und die ein hoher, im Lande sehr häufiger Baum erzeugt.

Mitten im Saale stand ein hölzerner Tisch, mit einem reinlichen Tuche gedeckt. Neben den irdenen Tellern lagen verzinnte Gabeln und Löffel, um das Silber nachzuahmen. Meine Reisegefährten saßen schweigend auf hölzernen Bänken, und schlürften die Suppe, auf welche der Puchero oder Olla folgte, der seinen Namen von dem eisernen oder irdenen Topfe hat, in welchem das Gericht bereitet wird. Es besteht aus einem Gemisch von Rind- und Hühnerfleisch, nebst einer Art Erbsen, Garbazo genannt, welche die Spanier sehr lieben, so wie andern Gemüsen, besonders vielem Knoblauch, und ein wenig gesalzenem Schweinefleisch oder Speck*).

*) Ein guter Spanier kann keine Mahlzeit ohne ein Stück Schweinefleisch machen. In jedem Gerichte verlangt er ein miaja de tocino. Die Vorliebe für dies Fleisch schreibt sich

Solches ist die gewöhnliche Olla, wie man sie überall in Spanien findet. Die Olla podrida dagegen ist ein viel selteneres Gericht, eine Art gekochte Arche Noa, in der Thiere von jeder Farbe und Gattung vertreten sind, wie auf einem Kongreß.

Nach dem Puchero kam gebratenes Geflügel und Salat, was wir durch einander aßen, wie in Frankreich. Sodann trug man den Nachtisch auf, bestehend aus Oliven, Aepfeln, Feigen, Mandeln und im Schatten getrockneten Weintrauben, die noch voll süßen Saftes waren. Zum Beschluß kam eine Flasche Anisbranntewein, wovon jeder ein Spitzglas leerte, selbst die Frauen.

Nach beendeter Mahlzeit, als alle Gäste ihre Papier-Zigarren angezündet, umkreisete die Wirthin den Tisch, in Begleitung des Aufwärters, der auch Etwas für sich verlangte, um sich bezahlen zu lassen. Essen, Trinken und Schlafgeld beliefen sich für die Person auf 16 Realen (nicht ganz 4 rhein. Gulden), und 2 Realen mehr für Diejenigen, welche am andern Morgen zum Frühstück Chokolade trinken wollten.

Die Katalaner schrien gewaltig über Prellerei, und brachten wenigstens zehn Realen für den ruido

---

von der Zeit her, wo sehr viele Juden und Muselmänner auf ihren Glauben verzichteten, und sich taufen liessen, um den Verbannungsedikten zu entgehen. Aus Achtung für die Vorschriften ihrer alten Religion enthielten sie sich des Schweinefleisches, das nun von den alten Christen mit großer Vorliebe genossen wurde, indem sie dadurch gewissermaßen ihr Glaubensbekenntniß ablegten, und einen Beweis ihrer Orthodoxie gaben. Uebrigens ist das Schweinefleisch in Spanien vortrefflich.

de casa (Hauslärm) in Anschlag, der immer in jedem spanischen Wirtshause in Rechnung gestellt wird. Ihre Protestation half jedoch nichts; sie mußten bezahlen, wonach sie sich wieder mit dem Aufwärter über den ganzen oder halben Real zankten, den dieser forderte.

Man führte uns endlich in den Saal, wo wir schlafen sollten, und der durch eine Thür, mit eisernem Gitter, mit dem Speisezimmer in Verbindung stand. Er hatte nur ein ebenfalls mit einem Eisengitter versehenes Fenster. Acht Feldbetten standen in schicklicher Entfernung neben einander. Bei jedem Bette stand ein alter Stuhl, der so invalid war, daß er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Ich warf mich auf eins dieser Lager, ohne die Leintücher genau zu untersuchen, und hörte bald nicht mehr, weder das Geschwätz der Katalaner, noch das Stampfen der Maulthiere, die sich im Stalle neben uns befanden.

Wir wurden um zwei Uhr Morgens geweckt. In einigen Minuten waren wir angekleidet, tranken unsere Chokolade, und stiegen in die Kutsche. Der Mayoral überließ die Zügel einem jungen Zagal, den er gern zu haben schien, und den er Pepito nannte. Dieser Pepito war noch lebendiger und lustiger, als alle Postillone, welche wir bis dahin gehabt. Als der Konduktor sich in seine Decke hüllte, um auszuschlafen, klatschte er vergnügt mit der Peitsche, und begann seinen Monolog mit den Maulthieren. Armer Knabe! Alle diese unbedeutenden Umstände haben sich tief in mein Gedächtniß gegraben, der schrecklichen Katastrophe wegen, deren Opfer er bald nachher wurde.

Kaum war eine Stunde verflossen seit unserer Abreise von Amposta. Der Mayoral schnarchte so stark, daß die Glasscheiben des Vorderwagens zitterten, gegen die er seinen Kopf gelehnt. Pepito, seiner eigenen Heiterkeit müde, verhielt sich ruhig, und ließ sein Gespann trottiren, wie es wollte. Neben mir saß ein junger Mann, den ich an seiner Kleidung für einen Studenten oder Kandidaten der Theologie erkannte. Er war sehr einsilbig, und wir hatten von Tarragona, wo er eingestiegen, kaum zwölf Worte mit einander gewechselt.

Alles schlief. Auch ich gab bald der ansteckenden Lethargie nach und drückte mich in einen Winkel. — Fesselt kein äusserer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit, und ist man allein, seinem Geburtslande fern, wird man gewöhnlich durch seine Ideen dahin zurück geführt. Diese Ideen sind, jedem Anziehungsgesetze zuwider, dann am stärksten, je weiter man sich von seiner Heimath entfernt. Es war also nicht auffallend, daß ich in meinen Träumen dahin mich versetzt sah.

Diese angenehme Täuschung dauerte seit einiger Zeit, als das Geräusch des Hufschlages unserer Maulthiere, ihr Glockengeschwirr und das Rasseln der Räder plötzlich unterbrochen wurde. Die Diligence hielt kurz an, und da mein Körper bis dahin maschinenmäßig ihrer Bewegung gefolgt, schlug mein Kopf gegen das Fenster vor mir.

Ich erwachte. Aber da es mir leid that, einem so angenehmen Traume entrissen zu sein, glaubte ich anfänglich, das Ziel meiner Reise erreicht zu haben. Diese Illusion dauerte nicht lange. Stimmen schrien

mit Heftigkeit in einer Sprache, welche nicht die meines Vaterlandes war. Ich rüttelte mich, rieb mir die Augen, und versuchte, durch das Fenster zu sehen. Beim Schimmer der an der Diligence angebrachten Laterne konnte ich einen Theil des mit Oelbäumen besetzten Weges überschauen. Die Maulthiere hatten sich unordentlich zusammengedrängt und schienen heftig erschrocken.

Ein zur Rechten geworfener Blick entschleierte mir das ganze Geheimniß: Dicht neben dem Vorderrade stand ein Mann, in der sonderbaren valenzianischen Tracht, die ich zuerst zu Amposta gesehen. Er hatte seine Flinte gegen den Konduktor gerichtet; sein wildes Auge funkelte wie eine glühende Kohle. Der Zagal versuchte zu entrinnen. Er sprang schnell vom Sitze und wollte sich ins Gehölz flüchten. Aber kaum näherte er sich demselben, so wurde er durch eine Flintenröhre zurückgehalten und wieder auf die Straße geführt, wo man ihn, in einiger Entfernung von dem Mayoral, mit dem Gesichte gegen den Boden sich ausstrecken ließ.

Ich hörte nun einen der Räuber den Konduktor fragen, wie viele Reisende sich in der Diligence befänden, ob sie bewaffnet seien und ob sich Geld in der Kutsche befinde. Er beendete sein Verhör mit dem Ausrufe: la bolsa (die Börse)! Der arme Mann gehorchte. Er erhob sich ein wenig, um einen ledernen Beutel aus der Tasche zu ziehen, reichte denselben dar und sagte mit flehender Stimme: Toma usted, caballero, pero nome quita usted la vida (Nehmt sie, Kavalier; aber laßt mir das Leben).

Der Räuber beachtete diese Bitte nicht. Er suchte

einen ziemlich großen Stein und schlug damit dem Mayoral gegen den Kopf. Der Unglückliche stieß ein herzzerreissendes Geschrei aus, und rief um misericordia und piedad. Er hätte eben so gut den Stein um Mitleid ansprechen können, mit welchem der Andere ihm den Schädel zu zerschmettern sich bemühete. In seiner Todesangst rief er: Jesu Christo, San-Jago apostoy Martir, la Virgen del Pilar, und alle heiligen, vom Volke geachteten und gefürchteten Namen an, durch welche er seines Mörders Wuth zu beschwichtigen hoffte.

Alles vergebens. Dieser verdoppelte seine Schläge, warf endlich seine Flinte bei Seite, erfaßte den Stein mit beiden Händen, und schlug damit gegen des Unglücklichen Kopf, dessen Geschrei nun immer dumpfer wurde, bis es sich endlich in unartikulirtes Stöhnen verlor. Tiefe Seufzer, ein oft unterbrochener, aber starker Athemzug, heftige Zuckungen bewiesen, daß der Lebensfunke bei ihm noch nicht gänzlich erloschen sei.

Der Zagal hatte ein noch traurigeres Loos, obgleich er statt des Gnadengeschreies, das dem Mayoral wenig genutzt, nur ein dumpfes Aechzen vernehmen ließ. Man hätte voraussetzen mögen, daß seine Jugend der Räuber Mitleiden in Anspruch nehmen würde. Aber diese, die wahrscheinlich aus Amposta waren, fürchteten, von ihm verrathen zu werden, und steinigten ihn ebenfalls.

Als die beiden Opfer ohne Besinnung waren, trat eine kurze Pause ein, während welcher die Räuber sich beriethen, wie sie mit uns zu verfahren hätten. Nach dieser Konferenz trat einer derselben an die Diligence und legte den Hemmschuh an das Rad, um je-

den Versuch zur Flucht zu vereiteln. Er öffnete sodann den Kutschenschlag, trat auf den Tritt, und verlangte von jedem Reisenden, unter den entsetzlichsten Drohungen, eine Unze Gold.

Ein Kaufmann von Valenzia entgegnete bebend, daß er nicht so viel Geld habe, aber daß er gern alles geben wolle, was er besitze. Man hörte nun das Klingen der Silberstücke, von denen mehrere den zitternden Händen entschlüpften und zu Boden fielen. Die sechs Studenten, welche sich in der Rotunde befanden, mußten einer nach dem andern aussteigen, ihr Geld geben und sich der Länge nach auf dem Boden ausstrecken.

Während dem kehrte der erste Räuber, der sich mit seinen Kameraden unterhalten, auf den Platz zurück, wo sich der Zagal im Staube wälzte. Er zog sein Messer aus dem Gürtel, öffnete es und stellte sich über den Unglücklichen, indem er denselben zwischen seinen nackten Beinen hielt. Sodann riß er des Jünglings Jacke auf und stieß ihm dies Eisen wiederholt in den Leib.

Mein Reisegefährte, der junge Priester, warf sich bebend in eine Ecke und verbarg sich das Gesicht mit beiden Händen. Mein ganzes Wesen schien versteinert. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von diesem entsetzlichen Schauspiel; meine Gehörnerven schienen eine neue Stärke erlangt zu haben. Obgleich die Fenster der Kutschenschläge aufgezogen waren, konnte ich doch genau alle Stöße vernehmen, die dem Zagal versetzt wurden. Es war nicht ein dumpfes Geräusch, wie wenn eine Waffe positiven Widerstand

findet, sondern ein sonderbares Pfeifen, wie wenn man das Messer an einem Stein gewetzt.

Dieser Augenblick war der fürchterlichste meines Lebens. Ich fühlte, daß wenn irgend eine Lage noch bemitleidenswerther sein konnte, als die des armen Jünglings, der so feigerweise ermordet wurde, es die des Zeugen seines Todes war, der sich in der Unmöglichkeit befand, ihm zu Hilfe zu kommen.

Gegenwärtiger Zustand der Chouannerie im westlichen Frankreich.

Alles in Unter-Bretagne ist zum Aufstand bereit. Man erwartet dazu nur ein entscheidendes Zeichen, wie einen äussern Krieg oder eine innere Bewegung. Es gibt gute Bürger, der gegenwärtigen Regierung von Herzen zugethan, die einen solchen Ausbruch wünschen, weil er auf jeden Fall die Ungewißheit, die dumpfe Unruhe beendigen würde, die noch vorherrschend sind. Die widerspenstigen Konskribirten von Vitré und Fougères, die Bande Diots, wie die Lahoussaye's können bei dem Allem nicht als der Volks-Gesinnungen wahrer Ausdruck betrachtet werden.

Um der öffentlichen Meinung in der Vendée einen entscheidenden Schwung zu geben, müßten zuvor die eigentlichen Chouans sich organisiren, müßte die weiße Kokarde von einem starken, bewaffneten Korps aufgesteckt, müßten Proklamationen im Namen Heinrich V bekannt gemacht werden, müßte ein neuer Bischof von Agra erstehen. Erst dann könnte man die Anhänger des alten, die Gegner des neuen Regierungssystems

in Frankreich zählen. Bis dahin beruhet Alles, was man über ihre Menge sagen kann, auf bloßer Voraussetzung.

Weiß man, welches 1815, während Napoleons hunderttägiger Regierung, die Chouans von Basse-Bretagne gewesen? Man denke nicht, daß es die Getreuen der ursprünglichen Vendée waren, die Soldaten Lescure's oder Cathelineau's, die im Namen des Königs hinter einem Kruzifix marschirten, der Kanonen sich mit Knitteln bemächtigten, wie die Pariser in den Julitagen; arme Bauern, die nicht wußten, was Frankreich sei, ob dieser König einen Namen habe, die man, mit dem Pistol auf der Brust gezwungen, zu marschiren, die hinter jeder Hecke davon liefen, und nur mit Gewalt zusammengehalten werden konnten, die mit einem Worte so blind und unwissend waren, daß sie ihren Feldzug erst nach der Rückkehr der Bourbonen nach Paris begannen. Man erinnere sich noch an die große Armee des Grafen von Kornwallis, die von den Frauen von Quimperle mit Steinwürfen in die Flucht geschlagen wurde.

Wohl leben noch die Scharmützel in Morbitzan, (die von Auray und Mariadec), im Gedächtniß einiger dadurch verwaiseten Familien. Aber die neue Chouannerie ist erst in der That seit 1815 in Unter-Bretagne organisirt. Damals wurden Waffen und Munitionen in Talgkisten verborgen, Kanonen vergraben, Kompagnien im Geheimen gebildet. Alles wurde vorbereitet für ein unvorherzusehendes Ereigniß; und wäre die Juli-Revolution weniger rasch gewesen,

würde sie im Westen Frankreichs gewiß hartnäckigen Widerstand gefunden haben.

Das Jahr der Ruhe, der Ordnung, der Versöhnung, welches seitdem verflossen ist, hat auch da, wo bisher nur erbliche Unterwerfung sich beurkundet, einen öffentlichen Geist geschaffen. Flecken, wo kaum zehn Personen französisch sprechen, sind am Namenstage des neuen Königs illuminirt worden. Der Bauer, zu dem man im vorigen Jahre noch sagen konnte: „Wenn Du Deine Ochsen nicht antreibst, spann ich Dich selbst an den Karren", ist jetzt Mitglied des Bezirksraths oder Straßenaufseher. Ein anderer, dem man, sobald er den Mund geöffnet, ein drohendes: „Schweig!" zugerufen, hört sich jetzt fragen: „Was steht zu Euern Diensten, Herr?" dergestalt, daß diese guten Leute natürlicherweise eine Vergleichung zwischen Vergangenheit und Gegenwart anstellen, die eben nicht zu Gunsten der Insurrektion ist, durch welche man jene zurückzuführen sich erboten.

Uebrigens haben die Häuptlinge der Chouannerie einen großen Fehler begangen. Dadurch, daß sie in Folge ihrer Weigerung Ludwig Philipp den Eid der Treue zu schwören, die Mairien verlassen, haben sie dieselben den Bauern zugewendet, die früher durch ihre Autorität von ihnen abhängig waren, und die jetzt sich nicht wenig auf ihre dreifarbige Schärpe einbilden. Man hat sich bemühet, diesen Fehler bei den letzten Wahlen wieder auszugleichen, indem man sich zum Schwur willig gezeigt. Aber er hat nichts desto weniger schon seine Früchte getragen, und das Bereich der Chouannerie hat dadurch eine starke Beschränkung erlitten.

Man muß nicht an Finistère denken, das selbst von der alten Revolution kaum bewegt worden, und wo 1815 nur in zwei Kantonen des Arrondissements von Châteaulin Bewegungen sich gezeigt. Das Hauptquartier der Chouannerie ist Auray, Auray die heilige Stadt, Geburtsort des braven Georg, Beinhaus von Quiberon. Da lebt, und wird noch lange der Chouan-Geist leben, der selbst durch die zurückstoßende Unhöflichkeit der Herzogin von Angoulême nicht geschwächt worden, und den man als eine Art Religion betrachten kann, die in ihrem größten Verfall selbst noch Gelegenheit findet zu verfolgen.

Da auch wurden an des jetzigen Königs Namenstage alle Fenster, die nicht vollkommen dunkel waren, mit Steinen eingeworfen. Da hat sich nicht eine einzige dreifarbige Kokarde auf dem Hut eines Bürgers gezeigt. Dies karlistische Jerusalem hat auch seine Stämme: Grandchamp, Erdeven, Erach, Pluvigné. Pluneret, Bignan u. s. w. Alle diese Gemeinden würden sich auf den ersten Wink insurgiren, der geschickten Entwaffnung ungeachtet, der man sie unterzogen.

Die Häuptlinge dieser Partei suchen so viel als möglich, ihrer Gegner Besorgniß zu beschwichtigen. Deshalb organisiren sie nur im Geheimen einige kleine Banden, um eine gewisse Gährung zu erhalten. Aber sie hüten sich, ein heftiges Gegeneinanderstoßen stattfinden zu lassen. Denn damit wäre der Handschuh geworfen, und man könnte sich zählen. Wäre die Parthie einmal verloren, könnte man sie nie mehr aufnehmen. Das wissen sie, und wagen also kein entscheidendes Spiel.

Bemerken muß man jedoch, daß es ihnen an Geld und Spionen nicht fehlt. Von allen Seiten fließen ihnen geheime Hilfsmittel und geheime Andeutungen zu. An Versprechungen fehlt es nicht. Man will eben so wenig ihre Vermehrung, als ihre Vernichtung. Das eine wie das andere würde, vor einem allgemeinen Kriege, für die Partei der Todesstreich sein. Daher kommt es, daß 15 Individuen ganzen Regimentern da zu schaffen machen, wo 500 Mann nicht einer Kompagnie widerstehen würden. Diese 15 Individuen sind im Voraus von der Stunde unterrichtet, wo man sie angreifen soll. Sie zerstreuen sich, verbergen ihre Flinten im Gebüsch, und fragen die gegen sie ausgesendete Truppe, mit der Pfeife im Munde, wie spät es sei?

Während die Gährung im Lande auf solche Weise erhalten wird, verbreitet man Gerüchte jeder Art, von denen die meisten aus der Luft gegriffen sind, und die, sie mögen so abgeschmackt sein, als sie wollen, immer genug Leichtgläubige finden. Man erregt Besorgnisse über Eigenthum, persönliche Sicherheit, Abgaben-Vermehrung, Beraubung der Kirchen u. s. w. Durch alle diese Albernheiten erreicht man seinen Zweck. Man gewinnt Zeit, und verhindert der Ruhe feste Wurzeln zu fassen.

Es gibt im eigentlichen Sinne nur eine karlistische Bande in Unter-Bretagne, die Lahoussaye's, welche das Arrondissement Ploërmel durchstreift, und manchmal in den Umgebungen von Loudéac erscheint. Man kann sich einen Begriff machen von ihrer Wichtigkeit, nach dem Personale ihres Generalstabes.

Der Oberbefehlshaber Guérin de Lahoussaye,

Weinhändler im Städtchen Josselin, war auf dem Punkte, Bankerott zu machen. Sein von Natur leicht empfängliches Gemüth erreichte den höchsten Punkt der Ueberspannung, bei der Nachricht von dem Sturze der Bourbonen. Die glänzende Rolle, welche Laroche-Jaquelin, Bonchamp und Charette gespielt, erschien ihm auf eine so anlockende Weise, daß er sie nachzuahmen beschloß. Unter dem Vorwand von Handelsangelegenheiten begab er sich im August 1830 nach nach der Insel Jersey. Man behauptet selbst, daß er bei Karl X in Lullworth gewesen.

Seit dieser Reise führt er ein unstätes, umherirrendes Leben, bald verborgen im Gehölz, bald in einem alten Schlosse aufgenommen, wo er so lange den Träumereien künftiger Größe sich überläßt, bis er von einer Abtheilung Soldaten aufgeschreckt wird, und in irgend einen Stall oder Heuboden sich flüchten muß.

Sein Bruder theilt sein Geschick. Er war zu Anfang 1830 Mauthbeamter zu Quimperlé, und ist noch sehr jung. Sein Kamerad Naga, ein ungeschliffener Greis, der früher mit Stofflet als Waldläufer in Berührung gestanden, ist des letztern vollkommenes Gegenstück. Des Alten beide Söhne sind ihrem Vater gefolgt. Der eine war in einem Seminar, um Priester zu werden. Der andere ist der Konskription entronnen.

An diesen von den Vorstehenden gebildeten Kern haben sich etwa 20 Tuchhändler von Josselin, eine Art Käste, die eine Vorstadt jenes Orts bewohnt, geschlossen. Sie verfertigen einen groben Wollenstoff, aus welchem die Bauern der Umgegend ihre Bein-

kleider machen. Wie die Juden leben sie in einem besondern Stadtviertel, werden vom Volke für Hexenmeister gehalten, und als solche gefürchtet.

Dazu gesellen sich noch einige entronnene Konskribirte, und das Ganze bildet eine Bande von etwa 50 Mann, welche von Meierei zu Meierei das Land durchstreift, aber nicht vereint, sondern einzeln. Andere Personen nehmen an diesen Streifzügen einige Tage Theil, und kehren sodann zu ihren Geschäften zurück. Sie gehören also nur zu Lahoussaye's Bande wie die Abonnenten der Oper, welche sie besuchen oder nicht besuchen, je nachdem ihnen das Schauspiel gefällt.

Die Regierung hat gegen die solchergestalt konstituirte royalistische Armee nicht weniger als vier Infanterieregimenter und zwei Gendarmeriebataillone ausgeschickt, welche, bei allem guten Willen, mit ihr nie handgemein werden können. Das beweiset augenscheinlich, wie das Uebel mehr in der Existenz selbst der Chouans ist, als in ihrer Zahlenstärke. Man weiß, daß es deren gibt, daß sie sich zu erhalten verstehen, daß sie geheime Hilfsquellen haben. Man weiß, daß man ihrer nicht habhaft werden kann, weil sie von Adelichen und Priestern im Geheimen unterrichtet werden; und der Landmann gewöhnt sich daran. Es liegt in dem Dasein der Chouans freilich keine politische Gefahr, denn ihr Triumph ist unmöglich, weil sie nicht auf die große Masse der Bevölkerung sich stützen können; aber doch die Gefahr örtlicher Unruhe, die vielleicht verhängnißvolle Folgen nach sich ziehen könnte.

Die Mäßigung der Regierung, in Bezug auf die

Chouannerie, welche verschieden beurtheilt werden kann, hat wenigstens in den Augen des Landes der besiegten Partei Hartnäckigkeit beurkundet. Die Truppen, welche zu Erhaltung der Ordnung in diesem Theile Frankreichs aufgeboten worden, haben nicht einen Augenblick Ruhe. Die 50 Mann der Bande Lahoussaye's, und deren Anhänger in den verschiedenen Theilen des Landes, nöthigen sie zu beständigen Märschen und Gegenmärschen, deren Resultate im Grunde nichtig sind, indem die Insurgenten verschwinden, sobald sich die Truppen dem Orte nahen, wo sie einige Stunden vorher sich gezeigt. Um das Uebel in seiner Wurzel zu vertilgen, brauchte man nur den Geldbeutel der Chouans-Familien in Anspruch zu nehmen, und die Chouannerie würde von selbst fallen.

Nichts läßt sich mit dem Eifer und der Thätigkeit der Soldaten und Nationalgarden vergleichen. Demungeachtet wird man sie noch lange ermüden, bevor man den gewünschten Zweck erreicht, insofern man nicht auf eine andere Weise verfährt, als bisher. Die Chouans haben den Vortheil über die Truppen, daß sie keine Uniform tragen. Ein Bataillon verläßt die Stadt, weithin begleitet von der Bevölkerung. Man singt die Parisienne, und die Trommel macht die Oeffentlichkeit vollkommen, selbst wenn man nicht schon von fern die Bayonette im Sonnenschein blitzen sehen könnte. Endlich fragt man einen Bauer, ob er irgendwo Chouans gesehen. Er entgegnet: Petra laret-û (was sagt Ihr)? Und bevor man sich verständigt, haben die Insurgenten Zeit, sich zu zerstreuen; wonach sie am Wege Maulaffen feil bieten, und die

Soldaten im eigentlichen Sinne des Worts zum Besten haben.

Ein anderes Mal verbergen sie sich in einem Hohlweg, der durch Gebüsch führt, wie zu Pont-Sall, berühmter Posten der Chouannerie. Jeder Baum verbirgt einen Feind. Jeder Schuß trifft seinen Mann. Denn diese Menschen kalkuliren genau den Werth von Pulver und Blei, bevor sie abdrücken.

Gegen die Chouannerie, wie gegen alle übrigen Anomalien, die Unter-Bretagne Frankreich entfremden, gibt es kein besseres Mittel, als Verbreitung des Unterrichts. So lange die alte Keltensprache noch vorherrschend ist, bleibt der Bauer auf den feudalen Kreis beschränkt, den sein ehemaliger Herr und sein Pfarrer ihm nicht zu überschreiten erlauben. Es gibt Gemeinden von 2000 Seelen, in denen man kaum 10 Individuen findet, die französisch sprechen, und kaum 5, die schreiben können. Man ziehe davon den Pfarrer und den Vikar ab, und bilde sodann einen Munizipalrath. Es ergibt sich daraus, daß die Chouans in dieser Gegend noch lange die Mehrheit für sich haben werden.

Unter-Bretagne ist ein Land, das in wenig oder keiner Uebereinstimmung mit dem übrigen Frankreich steht. Mit Ausnahme der Städte müßte man es vielleicht einer Art Kolonialsystem unterwerfen. Man muß diese 150 Bauern sehen, welche die Parteien sich gegenseitig entreissen, ein Kampf, in welchem Aepfelwein, der Name Gottes und der Jungfrau, Bitten, Drohungen, Bestechungen zu Hilfe gerufen werden, und wo der, welcher zuletzt kommt, des Erfolges am sichersten ist.

Man betrete ein Wahlkollegium, und sehe diese armen Menschen, mit ihren langen, glattanliegenden Haaren, mit ihren schmutzigen Leinwandjacken gruppenweis im Hofe, beinahe erschrocken und verschämt über die Aufmerksamkeit, mit der man sie behandelt. Man sehe die Verlegenheit, mit welcher sie den Saal betreten. Sie sollen stimmen, und sie können nicht schreiben. Ihr „Herr“ ist da, der sie bewacht, der für sie schreibt. Was schreibt er? Die Bauern wissen es nicht, weil sie nicht einmal begreifen, warum man etwas in ihrem Namen schreibt. Und das nennt man: ein Recht ausüben.

Eine Viertelstunde vor dem Dorfe Torfou, ungefähr sechs Stunden von Nantes, erhebt sich in Mitte eines Kreuzweges eine steinerne 20 Fuß hohe Säule, zum Andenken der hier stattgefundenen Schlacht zwischen den königlich gesinnten und den republikanischen Truppen. Der Marquis von Labretèche ließ, nach der Restauration, diese Säule auf eigene Kosten errichten. Auf ihren vier Seiten liest man, nach jedem der vier Wege gerichtet, die Namen Charette, Elbée, Bonchamps und Lescure. Darunter steht: 19. September 1793. Kleber hatte den Oberbefehl, der aus 35,000 Mann bestehenden republikanischen Armee. Die der Vendéer war über 48,000 Mann stark. Ueberdem kannten diese Letztern genau die Gegend. Dadurch, wie durch ihre Uebermacht nöthigten sie die Republikaner zum Rückzug. An der Brücke von Sèvres sagte Kleber zu seinem Adcutanten Schouardin: „Lassen Sie sich hier mit 200 Mann in Stücken hauen.“ — Soll geschehen, General, entgegnete dieser. Er hielt Wort, und rettete die Armee.

Solche Szenen können sich jetzt nicht mehr erneuern. Denn obgleich, nach Jesus Christus, die vier Namen, welche die Schlachtsäule von Torfou trägt, vom Volke der Vendée immer noch als die großer Heiliger verehrt werden, hat sich doch der alte Fanatismus, welcher dies Land für die königliche Sache, die damals zugleich die der Religion war, erhoben, sich sehr vermindert. Die Resultate eines karlistischen Aufstandes würden jetzt, wo die Religion nicht mit in Rede gestellt werden kann, denen der Insurrektion von 1793 weit untergeordnet bleiben. Auf jeden Fall würde eben so zweckmäßig, als der Weisheit der Regierung entsprechend sein, sie, wo möglich, gänzlich zu vermeiden.

Gegenwärtiger statistischer Zustand der Insel Kuba.

Letzte Mittheilung.

Als die ersten Europäer, welche auf der Insel Kuba sich niedergelassen, erkannt hatten, daß es dort weder Gold noch Silber gebe, überliessen sie sich ausschließlich der Vierzucht und der Kultur einiger europäischer Getreidearten. Schon 1550 hatten diese beiden Zweige der Landwirthschaft unter ihren Händen so große Fortschritte gemacht, daß sie im Stande waren, die Expeditionen zu versorgen, welche alljährlich nach Mexiko gerichtet waren.

Die Kultur des Tabaks und des Zuckerrohrs wurde 1580 begonnen. Aber sei es aus Unwissenheit oder Trägheit, sei es, daß die Einwohner in der Viehzucht größere Vortheile erblickten, jene beiden Kulturen gewannen erst um Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine größere Entwickelung. Jetzt wird der Getreidebau beinahe gänzlich vernachlässigt, und alle Landeigenthümer beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Kultur des Zuckerrohrs, des Tabaks und des Kaffees.

Man ärntete 1827 kaum 120 Arrobas *) Waizen. Der Reisertrag befriedigt nicht die Hälfte des Verbrauchs, und obgleich die Maisärnte sehr beträchtlich ist, denn sie steigt bis auf 1,600,000 Fanegas *) im Jahre, ist man doch genöthigt, zur Einfuhr seine

*) Eine Arroba ist 24½ Berliner Pfund.

**) Zwölf Fanegas sind gleich 104½ Berliner Scheffel.

Zuflucht zu nehmen, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Der Mais wird zur Beköstigung der Sklaven und zum Viehfutter gebraucht, und jährlich werden aus den Vereinstaaten Nordamerika's ungefähr 70,000 Arrobas Körner und 5000 Fässer Mehl eingebracht. An Gemüsen ist dagegen kein Mangel.

Seit einigen Jahren baut man auch Baumwolle, Indigo und Kakao. Aber die erzeugte Menge derselben ist so unbedeutend, daß man diese Kulturen nur als Versuche betrachten kann. Der Kakao scheint jedoch eine größere Ausdehnung zu gewinnen; denn seine Kultur ist sehr abträglich, und erfordert nur geringe Sorgfalt, ein Doppel-Vortheil, den der Spanier zu würdigen weiß.

Bei allem dem hat der Ackerbau auf Kuba lange nicht die Fortschritte gemacht, wie in Europa. Der Grund davon ist, daß man dort keine der hier ersonnenen Verbesserungen in Anwendung gebracht, und daß man in Allem beharrlich den alten Schlendrian befolgt. Glücklicherweise daß in einem Lande, wo der Boden im Allgemeinen fruchtbar, das Klima günstig, und überdem der Regen häufig ist, der Eigenthümer auf seine Pflanzungen nur wenig Sorgfalt zu verwenden hat. Der einzige Dünger, den man dem Lande gibt, besteht darin, die Wurzeln der Pflanzen zu verbrennen, welche man darauf geärntet. Seitdem man sich jedoch der Dampfmaschinen in den Zuckersiedereien bedient, bemerkten die Pflanzer, welche Vortheile man der Verbesserung der Landwirthschaft entnehmen könnte, und es ist wahrscheinlich, daß der Ackerbau dadurch in Kurzem eine viel größere Ausdehnung gewinnen werde.

Wie wir bereits gesagt, die Insel Kuba hat eine Oberfläche von 31,468 See-Geviertmeilen, die im Ganzen 828,657 Caballerias (Hufen) ausmachen. In den drei Departementen belief sich die Menge des bebauten Landes 1827:

im westlichen Departement auf	60,666	Caballerias;
im mittlern	17,598	
im östlichen	13,553	
Im Ganzen	91,817	Caballerias.

Es bliebe also noch eine Oberfläche von 746,838 Caballerias, die nicht bebaut ist. Zieht man davon das nicht kulturfähige Land, Wege, Berge, Flußbetten, Seen u. s. w. ab, so findet man, daß demungeachtet bis jetzt nur der siebente Theil der Insel bebauet ist, und da die Produkte der 91,817 Caballerias zur Erhaltung von 730,000 Einwohnern mehr als hinlänglich sind, könnte diese Insel leicht eine siebenmal größere Bevölkerung, oder fünf Millionen Seelen haben.

Das aus St. Domingo eingeführte Zuckerrohr bildet ohne Widerspruch der Insel Hauptreichthum, sowohl des großen Kapitals wegen, das seine Behandlung in Umlauf bringt, als der bedeutenden Sklavenmenge wegen, deren man zu seiner Kultur bedarf. Vergleicht man das Produkt der 453 Zuckersiedereien (Ingenios), welches sich 1775 auf 1,300,000 Arrobas belief, mit dem der jetzt in Thätigkeit befindlichen 1000 Raffinerien, so erkennt man, daß sie, in Folge der eingeführten Verbesserungen, sechsmal mehr erzeugen, als die alten.

Von 1760 bis 1767 wurden aus dem Hafen von Havanna, der allein dazu berechtigt war, im Durchschnitt jährlich 13,000 Kisten Zucker (208,000 Arro-

bas) ausgeführt. Nachdem die Briten die Insel geräumt, und Havanna stark befestiget worden, vermehrte sich die Zahl der Zuckersiedereien sehr bedeutend, und die Ausfuhr hob sich 1789 und 1790 jährlich bis auf 68,150 Kisten (1,090,400 Arrobas). Seitdem stieg sie immer mehr, und zwar 1820 bis auf 271,013 Kisten oder 4,336,208 Arrobas.

Die Zahl der in jeder Zuckersiederei beschäftigten Sklaven ist je nach derselben Größe verschieden, gewöhnlich aber zwischen 200 und 500. Die tausend Ingenios, welche 1827 beschäftigt waren, erzeugten in demselben Jahre:

8,091,837 Arrobas raffinirten Zucker,
80,000 id. Mehl-Zucker,
35,103 Pipas *) Rhum,
81,173 Bucautas **) Syrup.

Die Ausfuhr belief sich zu gleicher Zeit auf:

6,246,130 Arrobas raffinirten Zucker,
2,456 Pipas Rhum,
74,082 Bucautas Syrup.

Nach dieser Uebersicht läßt sich entnehmen, daß der Zuckerverbrauch in der Insel, nach Abzug der durch Schleichhandel ausgeführten, sich auf ungefähr vierzig Pfund für jedes Individuum belaufen. In dem Zeitraum von siebenundvierzig Jahren, von 1760 bis 1827 erhob sich also die Zuckerausfuhr wie 1 zu 28. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie von Jahr zu Jahr noch bedeutender werde, indem der Havanna-Zucker seiner guten Qualität wegen sehr beliebt ist. 1828 wurden noch 200 neue Zuckersiedereien erbaut,

*) Tonnen zu 360 Maß. **) Zu 12 Arrobas.

und die Zuckerausfuhr übersteigt jetzt schon 8 Millionen Arrobas jährlich.

Der Kaffeebaum, den der Franzose Declien 1723 auf Martinique eingeführt, wurde auch 1769 von San Juan de Puerto Rico nach Kuba verpflanzt. Seine Kultur gewann jedoch erst nach Ankunft der Auswanderer von St. Domingo eine größere Ausdehnung. Man zählte 1800 im westlichen Distrikt 80 Kaffee-Pflanzungen, von denen Havanna ausführte: 1804 50,000 Arrobas Kaffee, 1809 320,000 und 1826 1,221,609. Die ganze Insel hatte 1827 2067 Kaffee-Pflanzungen, mit mehr als 200 Millionen Kaffeebäumen, deren Ertrag sich auf 2,883,528 Arrobas belief. Die Ausfuhr dieses Produkts stieg in demselben Jahre auf 2,201,730 Arrobas.

Der Tabakbau wurde anfänglich sehr beschränkt, weil man diese Pflanze als ein Arzneimittel betrachtete. Erst als man sich derselben häufiger in Europa bediente, bewilligte 1614 der Hof von Madrid ihre Kultur in größerm Maßstabe, indem er sie jedoch dem Monopol, zu Gunsten des Schatzes, unterzog. 1827 erhob sich dies Produkt auf eine halbe Million Arrobas, und dessen Ausfuhr auf 79,106 Arrobas. Der Ueberrest wurde entweder durch Schleichhandel ausgeführt, oder in der Insel verbraucht.

In einem Lande, wo Zuckerrohr wächst, scheint die Biene und ihr Honig-Ertrag für die Einwohner von keinem besondern Nutzen. Demungeachtet ist die Bienenzucht auf Kuba nicht unbedeutend, und der Honig übertrifft noch den europäischen. Es gab 1827 auf der ganzen Insel 311,553 Bienenstöcke, deren Ertrag sich in demselben Jahre auf 79,404 Arrobas Ho-

nig und 63,160 Arrobas Wachs belief. Davon wurden ausgeführt 11,700 Arrobas Honig und 22,402 A. Wachs. Es blieben also für den innern Verbrauch 64,704 A. Honig, und 40,758 A. Wachs. *)

Beenden wir diesen raschen Ueberblick des landwirthschaftlichen Reichthums von Kuba durch eine Andeutung des Viehstandes. Es gab 1827 auf der ganzen Insel 1,058,732 Stiere und Kühe, 140,539 Zugochsen, 206,973 Pferde, 25,612 Esel und Maulthiere, 45,962 Schafe und Ziegen, 893,538 Schweine.

Innig mit dem Ackerbau verbunden, hat der Handel mit demselben gleiche Fortschritte gemacht. Kuba, sagte schon der Abbé Raynal, kann für Spanien ein ganzes Königreich werth sein.

Die jährliche Bewegung des Handels von Havanna kann auf 30 Millionen Piaster (75 Millionen rhein. Gulden) angeschlagen werden.

Jährlich berühren mehr als 1200 Schiffe seinen Hafen, deren nicht zu gedenken, welche bloß Küstenhandel treiben. In allen Häfen der Insel liefen 1827 1841 Schiffe ein, und 1649 aus. In demselben Jahre stieg der Betrag der Einfuhr, laut den Mauth-Registern, auf 17,352,854 Piaster (43,382,135 rhein. Gulden), und der der Ausfuhr auf 14,286,192 Piaster (35,715,430 rhein. Gulden), worin die inländischen Erzeugnisse mit 10,724,577 Piaster (26,811,442½ rhein. Gulden) figuriren. Diese Zahlenangaben können jedoch nur als Minimum sowohl der Einfuhr als

*) Der Gesammtwerth aller der Landwirthschaft abgewonnenen Ausfuhrartikel belief sich 1827 auf 10,724,577 Piaster, oder 26,811,432½ rhein. Gulden.

besonders der Ausfuhr betrachtet werden, indem der Schleichhandel sehr stark ist. Spanien bezieht gegenwärtig von Kuba, nach Bestreitung der sehr bedeutenden Verwaltungskosten, eine jährliche reine Einnahme von wenigstens 7 Millionen rhein. Gulden.

Die Insel unterhält eine Besatzung von 12,000 Soldaten. Ihre Marine besteht aus 14 Kriegsschiffen, mit 280 Kanonen. Seit 1778 sind auf ihren Werften 22 Fregatten, 7 Packetboote, 9 Brigantinen, 14 Goeletten und 49 kleinere Kriegsfahrzeuge erbauet worden. Die Abgabensumme belief sich 1827:

im westlichen Departement auf	6,801,779	Piaster,
im mittlern	758,755	„
im östlichen	912,319	„
Im Ganzen	8,469,973	Piaster,

oder 21,174,932½ rhein, Gulden.

Wie man sieht, wirft das westliche Departement allein sieben Achtel des Gesammt-Einkommens der Insel ab. In Betreff der Mauthgebühr gibt Havanna-Hauptort des westlichen Departements, die Hälfte des Einkommens von ganz Kuba. Ihr Betrag war 1694: 600,000 Piaster; 1697: 700,000; 1800: 2,069,000; 1817: 2,110,000; 1826: 3,733,000; 1827: 4,389,262.

Das sind die Hilfsquellen dieser Kolonie, die, ohne alle Staatsschuld, durch Bebauung des siebenten Theils ihrer Oberfläche, sich ein viel beträchtlicheres Einkommen verschafft, als die Großherzogthümer Toskana und Baden, als die Königreiche Hannover und Sachsen, als der Kirchenstaat, selbst als die dänischen, portugiesischen und schwedisch-norwegischen Monarchien. Blühender als die meisten der neuen unabhängigen Staaten Südamerika's, die bereits unter Schul-

den erliegen, sieht Kuba täglich seinen Wohlstand sich vermehren. Obgleich es nicht jene großen Anstalten hat, die seit Langem in Mexiko bestehen, findet man doch in Havanna und in den vorzüglichsten Städten mehrere wissenschaftliche und literarische Institutionen, welche die Fortschritte der Zivilisation begünstigen.

Ueberhaupt bemerkt man, daß auf Kuba eine ruhige Aufklärung sich immer mehr verbreitet. Die Sklaven werden äusserst menschlich behandelt, und ihr Zustand ist in Nichts von dem der Dienstboten in andern Ländern verschieden.

Die patriotische Gesellschaft von Havanna, die von Santo Espiritu, Puerto Principe und Trinidad, die Universität, mit ihren theologischen, juristischen, medizinischen &c. Fakultäten, die Erscheinung mehrerer Zeitungen, worunter sieben tägliche, zwei wöchentliche und eine monatliche Revue, die öffentliche Bibliothek und die Schulen des gegenseitigen Unterricht; alles das sind Mittel, welche zur Verbreitung des Unterrichts beitragen, die Einwohner über ihre wahren Vortheile belehren, und sie täglich geeigneter machen, bald der Vormundschaft eines Mutterlandes zu entbehren, das immer mehr in Verfall geräth.

Einschmiedung eines Galeerensklaven-Zuges.

Am 30. Juni d. J. wurden zu Bicêtre, bei Paris, 83 für das Sklavenhaus (bagne) zu Brest bestimmte Galeerensklaven eingeschmiedet. Die meisten dieser Unglücklichen waren auf Lebenszeit zur Zwangsarbeit verurtheilt; der Ueberrest auf mehr als zehn Jahre zu derselben Strafe. Das zugleich erschütternde und interessante Schauspiel einer solchen Verbrecher-Versammlung gewährte diesmal einen noch düsterern, noch zurückstoßendern Anblick, als gewöhnlich.

Für immer von der Gesellschaft geschieden, auf lange Jahre der beständigen Qual des Sklavenhauses überantwortet, ohne andere Hoffnung, als die der Möglichkeit einer Entweichung, deren ausserordentliche Schwierigkeit die meisten bereits kennen, bleibt diesen Elenden nichts als die Gewißheit ihrer lebenslänglichen Entehrung, die Aussicht auf einen schmachvollen Tod, der allein ihren Körperleiden, doch nicht ihren Seelenmartern ein Ziel zu stellen im Stande ist.*)

Mörder, Todtschläger, Straßenräuber, wieder ergriffene Galeerensklaven, alle stehen sie in dem engen Hofe, in zwei Glieder geordnet, stumm, unbeweglich, niedergeschlagen. Man vernimmt nicht, wie gewöhnlich, jenes oft erzwungene laute Gelächter, jene mehr oder minder höhnischen, an die Zuschauer gerichteten Fragen, das Stelldichein, welches sie auf fünf Jahre den übrigen Gefangenen geben, die, zwischen den Ei-

*) M. s. den Aufsatz: „Die Galeerensklaven“, im ersten und zweiten Bande des Jahrgangs 1829 dieses Werkes.

sengittern, gierigen Antheil an dieser Szene nehmen. Nur zufällig entdeckt man hier und da ein grinsendes Lächeln, das die Einförmigkeit der Gesichter unterbricht, auf denen eine tiefe Traurigkeit in allen Zügen beschrieben steht.

„Sieh doch, Moreau", sagt einer der Verbrecher zu seinem Nachbar, „die Fayence ist neu. Sie haben sich für uns in Kosten gesetzt, Alter."

— Sie wissen, entgegnet der andere, daß sie mit bewanderten Praktikern zu thun haben, die sie leicht zerbrechen würden, wäre sie nicht solid.

„Das sind von den rechten Buschhasen" sagte einer der Wächter zu den Zuschauern. „Wir haben da einige solche Retourpferde (zum zweiten Male Verurtheilte), denen man den Bindfaden fest anziehen muß."

Ein Dienstthuender meldet die Pantinols (Verurtheilten von Paris). „Platz", ruft sogleich einer der Provinzial-Verbrecher, „Platz für die glänzende Jugend von Pantruche (Paris). Gebt Euch die Mühe, einzutreten."

Diese letztern sind gewöhnlich am schwersten zu behandeln; man ist genöthigt, sie auf das Strengste zu bewachen. Sie werden meistentheils mit Provinzial-Verurtheilten zusammengeschmiedet. An ihrer Spitze bemerkt man diesmal Gribier, Debure und Gazave, wegen Mord von den Assisen des Seine-Departements zum Tode verurtheilt; deren Strafe jedoch in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt worden. Gazave ist düster und stumm. Debure raucht schweigend. Gribier allein spricht mit Personen in seiner Nähe.

„Ich bin gerbé à vioque (auf Lebenszeit verurtheilt),“ sagt er zu einem Neugierigen, der ihn befragt. „Aber was thu' ich mit dem Leben? Ich habe sicher geglaubt, durchschnitten zu werden. Mein Kopf hängt an nichts; ich bin fest entschlossen, ihn um meine Freiheit zu spielen.“

In diesem Augenblicke nahete sich ihm einer der Aerzte des Gefangenhauses mit der Frage, ob er noch immer Zahnschmerzen habe? „Nein“, entgegnete er höflich, „Dank Ihrer Sorgfalt. Sie haben mir gestern den Kopf befühlt,“ fügte er lachend hinzu, um die Diebstahlsbeule zu finden. Wollen Sie wohl so gut sein, mir zu sagen, ob ich auch die Entweichungsbeule habe?“

Neben Gribier befindet sich der Straßenräuber Debaer, der seit dreizehn Monaten zweimal zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden. Das erste Mal entsprang er, während der Juli-Revolution, aus der Conciergerie, und verübte einige Tage nachher einen Straßenraub auf dem Wege nach St. Denis. Er ist kaum 22 Jahr alt. Einer der Gefangenwärter fragt ihn, warum er beinahe nackend sei, und was er mit den Kleidern gemacht, die er noch in der Force gehabt?

„Ich habe sie gewaschen (verkauft)“, erwiederte er. „Die Nation hat mich neu zu kleiden. Denkt Ihr, wenn man einen guten Fetzen und einen Combriot (Hut) hat, man sie behalten werde, um sich durchschneiden zu lassen? Gebt mir meine Freiheit, und Ihr sollt sehen, ob ich nicht heut Abend ganz neue Flambans (Umhängsel) habe.“

Die Verbrecher werden aufgefordert, die dem Ge-

fangenhause gehörigen Kleider abzulegen. Sie gehorchen. Als Debaer sein Hemd auszieht, bemerkt man mit Entsetzen einen auf seinem Herzen tatowirten, blutigen Dolch, der bis an's Heft in einer Wunde zu stecken scheint. Auf seinen Schultern sieht man die frische Spur der eingebrannten Buchstaben T. P.

„Ja, seht nur meine Schulter," sagt er mit verächtlichem Lächeln: „Seht das Verbrechen der Gesellschaft. Ist es möglich, einen Menschen so zu behandeln, dem beständigen Hohn der andern auszusetzen? Da sind drei (er zeigt auf Gribier und seine Mitschuldigen). Sie haben gemordet, und man hat sie nicht gebrandmarkt; während ich.... doch genug.... Ich werde nicht immer auf dem pré (Galeeren) bleiben, und der erste, dem ich nachher begegne.... ich fresse ihn mit meinen Zähnen; er soll für die andern bezahlen."

— Schweig, sagt Gribier, dergleichen Geschwätz dient zu nichts.

„Du hast Recht," entgegnet Debaer. „aber es purgirt doch."

— Haltet die Limaces (Hemden), ruft einer der Wächter. Die Toilette ist fertig.

„Links um, an's Land," schreit einer der Schmiedeknechte, nach verrichteter Arbeit. „Vorwärts, marsch;" Die erste Kette wird durch eine zweite ersetzt, der auf gleiche Weise die Eisen um Hals und Arme fest geschmiedet werden. Je zwei Verbrecher sind auf solche Weise aneinander befestigt.

Man bemerkt in dieser zweiten Kette, die den Weg nach Brest zu Fuß zurückzulegen hat, viele junge Männer, größtentheils Landleute. Zwei Brüder be-

finden sich an derselben Kette. Sie haben gemeinschaftlich einen Straßenraub verübt. Einer der Verbrecher, ein großer starker Mann, vergießt heiße Thränen, und keiner seiner Gefährten spottet darüber.

Dieser Unglückliche, Namens Gros, ist wiederholten Diebstahls wegen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Neben ihm ist ein Mann, dessen ausgezeichnetes Gesicht und dessen weiße Hände mit den Lumpen kontrastiren, in die er gehüllt ist. Er hat eine öffentliche Kasse bestohlen, die ihm anvertraut war.

Mehrere Personen bezeugen einem Unglücklichen ganz am Ende der Kette, besondere Theilnahme. Er heißt Rémond, und wurde vor den Assisen zu Carpentras zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, eines Mordversuchs, aus nicht ungegründeter Eifersucht gegen seine Frau wegen.

„Sie befindet sich wohl," sagt er mit bitterm Lächeln, „während ich hier bin. Warum hab' ich mich nicht selbst getödtet? Alle Welt hat mich verlassen. Ach, könnte die Urheberin aller meiner Leiden sehen, in welche Lage sie mich versetzt hat!"

Man versichert, daß dieser Mann wohlhabend gewesen, und erst neuerdings eine Erbschaft von 30,000 Franken gemacht. „Klage doch, Alter," sagt sein Kettengefährte zu ihm; „bist Du nicht noch beschuhet wie ein Marquis?"

— Es sind meine Jagdschuhe, entgegnet traurig Rémond. Denn ehemals ging ich auf die Jagd.

Die Wächter rufen die Verbrecher auf, welche die dritte Kette bilden. Man bemerkt unter denselben zwei Korsen, die Todtschlags wegen zu Bastia verur-

theilt worden. Einer von ihnen, Namens Petrini, fesselt alle Blicke.

— Was habt Ihr gethan? fragt ihn auf Italienisch einer der Zuschauer.

„Durchaus nichts Uebles," erwiederte er. „Der Pfarrer meines Orts hatte meine Frau verführt. Eines Tages finde ich ihn in meinem Hause. Flugs zünde ich es an, und verbrenne den Pfarrer sammt meiner Frau. Das Haus gehörte mir; ich hatte also das Recht, es niederzubrennen."

— Vielleicht... Aber den Pfarrer mit demselben?...

„Der Pfarrer... hofirte meine Frau..."

Als der Wächter den Namen Peyronnet rief, erschallte Gelächter. „Platz für den gestrengen Herrn!" brüllte eine rauhe Stimme. Der Verbrecher, welcher diesen Namen trug, nahete sich dem Kapitän, und schob ihm geheimnißvoll ein Billet zu, folgenden Inhalts:

„Un grand complau (complot) est fait pour désarmer les gardes. Chacun doi se getez sur son garde et saivader (s'évader). Comme je nan é (ai) que pour onze an, je ne veut pas que lai bon patizent pour lai maichant (méchants). Je vous salut avec respec *). *Peyronnet*.

Der Kapitän steckte ruhig das Papier in die Tasche, mit der Aeusserung, daß er nicht eine Reise gemacht, ohne ähnliche Anzeigen zu erhalten, deren Beweg-

*) Ein großes Komplott ist angesponnen, um die Wächter zu entwaffnen. Jeder soll sich auf seinen Wächter stürzen und entrinnen. Da ich nur für eilf Jahre habe, will ich nicht, daß die Guten für die Bösen leiden. Ich grüße Sie ehrfurchtsvoll.

grund, auf Seiten der Denunzirenden, gewöhnlich darin bestanden, besser behandelt zu werden, als die Uebrigen, oder nur, um ein wenig Tabak zu erhalten.

Nach Beendigung der Einschmiedung wurden sämmtliche Verbrecher in die Kapelle geführt, wo der ehrwürdige Abbé Montès ihnen eindringend zum Herzen sprach, und ihnen zugleich Trost und Ermuthigung, durch die Religion, für ihr ferneres schreckliches Leben zu gewähren sich bemühete.

Napoleons Führer bei Waterloo.

Johann Baptist Lacoste, Landwirth in den Umgebungen von Waterloo, wurde am 18. Juni 1815, am Morgen der berühmten, entscheidenden Schlacht, aus seiner Wohnung zu Napoleon gerufen, um ihn von den Oertlichkeiten, die er genau kannte, zu unterrichten, und als Führer zu dienen. Er erzählte vor Kurzem folgendermaßen die großen Begebenheiten, deren Augenzeuge er gewesen.

Waterloo ist ein Flecken, drei Stunden südlich von Brüssel, auf der Straße nach Nivelles. Man gelangt dahin durch den Wald von Soignes. Vor Waterloo ist der kleine Hügel von Mont-Saint-Jean. Das Thal, östlich und westlich von demselben, neigt sich sanft, ist 450 Fuß breit und 40 Fuß tief. Es war das eigentliche Schlachtfeld. Napoleon war im Süden, Wellington im Norden.

Es war am 18. Juni Morgens. Das Wetter war düster. Die Soldaten, vom Regen durchnäßt, schlie-

fen in Erwartung, daß der Tag anbreche, der für so viele der letzte ihres Lebens sein sollte. Einige „Werda!“ die man von Zeit zu Zeit vernahm, und der unaufhörlich krachende Donner unterbrachen allein das tiefe Schweigen. Man hätte sich mit Leichtigkeit von einer Armee zur andern unterhalten können, so nahe standen sich beide.

Man führte mich zu Napoleon. Ich fand ihn in der Nähe eines Belvedere von Holz, von dem man eine sehr umfassende Aussicht hat. Nicht weit davon war das Schloß Gomond, in gleicher Entfernung von der englischen und französischen Armee.

Das Gefecht begann auf dieser Stelle. Vor Tagesanbruch hatten 3000 Briten das Schloß besetzt, welches die Franzosen nun mit großer Heftigkeit angriffen und zu nehmen sich bemüheten. Das Blutvergiessen war auf diesem Punkte sehr stark. Das Schloß wurde gänzlich niedergebrannt.

Der Kaiser, welcher während dem sich auf eine kleine Anhöhe bei der Meierei Belle-Alliance begeben, nahm nun wieder seine erste Stellung ein. Hundert Feuerschlünde spien von der französischen Rechten Tod und Verderben auf die englische Linke.

Napoleon schien bei sehr guter Laune, und voller Vertrauen. Er sprach viel mit den ausgezeichnetsten Gefangenen, die ihm vorgestellt wurden, und schnupfte häufig Tabak.

Die Kanonade dauerte bis um vier Uhr Abends; das Gefecht war ununterbrochen äusserst mörderisch. Endlich sah man die englische Linie eine Bewegung machen, um sich auf die Chaussée nach Brüssel zu zie-

ben, was auf die Absicht eines Rückzuges zu deuten schien.

Bald wendete sich des Kaisers angestrengte Aufmerksamkeit auf seinen rechten Flügel, von wo er geheime Nachrichten erhielt, die ihn sehr zu bekümmern schienen. Um sechs Uhr Abends drangen die Preussen durch das Gehölz von Frischermont, und umgingen die französische Linie.

Napoleon drängte sie zurück. Es war Zeit, denn ihre Kugeln reichten bereits bis zu der Meierei Belle-Alliance, in deren Nähe er war. Er veränderte seine Stellung gleich nachher.

Um sieben Uhr wichen die Preussen, die wieder vorgedrungen, abermals zurück. Auf allen Seiten schlug sich die französische Infanterie und Kavallerie gegen sie und die Briten mit großer Wuth. Das einzige, alles Andere übertäubende Geräusch, welches man in diesem Augenblicke vernahm, war dem von mehrern tausend Kupferschmieden verursachten ähnlich. Es rührte von den gegen die Helme und Kürasse gerichteten Säbelhieben her.

Das Haus la Haie-Sainte, in der Vertiefung des Thals, wurde unter den Augen Napoleons mehrmals mit größtem Muth von beiden Seiten genommen. Endlich nach dreistündigem Kampfe behaupteten es die Franzosen. Die Engländer zogen sich zurück, nachdem sie alle ihre Patronen verschossen. Dieses Hauses Inneres war mit Leichen angefüllt, und alle Wände waren roth von Blut.

Der Kaiser äusserte nun, daß er des Sieges gewiß sei. Aber bald darauf wich ein französisches Kürassierkorps in Unordnung, ohne daß man errathen

konnte, aus welchem Grunde. Napoleon ließ es durch 15,000 Mann seiner alten Garde ersetzen. Er rief ihnen einige Worte zu; aber er begleitete sie nicht. Ihr Angriff war furchtbar. Einige Zeit nachher sah ich sie jedoch, mit den feindlichen Soldaten vermischt, deren ganze Linie sich zu gleicher Zeit zu erschüttern und vorwärts zu eilen schien, zurückkehren.

Es war bei Sonnen-Untergang. Der Kaiser, welcher mit großer Beklommenheit dies Schauspiel beobachtet, wendete sich plötzlich gegen den General Bertrand, und sagte ihm: „Wir müssen fortgehen.“ Er brach in der That sogleich auf, in Begleitung von ungefähr fünfzig Personen. Ich ritt voran, um den Weg zu zeigen. Nach einigen Sekunden eilten alle unsere Pferde im gestreckten Galopp querfeldein. Die große Straße war so besetzt, daß man nirgends durchkommen konnte.

Gegen eilf Uhr Nachts erreichten wir Genappe, wo die Unordnung den höchsten Punkt erreicht hatte. Man sagte hier, daß man meiner nicht mehr bedürfe, und verabschiedete mich. Auf Umwegen kehrte ich nach Hause zurück. Man nahm mir mein Pferd, und ich war mehrmals der Gefahr ausgesetzt, erschossen oder niedergehauen zu werden. Endlich unter Ermüdung und Hunger erliegend, erreichte ich mein Haus, das nicht viel mehr als ein Schutthaufen war. All' mein Hab' und Gut war verloren. Ein Nachbar, dem ich von ungefähr begegnete, benachrichtigte mich, daß meine Familie im Gehölz von Soignes sich verborgen; ich begab mich zu ihr.

Am andern Morgen besuchte ich das Schlachtfeld und das Schloß Gomond, dessen Inneres einen gräß-

lichen Anblick gewährte. Alles war mit Todten, oft zur Hälfte verbrannt, angefüllt. An den noch stehenden Mauerüberresten bemerkte man blutiger Hände Spuren. Sie rührten von den Verwundeten her, die, bevor sie ihren Geist ausgehaucht, sich mühsam an dieselben gestützt. Auf dem Boden sah man lange Blutstreifen, bis zu der Stelle, wo sie verscheidend niedergestürzt. — Mat hat seitdem nur in dem Schloßgarten sechstausend Leichen verscharrt, die man vergeblich zu verbrennen sich bemühte.

In einem Eichenwäldchen, welches das Schloß beschattete, und das mehrmals bald von Franzosen, bald von Briten genommen wurde, sah ich einen Baum, dessen Stamm nicht einen Fuß im Durchmesser hatte, und in welchem ich achtzig Flintenkugeln zählte.

Das ganze Schlachtfeld von Waterloo, von Regen und Blut durchweicht, mit der darauf befindlich gewesenen Mais- und Roggen-Aerndte von den Hufen der Pferde geknetet, konnte fast mit einem Teig verglichen werden. Man zählte auf demselben wenigstens 25,000 Todte und Verwundete, und eine noch größere Zahl Pferde in demselben Zustande. Der Boden war mit Waffen, Sätteln, Zaumzeug, Tornistern, verschiedenen Kleidungsstücken und Trümmern jeder Art wie übersäet.

Tags darauf verbrannte man auf in Eil erbauten Scheiterhaufen, oder verscharrte in langen Graben, die das Schlachtfeld in allen Richtungen durchschnitten, alle Körper, die nicht mehr zu athmen schienen, ohne genau untersuchen zu können, ob sie wirklich leblos waren. Die noch Lebenden wurden so gut verpflegt,

als möglich. Aber viele starben bald nachher, mehr aus vollkommener Erschöpfung, als der Schwere ihrer Wunden wegen.

Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur.

Frankreich.

Méditations religieuses, en forme de discours pour toutes les époques, circonstances et situations de la vie domestique et civile; traduites par MM. Monnard et Gence, d'après l'ouvrage allemand intitulé: Stunden der Andacht. — Religiöse Betrachtungen, unter der Form von Reden, für alle Zeiträume, Umstände und Lagen des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Uebersetzt von HH. Monnard und Gence, nach dem deutschen Werke betitelt: Stunden der Andacht. Paris, 1830 und 1831. Bei Treuttel und Würtz.

Wir begnügen uns, die Beurtheilung des französischen Kritikers über dies vortreffliche, nicht genug zu empfehlende Werk, das gewiß jedem unserer Leser bekannt sein wird, dem ersten Bande dieses Jahrgangs (Märzheft 1831, Seite 682 und 683) der Revue encyclopédique zu entnehmen, indem es uns nicht allein interessant, sondern auch ganz einfach scheint, zu wissen, nicht was wir, sondern was des französischen Publikums Organe über dasselbe denken. Lassen wir jetzt einen der Haupt-Redaktoren der Revue, Herrn Anselm Petetin, darüber sich erklären.

„Es möchte interessant zu wissen, und vielleicht

schwer zu entdecken sein, warum die meisten Erbauungsbücher, deren sich die Katholiken bedienen, so weit hinter denen der Protestanten zurückstehen; warum die Frömmigkeit in ihrer kindischsten und lächerlichsten Gestalt beinahe immer der alleinige Gegenstand der erstern ist, während die meisten von den letztern vortreffliche Abhandlungen religiöser Moral sind.

„Wenn indessen die Lehrsätze der beiden Kommunionen verschieden sind, wenn der protestantische Glaube, obgleich weniger streng logisch in seiner Basis und in seinen Folgerungen, dennoch Geistern, die sich überreden lassen wollen, und um tiefe Räsonnements sich nicht viel bekümmern, zugänglicher ist, muß man erkennen, daß die Moral auf beiden Seiten beinahe dieselbe ist. Und vielleicht umfaßt der Katholizismus eine noch höhere, noch treffendere, noch reinere Philosophie.

„Gewiß ist es z. B., daß die Beichte, über welche man so viel gespottet, ohne ihre bewunderungswürdige Bedeutung, ihr heilsames Resultat zu begreifen; daß der Strafen Abstufung, wie die vorbereitende Abbüßung des andern Lebens; daß jene Majestät des Kultus, jener imposante und erhabene Karakter der Verkündung des göttlichen Wortes, fruchtbare Quellen der Moralität, reich an Poesie und Ueberredung sein können.

„Warum hat man ihnen nichts entnommen. Die „Nachahmung Jesu Christi“ verdient nicht, unsers Erachtens, das Lob, welches man diesem Werke gezollt. Wir finden in ihm nichts, als einen geschmeidigen, einfachen Styl, der eine große Gedankenleere deckt. Hinsichtlich der Bücher des heil. Franz v. Sales müs-

sen wir gestehen, daß wir derselben Verdienst nicht begreifen, obgleich wir es sorgsam unter dem Schwall zärtlicher und sonderbarer Geheimniß-Spielerei gesucht, welche der arme Bischof an seine Philotea *) gerichtet.

„Nach diesen Mustern katholischer Erbauung wagt man es nicht, noch der elenden Possen (balivernes) zu gedenken, welche man den Seminaristen, und jungen wie alten Betschwestern in die Hände gibt, und deren beständige, widerholte Lesung im Stande sein würde, selbst das stärkste und am wenigsten eifrige Gehirn zu verrücken.

„Wir überlassen es Andern, den Beweggrund der Thatsache zu entdecken, die unsere Verwunderung erregt. Wir begnügen uns, zu sagen, daß unter den protestantischen Abhandlungen, welche wir so eben bewundert, wenige der vor unsern Augen befindlichen gleichgestellt werden können. Es ist unmöglich, inniger, als der deutsche Verfasser es gethan, Philosophie und Religion zu verbinden; der Philosophie eine rührendere, einfachere Sprache zu leihen, der Religion mehr Milde und Grazie zu geben; es ist unmöglich, zu des Lebens Einzelnheiten sich herabzusenken, und in demselben ernstere, erhabenere Wahrheiten mit überredenderer Salbung, mit wahrer Beredsamkeit zu vermischen. Wir deuten vorzüglich die Kapitel an,

*) Pseudonyme Bezeichnung der züchtigen Geliebten des keuschen Franz von Sales, des großen Bekehrers der armen Savoyarden, die sich durch die Predigten der Reformatoren hatten „irre" leiten lassen. Die Säbel der piemontesischen Dragoner leisteten ihm bei diesem heiligen Unternehmen beinahe eben so wichtige Dienste, als seine Ueberredungskraft.

welche nachstehende Ueberschriften haben: „Der Christ im Geräusche des gewöhnlichen Lebens; was des Opfers Preis macht; Einfluß der Gemüthsstimmung auf das religiöse Gefühl; das häusliche Gebet; der Glaube und die Werke, ꝛc.“

„Ein guter Theil dieses Lobes steht auch den Uebersetzern, den HH. Monnard und Gence, zu. Wir haben nicht das deutsche Werk zur Hand, können also nicht sagen, ob ihre Uebertragung getreu ist. Aber wir sind überzeugt, daß der Verfasser in seiner Sprache sich nicht besser ausgedrückt, als sie in der unsrigen. Der Styl ist, im vollsten Sinne des Worts, bewunderungswürdig, zierlich, korreckt, selbst harmonisch, ohne irgend eine Spur von Zwang. Wir müssen ihnen danken für die Arbeit, welche sie unternommen und so glücklich in Ausführung gebracht. Denn diese Betrachtungen sind eben so wohl für den Katholiken geeignet, als für den Protestanten. Der eine wie der andere gewinnen, sie zu lesen. Wir können selbst aus Erfahrung bescheinigen, daß ein Leser, der weder Katholik noch Protestant ist, wirklichen Genuß darin finden kann.“

Großbritannien.

Narrative of the life and adventures of Giovanni Finati. — Erzählung des Lebens und der Abenteuer Giovanni Finati's, gebürtig von Ferrara, der unter dem Namen Mahomet die Feldzüge gegen die Wechabiten mitgemacht, um Mekka und Medina zu befreien, und der, als Dollmetscher mehrerer europäischer Reisenden einige der am wenigsten besuch-

ten Theile Asiens und Afrika's besucht. Herausgegeben von Bankes. London 1830. Bei Murray.

Das Original dieser Biographie ist von dem Italiener Finati geschrieben. Der Herausgeber hat es so treu als möglich übersetzt, sich keinerlei Zusätze oder Verbesserungen erlaubt. — Für den geistlichen Stand erzogen, durch die Konskription dem Seminar von Ferrara entrissen, benutzte Finati die erste Gelegenheit, dem Kalbfell zu entrinnen, dessen Gerassel ihn zu Ruhm und Heldentod führen sollte. Er zog es vor, zu leben, und nahm Reißaus. Bald wieder ergriffen, entsprang er abermals, durchirrte Dalmatien, war Sklave zu Antivari und Skodra, sodann Renegat, Diener und Liebling eines albanischen Großen, Geliebter der Favorite seines Herrn, vor dessen Eifersucht und Rache er bis nach Aegypten floh, wo er Soldat Mehemet Ali's und Theilnehmer an der entsetzlichen Metzelei der Mameluken wurde.

Später ging er mit Tossun-Pascha's Armee nach Arabien, wo dieser von den Wechabiten geschlagen wurde, kehrte mit dem Vizekönig dahin zurück, und wohnte der Niederlage der Feinde desselben bei. Gatte einer dem Harem eines Mameluken-Anführers entrissenen Zirkassierin, sodann einer jungen schwarzen Nubierin, Dollmetscher und Führer Banke's zu Jerusalem, mit dem er in den Tempel Salomons drang, dessen Eintritt jedem Christen bei Todesstrafe verboten ist, und wo, dem Glauben der Muselmänner zufolge, alle Gebete erhört werden; Reisender an den Gestaden des todten und rothen Meeres, in der Wüste, zu Mekka und Medina, wie zu Wady Musa; Erforscher unbekannter Ruinen; mit mehrern europäischen Ge-

lehrten den Nil und dessen Wasserfälle beschiffend; bald Gast, bald Feind der Araberhorden; Zuschauer der letzten Krisis der Mamelucken-Existenz, als jene, bis in die Wüste von Scheudy, Kordofan und Darfur gedrängt, unter dem Schwerte Ismaels fielen, die kriegerischen Stämme der Schageianen mit sich hinreissend.

Mit so vielen Abenteuern, einem an Begebenheiten so reichen Lebensrahmen, wer sollte nicht glauben, daß die Selbstbiographie Finati's von hohem Interesse, abwechselnd, malerisch, furchtbar sei, ganz eigens für unsere Zeit geschrieben, wo, der von Vorurtheil und Besorgniß der Menschheit immer neu angelegten Gängelbänder ungeachtet, die Ereignisse uns so gewaltig mit sich fortreissen, daß wir ausser Athem kommen, daß die Geschichte selbst nur mit Mühe die vorüberrauschenden Begebenheiten zu augenblicklichem Stillstand bewegen kann?

Bei allem dem irrt man sich in seiner Voraussetzung. Finati hat Alles gesehen und nichts betrachtet; Alles gehört, und nichts vernommen. Seine Erzählung ist einförmig, ermüdend, ohne Farbe noch Leben. Man bleibt kalt, untheilnehmend bei seinen Gefahren; man lächelt nicht bei seinen Vergnügen; mit einem Worte, man lieset ohne zu lesen. Die Seichtigkeit seiner Darstellung ist so ermüdend, daß man gleichgültig die wichtigsten Begebenheiten übergeht, und froh ist, wenn man dieser matten, leblosen Schilderung Ende erreicht.

Dies Werk beweiset recht augenscheinlich, wie nicht der Gegenstand, sondern der Künstler das Gemälde macht. Das einfachste Ereigniß, die einförmigste Ge-

gend, gewinnen tausend Reize durch eine poetische Mittheilung. Des Künstlers Auge ist jener wunderbare Krystall, der ein Weltall in einem Wassertropfen zeigt, und Myriaden Welten in einem Punkte des Himmelblau. Wordsworth zerknickt einen Halm, und man ist gerührt. Schiller beschreibt einen Wasserfall, und man ist in tiefster Seele ergriffen. Bernardin von St. Pierre pflanzt eine Erdbeerstaude auf seinem Fenster, und unser Herz schlägt; und verworrene, grenzenlose Gedanken zeigen uns in unserm eigenen Geiste Tiefen, die wir nie geahnt.

Der Gelehrte flößt uns Interesse ein für seine Nachforschungen, und gesellt uns denselben bei. Der Krieger, durch seine Schlachtgeschichten, reißt uns mit sich in des Kampfes Gewühl. Aber wer nur laue, alltägliche Gefühle hat, mischt sich vergebens den erhabensten, den furchtbarsten Szenen bei. Alles erkaltet bis zu seiner Temperatur, verkleinert sich zu seiner Lilliputgröße. Jedes Gefäß hält nur sein Maß. Originalität, Interesse müssen im Verfasser des Buches sein, und nicht in den Begebenheiten, die er erzählt.

Kritik.

Heinrich Zschokke's ausgewählte historische Schriften. Sechszehn Bände in Taschenformat. Zweite verbesserte Auflage. Aarau 1831. Bei H. R. Sauerländer.

H. Zschokke's ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Zehn Bände in Taschenformat. Zweite verbesserte Auflage. Aarau 1831. Bei H. R. Sauerländer.

Einerseits, in den historischen Schriften, Wahrheit, Schärfe, klarer Styl, gediegene Darstellung; anderseits, in den literarischen Werken, Neuheit der Erfindung, hinreissende innige Behandlung des Gegenstandes, Harmonie des Vortrags und der Verkettung, angenehme, befriedigende Lösung des Knotens: welchem unserer Leser sind diese Haupt-Karaktere der geistigen Erzeugnisse Heinrich Zschokke's nicht zur Genüge bekannt?

Wir mögen also nicht wiederholen, was Jedermann weiß. Wir mögen das verspätete Echo des allgemeinen, einstimmigen Urtheils, nicht allein des deutschen Publikums, sondern auch dessen der übrigen zivilisirten Nationen, nicht sein. Zschokke's Werke sind überall populär; Jedermann kennt, Jedermann lieset, Jedermann liebt sie, wie ihren Verfasser.

Wir sagen da freilich nichts „Neues", und es ist gewissermaßen demüthigend für uns, das gestehen zu müssen. Aber, que voulez vous? Man kann nicht leicht neue Ausdrücke, neue Redewendungen erfinden, um ganz dasselbe zu sagen, was alle Welt sagt. Ein beginnender Schriftsteller ist leicht zu loben, beinahe

eben so leicht, als zu tadeln. Man ermuthigt ihn, man hebt einzelne Schönheiten seines Werkes hervor, man wünscht sich Glück, ihn gelesen zu haben, et cætera et cætera.

Aber ich bitt' Euch, was soll man noch zum Lobe eines Meisters sagen, dessen Werke seit zwanzig Jahren in allen Händen so zu sagen sich selbst loben, sowohl durch ihre ausserordentliche Verbreitung, als durch das hohe Vergnügen, den immer neuen Genuß, mit dem man sie lieset und wieder lieset?...

Wer hat nicht mehr als einmal, sowohl die historischen als die belletristischen Schriften, des berühmten Verfassers durchgangen? Wer hat nicht in den erstern gelesen: die lebensgeschichtlichen Umrisse; die Erinnerungen aus Rhätien; den Bürgerkrieg in der italienischen Schweiz; den Aufruhr von Stanz; die Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone; die metapolitischen Ideen; die geschichtlichen Bemerkungen zu dem Nibelungenliede; den Meinungskampf des deutschen Volkes im neunzehnten Jahrhundert; Klio's Winke; Europens Niedergang, Amerika's Aufgang; die geschichtliche Darstellung der Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball; über das Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat; vom Asylrecht; Geschichte des baierischen Volkes und seiner Fürsten; Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien; des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk?

Jede dieser Schriften, von denen mehrere vollständige Werke sind, verdienen eine richtige, umständliche Würdigung, welche tausend Organe der Oeffentlichkeit lange vor uns ausgesprochen haben. Das

einzeln Vortreffliche ist hier zu einem gediegenen Ganzen vereint, welches einen hohen Begriff gibt von des Verfassers Fleiß, Umsicht, Geistesstärke, Unparteilichkeit. Das ist Alles, was wir darüber zu sagen uns für befugt halten können.

Die rein-literarischen Schriften bieten dar: Lebensgeschichtliche Umrisse. — Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren. — Alamontade (eine der philosophischsten und interessantesten Erzählungen dieser Sammlung). — Die Bohne. — Blätter aus dem Tagebuch des Pfarrvikars von Wiltshire (unstreitig die ergreifendste, süßeste, begeisterndste Darstellung an und für sich einfacher Ereignisse; vielleicht des Verfassers gelungenste Novelle). — Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen. — Harmonius. — Die Prinzessin von Wolfenbüttel. — Der Pascha von Buda (höchst anziehender historischer Roman). — Der Blondin von Namur. — Der Fürstenblick (große Lehre in romantischem Gewande). — Agathokles. — Der todte Gast. — Das Abenteuer der Neujahrsnacht (figurirt bereits als Lustspiel auf allen französischen und englischen Schaubühnen). — Hermingarde. — Das Bein. — Diokletian in Salona. — Florette. — Jonathan Frock (nach dem Pfarrvikar von Wiltshire das lebendigste, rührendste Familiengemälde). — Der zerbrochene Krug. — Die Herrnhuter-Familie (behauptet den dritten Rang in der Seelenbeherrschungs-Hierarchie dieser Sammlung). — Die Walpurgisnacht. — Die Gründung von Maryland. — Der Feldwebel (Wahrheit und Dichtung). — Rückwirkungen. — Der Millionär (wirklich moralisch-platonische Abhandlung). — Das Gastmahl des Lebens. — Die Verklärungen. —

Herrn Quints Verlobung. — Die weiblichen Stufenjahre. — Es ist sehr möglich. — Kleine Ursachen. — Die Reise wider Willen. — Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts (hat viel Aufsehen erregt, und eine Art neuen Diogenes, den Philosophen Pitschaft erzeugt). — Das blaue Wunder. — Die Nacht in Brezwezmeisl. — Das Loch im Aermel (die liebenswürdigste Moral). — Tantchen Rosmarin (in ein französisches Lustspiel verwandelt). — Der Abend vor der Hochzeit. — Die Irrfahrt des Philhelenen. — Der Flüchtling im Jura. — Der Freihof von Aarau. — Addrich im Moos (beides höchst interessante auf geschichtliche Thatsachen sich stützende Erzählungen). — Der Creole.

Die beiden vorstehend angezeigten Ausgaben der historischen und belletristischen Schriften enthalten H. Zschokke's sämmtliche ausgewählte Werke, zusammen in 26 Theilen, welche der Verleger auf den sehr billigen Preis von 26 fl. 30 kr. oder 17 thlr. 16 gr. auf milchweißem, und auf 19 fl. oder 12 thlr. 16 gr. auf gewöhnlichem weißem Papier festgestellt hat.)

Vorlesungen über die Feldverschanzungskunst, in Verbindung mit dem Pionnier- und Pontonnier-Dienste, so wie über die stehende Befestigung und die Lehre des Angriffs und der Vertheidigung fester Plätze, ausgearbeitet von Baron M. von Miller, Oberst im königlich würtemb. Generalquartiermeisterstabe. Erster Theil: Die Feldbefestigung, den Pionnier- und den Pontonnier-Dienst enthaltend, mit 34 Figuren-Tafeln in Quer-

folio. Karlsruhe und Freiburg, im Verlage der Herder'schen Kunst- und Buchhandlnng. 1831

Dies wichtige Werk scheint uns seinem Zwecke vollkommen entsprechend; Sachkenner loben es. Der literarisch-militärische Theil ist umsichtig, klar, gediegen behandelt. Der artistisch-militärische Theil ist korrekt, zierlich, durch genügende Erklärungen erläutert. Das Ganze beurkundet auf eine augenscheinliche Weise, welche große Fortschritte die Kriegswissenschaft in den neuesten Zeiten gemacht, welche ausgezeichnete Kenntnisse auch in ihr sich entwickelt haben.

Mannichfaltigkeiten.

Schwimmende Eisberge.

Dies merkwürdige Phänomen, das man ziemlich häufig auf der nördlichen Seite unsers Erdballs, dagegen nur selten auf der Südseite bemerkt, verdient der Gelehrten Aufmerksamkeit zu fesseln; denn man weiß noch nicht, welchen Ursachen man die Losreissung und das Abstoßen so gewaltiger Eismassen zuzuschreiben habe. Wir behalten uns vor, über diesen wichtigen Gegenstand in einer besondern Erwägung „über die wahrscheinliche Bildung der Pole" einzutreten. Stellen wir jetzt nur neuerdings beobachtete Thatsachen in Rede.

Am 20. April 1829 begegnete das Schiff „Farquarson", der englisch-ostindischen Gesellschaft gehörig, einem schwimmenden Eisberg, den man zuerst für eine kleine Insel hielt, und der ungefähr ¾ Stunden im Umfang haben mochte*). Man befand sich unter 39° 13′ südlicher Breite und 48° 46′ östlicher Länge. Auf den ersten Blick schien der Eismasse Höhe über der Wasserfläche nicht 150 Fuß zu übersteigen. Aber nachdem man ihr spezifisches Gewicht berechnet, und ihre hervorspringenden Theile gemessen, fand man, daß ihr perpendikulärer Durchmesser nicht weniger als tausend Fuß betragen könne.

Im April 1828 begegneten drei Schiffe von verschiedenen Nationen, ungefähr unter derselben Breite, großen Eisinseln, die sich rasch zu vermindern, und augenscheinlich zu schmelzen schienen. Früher fand man nie solche Eismassen über den 43. Grad der Australbreite hinaus.

James Horsburgh, Ingenieur-Hydrograph der Kompagnie, schließt daraus, daß sich in der Nähe des Südpols, vielleicht bis zum 60. Breitegrade, ein großes Land befinde, auf welchem heftige Erdbeben oder vulkanische Ausbrüche in der neuesten Zeit sich ereignet, wodurch diese Eismassen los-

*) Er war also eben so groß als die Stadt Genf.

gerissen worden. Wie schwankend und ungewiß diese Erklärung auch sei, ist man dennoch genöthigt, sie gewissermaßen anzunehmen, indem sich auf keine andere Weise ein solches bisher unbekanntes Phänomen erklären läßt. Wenigstens hat man im Laufe des ganzen vorigen Jahrhunderts nie schwimmende Eisberge in der Nähe Afrika's gesehen, während sie jetzt ziemlich häufig erscheinen.

Endliche Entdeckung der Niger-Mündung.

Das große geographische Problem des Laufes und der Mündung des Niger ist endlich durch den entschlossenen Richard Lander, Reisegefährten Clappertons, gelöset. In Begleitung seines jüngern Bruders verließ er im vorigen Jahre England, begab sich nach Guinea, und gelangte mit vieler Mühe nach Yuri. Beide Lander schifften sich daselbst auf den Niger oder Kuarra*) auf einem leichten Fahrzeuge ein, und erreichten auf demselben, nach langer, gefahrvoller Reise, das Meer in der Nähe des Vorgebirgs Formosa, auf der Küste von Guinea.

Der Arm des Stroms, welchem sie folgten, wird im Lande Nun genannt, und hat seine Mündung in die Biafrabucht. Diese Entdeckung hat vollkommen unsers Reichardts Meinung gerechtfertigt. Nach langen Reisen auf der Küste Afrika's schrieb er nämlich im Januar 1824, daß der Niger, vor seiner Mündung in den atlantischen Ozean, wahrscheinlich ein großes Delta bilde, und daß der Rio Formoso oder Benin vermuthlich sein westlicher, wie der Rio del Rey sein östlicher Arm sei.

Diese Entdeckung ist eine der wichtigsten unserer Tage.

*) Man vergleiche mit dem Artikel: „Ueber den Lauf des Niger, des Flusses von Timbuktu, seiner Mündung und die mögliche Verbindung der großen Ströme im Innern Afrika's, im zweiten und dritten Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werkes.

Mit ihrer Hilfe wird es nun ein Leichtes sein, durch den Kuarra in das Innere Afrika's zu dringen. Von Mungo Park bis Clapperton, in einem Zeitraum von 50 Jahren, haben mehr als hundert Reisende mit ihrem Leben die Versuche bezahlt, dies Problem zu lösen.

Die Gebrüder Lander beschäftigen sich jetzt mit der Redaktion ihres Tagebuches während ihrer Reise auf dem Niger. Wir werden, sobald es erscheint, unsern Lesern davon eine umständliche Uebersicht mittheilen.

Die neue Londonbrücke.

Dies Meisterstück der Baukunst ist am 1. August d. J. feierlich eröffnet worden. Es ist bestimmt, die alte Londonbrücke zu ersetzen, welche von der Themse untergraben ist, und abgetragen werden soll. Diese letzte hat 19 Bogen, und der Fall des Wassers unter denselben, während Ebbe und Fluth, beträgt zwischen 4 bis 5 Fuß, wodurch die Schifffahrt nicht nur erschwert, sondern selbst gefährlich wurde. Die neue Brücke hat nur vier Pfeiler, und ihre Bogen sind sehr weit. Sie sind aus großen Granitblöcken aufgeführt und ausserordentlich solid. Der geschickte Ingenieur John Rennie hat die Arbeiten geleitet und den Plan des ganzen entworfen.

Die Länge der ganzen Brücke mißt	928	engl. Fuß.
Die Breite zwischen den beiden Brustmauern	52	—
Die Höhe über dem Wasser	55	—
Die Länge der fünf Schwibbogen	692	—
Die Oeffnung des Mittelbogens	152	—
— der beiden ihr zunächst befindlichen	140	—
— der beiden äussern Bogen	130	—

Dieser herrlichen Brücke Bau ist von einer Gesellschaft unternommen worden, und hat 506,000 Pf. Sterling (6,072,000 rhein. Gulden) gekostet. Man kann sich einen Begriff machen von der Wichtigkeit dieses Verbindungspunktes, wenn man erfährt, daß an einem Sommertage über die alte Londonbrücke

nicht weniger als 22,560 Fußgänger, 760 Reiter, 3250 Fuhrmannskarren, 1300 Lohnkutschen und 360 andere Kutschen passirt sind.

Bis 1750 hatte die Hauptstadt des britischen Reiches, obgleich sie auf beiden Seiten der Themse liegt, dennoch nur eine Brücke über diesen Fluß, und selbst jetzt hat sie, ihrer ungeheuern Ausdehnung und ihrer Bevölkerung von anderthalb Millionen Seelen ungeachtet, deren nur sechs, während Paris mit ungefähr 900,000 Einwohner deren neunzehn über die Seine hat, nämlich 2 von Eisen, 4 von Holz, 2 Eisendrath-Hängebrücken und 11 von Stein.

Die erste steinerne Brücke über die Themse war die London Bridge, welche 1209 vom Franzosen Isenbert de Xaintes vollendet wurde. Erst 1750 wurde die Blabkfriars- und 1758 die Westminsterbrücke erbaut, diese letztere von dem französischen Baumeister Labeyle. Von 1811 bis 1815 entstanden 3 Brükken, wovon eine von Eisen, nämlich die Waterloo-, Wauxhall- und Southwarkbrücken. Würde der merkwürdige Tunell vollendet, wäre durch ihn eine siebente Verbindung zwischen den beiden Ufern, und zwar unter dem Flußbett der Themse hinweg, eröffnet. Leider scheint es nicht, daß dies große Werk je beendet werden dürfte.

Druckfehler im neunten Bande.

Seite 37 Zeile 10 v. o. statt Ucer lies Ufer.
„ 40 „ 3 v. u. „ Memschen, l. Menschen.
„ 41 „ 15 v. u. „ in der Welt, l in der neuen Welt.
„ 42 „ 15 v. u. „ verlangen, l. verlegen.
„ 45 „ 5 v. o. „ Droscra l. Drosera.
„ 51 „ 6 v. u. „ von einem Cottage, l. vor einem Cottage.
„ 61 „ 10 v. o. „ Hektors, l. Hektor.
„ 63 „ 12 v. u. „ Kieystadt, l. Kieystat.
„ 67 „ 8 v. u. „ erheben, l. erhoben.
„ 77 „ 11 v. o. „ Jan, l. Zan.
„ 78 „ 4 v u. „ Skcyneßki, l. Skrczyneßki.
„ 81 „ 13 v. o. „ in einem Tage, l. an einem Tage.
„ 87 „ 7 v. o. „ an denen, l. von denen.
„ 95 „ 8 v. u. „ innern, l. innere.
„ 113 „ 5 v. u. „ ein gewisses Blatt, l. ein weisses Blatt
„ 118 „ 16 v. u. „ innert, l. innen.
„ 124 „ 3 v. u. „ als sie endlich, l. bis sie endlich.
„ 153 „ 6 v. o. hinter: Schwingung, fehlt: des Pendels.
„ 170 „ 7 v. u. statt Bombax ceiba, l. Bombax ceiba.
„ 173 „ 4 v. u. „ jedem Partidos, l. jedem Partido.
„ 177 „ 13 v. u. „ Santiaga, l. Santiago.
„ 195 „ 6 v. u. „ Madu, l. Muda.
„ 196 „ 9 v. u „ die holländischen Kompagnien, l. die holländische Kompagnie.
„ 201 „ 13 v. u. „ verkaufen, l. erkaufen.
„ 208 „ 13 v. o. „ von ihrem „Ich“ befreie, l. von ihrem „Joch“ befreie.
„ 211 „ 11 v. u. „ dürfen, l. dürften.
„ 211 „ 4 v. u. „ Verbindung, l. Verbündung.
„ 215 „ 15 v. u. „ noch angedeutet habe, l. noch anzudeuten habe.
„ 219 „ 7 v. u. „ vergönnen. l. vergönne.
„ 229 „ 9 v. o. „ erfreulichen, l. erfreulichern.
„ 236 „ 3 v. o. „ 1831, l. 1830.
„ 236 „ 10 v. o. „ Auszuge, l. Auszüge.
„ 237 „ 2 v. u. „ ihm folgen, l. ihm zu folgen.
„ 238 „ 18 v. o. „ Glück ra, l. Glücksrad.
„ 239 „ 9 v. o. „ fehlt die ganze Zeile: Schwebende Gärten in Irland . . . 47.

Inhalt des zehnten Bandes.

Die resp. Abonnenten auf die Bibliothek der neuesten Weltkunde von Malten, Jahrgang 1831, sind hierdurch höflichst ersucht, Ihre Bestellung für den künftigen Jahrgang 1832 gefälligst mit Beförderung an diejenige Buchhandlung oder an dasjenige Postamt zu übermachen, von wo Sie bisher diese Zeitschrift bezogen haben. Es ist dieses in den gegenwärtigen Zeitumständen dem Verleger hauptsächlich darum früher zu wissen nöthig, um die Stärke der Auflage des künftigen Jahrgangs nach der Zahl der wirklich erfolgten Bestellungen vorläufig näher bestimmen zu können. Die löbl. Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen sind sodann ersucht, die Zahl der eingegangenen Bestellungen mir gefälligst bis Anfang Dezember d. J. beförderlichst zu melden, da der Druck des ersten Theils vom nächsten Jahrgang 1832 gewöhnlich schon in Mitte dieses Monats angefangen wird.

Aarau, den 5. Oktober 1831.

H. R. Sauerländer.

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde" erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Erwägende Philosophie. — Prüfende Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, so daß sie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und nicht abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeschlagen; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Eilfter Theil.

Aarau 1831.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Ereignisse bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Eilfter Theil.

Aarau 1831.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Gegenwärtiger politisch-moralischer Zustand der europäischen Türkei.

Seit Langem war die ottomannische Politik in keiner Uebereinstimmung mit jener der übrigen europäischen Mächte. Sie bewegte sich bis zu Ende des letzten Krieges mit Rußland in ihrer eigenen Sphäre. Sie zögerte, wo sie, zu ihrem Nutzen, rasch hätte vorwärts schreiten sollen. Sie stürzte sich unbesonnen, blindlings in Gefahren, die sie, mit größerer Umsicht leicht hätte vermeiden können. Erst seit Kurzem scheint sie sich erleuchtet, ihre Aufgabe besser als früher begriffen zu haben.

Dem ungeachtet wird das türkische Kabinet, mit Hilfe der Diplomatik, die nur flickt, nicht neu baut, noch lange seines Landes zunehmende Desorganisirung zu bekämpfen haben. Aber sobald es dahin kommt, Europa nach einem neuen Plane umzugestalten, unsere unförmlich gezackten Staaten, unsere eckigen Grenzen abzurunden, der Menschheit Zukunft mehr zu sichern, als es bis jetzt möglich gewesen, — dann auch wird die Politik vielleicht eine andere Gestalt gewinnen, und statt darauf bedacht zu sein, das gesellschaftliche Gebäude in der Türkei zu übertünchen, wird man es auf die eine oder die andere Weise umstürzen und ein durchaus neues aufführen.

Das ottomannische Reich besteht aus noch rohen Elementen, wie bei den Alten. Die Kräfte sind ent-

weder vereinzelt oder verloren. Die Summe der kreisenden Ideen, wie der individuelle Werth, wie des Lebens Preis, sind dort äusserst gering.

Wirft man einen prüfenden Blick über des türkischen Reiches Bildung, so überzeugt man sich, daß es aus verschiedenen Völkern und Kasten, aus Gebietern und Sklaven, aus theokratischem und militärischem Despotismus zusammengesetzt ist. Die Frau ist dort Sache, Hausgeräth. Sie befindet sich so zu sagen ausser der Gesellschaft.

Schon hat freilich der Sultan, um den Staat kompakter zu machen, den meisten Pascha's ihre Unabhängigkeit genommen, und sie auf ihre ursprüngliche Bestimmung, als Statthalter, zurück geführt. Durch die Vernichtung des Janitscharenkorps hat die Militärmacht das Prinzip passiven Gehorsams erhalten. Die Bevölkerung ist entwaffnet. Man kann selbst behaupten, daß die Losreissung Griechenlands dem türkischen Reiche gedient, indem dadurch ein gewaltiger Auflösungskeim beseitigt worden. Auch Albanien, das sich empört, würde kein großer Verlust für die Pforte sein.

Erkennt man endlich, daß die Osmanli's dem europäischen System sich nie anneigen können, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie wieder nach Asien zurückgedrängt werden dürften. Kommt dagegen ihr Dasein mit dem unsrigen in Uebereinstimmung, dann werden ihre Unfälle ihre künftige Größe befördert haben, indem sie bei ihnen neues Streben nothwendig gemacht, um sie bis zu uns zu erheben.

Der Rayas (christlichen und jüdischen Unterthanen) Bedingung ist hierin ein großes Hinderniß. Um

sie auf vollständige Weise zu modifiziren, sollte der Koran in einem ausgedehnteren Sinne begriffen werden, wie unter den Kalifen Spaniens und Bagdads, Epoche, wo Künste und Wissenschaften in den Händen der Muselmänner sich befanden.

Bis dahin wird die Reform nur unvollständig sein. Man sehe: hier schismatische, da katholische Armenier, weiterhin Griechen und Juden, alles Völker, welche die Politik des Serails sich nur bereichern läßt, um sie, der Reihe nach, zu berauben. Sie sind verloren für einen großen Theil der menschlichen Bestimmung. Sie stehen unter immerwährender Vormundschaft; man traut ihnen nicht. Ihr Einfluß auf die Regierung ist nie unmittelbar, sondern verborgen, ungewiß, ihr oft schädlich. Ihre Industrie ist natürlicherweise furchtsam, ohne besondere Hilfsmittel. In jeder großen Krisis neigen sie die Wage immer zum Nachtheil des Staats. In der neuesten Zeit haben die Armenier in Kleinasien den General Paskewitsch unterstützt, Griechen und Bulgaren sind haufenweis nach den russischen Provinzen ausgewandert, die Rayas zu Konstantinopel haben beständig allen Fremden als Agenten gedient und für fremdes Gold des Divans Geheimnisse verkauft.

Unglücklicherweise stehen die Ulema's (Rechtsgelehrten und Priester), denen die Bewahrung gesellschaflicher Ordnung in der Türkei anvertraut ist, noch in zu unbedingter Achtung. Des Mufti's Gewalt ist noch zu groß, und ihm zu Gefallen läßt der Sultan sich fortwährend den Kopf rasieren. Als er seine Kleidung veränderte, wurde das allgemein als eine große Staatsrevolution betrachtet. Die Annahme des

Fessi für den Turban, war für den Ulema das Gleiche, wie die Reform Luthers für den Katholizismus.

In Mitte dieser theokratischen Kombination findet das Militärwesen seinen Platz. Das türkische Reich ist ein Feldlager. Die Provinzen haben ihre Sandgacks, ihre Fahnen. Die Bevölkerung ist offiziell in rechter und linker Flügel geschieden. Ihr Zentrum ist Konstantinopel. Die Paschas sind zugleich Statthalter und Armeeanführer. Sie haben Gewalt über Leben und Tod. Der Sultan ertheilt ihnen, selbst in Friedenszeiten, die Parole.

Der Kampf ist jetzt zwischen der religiösen und der militärischen Ordnung.

Unter den ersten Sultanen, welche der Provinzen des oströmischen Reiches sich bemächtigt, gab es einige die Lateinisch verstanden und Homer wie die Bibel lasen. Solimans des Großen Diplomatik war weniger fanatisch als die Franz I. Neben den Moscheen erhoben sich christliche Kapellen. Derwisch und Mönch wohnten auf demselben Berge. Selbst noch in unsern Tagen durchzogen katholische Prozessionen, unter Glokkengeläut, mit türkischer Militärbedeckung, die Straßen von Pera. Die Muselmänner haben dem Grabe des Erlösers, wie dem Oelberg, ihre Heiligkeit gelassen.

Bis zur Zeit der Reformation standen die Christen vielleicht tief unter den Anhängern Mahomets. Dieser Letztern Armeen boten lange dem ganzen Europa Schach. Die Teppiche von Smyrna, die reichen Stoffe von Brussa, die Wolle von Angora, die Waffen von Damas waren der Luxus unserer Höfe, unserer Burgen. Ueberall, im Morgenlande, sah man fromme Stiftungen entstehen, Moscheen mit ihren Bibliothe-

ken, ihren Schulen, ihren Kranken- und Armenhäusern; überall erhoben sich Khane, mit ihren schwerfälligen steinernen Pfeilern, Karavanserais, mit orientalischen Schwibbogen, neben chinesischen Kiosken.

Auf einsamem Pfade, mitten im Walde, entdeckte der Reisende oft mit angenehmem Erstaunen einen Marmorbrunnen, mit vergoldeter Bildhauerarbeit, den eine fromme Sultanin dem Propheten gewidmet. Der dten Ruhestätte wurde von Zypressen beschattet, die der Lebendigen von Sykomoren. Musik, Tanz, Gesang wurden von Derwischen kultivirt, und Europa bewunderte die Zartheit ihrer Stoffmalereien.

Der Türken religiöses Leben hat sich seitdem sehr geschwächt. Es ist jetzt nur Schatten des früheren. Das Janitscharenwesen trug zuerst zur Zersplitterung des gesellschaftlichen Wirkens bei. Es bannte den Sultan in seinen Harem, bewahrte die Timaren oder Landbesitzungen in denselben Familien, wodurch der Preis der Tapferkeit und des Verdienstes beseitigt wurde. Eine launische Duldsamkeit, die bald Schulen begründen ließ, bald das Eigenthum konfiszirte, wirkte ihrerseits darauf hin, des Staates Einheit aufzulösen.

Die Türken, welche höchstens ein Drittel der Bevölkerung in ihren europäischen Besitzungen, und vielleicht die drei Viertel in Asien bilden, sind in einer Masse von 4 oder 5 Millionen über das ganze Reich zerstreut. Die Kurden, größtentheils Jezdis, oder Anbeter des bösen Geistes, und die Turkomanen sind wahre Landplagen Natoliens, wo man oft 12 bis 15 Stunden zurücklegen kann, ohne die Spur irgend einer Kultur zu bemerken. Servien, die Moldau, die

Walachei, das Land der Kurden, Syrien, Aegypten, das muselmännische Albanien gehören nur dem Namen nach der Türkei. Das ottomanische Reich besteht so zu sagen nur in Konstantinopel und seiner Umgegend. Weiterhin ist Alles tod, zerfällt Alles in Trümmer.

Doch muß man gestehen, daß der Verworfenheit der Juden, der Selbstsucht der Armenier und der Spitzbuberei der Griechen ungeachtet, von denen sie auf allen Seiten umrigt sind, die Türken sich reiner und einfacher erhalten, als man hoffen dürfte. Betrug und Diebstahl sind ihnen unbekannt. Eines Tages, als ein Brudermord verübt worden, blieb das Volk so bestürzt, daß der Mörder ungestraft entfliehen konnte.

Die Muselmänner haben die Europäer nie von der bessern Seite kennen gelernt. Sie haben bei ihnen nichts gesehen als die schmutzigen Intriguen, die Verworfenheit der Levantiner, die Schlechtigkeiten und Umtriebe der Diplomaten, die Heucheleien und den Fanatismus der Priester. Wie kann man sich auch wundern, daß sie zu uns sich nicht angezogen fühlen; daß sie ungewiß, schwankend geblieben, als in unsern Beziehungen mit ihnen endlich eine größere Moralität vorherrschend geworden?

Mahmud, Selim's Zögling, den die griechischen Beamten der Pforte nach und nach in europäische Ideen eingeweiht, ist ohne Zweifel ein Ausdruck der Bedürfnisse seiner Zeit und seines Landes. Aber er kann nicht sein, was Peter der Große war, dessen Leben und Thaten, sagt man, er studirt hat. Man wird immer in ihm den Türken, den Serail-Menschen

erkennen. Der Zaar war nicht durch eine Religion gefesselt, die jeden seiner Schritte hätte hemmen können. Er hatte viel gereiset, viel gesehen und erfahren, bevor er es unternahm, sein Volk zu zivilisiren.

Alle diese Vortheile hat Mahmud nicht. Man sehe, an welchem Hofe er gelebt? Seine ganze Umgebung ist so zu sagen noch im vierzehnten Jahrhundert, in den schönen Zeiten der Alchimie. Einer der Vertrauten des Sultans fragte ganz ernsthaft ein Mitglied der französischen Gesandtschaft, ob es wahr sei, daß Napoleons Sohn eine Schachtel habe, in welche er sich setze, und mit deren Hilfe er durch die Luft überall hingelangen könne, wo er wolle....

Junge Griechen und Juden erhielten eine weibische Erziehung, und wurden nicht nach ihren Verdiensten, sondern nach körperlicher Schönheit befördert. Das Serail war nichts als ein großes, prächtiges Gefängniß, und noch jetzt ist Weichlichkeit die Hauptregel aller hohen Staatsbeamten. Bei dem ersten Geheimschreiber des Sultans findet man weder Papier, noch Feder, noch Dinte. Erhält er den Besuch eines europäischen Diplomaten, so setzen sich die Finger der Stummen in Bewegung. Ihre Sprache ist am besten geeignet für Sklaven.

Teufelaustreibungen sind in der Türkei noch häufig. Derwische kommen ins Serail um kleine Wachsfiguren zu beschwören, und der Kapitän-Pascha, Achmet, glaubte steif und fest, daß seine Wassersucht von einem Wiesel herrühre, das er im Leibe habe. — Sollte man glauben, daß der einzige Grund, den die Großen der Pforte angaben, um die Festungen am schwarzen Meere zu bewahren, darin bestand,

daß sie ihnen als Gefangenhäuser für die schönen Sklavinnen dienten, welche sie aus Georgien und Zirkassien bezogen.

Nirgends findet man mehr Unrath, als in den Umgebungen der kaiserlichen Palläste. Hunde, Geier, Seemöven streiten sich um ihre Beute unter den Hufen der Rosse des Sultans. Vor der Thür seiner Wohnung fand man auch die Henker, die abgeschnittenen Köpfe und die mit Ohren angefüllten Säcke.

Drei Männer haben jetzt einen großen Einfluß im türkischen Reiche: des Sultans Geheimschreiber Mustapha Efendi, Chosrew Pascha und Kassas Artin.

Der erste ist ein schöner junger Mann, früher Schiffer, später einer der ersten Sänger in den Moscheeschulen. Er leitet seinen Herrn, und befolgt seinerseits die Fingerzeige eines alten fränkischen Dieners. Er beschäftigt sich, behauptet man, vorzüglich damit, Handel und Gewerbsamkeit einen größern Schwung zu geben, weshalb er drei oder vier Schiffe nach dem schwarzen Meere geschickt. Er hat auch einen Pflug und einen Landwirth kommen lassen. Sein hoher Gebieter und er treiben Handel wie ein Bakal (Krämer), ohne bis jetzt die ihnen obliegende höhere Aufgabe zu begreifen.

Chosrew, auch der hinkende Pascha genannt, ein ehemaliger zirkassischer Sklave des Großherrn, befindet sich an der Spitze der militärischen Reform. Er ist klein, hat das Ansehn eines alten Affen, und hat nur durch große Geschmeidigkeit während allen Serailrevolutionen seinen Kopf gesichert. Man betrachtet ihn als den ersten Lügner des Reichs. Seine Thä-

tigkeit ist so groß, daß man ihn als einen wirklichen Ueberall und Nirgends betrachten kann. Er spricht zugleich im Divan und besorgt die Polizei in den Straßen. Mit weniger als 1500 Mann bändigte er zu Konstantinopel die Ueberreste der Janitscharen, als Adrianopel von den Russen genommen wurde. Er übt und bezahlt die Soldaten persönlich. Die europäischen Exerciermeister werden immer mehr von ihm beseitigt. Der Sultan würde in Verlegenheit gerathen, verlöre er diesen unermüdlichen Mann.

Die beiden Vorerwähnten sind nicht ohne große Eigenschaften. Aber wie bei ihrem Herrn, wäre ein neues Wunder Mahomets erforderlich, um sie gänzlich allen Mängeln und Gebrechen ihrer Nation zu entnehmen.

Der Armenier Kassas Artin, gewesener Diener der Familie Duz Uglu, zu deren Sturz er das Seinige beigetragen, ist einer der Urheber der Katholikenverfolgung. Er hat des ganzen Serails sich bemeistert.

Mitten in diesem Hofe, von dem wir nur einige, aber die charakterischstischsten Züge gezeichnet, arbeitet der Sultan aus allen Kräften auf Neubildung seines Reiches. Er hat mit den andern Mächten Beziehungen angeknüpft, die weniger barbarisch sind, als die früheren. Die Türken kannten ehemals die Europäer nur durch ihre Dollmetscher, und in dem Glauben, daß die Politik nur mit Hilfe der Intrigue gepflegt werden könne, überliessen sie ihre Angelegenheiten den Griechen, die für sich immer den möglichst größten Vortheil davon zu gewinnen wußten.

Erst seit 1821 begannen sie durch sich selbst zu sehen, und seitdem bemerkt man auch mehr Offenheit,

mehr Würde in ihren Verhandlungen. Man sieht zwar noch einige Dollmetscher den Großen den Rock küssen oder sich ihnen zu Füßen legen; aber sie haben nicht mehr die Macht, Köpfe und Paschaliks zu verkaufen.

Die meisten europäischen Militärtheorien und Gesetzbücher sind ins Türkische übersetzt. Die der Franzosen besonders stehen bei den Ottomanen in hohem Ansehn, und Napoleon ist für sie eine Art Prophet. Junge Muselmänner werden nach Paris geschickt, um dort zu studieren, und bald wird man zu Konstantinopel Militärschulen entstehen sehen. Die französische Sprache scheint im Serail allmählig Hofsprache werden zu wollen.

Schon im achtzehnten Jahrhundert wurde die Artillerie ganz auf französische Weise organisirt, und wie man weiß, hatte Bonaparte selbst die Absicht, in türkische Dienste zu treten. Die Festungswerke am Bosphor und an den Dardanellen sind von französischen Ingenieuren verbessert. Wundärzte von derselben Nation haben in der Türkei Spitäler angelegt. Aber der medizinische Unterricht zu Konstantinopel wird immer noch von einem ungarischen Barbiergesellen ertheilt. Die Finanzverwaltung hat wichtige Verbesserungen erlitten, und Einnahmen wie Ausgaben sind strenger Kontrolle unterworfen.

Der Sultan hat zu gleicher Zeit den Geschäftsstyl der Efendis verändert und ihnen ein einfaches, gedrängtes Muster gegeben, welches sie zu befolgen haben. Der morgenländische Schwulst ist dadurch beseitigt.

Die militärische Reform schreitet ziemlich rasch vorwärts, obgleich sie hin und wieder noch einen er-

was kindischen Anstrich hat. Die Türken glauben Meister der Wissenschaft zu werden, wenn sie sich zu sklavischen Nachahmern machen. Sie bildeten sich ein, daß Unterhaltungen mit fränkischen Offizieren im Stande seien, ihnen eine europäische Armee zu geben, und unter der alleinigen Leitung des Unteroffiziers Gaillard versuchten sie es, 60 Infanteriebataillone zu organisiren. Uebrigens schlafen die Soldaten noch immer in ihren Uniformen, die Pferde in ihrem Geschirr, und die Verwaltung der Armee kostet doppelt so viel als die der französischen.

Vor einigen Jahren noch fand man in Konstantinopel eine ernste, majestätische, mit Schwals, golddurchwirktem Tuch und kostbaren Waffen geschmückte Bevölkerung. Der Effendi, der Visier, unter ihren gespitzten Turbanen, hatten ein imposantes Ansehn. Ihre Schritte waren langsam, gemessen, wie in einem Triumphzuge. Sie trugen lange Bärte, weite Gewänder und ritten auf arabischen Hengsten, die ein Stallmeister an vergoldeten Zügeln führte.

Man sah Janitscharen, deren Mütze der Aermel ihres Schutzheiligen Bektasch war. Man sah die asiatischen Horden, mit ihren langen Flinten und Lunten, mit ihren seltsamen, unbequemen Trachten. Mit einem Worte, man sah den ganzen Orient, wie zu des Xerxes Zeiten.

Der Franke war damals ein dehmüthiger Fremdling, der seinen Nacken unter jeder Schmach beugen mußte, der von den Hunden gebissen und von den Moscheenschülern geschlagen wurde. Und wenn die berühmten Pillautöpfe, mit ihren drohenden Löffeln vorbei defilirten, mußte er ehrfurchtsvoll bei Seite treten,

die Aerme über die Brust kreuzen und sein Haupt tief neigen. Der Raya war täglich der Gefahr ausgesetzt, seine Börse oder seine Frau mit den Soldaten des Propheten theilen zu müssen; besondere Firmans bestimmten die Weite seines Kleides und seines Kalpacks (Mantels).

Die Kaffeehäuser waren alle Tage mit Opiumessern angefüllt, deren Verzuckungen, deren Extasen ganz gewöhnliche Dinge waren. Auf den steinernen Bänken des Serails sah man blutige Köpfe und abgeschnittene Ohren aufgehäuft. Auf allen öffentlichen Plätzen fanden Hinrichtungen statt. Man sah den Krämer mit dem Ohr an seines Ladens Thür genagelt, weil er unrichtiges Maß und Gewicht gehabt. Man ertränkte in einem Sack die türkische Frau, deren Jaschmack (Schleier) nicht dicht genug zusammengezogen, oder deren Kleider zu glänzend gewesen.

Während man in den Straßen die Leier mit drei Saiten, die Baskentrommel, den Dudelsack und das schreiende Klarinett widerlichen Nasengesang begleiten hörte, schritt der Hamal (Lastträger) an uns vorüber, mit einem Pestkranken auf dem Rücken, und der Spritzenmeister goß Oel in's Feuer, um es zu löschen.

Des Sultans Majestät war beinahe immer hinter des Serails dreifacher Mauer verborgen. Verließ er seinen Palast, so war es entweder um sich unbekannt unter die Menge zu mischen, ihre Klagen zu hören, und strenge Gerechtigkeit zu üben, oder geheimnißvoll umgeben von den hohen Reiherfedern seiner Pagen nach der Moschee sich zu begeben. Bei ihrem Anblick neigte jeder Muselmann sich zu Boden, aus Besorg-

niß von dem Feuer der Blicke seines Beherrschers verzehrt zu werden.

Die heutigen Türken, mit ihren winzigen Fessis (Mützen), ihren engen Jacken scheinen mager und entartet. Ihr Gang ist gezwungen, ungewiß, nur mit dem spanischen Mantel gewinnen sie wieder einen gewissen Adel. Dagegen hat sie die Ablegung ihrer alten Tracht gelenkiger gemacht, und es ist vorauszusehen, daß der Gedanke des Körpers Bewegungen folgen wird. Die hohen Sammetsättel und die tartarischen Steigbügel sind abgeschafft. Die Osmanlis studiren des Franken Manieren, der jetzt nicht mehr gebückt, sondern mit stolz emporgehaltenem Haupte, geachtet und beneidet, an ihnen vorüberschreitet. Die Pascha's, die Ridgals (Großen) besuchen die europäischen Gesellschaften, verlegen über ihre Haltung, lächerliche Kopien unserer Sitten, in Punsch oder Wein mit Anstand sich betrinkend.

Junge Griechinnen tanzen die Romaika vor dem Sultan. Er hat seine eigenen Kabinetsängerinnen. Unter seinen Fenstern, wie an der Spitze seiner Regimenter vernimmt man die Musik Rossini's und den Marseillermarsch. Er besucht die fremden Gesandten in ihren Wohnungen und ertheilt ihnen Privataudienzen, was bisher unerhört war.

Seine Frauen sind weniger eingeschränkt und nicht mehr so streng bewacht, als ehemals. Sie machen häufige Ausflüge in das Thal der süßen Gewässer, in der Hauptstadt Nähe. Die Wichtigkeit der Verschnittenen hat sich vermindert. Christliche Sklaven werden besser behandelt, und haben weniger von der Bekehrungssucht ihrer Gebieter zu befürchten. Ein grüner

Schleier setzt die europäischen Frauen nicht mehr der Gefahr aus, vom Volke gesteinigt zu werden.

Im Ganzen genommen existirt die Türkei, wie wir uns dieselbe denken, nur noch in der Geschichte. Ihre Bewohner entkleiden sich jetzt ihrer Trachten, Sitten und Gebräuche. Der Augenblick ist also, obgleich merkwürdig, dennoch nicht geeignet, sie zu beobachten. Man muß warten, bis sie vollkommene Europäer geworden sein werden.

Bemerken muß man nur, zur genügenden Karakterisirung dieser Uebergangsepoche, daß es in der Türkei jetzt beinahe keine andere Kunst gibt, als die Architektur, und daß auch diese nur traditionell betrieben wird, ohne neue Erfindung, ohne Verbesserung; daß die Dichtkunst durchaus arabisch oder persisch ist, und daß die Literatur nur durch Kaffeehauserzähler oder Pettschaftstecher betrieben wird; daß die nützliche Polizei der Straßenaufseher gänzlich unbekannt ist; daß Handel und Industrie tod sind, wie viel Mühe Mustapha Pascha sich auch geben mag, sie zu heben; daß die Einfuhr um ein Zehntel die Ausfuhr übersteigt; daß die Türkei ihr Getreide aus Rußland beziehet, während ehemals Rumelien und Macedonien die Märkte Konstantinopels damit im Ueberfluß versorgten; daß die Entwerthung des Geldes wie das Monopol den allgemeinen Wohlstand vermindert; daß die Abgaben, welche alle Erzeugnisse belasten, den Verbrauch beschränken; daß die Minen vernachlässigt, die Fabriken verfallen sind; daß die arbeitende türkische Klasse seit Vernichtung der Janitscharen verschwunden ist, und daß endlich die Pforte, ohne eigenthümliche Hilfsquellen, das von den Gebrüdern Rothschild

ihr angebotene Anleihen abgelehnt, mit dessen Hilfe sie ihre Schuld gegen Rußland hätte abtragen können.

Welchen Einfluß kann man nach dem Allem von dem Sultan auf die europäischen Angelegenheiten erwarten? Bisher ist seine äussere Politik nur mittelmäßig gewesen, beherrscht von den Vorurtheilen des mahometanischen Gesetzes. Das Prinzip der Nothwendigkeit ist von ihm allein in Anspruch genommen worden. Mahmud hat weder die Verträge von London noch Adrianopel vermieden, obgleich er sie, durch geringe Zugestehungen gegen die Griechen, sehr gut vermeiden konnte.

Unter solchen Umständen ist es schwer zu bezweifeln, daß die Pforte, die noch in Albanien mit einer Insurrektion zu ringen hat, es wagen möge, ihre Schuld gegen Rußland mit Kanonenschüssen zu bezahlen. Sie hat ihrem letzten Feldzuge eine große Lehre entnommen, und mag nichts mehr wagen, ohne Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs. Die militärische Reform ist jetzt mehr Hinderniß als Hilfsmittel. Das Volk ist noch allen neuen Institutionen abgeneigt. Es verlangt nichts, als das Reis zu seinem Pillau so wohlfeil als möglich kaufen zu können.

In einigen Jahren, insofern Europa sich nicht übereilt und sein Staatsgebäude nicht von Grund aus neu aufführen will (was sich unter den jetzt obwaltenden Umständen nicht voraussetzen läßt), kann man vielleicht zwischen dem politisch-moralischen Zustande der Türkei und der übrigen Länder eine interessante Parallele aufstellen, ein Unternehmen das jetzt eben so undankbar als fruchtlos sein würde. Versöhnen sich erst die Ulemas vollkommen mit der neuen Ordnung

der Dinge, verändert der Mufti seine Kommentare des Korans, sind Rayas und Muselmänner in der That gleich vor dem Gesetz, wie ein Firman sie erklärt, dann auch wird das ottomanische Reich einen hohen Platz einnehmen in der Geschichte, und Asien kann von ihm seine Aufklärung erhalten.

Nächst dem unsterblichen, ruhmvoll gefallenen Polen, hat die Türkei dem übrigen Europa das große Geheimniß der Schwäche des russischen Kolosses entschleiert. Vielleicht ist sie, da eine heldenmüthige, unerschrockene Nation dennoch geopfert werden soll, für die Zukunft bestimmt, der bewaffneten Völkerwanderung nordischer Barbaren einen Damm entgegenzustellen, den die übrigen Mächte zu verstärken sich bemühen müssen.

Die polizeiliche Insurrektion von 1828 im Königreich Neapel.

Die Provinz Salerno war eine von denen, welche am eifrigsten den Grundsätzen der neapolitanischen Revolution von 1820 sich zugeneigt. Folge davon war, daß sie, durch die Rückwirkung von 1821, auch am härtesten mitgenommen wurde. Ihre Intendanten waren von nun an unversöhnliche Parteimenschen, die das Inquisitionssystem, welches die Regierung angenommen, in seiner ganzen drückenden Strenge in Ausübung brachten.

Dort mehr als anderswo, hatte man der Worte Sinn verdreht, und die Polizei, statt jene schützende Obhut anzudeuten, die Ruhe und öffentliche Sicher-

heit garantirt, war nichts als eine höllische Wissenschaft, deren alleiniger Zweck Entzweiung der Familien, Auflösung aller gesellschaftlichen Bande zu sein schien.

Die Beamten dieses ungerechten Tribunals konnten als eben so viele böse Geister betrachtet werden, die nur die armen Menschen bewachten, um ihnen zu schaden. Man bestrafte nicht mehr wirkliche Verbrechen; man spähete nach eingebildeten im Grunde der Herzen. Man schuf Vergehen, um sie streng zu bestrafen. Keine Sicherheit mehr für den rechtschaffenen Mann. Heimliche Angebung stand in Ehren, diente allen Privatfeindschaften. Der Priester verkaufte das Beichtgeheimniß. Der Sohn fürchtete seinen Vater, der Vater seinen einzigen Sohn. Willkühr erhob ihr wüthendes Haupt über den Trümmern der Gerechtigkeit, und Entsetzen gebot jedem Murren Schweigen.

Die Geschichte bietet wenige Beispiele einer größern Hartnäckigkeit des Zorns, einer unbeugsamern Beharrlichkeit der Nachsucht dar, als diese Zeit der neapolitanischen Rückwirkung. Die Bedrückung war so anhaltend, daß sieben Jahre später, im Sommer 1828, sich eine abermalige insurrektionelle Bewegung in der Provinz Salerno beurkundete. In der Stadt dieses Namens wurde sie leicht unterdrückt. Aber im Cilento, wo sie entstanden, bewahrte sie ziemlich lange einen drohenden Karakter.

Cilento ist der Provinz südlichster Theil. Es erstreckt sich von den Ebenen von Pästum bis zum Meerbusen von Policastro. Der Boden ist dort ausserordentlich fruchtbar. Man ärndtet Baumwolle in den

Thälern, Manna im Gehölz; man fischt Korallen im Meer von Camarota. Die Feigen sind so köstlich, daß sie schon im Alterthum unter dem Namen Caricæ berühmt waren und ein Göttermahl genannt wurden. Dort auch blühten die berühmten Rosen von Pästum. Das Klima von Agropolis war so mild, daß die Bäume selbst im Winter Blüthen und Früchte trugen, und daß die jungen Mädchen (den Schriftstellern des Alterthums nach) durch der Luft alleinigen Einfluß ihrer Jungfräulichkeit Zeichen verloren.

Dieselben Ebenen sind jetzt ungesunde sumpfige Steppen, wie die römischen Gefilde von Ardea und Lavinia. Da auch wird die todte Natur durch der Ruinen und Erinnerungen Zauber belebt. Und ohne jenes Pästum zu gedenken, jener phönizischen Stadt, deren Tempel die schönsten und reinsten Denkmäler Italiens sind, war im Mittelpunkte Cilento's jenes Velia, besungen von Horaz und geliebt von Cicero. Halbzerfallene Mauern, gebrochene Marmorsäulen bescheinigen traurig sein Dasein in der vom Meere bespülten, nur von Ringeltauben bevölkerten Einöde.

Weiterhin ist der Hafen Palinurus, berühmt durch Virgil, wo man noch des Steuermanns des Aeneas Grabmal zeigt. In geringer Entfernung vom Fuße der Molpa, einem grünen, lachenden Berge, entdeckt man die Ueberreste einer geheimnißvollen Stadt, die des Alterthumsforschers Neugier und des Hirten Aberglauben erweckt.

Wie sehr aber haben sich diese poetischen Orte verwandelt! Dörfer, abscheulich durch ihre Unsauberkeit und ihr Elend, haben die schönen griechischen Städte ersetzt. Eine leidende, von jährlich wiederkehrenden

Krankheiten decimirte Bevölkerung, in armseligen Hütten zusammengeschichtet, vegetirt auf diesem Boden, beinahe aller Zivilisation fremd, ohne Hilfsmittel, wie ohne intellektuelle Bedürfnisse.

Demungeachtet findet man dort noch einige alte Tugenden, unter denen die Gastfreundschaft den ersten Rang einnimmt, die hier um so verdienstvoller ist, da sie von der argwöhnischen Polizei beinahe als ein Verbrechen bestraft wird.

In diesen Landestheil hatte sich die Insurrektion von 1828 zurückgezogen. Auf den ersten oberflächlichen Blick schien sie freilich ausgegangen vom Volke. Aber prüfte man sie genauer, erkannte man in ihr alle Anzeichen einer politischen Provokationsmaßregel. Es ist beinahe keinem Zweifel unterworfen (die Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung zeugt dafür), daß diese Insurrektion von der Regierung selbst veranlaßt worden. Sie wollte durch dies Mittel einiger des Karbonarismus verdächtigen Personen sich entledigen.

Wie traurig eine solche Voraussetzung auch sei, muß man sie dennoch für gegründet halten, wenn man das Verfahren des Hofes und der obersten Staatsbehörden bei dieser Gelegenheit prüft; wenn man die tiefe Immoralität kennt, welche in den meisten ihrer Verfügungen und Handlungen vorherrschend ist.

Es ist erwiesen, daß diese Empörung, welche sich allein in Cilento konzentrirte, durchaus keine Verzweigungen in den andern Provinzen hatte. Demungeachtet gab sich das Ministerium das Ansehen, als halte es dieselbe für den Beginn eines großen nationalen Aufstandes, und verordnete unter dem Vor

wande der Mitschuld, oder bloßen Verdachts, eine Menge Verhaftungen bis in Abruzzo.

Uebrigens ist solches des neapolitanischen Kabinets Taktik. Vergehen zu bestrafen, die es selbst veranlaßt, scheint ihm das nec plus ultra der Politik, das große Regierungsgeheimniß, und seit länger als zehn Jahren beutet es, zu seinem Vortheil, dies abscheuliche Provokationssystem aus.

Der Herzog von Blacas war damals französischer Gesandter zu Neapel. Sein Name ist in alle diese blutigen Umtriebe verwebt. Man beschuldigt ihn, den König zu den Maßregeln gereizt zu haben, die später in Frankreich Karl X vom Thron gestürzt.

„Sire, man muß mit Köpfen nicht geizen;" dies Wort wird ihm von der öffentlichen Stimme geliehen. Hat er es wirklich gesprochen? Wir können es nicht bescheinigen; doch ist so viel gewiß, daß man von allen Seiten ihn anklagen hörte, und daß sein Einfluß auf des Königs schwaches Gemüth als höchst verderblich betrachtet wurde. Nie fand ein reisender Franzos, dessen Meinungen nur irgend freisinnig waren, bei ihm Schutz gegen die Scherereien der neapolitanischen Polizei. Man behauptet sogar, daß sie von ihm dazu aufgefordert wurde.

Welch Aufsehen hat nicht die Entführung Galottis in Frankreich gemacht? Man erinnert sich wie er, der politischen Verfolgungen wegen, sich nach Korsika geflüchtet, dem französischen Boden entrissen, und zu Neapel in einen furchtbaren Kerker versenkt wurde, in welchem er gewiß umgekommen wäre, hätte nicht der Unwille der Opposition der französischen Deputirtenkammer den König beider Sizilien eingeschüch-

tert und ihn zur Schonung vermocht. Als Galotti entführt worden, sagte Blacas darüber nicht ein Wort. . . .

Die Insurrektion von Cilento schien jedoch bald einen ernsthafteren Karakter zu gewinnen, als die Regierung derselben zu geben gesonnen war. Die vom Belagerer gegen eine belagerte Stadt angelegte Mine kann oft ihn selbst in die Luft sprengen. Durch lange, systematische Unterdrückung aufs Aeusserste getrieben, von dem Verlangen nach einer bessern Zukunft verführt, nahmen auch Bürger, die nicht im Solde der Polizei waren, an diesem Aufstande Theil, ohne die Möglichkeit eines günstigen Erfolgs ihres Unternehmens zu berechnen. Das war es, was man gewollt. Und als die drei Brüder Capozzoli sich an die Spitze der Insurgenten stellten, als sie die Telegraphen verbrannten, die Gendarmen angriffen und die Staatskassen plünderten, waren alle Wünsche der Urheber dieses Komplotts erfüllt.

Truppen, unter den Befehlen des Generals Carreto, wurden gegen sie ausgeschickt. Von des Landes physischer Natur unterstützt, hätten die Capozzoli langen, kräftigen Widerstand leisten können, wären sie mehr unterstützt gewesen. Cilento ist sehr gebirgig, von tiefen Thälern durchschnitten, von Bergströmen durchfurcht, über die keine Brücken führen. Die große Kette der Appeninen ist mehr östlich. Aber die Stella und das Novigebirg, Verzweigungen derselben, kommen ihr an Höhe beinahe gleich.

Man findet hier keine Landstraßen. Es gibt keine andere Verbindungsmittel, als steile Fußwege, die für

Reiterei und Geschütz unzugänglich sind.*) Es ist dieselbe Natur, wie in Kalabrien, wo die französische Armee zu ihrem Schaden erfahren, daß man nicht ungestraft diese traurige Gegend betritt. Landung ist nicht leicht; denn die Felsen, welche die Küsten bilden, sind beinahe überall steil abgerissen. Mit einem Worte, das Land ist vortrefflich zu einem Guerillas-Kriege.

Die Insurgenten konnten es jedoch so weit nicht bringen. Von der offiziellen Zeitung „Briganten" genannt (wie früher die Vendeer und Kalabresen), welche das Privateigenthum bedrohten, wurden sie auch als solche behandelt. Die Capozzoli sahen sich nach und nach von ihren Anhängern verlassen. Sie flüchteten von Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf, und wurden, wo nicht in ihrem Vorhaben unterstützt, doch überall mit Gastfreundschaft aufgenommen.

Carreto, mit einer Art Diktatur versehen, betrat Cilento und sendetete, durch unerbittliche Strenge, Entsetzen vor sich her. Das Dorf Bosco wurde niedergebrannt, dem Boden gleich gemacht, weil es einige Zeit die Flüchtlinge beherbergt. Mehrere hundert Personen wurden verhaftet; Blut floß überall.

Die drei Brüder entgingen demungeachtet ihren Verfolgern und flohen nach Korsika. Dort angelangt erfuhren sie Galottis Verhaftung. Sie glaubten sich nun auf französischem Boden nicht mehr sicher und kehrten nach Cilento zurück, wo der Tod sie erwartete. Sie lebten noch mehrere Monate in tiefer Verborgenheit.

Trauer und Schrecken herrschten in dieser Gegend

*) Es wird jetzt eine große Straße von Salerno nach Vallo angelegt.

bis zu Mitte 1829. Tausend Polizeibeamten waren in Bewegung. Gendarmen durchstreiften das Land in allen Richtungen. Die Bürgergarden waren unter den Waffen. Bestürzung war auf allen Gesichtern zu lesen.

Die Kerker von Vallo waren zum Ersticken voll. Täglich hörte man Kettengerassel neuer Gefangenen, die eingebracht wurden. Um die Bewohner dieses Distrikts noch mehr einzuschüchtern, bediente sich die Regierung einer Maßregel, die nicht mehr unserm Jahrhundert anzugehören scheint. Alle Köpfe, die auf dem Schafott gefallen waren, wurden in eisernen Käfichten ausgestellt, dergestalt, daß Frauen und Kinder die blutigen Häupter ihrer Männer und Väter noch lange vor Augen hatten.

Man sieht noch jetzt in Vallo mehrere dieser entsetzlichen Siegeszeichen. Es gibt beinahe kein Dorf, wo man nicht ein solches bemerkt, und selbst das poetische Vorgebirg Palinurus ist davon nicht verschont geblieben. Wir haben den Kopf eines Greises gesehen, dessen mit Blut besudeltes Silberhaar vom Winde auf der Pike bewegt wurde, die man vor seinem eigenen Hause aufgepflanzt.

Und solche Szenen ereigneten sich unter dem mildesten Himmel, in Gegenwart einer reizenden Natur, im duftenden Schatten blühender Orangenhaine.... Man möchte sich fragen, ob dies wollüstige Wehen balsamischer Luft nicht geeignet sei, die Seelen zarter zu stimmen; ob des Himmels Glanz, des Frühlings Festlichkeit nicht zu Vergessenheit und Eintracht einladen? Leider schienen sie in Neapel ganz das Gegentheil zu veranlassen.

Der Vollstrecker jener Racheaufträge des Hofes von Neapel, General Carreto, hat in diesen Provinzen das Andenken eines unersättlichen Blutsäufers hinterlassen. Und doch hat der junge König, wahrscheinlich um so ruhmvolle Dienste zu belohnen, diesen Mann in sein Ministerium gerufen. Was darf man, nach einem solchen Beispiel, von den konstituirenden Absichten des neuen Monarchen erwarten? —

Franz I wunderte sich, daß es so viele Mühe koste, der Brüder Capozzoli, von denen man bestimmt wußte, daß sie in Cilento seien, habhaft zu werden. Er wollte schon eine Verdoppelung der bisher angewendeten Strenge befehlen, als sein erster Minister zu ihm sagte: „Warum setzt Euere Majestät nicht einen Preis auf den Kopf der Rebellen? Es gibt in Ihren Staaten nicht einen Freund, der nicht seinen Freund, nicht einen Bruder, der nicht seinen Bruder verkauft.“

Der Rath war gut zu befolgen. Man brachte ihn unverweilt in Ausführung, und das Ergebniß bewies, wie wenig der Minister in seiner Voraussetzung sich geirrt.

Die Capozzoli hatten zu Perito, einem kleinen Dorfe am Fuße der Stella, einen Jugendfreund, der sie bei sich verborgen. Es war ein rührendes Schauspiel diese drei Brüder zu sehen, die täglich mit Thränen und innigen Dankbezeugungen ihres Freundes Gastfreundschaft anerkannten. Täglich, während drei Monaten, brachte er ihnen Speise und Trank, und war über ihren Zufluchtsort so verschwiegen, daß sogar seine Familie ihn nicht kannte.

Das Dekret, welches einen Preis auf die Köpfe seiner Gäste setzte, wurde endlich auch ihm bekannt,

und wurde für ihn eine wahrhaft höllische Versuchung. Sei es, daß er dadurch erschreckt oder angelockt wurde, er unterlag. Er verrieth seine Jugendfreunde, und versprach, sie ihren Henkern zu überliefern. Die Nacht vom 16. zum 17. Juni wurde zu diesem Werke der Treulosigkeit bestimmt. Er hatte Tags vorher seinen Sohn verheirathet, und die ganze Nacht hindurch sollte getanzt werden. Er lud die Brüder ein an den Belustigungen Theil zu nehmen, unter der Versicherung, daß nur ergebene Freunde anwesend sein würden und daß sie nichts zu besorgen hätten.

Die Capozzoli, welche sich sehr langweilten, nahmen nach einiger Zögerung die Einladung an. Wie hätten sie auch Verdacht haben sollen, da sie nicht wußten, daß ein Preis auf ihre Köpfe gesetzt sei? Sie fanden sich also beim Feste ein und theilten die allgemeine Freude.

Plötzlich vernahm man ein großes Geräusch. Gendarmen stürzten ins Zimmer, um der drei Brüder sich zu bemächtigen. Diese leisteten kräftigen Widerstand, zogen von einem Gemach in das andere, und verschanzten sich endlich unterm Dache, wo sie das Gefecht noch ziemlich lang fortsetzten. Aber als ihre Munition erschöpft war, fielen sie unter der Uebermacht. Der von dem treulosen Freund benachrichtigte Unterintendant von Vallo hatte sich persönlich eingefunden. Er ließ seine Gefangene binden und nahm sie mit sich nach Vallo, von wo sie bald in die Kerker von Salerno gebracht wurden. Der Verräther forderte seinen Blutpreis und erhielt ihn.

Der Prozeß der Capozzoli war nicht lang, dem Gebrauche des Landes zuwider, wo eine Kriminalsache

oft zwölf bis sechszehn Jahre dauert, bevor sie entschieden wird. Die offizielle Zeitung zu Neapel, eben so feig und großsprecherisch als die Behörde, unter deren Auspizien sie erscheint, machte sich nicht wenig über die drei Gefangenen lustig. Dagegen fand sie in den großen schwarzen Backenbärten dieser „Briganten“ ein augenscheinliches Zeichen des Karbonarismus, und während einiger Zeit wurden alle schwarzen Backenbärte verfolgt, so daß sie in Kurzem gänzlich verschwanden. Die offizielle Zeitung fand diese Revolution sehr nach ihrem Geschmack, und machte den Vorschlag, alle schwarzen Backenbärte in Zukunft Baffi da Capozzoli (capozzolische Backenbärte) zu nennen.

Diese niedrigen Beschimpfungen nach leicht gewonnenem Siege, diese Abscheulichkeit des schlechten Geschmacks sind ein durchaus karakteristisches Zeichen der neapolitanischen Polizei. Man führte mehrere solche Züge an, die sowohl der tragischen Revolution von 1799, als der von 1820 gehören. Man entdeckt in allen Epochen dieselbe Verworfenheit, dieselbe schamlose Schande. Die Regierung des Königreichs beider Sizilien scheint bei jeder Gelegenheit den Hauptgrundsatz des Despotismus in seiner ganzen Strenge zu beobachten: „Besser zu viel als zu wenig.“

Die drei Brüder wurden zu Salerno zum Tode verurtheilt und nach Cilento zurückgebracht, wo sie unter dem Telegraphen von Palinurus, den sie ein Jahr vorher niedergebrannt, enthauptet wurden. Man sendete sodann ihre Köpfe der Reihe nach in die verschiedenen Dörfer des Distrikts, um sie überall zur Schau zu stellen.

Ausflug durch den Staat Neu-York.

Wir verliessen Point-Brise, Wohnort des Grafen von Survilliers (Joseph Bonaparte), in einem kleinen Quacker-Fuhrwerk, und kamen nach dem Dorfe Washington, mit Staub bedeckt, unter drückender Hitze erliegend. Eilf Diligenzen trafen schnell hinter einander ein, alle mit Reisenden angefüllt, die mit uns das Dampfboot bestiegen, welches uns nach Neu-York bringen sollte. Wir fuhren den Raritonstrom hinab, und erreichten unsern Bestimmungsort um 9 Uhr Abends, während einem heftigen Gewitter. Ein Blitz folgte schnell dem andern, und die lange Häuserreihe der Stadt, längs dem Flusse, schien immer erneuert, unter verschiedenen Formen, aus der tiefen Dunkelheit hervorzuspringen.

Umsonst bemühte ich mich, in mehrern Gasthöfen ein Nachtquartier zu finden. Alle waren gedrängt voll. Erst spät gelang es mir, in dem von Washington-Hall unterzukommen. Die Menge Reisender, welche Neu-York besucht, ist sehr groß, und vermehrt sich von Tag zu Tag.

Am nächsten Morgen, um 6 Uhr, schiffte ich bei dem herrlichsten Wetter den Broadway hinab. Um 7 Uhr war ich der tausendste Passagier auf dem Dampfboot North-Amerika. Im Laufe des Juli und August ist diese Zahl selten geringer.

Dies Fahrzeug ist das beste von allen, welche den Nord- oder Hudsonstrom beschiffen. Es hat zwei Maschinen, von der Stärke von 100 Pferden jede. Seine Länge mißt 200 Fuß, und seine Breite 80. Gewöhnlich legt es 16 englische Meilen (5½ Stun-

den) in einer Stunde Zeit zurück; der Eigenthümer versichert jedoch, daß er die Schnelle verdoppeln könne, was er nur dann in Ausführung zu bringen gesonnen ist, wenn neue Dampfschiffe mit dem seinigen in Konkurrenz treten. Es hat vier Verdecke. Im untersten befinden sich drei prächtige Säle, von denen der ausschließlich für Frauen bestimmte, mit Fortepianos, Sophas und den geschmackvollsten Verzierungen versehen ist. Das zweite Verdeck, durch welches man eintritt, ist ein wenig über dem Wasser. Das dritte ist mit Vorhängen, gegen die Sonnenstrahlen, versehen. Man hat von ihm die schönste Aussicht, weshalb es zur Promenade dient. Das vierte ist ausschließlich den Matrosen vorbehalten.

Ich erstaunte über den geringen Preis, den man für 145 Meilen (48½ Stunden) forderte. Mit Einschluß des Frühstücks betrug er nur etwa 3 Gulden 48 Kreuzer rhein. Dafür kommt man von Neu-York bis Albany in nicht ganz 12 Stunden Zeit.

Nichts malerischer als die Ufer des Hudson bis zu den Highlands (dem Hochland). In geringer Entfernung von Neu-York beginnen die Palisaden, eine lange Reihe steil abgerissener Felsen, auf der Westseite des Flusses, die sich von 15 bis 550 Fuß erheben. Ungefähr 13 Stunden von Neu-York ragt ein Berg bis auf 1258 Fuß empor.

Man erblickt bald zur Linken Westpoint, und die Trümmer des Forts Putnam, 598 Fuß über dem Flusse. Westpoint ist ein im Unabhängigkeitskriege berühmt gewordener Posten. Jetzt befindet sich hier die große Militärschule der Vereinstaaten, die ungefähr auf dieselbe Weise eingerichtet ist, wie die

polytechnische Schule zu Paris. Die Zahl der Kadetten ist auf 250 festgestellt, und jeder Staat hat das Recht, je nach seiner Bevölkerung, mehr oder weniger Zöglinge dahin zu schicken.

Das Dampfschiff verweilt kurze Zeit bei den kleinen Städten Newburgh und Poughkepsee, um Reisende einzunehmen oder auszuschiffen. Zur Linken sieht man die Bergkette Catskill. Man deutete mir auf derselben einen weißen Punkt, in einer Höhe von 3000 Fuß an. Dieser Punkt ist ein vortrefflicher Gasthof, der vor Kurzem vollendet worden, und wohin zweimal täglich mehrere Diligenzen sich begeben. Der höchste Berg, North-Mountain genannt, erhebt sich bis auf 4000 Fuß über das Strombett.

Zur Rechten, in geringer Entfernung, ist die Stadt Hudson, und weiterhin zur Linken, Albany, Hauptort oder vielmehr Sitz der Regierung des Staats Neu-York.

Diese ganze Reise von 48 Stunden war für mich eine höchst angenehme Spazierfahrt. Unsere Gesellschaft an Bord bestand aus den reizendsten Frauen und jungen Mädchen, von jener Frische, Schönheit und naiver Grazie, die man nur in den Vereinstaaten findet. Das Wetter war herrlich, und der Hudson glatt wie ein Spiegel. Wir durchkreuzten uns mit mehreren Dampfbooten, die pfeilgeschwind an uns vorüberflogen, mit ihren gestirnten Flaggen, und ihren mit Reisenden bedeckten Gallerien. Die Wellen, welche die Räder unserer Maschinen schlugen, erweckten die zahlreichen Schaluppen und Goeletten, die wir weit hinter uns liessen, obgleich sie all ihre Segel aufgespannt, aus ihrer scheinbaren Lethargie.

Die beständig abwechselnde Landschaft längs dem Strom, die zierlichen Landhäuser, welche hier und da vor dunkler Waldung sich zeigten, die zahlreichen Städte und Dörfer, bei denen man anlangte, die beständige Bewegung der Reisenden, welche ankamen oder abgingen, liessen mir die zurückgelegte Strecke sehr kurz scheinen.

Am andern Tage Mittags verließ ich Albany in einer Diligence, die nach den Bädern von Saratoga ging. Wir kamen durch die kleine Stadt Skenectady, an einem Kanal gelegen, sodann nach dem Bade Ballston, und um halb neun Uhr Abends nach Saratoga, diesem Stelldichein aller Reisenden in den Vereinstaaten. Die schöne Welt begibt sich hierher aus allen Staaten. Es ist eine wirkliche Zauberlaterne, wo jeden Tag ein paar hundert neue Gesichter erscheinen, und wo die Zeit sehr angenehm verfliegt.

Unsere Kutsche hielt vor dem Gasthof Congreß-Hall, wo uns eine rauschende Musik entgegentönte. Alle Fenster schienen vom Glanze der Kerzen zu sprühen. Hinter denselben sahen wir mit Blumen geschmückte Köpfe im Takt sich bewegen. Alles war voll; wir mußten weiter fahren. Im Gasthof der United-States fanden wir alle Treppen mit jungen Leuten beiderlei Geschlechts bedeckt, die sich zum Ball begaben, woher wir kamen. Wir fanden auch hier keinen Platz, und erst im Gasthof zum Pavillon waren wir glücklicher.

Das Wasser von Saratoga ist sehr heilsam, doch werden die Bäder mehr von Gesunden als von Kranken besucht. Die Tagesregel ist ungefähr folgende:

Vor dem Frühstück, das um acht Uhr aufgetragen wird, begibt man sich zur Quelle, und trinkt einige Gläser Wasser, um sich Appetit zu machen. Der Speisesaal in unserm Gasthof war so groß, daß er bequem zweihundert Personen aufnehmen konnte. Die Tafel war immer von einem Ende zum andern besetzt.

Nach dem Frühstück, das wie überall in Amerika eine vollständige Mahlzeit ist, kleidet man sich an, und begibt sich in den Gesellschaftssaal, oder macht Besuche in den andern Wirthshäusern, oder ergeht sich unter den Verandahs (offenen Gallerien), wo man immer viele Spaziergänger findet.

Man begibt sich sodann wieder in den Saal, wo man einen Kreis um ein junges, schüchternes Frauenzimmer gebildet findet, das auf dem Piano spielt, oder Nel cor non piu mi sento und O Pescator del onde singt. Gleichviel, ob gut oder übel, äussert man weder Bei- noch Mißfall, und wenn die Glocke tönt, begibt sich Jeder so schnell als möglich zu Tische.

Nach dem Mittagsessen geht man in den Garten, pflückt Blumen, wenn welche da sind, und bietet sie einer Schönen als Huldigung dar, wenn eine sich findet, die sie annehmen will. Um sieben Uhr wird Thee getrunken. Unmittelbar nachher kleidet man sich zum Ball; denn regelmäßig jeden Abend wird ein solcher in einem der Gasthöfe gegeben.

Beinahe alle Frauen und Mädchen sind bildschön. Das Orchester ist übel, und besteht nur aus Negern. Demungeachtet tanzt man mit Vergnügen. Wagen es einige Frauenzimmer, zu walzen, so drängt man sich um sie, und betrachtet mehr mit Neid als mit Vorwurf einen Tanz, der in Nordamerika bisher durch

den Gebrauch verboten war, aber immer beliebter wird. Auf solche Weise geht der Abend vorüber; um Mitternacht folgt die größte Ruhe auf das lauteste Geräusch. Das ist zu Saratoga während der schönen Jahreszeit die beständige Tagesordnung, in welcher ich eine Woche verlebte. Ich verlies endlich diese Stadt in Gesellschaft einer liebenswürdigen Familie von Neu-Orleans, um den Erie-Kanal und die Niagarafälle zu besuchen.

Wir schifften uns zu Skenectady ein. Das Land bis dahin ist sehr einförmig; aber das Thal, in welchem jenes liegt, und das von dem Mohawkstrom durchschlängelt wird, ist höchst angenehm. Der Eriekanal verbindet den Hudson von Albany aus mit der Stadt Buffalo. Er ist 363 Meilen (121 Stunden) lang. Es gehen von ihm mehrere Seitenzweige aus, unter andern einer, der zum Champlainsee reicht. Der Kanal ist erst seit fünf Jahren beendet, und hat 10 Millionen Dollare (25 Millionen rhein. Gulden) gekostet. Er ist nur drei Fuß tief, aber 30 bis 50 Fuß breit. Auf eine Strecke von einer Stunde Weges ist er durch den Felsen gehauen, eine Arbeit, die beinahe eine Million Dollare (2 ½ Millionen rh. Gl.) gekostet hat. Auf seiner ganzen Länge hat der Kanal 83 Schleusen und 18 Wasserleitungen. Die Schleusen sind aus behauenen Steinen aufgeführt, 15 Fuß breit und 90 Fuß lang. Die längsten aller Wasserleitungen sind die von Rochester, 804 Fuß lang, und die über den Mohawkstrom, 1188 Fuß lang.

Das Boot, auf welchem ich mich befand, war 80 Fuß lang und 14 Fuß breit. Es zog nur 2 Fuß

Wasser. Die Kajüte nahm, mit Ausnahme eines Verschlages von 10 Fuß, der für die Küche bestimmt war, den ganzen innern Raum ein. Sie war 8 Fuß hoch, und mit kleinen Betten für Männer und Frauen versehen. Die der erstern sind auf der Hinterseite, die der andern auf der Vorderseite. Sie sind durch eine Mahagonythür, oder durch einen Vorhang von einander geschieden. Im Uebrigen fehlt es an Spiegeln, Sopha's und andern Möbeln nicht. Vor dem Damenzimmer ist ein 5 Fuß breiter Raum, mit einer Bank, wo man die herrlichste Aussicht hat. Dieselbe auf dem Verdeck zu geniessen, ist nicht ohne Gefahr, der vielen Brücken wegen, die über den Kanal führen, und die des Bootes obern Theil berühren, so daß man sich flach niederwerfen muß, um nicht verletzt zu werden. Das Fahrzeug wird von drei Pferden gezogen, die hinter einander gespannt sind, und von denen das letzte einen Reiter hat. Auf solche Weise legt man 5 Meilen (1 ⅔ Stunden) in einer Stunde Zeit zurück. Die Stationen sind sich ziemlich nahe.

Während der Nacht wurden wir mehrmals durch das starke Zusammenstoßen der Bote, die in entgegengesetzter Richtung schifften, aufgeschreckt. Im Anfang hat man deshalb einige Besorgniß; nach und nach gewöhnt man sich aber daran.

Am nächsten Morgen befanden wir uns in einem Lande, das der Schweiz und dem obern Italien nicht unähnlich war. An den Dörfern Amsterdam, Scaharie und mehrern andern vorüber, gelangten wir nach Littlefalls. Bis dahin durchschneidet der Kanal ein herrliches Thal, bald hart neben dem Mahawk, bald hoch über demselben. Man betritt nun eine Gegend,

die an den Simplon, oder an die Umgebungen von Luzern erinnert. Steile Felsen, grüne Berge, schöne Waldungen, kleine Seen und Bergströme, nichts fehlt, um die Uebereinstimmung vollkommen zu machen. Der ruhige Kanal, aus dem, wie aus einem Spiegel, Felsen und Bäume hervortreten, erhöhet noch des Ganzen Reiz. Er windet sich allmälig um scharfe Vorsprünge, die jeden Ausweg zu versperren schienen.

Wir waren in der Grafschaft Oneida, wo die Indier dieses Stammes, 1500 an der Zahl, noch 14000 Morgen Landes besitzen. Wir begegneten vielen derselben längs dem Kanal, mit ihren Bogen und Pfeilen, oder mit ihren kurzen Flinten, von zahlreichen Jagdhunden begleitet, die gut abgerichtet zu sein schienen.

Das Dorf Littlefalls, am Fuße der Catsberge, ganz in der Nähe der Mohawksfälle, besteht aus ungefähr hundert Häusern, und ist sehr malerisch. Eine Wasserleitung geht hier über den Fluß, und es ist ein eigenes Gefühl, sich ruhig fortgleiten zu sehen, während unter der Wölbung der Strom mit so großer Gewalt sich über Felsen stürzt, daß davon der Boden zu beben scheint.

Wir kamen noch an zwei kleinen Dörfern, Herkimer und Frankfurt, vorüber, und erreichten am Abend die Stadt Utika, 83 Meilen (28 Stunden) von Skenectady. Auf dieser Strecke waren wir durch 26 Schleusen, jede von 8 Fuß Fall, gekommen, und hatten uns folglich um 208 Fuß erhoben.

Es war 8 Uhr, als wir die Stadt betraten. Der Kanal zog sich längs den Häusern hin, vor welchen

die Bewohner saßen, um uns vorüberfahren zu sehen. Wir legten unmittelbar vor der Thür des Gasthofes an.

Die Bevölkerung von Utika vermehrt sich sehr rasch. Sie übersteigt bereits 8500 Seelen. Es gibt hier prächtige Häuser, und die Straßen sind sehr breit, was sie öde scheinen läßt, mit Ausnahme der Hauptstraße, die immer sehr belebt ist. In dem Wirthshause, in welchem wir wohnten, kommen täglich mehr als hundert Fremde an.

Nach unserm Frühstück am andern Morgen fuhren wir, fünf Stunden von Utika, nach den berühmten Wasserfällen von Trenton. Die erste Stadt liegt, wie Lukka in Italien, in einem Bergkessel, weshalb es sich schon in ziemlicher Entfernung zeigt. Das Land ist noch sehr wild, unbebaut und mit großen Wäldern bedeckt. Nur in großer Entfernung von einander findet man einige Hütten, auf ausgebrannten Waldstellen, wo die verkohlten Bäume noch aufrecht stehen.

Um 11 Uhr waren wir im Gasthofe, das vor einem prächtigen Gehölz von riesigen Stämmen, erbaut ist. Man geht auf fünf Treppen, jede von 50 Stufen, abwärts, und befindet sich nur zwischen zwei steil abgerissenen Felsmauern von 400 Fuß Höhe, die nur durch einen 50 Fuß breiten Abgrund getrennt sind. Der Strom stürzt sich dintenschwarz in diese Tiefe. Seine Schnelle ist so groß, daß sie Schwindel verursacht, weshalb Ketten am Felsen angebracht sind, an welche man sich anklammern kann. Der erste Sturz ist 33 Fuß hoch. Der zweite, nicht weit davon, theilt sich in zwei Arme, von denen der eine 40, der andere 45 Fuß hoch ist. Weiter unten sind noch drei,

andere nicht minder schöne und fast eben so hohe Fälle. Ihre ganze Länge beträgt 40 Minuten. Man besucht gewöhnlich diese Stürze, bevor man sich zu denen des Niagara begibt.

Um 4 Uhr kehrten wir nach Utika zurück, das wir gegen 6 Uhr erreichten. Gleich darauf schifften wir uns auf dem Canalboot Oneida ein. Der Kanal durchschnitt die wildesten Waldungen, in welche rechts und links noch keines Menschen Fuß gedrungen. Anfänglich erregt dies Schauspiel Neugier, Verwunderung; aber bald wird es ermüdend durch seine Einförmigkeit. Wie viel Zeit und wie viel Menschen sind noch erforderlich, um diesen Staat Neu-York genügend zu bevölkern. Er hat kaum zwei Millionen Einwohner, während mehr als dreißig Millionen bequem darin Platz finden können.

An sieben oder acht Dörfern vorüber, nach Camillus, Manlius und andern berühmten Personen benannt, kamen wir um 7 Uhr Abends nach Widsport, wo wir in eine Diligence stiegen, mit der wir um 10 Uhr Auburn erreichten. Diese kleine Stadt hat ein sehr schönes und äusserst zweckmäßig eingerichtetes Straf- und Besserungshaus.

Am andern Morgen setzten wir unsern Weg zu Lande fort, statt auf dem Kanal, der auf eine Strecke von wenigstens siebenzehn Stunden sich durch einen Wald zieht. Gegen 9 Uhr kamen wir über das Ende des reizenden Cayougasees, auf einer drei Viertelstunden langen Brücke. Der See ist im Ganzen eilf Stunden lang und eine Stunde breit. Er wird von einem Dampfboote beschifft, das von der Brücke bis nach der Stadt Ithaka, am andern Ende, geht.

Um 11 Uhr sahen wir den Senekasee, der 12 Stunden lang und 1¼ Stunde breit ist. An seinem angenehmen Gestade liegt, auf einem Hügelrücken, die Stadt Geneva, beinahe auf gleiche Weise, wie das schweizerische Genf (Genève). Fünf Stunden weiterhin fanden wir den Canaindagnasee, an welchem eine Stadt gleiches Namens liegt, die eine der weitesten Aussichten hat.

Alle Häuser dieser kaum entstandenen amerikanischen Städte sind ausserordentlich reinlich, und im Durchschnitt sehr hübsch. Sie sind gleichförmig aus Backsteinen oder Holz erbaut, haben italische Terrassen, offene Gallerien, Säulen, von kriechenden Pflanzen umklammert, grüne, durchbrochene Fensterladen, Blumen und Bäume vor den Thüren. Längs dem letztern See dehnt sich eine Menge zierlicher Landhäuser aus.

Wir hatten 70 Meilen (27 Stunden) in 5½ Stunden zurückgelegt, als wir Rochester, eine sehr hübsche Stadt, erreichten, deren Häuser selbst Neu-York zur Zierde gereichen würden. Sie hat bereits über 13,000 Einwohner. Vor vierzehn Jahren war an ihrer Stelle noch ein großer Wald, den die Indier allein besucht. Seitdem der Kanal angelegt worden, hat er auf dieser ganzen Strecke Leben und Thätigkeit verbreitet, und alle Dörfer, die man jetzt an ihm gründet, werden vor Verlauf von zehn Jahren eben so blühende Städte sein, als Rochester.

Wir fanden hier einen vortrefflichen Gasthof, woran in Nordamerika überhaupt kein Mangel ist. Der Wirth war ein Kanadier, folglich ein geborner britischer Unterthan. Man bemerkte das gleich an der Höflichkeit,

mit welcher er sich erbot, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Wenn er mit uns sprach, hielt er beständig den Hut in der Hand, ein Benehmen, wozu sich der freie Amerikaner um keinen Preis verstehen würde. Er zeigte uns unter Anderm einen Durchgang mit Kaufladen zu beiden Seiten, die mit denen zu Paris wetteifern konnten.

Um 8 Uhr schifften wir uns auf das Boot Neu-York ein. Bis Lockport kamen wir ununterbrochen durch Waldung. Auf eine Strecke von 70 Meilen führt der Kanal über ebenen Boden. Aber bei dem genannten Dorfe senkt er sich in zwei Armen, durch fünf Schleusen, jede von 12 Fuß Höhe, an einem Hügel hinab, dergestalt, daß ein Fahrzeug, welches um 60 Fuß steigt, ein anderes neben sich sehen kann, welches zu gleicher Zeit um eben so viel sich senkt. Dies ganze Werk ist aus gehauenen Steinen erbaut. Eine steinerne Treppe, mit eisernem Geländer, trennt die auf- und niedersteigenden Schleusen. Lockport hatte 1820 nur zwei Häuser; jetzt (1830) hat es deren über 400.

Gleich unterhalb diesem schönen Werke, das einen sehr malerischen Anblick gewährt, ist der Kanal eine Stunde weit durch den Felsen gehauen, und 2½ Stunde davon mündet er in den kleinen Tonnewantafluß, der 100 bis 150 Fuß breit ist und wo die Schifffahrt schneller von statten geht. Von da betritt man den Kanal gegen die hohen Ufer des Niagara, der zur Rechten ist.

Es war beinahe Nacht, als wir nach Blackrock kamen, und in Bewunderung versenkt, wendeten wir uns der Seite zu, wo die Sonne im Niagara ver-

sunken, und wo, der Andeutung unsers Kapitäns zufolge, jenes Sturz sein sollte. Doch vergebens durchspäheten wir den Gesichtskreis. Kein Wasserdunst erhob sich, und unser lauschendes Ohr vernahm kein anderes Geräusch, als das von unserm Fahrzeuge verursachte.

Um halb 9 Uhr erreichten wir, der Abendfrische wegen in unsere Mäntel gehüllt, Buffalo. Diese Stadt liegt am Ufer des Eriesees und hat 8000 Einwohner in 1400 Häusern. Sie ist sehr gut gebaut; aber ihre Straßen scheinen öde, weil sie zu breit sind. Sie wurde 1814 von den Briten niedergebrannt, als Repressalie gegen die Amerikaner, die kurz vorher auf gleiche Weise mit York in Ober-Kanada verfahren.

Auf den ersten Blick über den Eriesee glaubt man ein Meer zu sehen. Es ist unmöglich, mit bloßem Auge das entgegengesetzte Gestade zu entdecken. Sein Wasser ist süß und sehr gesund. Alle diese nordamerikanischen Seen sind so zu sagen Kaskaden, indem einer sich in den andern ergießt. Der Eriesee ist 200 Fuß über dem Ontariosee, während der Obersee der höchste von allen ist. Sein Grund, der 500 Fuß tief ist, befindet sich genau auf derselben Höhe, wie Buffalo.

Wir sahen eine große Menge Indier in den Sträßen dieser Stadt. Sie kommen hierher, um ihre Mokassinen (Schilfschuhe), ihre Körbe und andere Geräthe und Sachen von Stachelschweinsfellen, die sehr gut gearbeitet sind, zu verkaufen. Der Stamm Tuskarora, der nur eine starke Stunde von der Stadt wohnt, ist der zahlreichste in der Umgegend. Er besteht aus ungefähr 400 Individuen.

Am 24. August gingen wir mit einer Diligence nach Blackrock zurück, wo wir in einer von Pferden in Bewegung gesetzen Fähre, in Gesellschaft vieler Indier, den Niagara überschifften. Das kleine Dorf am andern Ufer, wo wir anlangten, ist englisch, und wird Waterloo genannt. Wir setzten unsere Reise in einer Kutsche, längs dem linken Gestade auf einer der prächtigsten Straßen fort, die ich je gesehen. Um zehn Uhr verkündete uns ein weißes unbewegliches Gewölk, mitten im Azur des Himmels, den Ort, wo der Fluß sich hinabstürzt. Bald darauf sahen wir den Dunst mit Gewalt bis auf 200 Fuß emporsteigen. Das Wasser brach sich an den Felsen im Strombette, und eilte zischend neben uns hin. Vor uns malten sich hundert Regenbogen und Iris in den unaufhörlich sich erneuenden Staubwolken. Schon seit einer halben Stunde vernahmen wir ein dumpfes Getöse, das immer stärker wurde, je näher wir kamen, und das unter dem Fall dem Besucher Hören und Sehen benimmt.

Endlich zehn Minuten später erblickten wir dies Naturwunder, von dem die ausschweifendste, die dichterischste Einbildungskraft sich keine vollständige Idee machen kann. Man muß die Niagarafälle, dies Hell of waters (Wasserhölle), wie Byron sagt, sehen und hören, um sie begreifen zu können.

Etwa 150 Schritte von dem Fall auf britischem Gebiet, Horse-shoe (Pferdehuf) seiner Gestalt wegen genannt, ist ein sehr guter Gasthof. Man sieht vollkommen den Sturz, wie den Fluß, auf eine weite Strecke aus seinen Fenstern. Der Strom wird nämlich durch eine Insel, Goat Island, in zwei Arme

geschieden, von denen der zur Rechten amerikanisch, und der zur Linken britisch ist. Der erstere stürzt 150 Fuß hoch hinab, und ist sehr schön. Letzterer hat nur 140 Fuß Höhe.

Wir stiegen auf einer in den Felsen gehauenen Treppe zum Flusse hinab, bis zu dem Punkte, wo sein senkrechter Sturz beginnt. Da waren wir ihm so nahe, daß das Wasser unsere Füße bespülte. Man kann nicht den Grund sehen, indem sich daraus beständig ein schneeweißer Dunst erhebt, der in breiten, dichten Säulen emporsteigt.

Ein wenig weiterhin führt eine Treppe in Schneckenform, seitwärts durch Bretter geschützt, an einem 130 Fuß hohen, steil abgerissenen Felsen zu dem Fuß des Wasserfalls. Man betritt dort eine kleine Hütte, wo man sich mit Hut und Mantel von Wachsleinewand, wie mit großen Schuhen bekleidet, und des starken Wasserstaubes wegen sogar einen Regenschirm erhält. Demungeachtet ist man schon bis auf die Haut durchnäßt, bevor man die Hütte erreicht.

Es läßt sich unmöglich beschreiben, was man der betäubenden Wassermasse gegenüber empfindet. Das Krachen, Zischen, Brüllen, Sausen dieses von schwindelnder Höhe herabschiessenden Stroms, die Dunstwirbel, welche aus dem Abgrund emporsteigen, dem Zuschauer Athem und Besinnung rauben, die heftigen Windstöße, welche ihn fortzureissen drohen, bilden ein imposantes Ganzes, das sich kaum andeuten läßt.

Um vier Uhr begaben wir uns unterwärts an den Strom, um zur amerikanischen Seite hinüber zu schiffen. Der Fluß ist an dieser Stelle 250 Fuß tief, und wenn man das rechte Ufer erreicht, nachdem man

wacker mit den Wellen gekämpft, ist man kaum 100 Fuß vom Fall. Auf einer Treppe, die nur 40 Fuß davon entfernt ist, und von wo man ihn also sehr genau auf allen Punkten sehen kann, steigt man zur Höhe hinan.

Ein wenig weiter oben geht man auf einer Brücke, die auf dem Felsen zu schweben scheint, über den Fluß, der mit erschrecklicher Schnelle und Gewalt darunter hinstürzt. Man betritt nun die Insel Goat Island, die von einem Wald ungeheurer Bäume gekrönt wird. Man durchschreitet ihn, und findet eine Brücke, die auf dem Felsen ruht, und die sich da beendet, wo der Strom senkrecht hinabstürzt. Diese Brücke wird immerwährend durch starke Windstöße bewegt, welche die Bewegung der gewaltigen Wassermasse erzeugt.

Am andern Morgen nahm ich allen meinen Muth zusammen, und begab mich bis auf 80 Schritte unter die von dem britischen Sturze gebildete flüssige Wölbung. Es war dort sehr dunkel, und ich konnte nur mit größter Mühe Athem schöpfen. Ich schritt auf sehr schlüpfrigen Steinplatten fort, die in jedem Augenblicke vom Wasser bedeckt wurden. Schwarze, armsdicke Aale, die ich anfänglich für Klapperschlangen hielt, schlüpften mir von Zeit zu Zeit zwischen den Beinen hinweg.

Ich war betäubt von dem furchtbaren Geräusch des gewaltigen Stromes, der 140 Fuß hoch über mir herabstürzte. Ein Fehltritt, und ich konnte von dieser Masse fortgerissen, zerschellt, vernichtet werden. Der schwierigste Augenblick schien mir der, wo ich, nachdem ich 80 Schritte gezählt, wieder umkehren sollte.

Ich bückte mich indessen doch, um einen Aal zu ergreifen, der sich ohne Mühe fangen ließ, und fühlte wie eine schwere Last abgewälzt von meiner Brust, als ich, statt dem schäumenden Niagarafall, den blauen Himmel wieder über mir erblickte.

Stufenweise Entwickelung des Menschengeschlechts, betrachtet unter dem Gesichtspunkte einer Philosophie der Geschichte.

Erster Artikel.

Vergangenheit ist Adam, ist der alte Mensch. Gegenwart ist Christus, ist der neue Mensch. Die Welt kennt den Menschen der Zukunft, den Menschen des Gerichts, den letzten Menschen nicht. Der Welt Wiege ist auch des alten Menschen Wiege. Wenn des Christenthums Werk vollendet ist, wird sich vielleicht des Menschen Grab eröffnen. Als sechstausendjähriger Greis vegetirt er in Indien, in China, in der Tartarei, in Sibirien, in den Strömen Amerika's, Polynesiens, Afrika's. Unsere philosophischen Sekten sind geschmiedet an seine Kette, während unsere Gleichmacher, unsere Erzdemagogen des alten Adams Zuckungen sind.

Christus ist der neue Mensch. Mit ihm beginnt, mit ihm soll sich eine noch wenig begriffene Freiheits-Aera schliessen. Christus ist der Weg von der Erde zum Himmel, der Mensch, welcher seinem himmlischen Vaterlande zueilt. Er überschreitet den Erdball,

wie der römische Agrimensor, indem er die Himmel orientirt. Er brütet alle Hemisphären aus, beherrscht überall die Natur, durchdringt sie, um ihr unbekannte Kräfte zu entreissen. Bis jetzt hat das Christenthum kaum die Hälfte seines Weges zurückgelegt, kaum die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt. Es hat sich kaum des moralischen Zustandes der Gesellschaft bemächtigt. Es wird in Zukunft Früchte tragen, die man jetzt noch nicht ahnen kann.

Der alte Adam ist die heidnische Natur. Offenbart unter den beiden Formen der Religion und der Philosophie, theilt sie ihre Existenz zwischen zwei Grundepochen. Naiv und schöpferisch, heroisch und reformirend, theosopisch und erhaben, hat die heidnische Religion in den drei Phasen ihrer patriarchalischen, heroischen und theosophischen Entwickelung eine genügende Kraft gezeigt, das Menschengeschlecht zu nähren, zu unterrichten.

Synthetisch und absolut, analytisch und skeptisch, experimental und rationell hat die heidnische Philosophie mit den höchsten Eigenschaften der Vernunft geglänzt. Wie die Religion hat sie auf die Gesetzgebung und auf die Staatsregierung zurückgewirkt. Aber unter keiner dieser beiden Formen ist die Natur des alten Adams durch sich selbst gut. Wenn auch der in ihr befindliche Keim Leben gibt, führt er dennoch nicht zur Unsterblichkeit, sondern zum Tode.

K o s m o g o n i e ist die Religion der patriarchalischen Zeit. In der Schöpfung Schoos offenbart, vereinigt sich das Wort, Seele der Wesen, mit ihrer Substanz: Lehrsatz, aus dem entweder einfache oder erhabene, oder kolossale Schöpfungen entstehen, die

sich alle gleichermaßen an den Ursprung des Hirten-, Ackerbau- und gewerbsamen Lebens der Völker knüpfen.

Die Glaubensmeinungen von Baktrianien und die von Babylon haben, die einen den ersten, die andern den zweiten dieser Karaktere. Man vergleiche die Wedas, Ausdruck der baktrianischen Religion mit der chaldäischen Theorie der Baalim, um ihre Verschiedenheit zu begreifen.

In beiden Glaubensmeinungen herrscht Fatalismus. Der gefallene Mensch erleidet im Weltall seine Umgestaltungen. Nachdem der fromme Mensch der Schöpfung Kreis durchgangen, dem Wege der Reinheit gefolgt, kehrt er (laut den Wedas) zu dem Prinzip zurück, von dem er ausgegangen.

Das Riesenhafte der bramanischen Religion wird durch Grazie gemildert. Eine tiefe Betrachtung zeigt sich darin. Alle Geschöpfe werden durch eine gleiche Zärtlichkeit beschützt.

Der Sohn Baals dagegen verlangt Ueberlegenheit in der irdischen wie in der himmlischen Welt, und zwar in Folge fleischlicher-Peinigungen, die er sich auferlegt. Von Uebertreibung der Enthaltsamkeit, eingegeben von der fanatischsten Verachtung seines Selbst, geht er zur unsinnigsten Ausschweifung über, in welcher sein Ich vergöttert wird.

Sieben Manuantaras, sieben große Offenbarungen des Menschen (Manus), zehn antideluvianische Geschlechter, unter welche sich diese Manuantares theilen: solches ist das bramanische System. Der Mensch des zehnten Geschlechts, der siebente Manus, befindet sich, nach der Sündfluth, an der Spitze der Erneuerung des Menschengeschlechts. Als Sohn der Sonne, begibt

er sich mit den Seinigen in eine große Arche, welche nach Ablauf der Gewässer, auf Nau-Bandha, einem Berggipfel von Kaschmir, festen Boden gewinnt.

Die Pitris, Väter des Menschengeschlechts, auf den Bergen lebend, sind ruhig und majestätisch. Ihre Enkel, weniger imposant, senken sich zur Tiefe hinab, folgen dem Laufe des Sindhu, der Yamuna, des Ganges, deren Ufer sie bevölkern.

Auch in dem chaldäischen System finden wir 10 Geschlechter in der antideluvianischen Aera, in welcher die Oannes sich offenbaren, wie die Manus in der andern Religion. Xixuthrus, zehnter Dynast, schifft sich endlich auf einem Berge Armeniens aus, und die Welt wird durch die aus seiner Arche hervorgegangenen Geschöpfe von Neuem bevölkert.

Die medisch-persische Religion ist nicht in ihrer ursprünglichen Form zu uns gelangt. Zoroaster, als Widersacher der Religion der Bramanen, wie des Kultus der Chaldäer, war Reformator. Seine Sprache, der Zend, ist eine Mundart des Sanskrit, wie Leyden, Burnouf, Lassen und Olshausen es bewiesen. Dadurch auch beurkundet sich die Wahrheit der Hypothese, welche aus dem Sanskrit die Ursprache Baktrianiens macht, bevor das Volk, welches sie redete, nach Indien auswanderte, und der Zend sie ersetzte.

Der wedaische Ursprung der wirklichen ersten Theile des Systems Zoroasters zeigt sich nicht allein in einer Menge Hymnen und Gebete, im Ritual und in der Lithurgie der in der Zendsprache geschriebenen Bücher, sondern auch in der persischen Volkssage über das Zeitalter der Pischdadlier, der gerechten Könige, welche die Manus der bramanischen Lehre sind.

Dschemschid oder Achämenes ist der letzte ihrer Race. Die chaldäische oder assyrische Invasion steckte seiner Regierung ein Ziel.

Die Hebräer haben in Hinsicht auf die Weltereignisse vor der Sündfluth eine eigene Tradition angenommen, welche die auffallendsten Züge der andern Lehre enthält, von der wir jedoch nur ein trockenes Namenregister besitzen. Den Sinn dieser Zeiträume und Geschlechter zu bestimmen, ist eine sehr schwierige Arbeit.

Scheinen die Hebräer aus chaldäischer Quelle geschöpft zu haben, wie Meden und Perser aus baktrianischer, darf man annehmen, daß die Priester von Memphis und die Pharaonen von Theben ebenfalls jene Inspirationen benutzt.

Eine Kolonie Bramanen und Ksatriyas begab sich, unserer Voraussetzung nach, aus den Hochebenen Kandahars in die Thalungen von Sindy, indem sie dem Laufe des Indus bis zu seiner Mündung folgte, und lange diese fruchtbare Gegend bevölkerte. Gezwungen auszuwandern, vielleicht in Folge der Rückwirkungen der ersten assyrischen Beherrschung, überschiffte diese Kolonie das indische Meer. Denn die Schifffahrt zwischen Indien und Aethiopien reicht zu den ältesten Zeiten hinan. Sie nahm mit sich ihre Zivilisation nach Meroe, der kushitischen Stadt, und gründete Theben, im Lande Misraim, des gemischten Geschlechts.

Es ist merkwürdig, daß das Wort „Misra" ganz dasselbe in der Sprache der Bramanen bedeutet. Kein Land ist Aegypten ähnlicher, als Sindy. Man erblickt in ihm eine genaue Wieder-Erzeugnng des ersten. Iswaras und Isi (Osiris und Isis) waren die

Götter dieser Kolonie, was eine große Verunstaltung der wedaischen Religion, die Einverleibung des Baal-kultus in die siwaitische Sekte voraussetzen läßt. Im alten Aegypten wurde das Sanskrit von der Sprache der Eingebornen verschlungen, und hat sich nur in einzelnen Worten der heiligen Sprache erhalten. Anderseits ist dies Land dem kushitischen und assyrischen Einflusse ausgesetzt gewesen. Die alte Kronik desselben gedenkt ebenfalls zehn antidiluvianischer Geschlechter.

Hätte man vor 40 Jahren die Wiege der Pelasger (Griechen und Sicelen oder Lateiner) in die Nähe Baktrianiens versetzt, würde man diese Angabe, deren Wahrheit sich jetzt nicht mehr bestreiten läßt, als unstatthaft verworfen haben. Um auf den Grund das Griechische, und besonders das Lateinische der alten pelasgischen Formen zu verstehen, ist Kenntniß des Sanskrit unumgänglich nothwendig.

Dasselbe Phänomen zeigt sich in dieser Sprache des alten Europa's nicht allein. Man entdeckt in der litthauischen Mundart noch viel mehr Sanskrit, als im Lateinischen, dessen alte Formen sie ebenfalls beibehalten. Lange hat man sie von dem Gothischen, dem Griechischen und Slavischen zu gleicher Zeit abstammend gehalten. Demungeachtet ist sie eine Ursprache, und zwar eine der merkwürdigsten. Immer vernachlässigt, hat sie viel verloren. Aber ihre Physiognomie hat noch Züge ihrer ersten Schönheit. Rask, Vater, Bopp und Grimm haben ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Mit dem Lettischen und Liefländischen verwandt, knüpft diese Mundart sich an das alte Preussische, das

nur noch in einigen Schriften existirt. Alle diese Sprachen haben denselben Ursprung, wie das Griechische der Pelasger und wie das Lateinische der Sicelen. Es gab eine Zeit, wo sie in genauer Verwandtschaft mit dem Sanskrit gestanden.

Die Auswanderung, die von Ost nach West Völker geführt, welche dieser Sprachen sich bedienten, reicht zu entferntem Zeitalter hinan. Ihre geographische Lage hat uns bewiesen, daß sie nicht auf dem Wege der Asi, der Geten, der Daken, längs dem Oxus, dem Jaxartes und dem Tanais gekommen. Sie haben unsern Kontinent vom thrakischen Bosphor aus, nicht vom Borysthen und längs der Donau, überschwemmt. Sagen wir ein Wort über die Richtung, welche sie wahrscheinlich verfolgt.

Als die Macht Babylons auf Ninive überging, zeigten dieses Reiches Armeen sich in zwei Richtungen, zuerst auf der Abendseite gegen Medien und Armenien, sodann gegen Baktrianien. Die Völker von Medien, Armenien und Phrygien redeten Sprachen, die mit denen der Völker Baktrianiens demselben Quell entsprossen.

Zwei Landstraßen verbauden Baktrianien im Osten mit Medien und Armenien im Westen. Eine derselben führte aus Baktrianien nach Hyrkanien, sodann südlich vom kaspischen Meere durch Mazanderan und Gilan, Regionen der Cadusii und der Geli. Sie ging zwischen Georgien und Armenien hinweg, wendete sich gegen die Gestade des Pont-Euxin, und an denselben hin bis zum Palus Meotis, wo sie die Mündungen des Tanais und des Borysthen berührte.

Die andere Landstraße ging von Baktrianien über Herat oder Aria, in südlicher Richtung gegen Par-

thyenien, berührte die großen Handelsstädte Mediens und Armeniens, wonach sie am thrakischen Bosphor endete. Es ist die Straße der Pelasger, in Thrakien und Phrygien, bevor sie im südlichen Griechenland sich ansiedelten. Sie ließen sich zuerst in Makädonien, Epirus und Thessalien nieder, von wo die pelasgischen Sicelen nach Italien überschifften.

Der litthauischen Nationen Vorfahren haben wahrscheinlich in den Umgebungen der Donaumündungen gewohnt. Später finden wir dort Völker von medischem Ursprung, die Agathyrsen, die Neuren und die Geloni, welche Herodot in Siebenbürgen, Galizien, Podolien und die Ukräne versetzt. Sie bilden den Urstamm der großen Nation der Geten oder Daken, deren Hauptmasse in frühern Zeiten aus Asien nach Europa übergegangen, nachdem sie den Oxus, den Jaik, die Wolga und den Tanais überschritten. Die Thyrsen oder Geloni, ursprünglich Geten und Zeitgenossen der Pelasger, scheinen mit den Cadusii und Geli von Gilan, Mazanderan und den Küsten des Pont-Euxin verwandt zu sein.

Diese Thyrsen und Geloni sind zwei, einem und demselben Volke angehörigen Kasten ähnlich. Das Wort Thyrse oder Thürse, das bei dem tyrsenischen Zweige der Pelasger erscheint, wie bei den Thürsen der skandinavischen Fabel, jenen Vorfahren der Geten oder Gothen, gehört der heiligen Sprache an. Die Gelen oder Geloni bei den Pelasgern sind die Erlauchten, die Glänzenden, die Krieger, später als Hellenen berühmt, und Herodot vergleicht mit diesen Urhellenen jenen Zweig der Geli oder Geloni, der sich zu den Budini, in den Umgebungen Moskau's, geflüchtet.

Er schloß mit Unrecht aus der Namen Aehnlichkeit auf Identität der Völker.

Die Pelasger (Griechen und Lateiner), die Agathyrsen und die Geloni (Urstämme des Geten-Volkes), beteten die Gottheiten der bramanischen Religion an, die Dewas oder Wiswa-Dewas, an deren Spitze sich Maha-Dewas (der große Gott, alter Zuname Brama's, der großen Seele, welcher später Siwa beigelegt wurde) befand. Der Deus der Lateiner und Aeolier, der griechische Dios und der hellenische Zeus, finden sich in den Deiws oder Diewas der Litthauer wieder. Der Reformator Zoroaster empörte sich gegen diese Götter, welche er als Diws oder Dämonen behandelte. Dem Siwaismus eigenthümliche Züge zeigen sich auch in jenen alten westlichen Religionen, die nicht den wedaischen Karakter in seiner ganzen Reinheit bewahrt. Man bemerkt in denselben jenen Glauben an übelwollende Mächte, jene Gewalt der Zauberei, welche die Lehren über die Raksasas und Pisachas der bramanischen Religion karakterisiren.

Die patriarchalische Religion war solchergestalt zu Baktria und zu Babylon vorherrschend. Vor Ausdehnung der assyrischen Herrschaft genossen alle diese Völker des Friedens, und standen in lebhaftem Handelsverkehr. Babylon war der Mittelpunkt einer kushetischen Zivilisation, die das südliche Persien, Kerman, Fars, Kusistan und Susian umfaßte. Die Kushiten wohnten im glückseligen Arabien, zu Meroe und in Abyssinien. Sie beherrschten die Schiffahrt des persischen Meerbusens und des rothen Meeres. Sie unterwarfen sich die syrischen und aramäischen Stämme im Norden, ein Umstand, der das Phänomen der Ueber-

einstimmung der kushitischen, mit den syrischen und aramäischen Sprachen, erklärt. Eine mächtige Sprache theilte sich in mehrere Mundarten von Babylon gegen Abyssinien, Arabien, Kanaan, einen Theil Kleinasiens, wo die aramäischen Nationen wohnten, die von Pelasgern und Phrygiern zurückgedrängt wurden. Erst in Kurdistan begann die indisch-persische Sprache. Die Phönizier ihrerseits sind Kushiten, die von den Eroberern des Meerbusens von Oman, den Cephönen vertrieben wurden, und die Sprache, Kultus und Zivilisation Babels an die Gestade des mittelländischen Meeres versetzten.

Die Geschichte der Ausdehnung des kushitischen Geschlechts ist unbekannt, doch kann man in den Anzedelungen der Völker sie studieren. Dies Geschlecht sieigt sich im Sindy, bis Multan, und scheint in Kulsch (Kascha), Guzurat und der indischen Halbinsel vor dem Volke existirt zu haben, dessen Sprache Sanskrit war, und das später von diesen Gegenden Besitz nahm. Der Kampf zwischen Wischnu und Bali, zu Multan, Guzurat und Dekan, deutet das Streben der bramanischen Race an, diese Länder den Kushiten zu entreissen.

Die Zivilisationssphäre, welche das baktrianische Reich umfaßte, war nicht weniger groß. Von Kandahar, Kabul, Sedgistan, Koharsan bis Balk, Sogdianien und Transoxanien, vom Gebirg Pandgabs, von Kaschmir und Badakschan bis Fergana, Koten, Yarkand, Kaschgar, Aſku und Hami fand man überall baktrianische Kolonien; die indisch-persische Sprache war dort überall vorherrschend. Dort auch waren die Gold- und Edelstein-Regionen, mit denen schon im

entferntesten Alterthum die südlichen Völker Handels-Verbindungen angeknüpft.

Das Reich Ninive erhob sich auf den Trümmern Babylons. Diese halb chaldäische, halb syrische Herrschaft verdankte ihren Ursprung der Ueberschwemmung Assyriens durch die Kushiten. Die Größe Ninive's, wie die Babylons, wird durch Denkmäler beurkundet. Eine Königin, die sich mit den Zeichen der Göttin Baaltis schmückte, die berühmte Semiramis, bekriegte die Völker Armeniens. Die Stadt Van trägt noch in ihren riesigen Ueberresten den Namen Samiramikert oder Semiramisstadt. Der gelehrte Reisende Schulz hat dort viele Inschriften kopiert. In Assyrien und Medien findet man noch andere kolossale Denkmäler, welche die Größe der niniveischen Macht bescheinigen.

Baktria unterlag Ninus dem Assyrier. Der Name des Indiers Stabrobates, den Semiramis bekämpfte, ist im Sanskrit Stawarapatis, König der irdischen Regionen.

Die Bramanen geben einem großen Theile des Westlandes den Namen Küsa, Bezeichnung, unter welcher sie Süd-Persien bis Arabien, und einen Theil Afrika's begriffen. In einer ihrer ältesten Fabeln handelt es sich um den Krieg der Dewas und der Daytias, der Götter und Titanen, die um der Welt Besitz streitend, den Trank der Unsterblichkeit zu erringen sich bemüheten. Die Dewas boten ihren Gegnern Wein und starke Getränke an, während sie der eigentlichen Panazea sich versicherten.

Daher der Name Suras, welcher den Dewas beigelegt wurde, weil sie von dem gekostet, was das ewige

Leben gibt, und der Name Asuras, der den Daityas gegeben wurde, welche desselben beraubt waren. Der Große, oder Maha-Bali war das Haupt der Asuras, die man nicht mit den Syriern oder Assyriern verwechseln muß, obgleich der Name Bali Kultus und Macht Baal's oder Bel's andeutet. Dieser Bali raubte Wischnu seine Gattin, die Erde, aber Wischnu befreite sie. Das Zusammenstoßen der chaldäischen und baktrianischen Religionen wird dadurch beurkundet.

Zwischen der Eroberung und Befreiung Baktrianiens verstrich ein Zeitraum, während dem sich jene zahlreichen Glaubensmeinungen von Kabut und Kandahar bildeten, welche Bramanen und Ksatriyas in Indien verbreitet. In diese Kathegorie gehört der Kultus Siwa's und Wischnu's, vorzüglich aber jener der weiblichen Gottheit, welche sich in beiden Religionen offenbart. Der Siwaismus, älter als die andern Systeme, theilte sich, je nach den Oertlichkeiten, in verschiedenene Zweige, die oft einen durchaus verschiedenen Karakter haben.

Der Widerstand der wedaischen Religion gegen den Siwaismus scheint bereits im höchsten Alterthum begonnen zu haben. Die Bramanen, welche sich genöthigt sahen zu kapituliren, bewahrten die Wedas. Aber der öffentliche Kultus Brama's wurde abgeschafft, und durch den Siwa's ersetzt, welcher letzte, unter dem Namen Mahadewas, ein bramanischer Gott wurde.

Als Rückwirkung gegen die Religion Siwa's wurde die Wischnu's eingesetzt. Und nachdem der Siwaismus nach langen Kämpfen unterlegen, machten die Bramanen sich zu Anhängern Wischnu's, um der Gesellschaft unter dieser neuen Form sich zu bemächtigen.

Aus der Wischnu-Religion entwickelte sich sodann der Glaube Zoroasters, in heftigem Widerstandsgeiste gegen den ganzen Bramismus.

Der Siwaismus hat das Abendland unter den beiden Formen der Anbetung eines Gottes und einer Göttin, den Vertretern der männlichen und weiblichen Macht, überschwemmt. In Armenien, in Phrygien, im phrygischen Thrakien, in Makädonien, in Epirus wurden eine Göttin, Zybele, ein Gott, Bachus oder Sabazius (der Baghas Indiens, der Bog der Slawen) verehrt. Dieser letzte Kultus hat sich später mit den dionysiakischen Glaubensmeinungen, die Thrakien und Böotien eigenthümlich waren, vereint.

Die heroische Aera, in der alles g e t h e i l t ist, beginnt sich von der patriarchalischen Aera zu sondern, in welcher Alles E i n s gewesen. Ihr Prinzip war der assyrische Krieg, Widerstand gegen Unterdrückung. In diesem Prinzip entwickelte sich das Genie der edelsten arianischen Nationen, die, mit ritterlichen Sitten, die syrische Göttin unter einer neuen Form verehrten.

Sie offenbarte sich als Heldin. Es war nicht mehr die Allesernährerin, die Gottheit der Geburt und des Todes, sondern eine strenge Jungfrau, K u m a r i, mit der Lanze bewaffnet. Ein Theil des Indiens der Ksatryas hieß Kumari. Die Geographie der Puranas deutet ein Kumarika-Schanda im Nordwesten an, wo man ein Volk der Schomaren am Jaxartes findet. Sie nannte sich Asa Dewi (Göttin Asa) und Jagini Dewi (Göttin des Ruhms). Die Priesterinnen der Asa Dewi oder Kumari, die Striragas (Königsfrauen oder Amazonen) trugen ebenfalls Waffen.

Zwei Stämme der Ksatryas von Pandgab, die sich

nach und nach im mittlern und südlichen Indien ausbreiteten, die Kurus und die Yadus, waren Anhänger Asa Dewi's, und hatten unter sich Striragas, oder bewaffnete Frauen.

Das Reich Kumari beendete sich am Vorgebirg Komorin. Skanda oder Kartikaja unterwarf sich die Insel Zeylon. Der letztgenannte Kriegsgott unterlag jedoch in Indien den ihm entgegengesetzten Heldengöttern der Wischnu-Religion. Er schleuderte sein Schwerdt in das nordwestlich gelegene Land Kraunscha, wo, versichert man, er noch jetzt unter der Gestalt eines Schwertes verehrt wird.

Amazonen haben Saken oder Sazen, Massageten und Sarmaten beherrscht. Die kriegerischen Familien Skandinaviens sind stolz auf ihre Skioldmoer, Töchter des Schildes, irdische Formen des himmlischen Walkyriers, welchen Othin oder Odin den auf den Schlachtfeldern fallenden Helden sendet.

Am Palus Meotis war Kymmerien, ein anderes Kumari, wo die blutige Jungfrau am Rande eines Abgrundes Tauriens blutige Opfer annahm. Kimmeris, in thrakischer Sprache, wie Kumari in indischer, bedeutet Erde. Von den Geten verdrängt, bemächtigte sich ein Theil der Kymmern, nach dem trojanischen Kriege, Thrakiens, und einzelne Stämme thrakischer Phrygier zogen sich nach Phrygien, ihrem alten Vaterlande. Lydien wurde ebenfalls von den Kymmern beunruhigt. Da lebten die mäonischen Asen, und unter ihnen die Amazonen, schon vor dem trojanischen Kriege.

Aus dem Kymmernlande gingen mehrere große abendländische Nationen hervor, die von Nord nach West

sich zogen, als die kymmerische Macht vor der Invasion der berittenen Nomaden, die vom Ural herabkamen, von wo später auch die Hunnen vordrangen, gänzlich unterlag. Es ist wahrscheinlich, daß die germanischen Nationen diesen Völkern den Namen Szythen oder Bogenschützen, ihrer Waffen wegen, gegeben. Skytha bedeutet im Altdeutschen ein Bogenschütz. Dies Wort wurde sodann von den Griechen angenommen.

Die Kymri oder Kymro-Belgier, welche das keltische Europa umwälzten, und die Ursache der Völkerwanderung der gallischen Race wurden, scheinen die von den Szythen oder Skythen vertriebenen Kymmern oder Cimerier zu sein. Viel später finden wir die Kymbern oder Cimbern, ein mit den Teutonen verbundenes Volk, das unter den Germanen wahrscheinlich germanisch geworden. Ihre heroischen Streifereien bilden den Vordergrund der Begebenheiten des neuern Europa's. Denn mit ihnen beginnt die Erscheinung der Völker Deutschlands, die von nun an in der Wage des Geschicks Platz zu nehmen beginnen.

Jahrhunderte früher, bevor die Rede war von der Eroberung des Kymmernlandes durch die Szythen, gab es in der Nähe der kymmerischen Region ein Land Asia, an den Ufern des Kuban, und eine Nation der Asen, in der Stadt der Aspurgistanen. Strabo nennt die letzten zum ersten Male; aber Aeschyl gedenkt bereits Asia's, das sich vom Bosphor bis zum Kaukasus erstreckte: es ist Sindike, eine ihres Handels und ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmte Gegend.

Es gab auch ein Land Asia in Lydien, wo Men-

die Meonier beherrschte, wo Kotys König war, und wo wir die Amazonen gefunden. Diese beiden Gegenden, das Asia, welches sich zwischen den Mündungen des Kuban und des Tanais ausdehnte, und das lydische Asia, wurden wahrscheinlich von einem und demselben Volke bewohnt, dessen Spur verschwunden ist.

Die Göttin Asa wurde überall in den Gegenden Baktrianiens und Transoxaniens verehrt. Aschpurkan (die Stadt Azburg) lag zwischen Balk und Badakschan, und wird jetzt Schibbergan genannt. Die persische Heldenfabel gedenkt der Stadt Azburg. Sie ist unter andern das Ziel einer Expedition des Helden Rusthem, der den Diw Sefid, den weißen Dämon, in der Nähe des Berges Azburg, wo die Sonne untergeht, bekämpfen will. Ganz Sogdianien war von den Asi oder Asiani bewohnt, welche die chinesischen Schriftsteller zwei Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung gekannt.

Der Tempel Salomonis zu Jerusalem, in seinem gegenwärtigen Zustande*).

Wir kamen nach Jerusalem am Mittwoch vor Ostern, und begnügten uns Tags darauf die Stadt und ihre Umgegend zu besuchen. Denn hier sind Orte Denkmäler, und sie würden noch viel feierlicher sein, wären sie von den kleinlichen Ausschmückungen entblößt, welche sie entstellen. Begebenheiten sind da größer geblieben als Menschen. Des Golgatha nackter Gipfel würde imposanter sein, als die unförmlichen Bauwerke des heiligen Grabes, die ihn bedecken. Und diese Bauwerke selbst sind so oft zerstört und wieder erneuert worden, daß man an ihnen nichts mehr findet von dem Reichthum der Kirche Konstantins, die hier zuerst erhoben wurde.

Es gibt indessen zu Jerusalem einige Denkmäler, die in Bezug auf die Kunst besondere Prüfung verdienen, nämlich die in dem Felsen gehauenen Gräber östlich von der Stadt, und im Thale Josaphat. Diese griechisch- oder vielmehr syrische Architektur, nimmt einen besondern Rang ein in den Künsten, seit Entdeckung der riesigen Trümmer von Petra, deren Muster sie zu sein scheint.

Die in Rede stehenden Denkmäler gehören Aegypten durch ihre Größe, und Griechenland durch ihren Styl. Aber es fehlt ihnen allen eine nothwendige Bedingung, nämlich die, zu wissen, welcher Zeit und

*) Wir entnehmen dies Bruchstück der merkwürdigen Reise Delaborde's durch Palästina. Man vergleiche es mit dem Aufsatz: „Reisen Jesu Christi", im fünften, sechsten und siebenten Bande des laufenden Jahrgangs dieses Werks.

welchem Volke sie zuzuschreiben sind. Man findet darüber in den alten Büchern keine Andeutung; es gibt keine Inschrift, die ihrer gedenkt. Der Geschichte fremd, scheinen diese ungeheuern Bauten zufällig von der Natur erzeugt.

Am Charfreitag wohnten wir ausschließlich den religiösen Feierlichkeiten bei. Durch einen glücklichen Umstand traf das griechische Osterfest in diesem Jahre (1828) an demselben Tage mit dem römischen zusammen. Die ersten Zeremonien des katholischen Kultus, welche zugleich die feierlichsten waren, begannen am Freitag Abend, durch eine Prozession aller Priester, und aller römisch-katholischen Christen um das heilige Grab. Man nennt das „die finstere Nacht (nox tenebrosa)". Alle Lichter waren ausgelöscht; ein matter Schimmer wurde nur von den Kerzen verbreitet, welche die Beiwohnenden trugen. Der Raum scheint größer, die Wölbung höher, das Ganze erhabener.

Bei den verschiedenen Stationen, wo die Prozession verweilt, wird eine Art Anrede in mehrern Sprachen gehalten, die letzte Arabisch. Sie erregt besonders die Aufmerksamkeit der Umwohner Jerusalems, die alle in morgenländischer Tracht sich vor dem Kreuz niederwarfen.

Diese Zeremonien dauern bis spät in die Nacht. Sobald sie beendet sind, beginnen die der Griechen und Armenier, von denen die auffallendste die des heiligen Feuers ist, welche noch jetzt auf dieselbe Weise wie vor tausend Jahren vollbracht wird.

Mit Tagesanbruch lief eine Menge fast ganz nackter Landbewohner oder Felhas um das heilige Grab, mit dem Geschrei: Eleyson! Sodann tanzten, sangen

sie und sprangen sich einander auf die Schultern. Ein Priester befand sich an ihrer Spitze, und leitete mit der Hand alle ihre Bewegungen. Mehrere geben sich das Ansehen von Todten, und werden von ihren Gefährten auf den Schultern getragen. Andere ergreifen die Zuschauer, und drehen sie um, oder tragen sie so lange in ihren Armen, bis sie von denselben Geld erhalten, während sie von den Türken mit Peitschenhieben regalirt, und auf alle nur denkbare Weise beschimpft werden.

Nach dreistündigem ununterbrochenem Geschrei und beständiger Wiederholung derselben Szenen, tritt der griechische Erzbischof, in Begleitung des armenischen Bischofs, in das heilige Grab. Das Geschrei verdoppelt sich. Die stärksten Felhas bemächtigen sich des Grabes Eingang, um ihre Plätze reichen Griechen oder Armeniern zu verkaufen, welche glauben, daß das Feuer unmittelbar vom Himmel komme, und daß es am stärksten auf diejenigen wirke, welche es zuerst empfangen.

Endlich sieht man aus den Mündungen des Grabes ein helles Feuer hervorsprühen, dessen künstlicher Ursprung unverkennbar ist. In demselben Augenblick stürzen sich Männer, Frauen, Kinder mit gleicher Wuth darauf, es zu ergreifen. Brennende Fackeln verbreiten sich in dem ganzen Tempel, des heiligen Grabes Thür öffnet sich, und der griechische Erzbischof, getragen von vier Männern, erscheint in einer Art Ueberspannung mit zerzausetem Haar und Bart, die Hände voll Feuer. Er hat mehr das Ansehen eines Besessenen, als das eines Dieners der Religion.

Solches ist das sonderbare Schauspiel, das die

meisten griechischen und armenischen Pilger nach Jerusalem zieht, und das von den Priestern dieser beiden Glaubensschattirungen als das kräftigste Mittel zur Vermehrung des Einkommens ihrer Kirche betrachtet wird.

Es scheint, daß seit undenklichen Zeiten ein ähnliches Schauspiel in mehrern Theilen des Orients statt gefunden. Pausanias spricht von einem plötzlichen Feuer, das die Priester in einem Tempel Lydiens hervorgerufen. Aristoteles und Plinius gedenken derselben Thatsache in Makädonien und auf der Insel Tinea. Sosimus, der im fünften Jahrhundert schrieb, spricht von dem am Venusfeste zu Heliopolis, dem heutigen Balbeck, glänzenden Lichte.

Es gibt Traditionen, Glaubensmeinungen, die sich durch alle Jahrhunderte und Religionen fortpflanzen, und die sich besonders in gewissen Gegenden zu gefallen scheinen, welche sie als ihre Geburtsländer betrachten. Die des heiligen Feuers erschien wieder im neunten Jahrhundert, und hat sich seitdem, der türkischen Beherrschung ungeachtet, erhalten. Sie verursachte selbst einen so großen Skandal zu Anfang des eilften Jahrhunderts, daß der Kalif Hakim Billa sich dieses Vorwandes bediente, um das heilige Grab zu zerstören. Das heilige Feuer überlebte ihn jedoch, und Papst Urban II machte davon eine wunderbare Darstellung auf dem Konzil zu Clermont, um die Völker zum Beginn des ersten Kreuzzuges zu bewegen.

Mit Ausnahme dieser lächerlichen Zeremonie fehlt es dem griechischen, armenischen und kophtischen Kultus an Würde und Glanz nicht. Die reiche Tracht

der Patriarchen und Priester, ihr ehrwürdiges Aeussere, ihre sonderbaren Gesänge bieten eine Verschiedenheit von Szenen dar, die man nur an diesem Orte und zu dieser Zeit vereinigt findet. Das Christenthum erscheint hier groß, allbeherrschend. Aber kaum verläßt man den innern Raum, so findet man an der Thür der Kirche des heiligen Grabes den türkischen Statthalter und sein Gefolge, dem alle Pilger einen Tribut zu zahlen haben, und in den Straßen Jerusalems vernimmt man nur das Geschrei des Muezzins, der die Gläubigen zum Gebet auffordert.

Eine sehr natürliche Neugier, ein hinreissendes Verlangen läßt den Reisenden wünschen, den Tempel Salomonis, oder vielmehr das geheimnißvolle Gebäude zu besuchen, welches auf des ersten Trümmern aufgeführt worden. Wie überraschend war es also für uns, als unser Dollmetscher, Herr Perry, uns benachrichtigte, daß er, durch Geld und gute Worte, einen der Wächter dieses furchtbaren Heiligthums gewonnen, und daß wir, mit Hilfe unserer muselmännischen Kleidung, dasselbe während der Nacht besuchen könnten. Es war zur Zeit des Ramasans, wo die Türken, vom Fasten erschöpft, nach Sonnenuntergang ihre Wohnung nicht verlassen. Unser Führer ist seitdem gestorben; ich kann also ohne Anstand des von ihm uns geleisteten Dienstes gedenken.

Indessen hatten wir noch Manches zu erwägen, bevor wir den gewagten Gang unternahmen. Wir wußten sehr wohl, daß Todesstrafe über jeden Christen verhängt ist, den man an diesem heiligen Orte findet, zu welchem selbst der Sultan ihm nicht den Eintritt erlauben kann. Schreckliche Beispiele hatten

bereits bewiesen, wie wenig die Muselmänner von ihren Vorschriften abwichen, und mit Ausnahme Ali Bey's war kein Reisender ihrer Rache entgangen. Bankes, der den Tempel verkleidet, mit Hilfe eines Renegaten, besucht, mußte sich in aller Eil flüchten, und konnte mit Mühe Jaffa und ein europäisches Schiff erreichen, ohne ergriffen zu werden. Doch mußte das griechische Kloster, wo er gewohnt, seines Gastes wegen eine schwere Strafe erlegen. Belzoni's Gattin benutzte eine Ausbesserung der Moschee, sie zum Theil zu sehen, ohne davon einen genauen Begriff zu bewahren.

Nach kurzem Nachdenken hielt ich es jedoch nicht für erlaubt, eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen, die eine der interessantesten Episoden unserer Reise bilden, die besonders meinen jungen Begleitern einen tiefen Eindruck hinterlassen konnte.

Was sucht der Reisende? Gemüthsbewegungen und Erinnerungen. Und sind wir in diesem Betrachte nicht alle Reisende im Leben? Erinnern wir uns nicht gern an die abenteuerlichen Ereignisse unserer Vergangenheit? Die Geschichte selbst, ist sie nicht eine Sammlung der Abenteuer der Völker, und wenn einige derselben mit so vielen Opfern ein Vaterland zu erringen sich bemühen, während andere sich vielleicht verwegen in Ruhm oder Freiheit stürzen, was thun sie anders, als sich der berauschendsten wie der edelsten Gemüthsbewegung zu überlassen?

Wir machten uns wohlbewaffnet gegen zehn Uhr Abends auf den Weg. Die Nacht war dunkel, und sobald wir eine Laterne ansichtig wurden, traten wir bei Seite. Wir gelangten endlich an die nördliche Thür, und im tiefsten Schweigen stiegen wir auf sieben

Stufen zum Vorhof hinan, der den ganzen Raum beherrscht.

So befanden wir uns nun auf der Stelle, die man schon zu den Zeiten Israels nur vollkommen rein betreten durfte. So befanden wir uns in dem Heiligsten des Heiligen, dessen Wunder Salomo geschaffen und besungen, von dessen ehemaliger Größe jedoch keine Spur mehr vorhanden ist. Der Pflug ist über diese Trümmer gegangen, und des alten Tempels einzige Ueberreste sind jene großen Steine, auf welche die östliche Mauer des Berges Moira sich stützt, und wo große unterirdische Gemächer sich befinden sollen, die noch Niemand betreten.

Den arabischen Schriftstellern zufolge bedecken die Gebäude der gegenwärtigen Moschee des ehemaligen Tempels ganzen Raum. Phokas, der im zwölften Jahrhundert schrieb, bescheinigt das. Der alte Vorhof war, nach den arabischen Schriftstellern, 1563 Fuß lang und 930 Fuß breit, während der der gegenwärtigen Moschee nur 1369 Fuß lang und 845 Fuß breit ist. Die vier Seiten der Moschee sind durchaus auf dieselbe Weise orientirt, wie jene des alten Tempels. Die östliche bildet zugleich einen Theil der Stadtmauern, und scheint über dem Kedronbache zu schweben. Die gegen Süden hängt mit dem Palaste des türkischen Statthalters zusammen, und wird vom Berge Sion durch eine Schlucht geschieden.

Dieser Raum mußte sehr ausgedehnt sein, weil er zur Zeit der beiden Belagerungen Jerusalems als Festung und letzter Waffenplatz diente. Lieset man die Geschichtschreiber der Kreuzzüge, sollte man glauben, daß sie sich begnügt, Flavius Josephus zu kopi-

ren, wenn er der hunderttausend Juden gedenkt, die im Umfang des Tempels erschlagen wurden, und deren Geschrei von den benachbarten Bergen widerhallte. Albufeda schlägt auf 60,000 die Zahl der Muselmänner an, die in Omar's Moschee umgekommen.

„Wollt Ihr wissen," sagt Gottfried von Bouillon in einem Briefe an den Papst, „wie man mit den Feinden verfahren, so wisset, daß in der Säulenhalle Salomonis und im Tempel die Unsrigen bis zum Gebiß ihrer Pferde sich in unedlem sarazenischem Blute befunden."

Von der Höhe des Vorhofes konnten wir, der Dunkelheit ungeachtet, die Gesammtmasse der Gebäude, untermischt mit Blumen und Blumenbeeten, übersehen, in deren Mitte sich die berühmte Moschee des Felsens erhob, deren Dom ganz Jerusalem beherrscht.

Bevor wir sie betraten, lies unser Führer uns unsere Schuhe ausziehen, so mächtig wirkte noch die gewohnte Ehrfurcht auf einen Menschen, der dadurch, daß er uns in das Heiligthum führte, sein Leben aufs Spiel setzte. Wir schritten zwischen der Moschee und einem sehr zierlichen, östlich sich erhebenden Gebäude hinweg. Es ist ein achteckiges und nicht ein rundes Gebethaus, wie man es auf dem von Ali Bey entworfenen Plan erblickt. Es stützt sich auf zwölf röthliche Marmorsäulen, jede aus einem einzigen Stück gehauen. Zwischen den beiden Säulen im Süden ist eine Vertiefung, wo man betet. Diese Stelle, welche in großer Verehrung steht, wird Mek khemet Daud oder Davids Gerichtsstuhl genannt. Von dort begaben wir uns zum südlichen Theil des Tempels zu einer Vorhalle, dem Hause des Statthalters gegenüber.

Diese Halle stützt sich auf acht Säulen von grünem und gemischtem Marmor.

Die Moschee ist ein achteckiges Gebäude, von dem jede Seite 60 Fuß lang ist, und die folglich 480 Fuß im Umfang mißt. Das Innere besteht aus zwei Schiffen und einem majestätischen Dom. Das erste Schiff stützt sich auf 16 Säulen und 8 Pfeiler vom schönsten braunen Marmor. Das zweite Schiff besteht aus 12 Säulen mit verschiedenartigen Kapitälern, die wahrscheinlich von dem alten Herodestempel herrühren. In diesem Umfang befindet sich der heilige Felsen, der den Haupttheil des Gebäudes einnimmt. Denn es scheint, daß der von Adrian zerstörte Tempel Salomonis und Herodes nie wieder aufgebaut wurde.

Unter den morgenländischen Kaisern gehörte der Boden, auf welchem jener Tempel gestanden, zu mehreren Kirchen. Es scheint selbst, nach des Patriarchen von Alexandria, Eutuchius, Zeugniß, daß der Ort gänzlich verwildert und mit Unrath bedeckt war, als die Sarazenen sich der Stadt Jerusalem bemächtigten.

Nach seinem Einzug in die Stadt ließ der Kalif Omar den Patriarchen Sophonibus kommen, und fragte ihn, wo ehemals der Tempel Salomonis gewesen, wie der heilige Felsen, dessen Mahomet gedacht. Er begab sich dahin mit allen Großen seines Hauses. Man grub nach, schaffte den Mist bei Seite, welcher den Felsen bedeckte, wonach Omar ihn vollkommen mit seinem Mantel reinigte. Seine Offiziere waren ihm dabei behilflich, und noch an demselben Tage wurde der Grundstein zu der jetzigen Moschee gelegt. Der arabischen Volkssage zufolge hatte Jakob gegen

diesen Felsen sein Haupt gelehnt, als er die Himmelsleiter erblickte, und hier auch lies Mahomet seinen Fußtapfen, als ihn der Erzengel Gabriel von Mekka nach Jerusalem versetzte.

Auf denselben Felsen, sagt Wilhelm von Tyrus, setzte sich der Würgengel, als er sein Schwert über Israel schwang. Diese doppelte Tradition hat also aus demselben einen Gegenstand der Verehrung für alle Sekten gemacht. Während der Besetzung Jerusalems durch die Kreuzfahrer schlugen die Pilger Stücken ab vom Felsen, um sie auf die Altäre ihrer Pfarrkirchen auszustellen. Nach der Wiedereroberung der heiligen Stadt durch Saladin ließ er den Felsen mit Rosenwasser waschen, und richtete die Moschee so ein, wie man sie jetzt sieht. Die Muselmänner glauben, daß in ihr die Gebete Gott am angenehmsten sind, und daß alle Propheten seit Erschaffung der Welt bis auf Mahomet darin gebetet.

Der Felsen springt auf einem mittlern Durchmesser von 30 Fuß, in halbrunder Form, aus dem Boden. Seine Oberfläche ist ungleich, zerbrochen, in natürlicher Gestalt. Er ist mit einem Eisengitter umschlossen, und sechs Fuß darüber schwebt ein breiter grüner und rother Atlashimmel.

Unser Führer ließ uns zuerst den Fußtapfen Mahomets berühren, der sich an der südwestlichen Seite befindet, wonach er nahe dabei ein Gitter öffnete, und uns auf eilf Stufen in einen Keller führte, der noch heiliger ist, als die ganze übrige Moschee. Es ist eine Art Krypta, wie in den alten Hauptkirchen, aber enger und geheimnißvoller.

„Bei meinem Eintritt in das Heiligthum," sagt

ein alter arabischer Schriftsteller, „fürchtete ich, daß der Felsen unter meiner Sünden Last einstürze. Aber da ich sah, daß andere mit Missethaten beladene Pilger es unversehrt betraten und verliessen, wagte ich mich auch hinein, und es widerfuhr mir nichts.“ Des Arabers Beispiel gab uns Muth, und wir konnten, wie er, unserer Sündenschuld unbeschadet, ganz ruhig den Keller besuchen.

Er ist ganz in den Felsen gehauen. Seine Wände sind unregelmäßig. Er hat keine andere Oeffnung, als die auf dem Punkte, wo Mahomet gebetet haben soll. Seine Länge mißt 16, seine Breite 8 Fuß. Zur Rechten ist ein kleiner Marmoraltar mit arabischen Verzierungen, Makan Suleiman, oder Salomonsstation genannt. Ein anderer ähnlicher, aber auf eine andere Art ausgehauener zur Linken heißt Davidsstation. Endlich eine Vertiefung auf der Nordseite, die eine Art Tisch bildet, ist die Eliasstation. Eine Lampe erleuchtet dies Heiligthum, von dem wir schnell einen Plan aufnahmen, so wie von dem Innern der Moschee, bis auf eine Höhe von 10 Fuß, indem die Finsterniß uns verhinderte, des Domes Wölbung zu sehen.

Dieses Gebäudes Inneres, wie das aller Moscheen überhaupt, vereinigt Größe mit Einfachheit. Es flößt die der Natur des muselmännischen Kultus eigenthümliche Andacht ein, die ernst, schweigend, ohne Prunk ist. Das Gebet wird von den Mahometanern mehr als Ausdruck eines unwiderstehlichen Gefühls, denn als Vollstreckung einer Pflicht betrachtet. Der Araber steigt ab von seinem Kameel mitten in der Wüste, der Türke kniet auf öffentlichem Platze nieder, um zu

beten, ohne die Aufmerksamkeit Anderer zu erregen. Gottlosigkeit würde in diesem Lande ein Skandal sein, obgleich frommer Eifer Niemandem als ein besonderes Verdienst angerechnet wird. Man braucht nur eine Moschee besucht zu haben, um davon überzeugt zu sein.

Tiefes Schweigen herrscht in dem heiligen Raume. Es wird weder durch Gesänge, noch durch Geldforderungen, noch durch das Geräusch der Stühle, oder durch Unterhaltungen unterbrochen. Einige Verse aus dem Koran, über Gottes Allmacht, über die Geduld im Unglück, über die Pflichten der Mildthätigkeit sind der Wände alleiniger Schmuck.

Von allen Moscheen, die wir gesehen, ist keine so interessant, als die von Jerusalem. Es ist etwas Sonderbares, Geheimnißvolles in diesem nackten Felsen, umschlossen von marmornen Säulenhallen, von vergoldeten Gittern, von seidenen Tapeten, und seit so vielen Jahrhunderten verehrt. Reichthum, Zierlichkeit, Größe, Alles ist vereint in diesem merkwürdigen Denkmaal.

Als wir die Moschee verliessen, trat der Mond zwischen den Wolken hervor, erhellte den ganzen Umfang, und ließ uns alle Gebäude, Schwibbogen, Gebethäuser und Baumgruppen sehen, die ihre breiten Schatten auf das Marmorpflaster des Vorhofes warfen. Man hätte sich in einen jener in den arabischen Mährchen beschriebenen Zauberpaläste versetzt glauben mögen.

Wir konnten indessen diesen Anblick nicht lange geniessen. Unser Führer, von plötzlichem Schrecken ergriffen, riß uns gegen die Thür, durch welche wir hereingekommen. Kaum waren wir durch dieselbe ge-

treten, und befanden uns ausser Gefahr, so blieben wir stehen, um unsrer Gedanken wieder mächtig zu werden, glücklich, einen so furchtbaren Ort betreten, noch glücklicher, ihn wieder verlassen zu haben. Den Kopf von arabischen Erinnerungen voll, wiederholten wir unterwegs den Vers aus dem XCVII. Kapitel des Koran:

„O, wer kann begreifen, wie köstlich diese Nacht gewesen, köstlicher als tausend Nächte.“

Ein Wort über den gegenwärtigen Zustand der britischen Kolonien in Australien.

Glückliche Zeitalter sind unfruchtbar für die Geschichte. Dies Axiom ist mit vollem Rechte anwendbar auf die letzten acht Jahre der britischen Kolonien von Sydney und Hobard-Town, deren Fortbestand sie für eine lange Zukunft gesichert haben. Sie haben viele Verbesserungen veranlaßt. Sie haben auf ganz natürliche Weise, durch der Dinge alleinige Macht, für jene Niederlassungen neue, unerschöpfliche Hilfsquellen eröffnet.

So viele bisher unbekannte Völker verkünden sich in entfernten Gegenden. Der Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei bietet so unausgesetzt unter so verschiedenen Himmelsstrichen sich uns dar, und dieser Kampf hat in seinem Gefolge so viele Zwiste und Reibungen von den Gestaden, wo Griechenland war, bis zu den Küsten, wo Kolumbia entsteht, daß friedliche Eroberungen kaum auf wenige Augenblicke die

Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande sind. Zu diesen letztern gehören die Fortschritte, welche die britischen Ansiedelungen auf Neuholland und auf Van Diemens-land, in Australien, in den letzten Jahren gemacht.

Leider ist die Auswanderung nach dieser Weltgegend lange nicht so unterstützt worden, wie sie es verdiente. Die Regierung forderte lange Zeit den Besitz eines Kapitals von wenigstens 500 Pfund Sterling (6000 rhein. Gulden) zur Niederlassung in Australien. Hoffte sie etwa durch solche Mittel die drückende Last der Verarmung in England zu vermindern? In dem Fall irrte sie sehr. Von Jahr zu Jahr wurden die unentgeldlichen Ueberfahrten vermindert, und jetzt können diejenigen, welche sich freiwillig dahin begeben wollen, sich fast ausschließlich nur der Handelsschiffe bedienen. Seit man ihnen jedoch ausgedehntere Ländereien zugestanden, scheint die Zahl der wohlhabenden und rechtschaffenen Auswanderer sich nach und nach vermehren zu wollen. Bei Allem dem ist vielleicht noch ein halbes Jahrhundert erforderlich, bevor das englische Volk mit dem Gedanken einer dem Mutterlande so fernen Ansiedelung vertraut werden wird.

Das Gebiet von Neusüdwales (eigentlicher Kern der britischen Besitzungen in Neuholland) ist in zehn Provinzen oder Grafschaften geschieden, die folgende Namen haben: Argyle, Ayr, Cambridge, Camden, Cumberland, Londonderry, Northumberland, Roxburgh, Sydney und Westmoreland. Die innern Grenzen dieser Provinzen sind noch nicht genau bestimmt. Die Kolonie von Port Macquarie gehört zur Grafschaft Ayr, und die ausgedehnten Entdeckungen Oxley's sind in diesen Abtheilungen mit inbegriffen.

Die emanzipirte Bevölkerung ist die wohlhabendste, thätigste und aufgeklärteste Fraktion der Gesammtmasse. Beinahe alle Industrie, wie der Ackerbau, befindet sich in ihren Händen. Diese Klasse besteht aus ehemaligen Deportirten, die nach Ueberstehung ihrer Strafzeit in Australien geblieben sind, und auf eigene Kosten Unternehmungen begonnen haben, die fast überall im blühendsten Zustande sind. Ihre Rechtschaffenheit ist beinahe immer im entgegengesetzten Sinne ihrer frühern Moralität, so viel ist ihnen daran gelegen, durch ihr Betragen den auf ihnen haftenden Verdacht von sich abzuwälzen, und dem Uebelwollen ihrer Nebenbuhler in Handel und Wandel nicht den mindesten Vorwand zu lassen. Es ist freilich nicht der Triumph der Tugend, sondern des persönlichen Interesses. Aber für die Gesellschaft ist das Resultat durchaus dasselbe.

Die in Australien geborne freie Menschenklasse bildet, nach 40 Jahren, ein bereits sehr bemerkliches Gewicht in der gesellschaftlichen Wage, und es ist vorauszusehen, daß sie in Kurzem, sowohl durch ihre Zahlenmenge als durch ihren Reichthum eine entscheidende Präponderanz in der Kolonie gewinnen wird. Diese Race ist körperlich stärker und früher manubar als die eigentliche europäische. In gleichem Maße entwickeln sich auch ihre geistigen Kräfte schneller, und Alles scheint ihr eine unzubezweifelnde Ueberlegenheit zuzusichern.

Es gibt bereits mehrere gelehrte, allgemein nützliche und wohlthätige Gesellschaften zu Sydney, Hobart-Town und Bathurst. Sie geben ihre Verhandlungen heraus und haben bereits den Grund zu einer

australischen Literatur gelegt. Wentworth ist als Geschichtschreiber und Verfasser einer sehr guten Statistik von Neusüdwales und Van Diemensland bekannt. Einige Werke über Weinbau und Viehzucht sind erschienen. Miß Woolstonecraft hat die Rechte des weiblichen Geschlechts vertheidigt. Man kennt auch die Nationaldichtungen des jungen Tompson und des ehrwürdigen Michael Robinson.

Bald wird jede Stadt ihre eigene Bibliothek haben. Es erscheinen in der Kolonie Neusüdwales fünf Zeitungen, von denen die älteste schon seit 25 Jahren existirt. Van Diemensland hat zwei Zeitungen.

Auf keinem Punkte der Erde verwendet man größere Sorgfalt auf den öffentlichen Unterricht, als in Australien. Der Statthalter Macquarie hatte dafür den achten Theil des ganzen Kolonial-Einkommens angewiesen. Jedes entstehende Dorf erhält sogleich seine Schule und einen vom Staat besoldeten Lehrer. In den meisten Distrikten gibt es ausserdem noch Sonntagsschulen für alle Alter. Die jungen Deportirten werden besonders unterrichtet. Ausser den Primarschulen gibt es auch mehrere Kollegien für den höhern Unterricht, nebst einigen Privaterziehungsanstalten. An Fecht-, Musik- und Tanzmeistern fehlt es nicht.

Mehrere große Londoner Handelshäuser haben Komptoirs zu Sydney. Mode- und Kurzewaarenhändler haben sich schnell bereichert. Der Jackson-Hafen ist sehr belebt. Die jährliche Einfuhr aus England in demselben übersteigt 400,000 Pf. Sterling (4,800,000 rh. Gl.). Auch die Einfuhr aus Kalkutta, Nordamerika, Valparaiso, dem Vorgebirg der guten Hoffnung, China, den Südsee-Inseln und Neuseeland ist sehr

bedeutend. Beinahe eben so stark ist die Ausfuhr nach den letzten Gegenden, während die nach England und den Vereinstaaten Nordamerika's noch nicht hoch in Anschlag gebracht werden kann.

Selbstmord durch freiwillige zweimonatliche Enthaltung aller Speise*).

Im Frühling 1831 befand sich in den Gefängnissen von Toulouse ein Individuum, Namens Granié, der Ermordung seiner Frau wegen angeklagt, und auf dem Punkte vor den nächsten Assisen gerichtet zu werden. Sein Verbrechen, wie ein zweites, das er im Kerker gegen seinen Schlafgenossen verübt, ließ ihn das Schicksal voraussehen, welches ihm bevorstand. Es war nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, daß er der Todesstrafe entgehen könne. Er wußte das, faßte den Entschluß, Hungers zu sterben, und brachte ihn, aller dagegen angewandten Mittel ungeachtet, in Ausführung. Er starb, nachdem er drei und sechszig Tage hinter einander sich aller Speise enthalten.

Wilhelm Granié war 34 Jahr alt, seines Standes Ackerbauer, gebürtig von Gaillac-Toulza, im Arrondissement Muret, des Ober-Garonne-Departements, und wohnhaft daselbst. Am 5. April Morgens zankte er sich mit seiner Frau. Dieser letzten Geschrei war so stark, daß mehrere Personen ihr zu Hilfe eilen woll-

*) Man vergleiche mit dem merkwürdigen Aufsatz: „Tagebuch eines sich freiwillig zu Tode Hungernden", im vierten Bande des Jahrgangs 1829 dieses Werks.

ten. Aber sie fanden die Thür verschlossen. Sie forderten Granié auf, ihnen zu öffnen; doch vergebens. Bald nachher wurde Alles still. Granié riß das Fenster auf und zeigte den Nachbarn den blutigen Kopf seiner Frau.

„Ich habe ihn eben abgeschnitten,“ sagte er. „Sie wird nun nicht mehr schreien.“ Er steckte ihn in einen Sack, zeigte auch diesen den Zuschauern, während das Blut rauchend daraus hervordrang, ergriff eine Schaufel, und drohete Jeden zu tödten, der es wagen würde, sich ihm zu nähern. Demungeachtet drang der Maire von Verjaud, mit einer Abtheilung Nationalgarde, in das Haus, und bemächtigte sich des Mörders nach hartnäckigem Widerstande.

In seinem Verhör bezeugte Granié einen großen Haß gegen seine Frau. Er erklärte, daß er sie mit einem Holzscheit zu Boden geschlagen, ihr sodann mit einem Messer, dessen man sich zum Beschneiden der Reben bedient, mehrere Stiche rings um den Hals versetzt, und da sie immer noch Athem geschöpft, ihr endlich den Kopf vollkommen abgeschnitten habe.

Während die Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, beging er am 12. April einen zweiten Todtschlag gegen seinen Schlafgefährten Johann Mespoulet, Yaga genannt. Nach einem unbedeutenden Zwist mit demselben, ergriff er den Deckel eines Kübels, und schlug ihm damit den Schädel ein.

Am 20. April wurde Granié von Murêt in die Gefängnisse zu Toulouse versetzt. Seiner Wuthbezeugungen wegen traf man die erforderlichen Maßregeln, damit er weder sich noch andern schaden könne. Man fesselte ihn an Händen und Füßen. Seit fünf Tagen

hatte er sich bereits geweigert, Speise zu geniessen. Er blieb bei diesem Entschlusse bis zum 17. Juni, wo, nach entsetzlichen Schmerzen, die Natur unterlag. Alle Speise, die man ihm mehrmals mit Gewalt beigebracht, spie er sogleich wieder aus, ohne das Mindeste davon zu bewahren. Er trank nur von Zeit zu Zeit Wasser, und manchmal seinen Urin. Das Feuer, von dem sein Magen verzehrt wurde, mußte seinen Durst unerträglich machen.

Der gewöhnliche Arzt der Gefängnisse von Toulouse, Castanet, besuchte ihn täglich zweimal. Am 24. April bemerkte er die ersten Zeichen zunehmender Abmagerung, und am 29. allgemeines Zittern. Demungeachtet hatte der Gefangene am 30. April noch Kraft genug, das Schloß an seiner Handkette zu zerbrechen. Den 18. Mai zeigte sich heftige Beklemmung. Das Schlucken schien am 6. Juni sehr schwierig. Am 12. gab der Puls 89 Schläge in einer Minute. Heftige Verzuckungen beendeten am 17. diese lange Todesqual.

Obgleich im Allgemeinen sehr einsilbig während seiner Gefangenschaft, beantwortete Granié doch mehrere an ihn gerichtete Fragen, und zwar auf eine Weise, die jede Voraussetzung von Geisteszerrüttung zu beseitigen im Stande war. Auf alle Vorstellungen, welche man ihm täglich machte, Speise zu nehmen, entgegnete er, daß er lieber Hungers sterben, als sich den Hals abschneiden lassen wolle. Er besorgte auch, daß wenn er sein Dasein auf dem Schaffot ende, sein Vermögen konfiszirt, und seine drei Kinder dadurch an den Bettelstab gebracht werden dürften.

In den Denkwürdigkeiten von Manchester, welche

der Doktor Percival herausgegeben, werden mehrere Beispiele von sehr schwachen Thieren angeführt, die eine lange Entziehung aller Nahrung ertragen. Er versichert, daß man in einer Hungersnoth das Leben ziemlich lange mit Wasser fristen könne. Er führt in diesem Betrachte das Resultat einiger Experienzen an, die er mit Vögeln verschiedener Gattung angestellt. Keiner von denen, die zu trinken sich geweigert, überlebte den neunten Tag, während ein anderer, der mehrmals getrunken, bis zum 22. Tag lebte.

Im zweiten Bande der medizinischen Mittheilungen führt der Doktor Robert Willan ein Beispiel an, das beinahe eben so merkwürdig ist, als das von Granié aufgestellte.

Ein junger Mann von etwas melancholischem Gemüth und ernstem Geiste, übrigens vielfach unterrichtet, verspürte einige Anzeichen von Unverdaulichkeit und innere Schmerzen. Die Einbildungskraft mit falschen religiösen Begriffen angefüllt, beschloß er, durch gänzliche Enthaltung aller Speise sich zu heilen. Er verließ plötzlich seine gewohnten Beschäftigungen, wie seine Freunde, nahm eine Wohnung in einer finstern Gasse, und genoß von nun an nichts als Wasser, in welches er ein wenig Orangensaft gemischt. Nach dreitägiger Enthaltsamkeit verspürte er keine Neigung mehr zum Essen, und setzte seine Studien ohne Ermüdung fort. Er machte sich durchaus keine Bewegung, schlief wenig, und las den größten Theil der Nacht. Sein täglicher Wasserverbrauch war höchstens 1/4 Maß, und der Saft von zwei Orangen diente ihm für eine ganze Woche.

Während den zehn letzten Tagen verminderten seine

Kräfte sich sehr schnell. Er konnte nicht mehr das Bett verlassen, und sein Zustand flößte ihm nicht ungegründete Besorgnisse ein. Er hatte sich bis dahin geschmeichelt, daß er durch übernatürliche Mittel erhalten werde, und seine Einbildungskraft ließ ihm irgend ein großes Ereigniß ahnen, das dieser langen Enthaltsamkeit Folge sein würde. Aber seine Illusion verschwand, als er sich langsam hinsterben sah.

Um dieselbe Zeit hatten seine Verwandten seinen Zufluchtsort entdeckt, und es gelang denselben, ihn zu bereden, den Besuch eines ehrwürdigen Geistlichen anzunehmen, der ihn von seinem Irrthum überführte, und ihn bewegte, sich medizinischer Behandlung zu unterziehen, um seine Gesundheit wieder zu erlangen.

Doktor Willan besuchte den jungen Mann am 23. März 1786. Er hatte seit einundsechszig Tagen nichts gegessen. Der Arzt fand ihn mit dem Tode ringend. Sein Gesicht hatte das Ansehen eines Skelets, dessen Muskeln man in ihrer natürlichen Lage ausgetrocknet. Es fehlte seinen Augen nicht an Feuer. Seine Stimme war noch gut und verständlich. Aber sein Geist war sehr geschwächt.

Er hatte es unternommen, die Bibel zu kopiren, und dem Text Noten beizufügen. Er zeigte dem Doktor diese Arbeit, die bis zum zweiten Buche der Könige gediehen war. Er deutete ihm zugleich an, welche Fortschritte er im Abkürzen gemacht.

Vom 23. bis zum 28. März schien er seine Gesundheit schnell wieder zu erlangen. Er konnte aufstehen und ohne unterstützt zu sein, im Zimmer sich ergehen. Aber am 29. verlor er die Besinnung und starb Tags darauf. Willan vermuthet, daß dieses jungen

Mannes Enthaltsamkeit von aller Nahrung die längste gewesen, welche man je in England beobachtet, und daß sie unmöglich so lange hätte dauern können, wäre sie nicht durch eine ausserordentliche Geistesüberspannung, die sich dem Wahnsinn näherte, begünstigt worden.

Granié, der freiwillig während 63 Tagen aller Nahrung sich enthalten, war von heftigem blutdürstigem Karakter, von unerschütterlichem Entschlusse. Es war bei ihm nicht, was man gewöhnlich Seelenstärke nennt, sondern eine wenigstens eben so große Ueberspannung, als bei dem jungen Briten. Bei diesem war die Einbildungskraft mit religiösen Ideen beschäftigt; bei jenem anfänglich durch Rachsucht, sodann durch Furcht vor der Strafe seines Verbrechens.

Wäre 1786 die Schädellehre bekannt gewesen, hätte Doktor Willan auf dem Kopfe seines Kranken den Frömmigkeits-Höcker finden können, und es müßte merkwürdig sein, den Bericht, welchen er davon zu machen im Stande gewesen, mit dem zu vergleichen, durch welchen wir erfahren, daß auf Granié's Schädel an der Stelle, wo dieser Höcker sein soll, eine große Vertiefung sich befunden.

Ein Besuch bei den kalabresischen Albaniern.

Ich verließ Corigliano an einem schönen Herbstmorgen, und sagte seinen Feudalthürmen, seiner dreifachen Wasserleitung, seinen Orangenhainen Lebewohl, um den albanischen Kolonien von San Demetrio, westlich von der Stadt, zuzuwandern. Den Orangenbäumen folgten bald Oelbäume, und diesen Eichen. Ich sah von Ferne das weitläufige Kasino von San-Mauro Torreggiare *), wie die Italiener sagen. Wie alle übrigen in Kalabrien, ist es befestigt, mehr einem Fort als einem Landhause ähnlich.

Man lieset Sitten und Geschichte eines Volks in seiner Bauart, und jene ländlichen Festungen Kalabriens erinnern den Reisenden auf jedem Schritte an dieses Landes tiefgewurzeltes Unheil: die Räuberei. Der alte König von Neapel, der im eigentlichen Sinne des Worts sein Volk zu Gunsten seiner monarchischen Interessen demoralisirt, hatte zuerst jene Räubereien gegen die Franzosen organisirt, welche damals alle Provinzen des Festlandes besetzt hielten.

Als er den Thron wieder bestiegen, bemühete er sich, sein eigenes Werk zu vernichten. Aber die Maßregeln, welche seine Regierung ergriff, waren mehr geeignet, das Uebel fortdauernd zu machen, als es auszurotten. Dennoch sind seit einigen Jahren die Banden weniger zahlreich und kühn. Aber das Eigenthum ist immer noch wenig gesichert; Handel und Ackerbau sind gänzlich im Verfall.

Jenseits San-Mauro wird das Land nackt,

*) Thurmspitzen, wenn man so sagen könnte.

die Bäume verschwinden, die Vegetation stirbt am Fuße eines unfruchtbaren Hügels. Auf demselben sah ich einen auf seinem Esel reitenden Bauer. Es war die erste menschliche Gestalt, die ich seit Corigliano erblickt. Denn es war Sonntag und die Felder waren verödet. Er bemerkte auch mich, wartete, bis ich ihn erreichte. Sein Filz, zugespitzt wie ein Zuckerhut, beschattete eines jener feinen, leidenschaftlichen Gesichter, die der eigentliche National-Typus des kalabresischen Volkes sind.

Ehemals ging der Bauer dieser Gegend nie aufs Land, ohne sein Gewehr. Seit das Gesetz ihn entwaffnet hat, trägt er eine Axt zur Seite. Auch mein Gefährte hatte eine solche am breiten Ledergürtel. Meiner Gewohnheit nach war ich allein und zu Fuß. Er stieg sogleich von seinem Esel, und zwang mich aufzusitzen, mit der Versicherung, daß er eine Weigerung meinerseits für ein Zeichen von Verachtung halten würde.

Er war ein Albanier von San Demetrio. Als er erfuhr, daß ich keinen andern Zweck habe, als Bekanntschaft mit seinen Landsleuten zu machen, erzählte er mir seiner Vorfahren und Skander-Begs Thaten, indem er mit Nichtachtung der Italiener, seiner Nachbarn, gedachte, die, sagte er, nicht wie wir den Großsultan bekriegt haben.

Bald erreichten wir San Demetrio, einen schmutzigen, ärmlichen Flecken, in der herrlichsten Lage. Die Natur scheint auf diesem Punkte des Menschen Elend durch den Luxus ihrer Vegetation bedecken zu wollen. Ich begab mich zu dem Mann, für den ich ein Empfehlungsschreiben hatte und von dem ich mit der zu-

vorkommendsten Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Er war früher einer der ersten Magistratspersonen des Königreichs; aber durch die meineidige Rückwirkung von 1821 seines Amtes beraubt, begab er sich zu seinen Penaten, wo er seitdem in der größten Zurückgezogenheit lebte.

Demungeachtet befand er sich immer noch unter Bewachung der Polizei, weßhalb meine erste Sorge darin bestand, mich zum Richter zu begeben und ihm meinen Paß vorzulegen. Kurz vorher hatte der Polizeiminister, Marquis Intonto, ein Kreisschreiben erlassen, durch welches die Unterbehörden eingeladen wurden, etwas sparsamer mit ihren Scherereien gegen die Reisenden zu sein. Diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß ich nicht ein vollkommenes Verhör erleiden mußte, bevor mein Paß visirt wurde.

Die Reisenden sind überdem in dieser Gegend so selten, daß man zu San Demetrio seit fünfzehn Jahren keinen solchen gesehen. Man bemerkt das gleich an des Volkes Uneigennützigkeit. Ein Schuhmachermeister (maestro-scarparo) wollte für die Arbeit, die er für mich verrichtet, keine Bezahlung annehmen. Er schätze sich glücklich, sagte er, die Ehre gehabt zu haben, für den Signor Forestiere arbeiten zu können. Der letzte Reisende war ein Brite gewesen. Jedermann sprach von seinem kurzen Verweilen, wie man künftighin von dem meinigen sprechen wird, als von einer großen Begebenheit.

San Demetrio ist Hauptort eines albanischen Bezirks. Die fünf oder sechs Dörfer, aus denen er besteht, sind in der Nähe gruppirt. San Giorgio ist das größte. In Vicarizzo bemerkt man in der

weiblichen Tracht den meisten Luxus. In den nahen Bergen ist viel Erz. Aber Niemand bekümmert sich um dessen Ausbeutung, die Regierung am allerwenigsten.

Der albanischen Kolonien Dasein ist ein merkwürdiges, dennoch wenig bekanntes geschichtliches Phänomen. Es scheint, daß die ersten Albanier ungefähr zehn Jahre nach Einnahme Konstantinopels durch die Türken nach Italien gekommen. Dies große Ereigniß, das die Gestalt der Angelegenheiten Europa's verändern sollte, versetzte, indem es ein altes baufälliges Staatsgerüst zusammen stürzte, auch einem jungen Staate, den die Energie eines einzigen Mannes gegründet, den Todesstreich.

Georg Castriot, bekannt unter dem Namen Skander-Beg (Alexander Herr), war von seinem Vater dem Sultan Amurat als Geißel überantwortet worden. Nach seiner Befreiung schwang er 1443 die Fahne der Unabhängigkeit und Rache gegen den Usurpator seines Erbes, den Mörder seiner Familie.

Er rief die albanischen Stämme zum Kampf, und an der Spitze seiner tapfern Mirditen begann er einen Krieg, den er 23 Jahre gegen alle Streitkräfte des ottomannischen Reiches fortsetzte. Amurat wurde überall geschlagen, und starb in einem Anfall von Wuth über sein Mißgeschick. Mahomet II bestieg den Thron und eroberte Konstantinopel. Als Vorposten der Christenheit, forderte der Soldat Jesu Christi (Titel, den sich Skander-Beg beilegte) die Fürsten Europa's zur Hilfe auf. Aber sie blieben unthätig, und er allein setzte den Kampf Europa's gegen Asien fort. Durch seine beharrliche Tapferkeit gehört er zu den größten historischen Gestalten des fünfzehnten Jahrhunderts.

Alphons von Arragonien herrschte damals zu Neapel. Als geschickter Politiker und Feldherr nahm er die Eroberung von Bizanz zu Herzen. Er erblickte in dem entstehenden Koloß einen natürlichen Feind, und beantwortete allein Skander-Begs Ruf. Er sendete ihm 1454 einige Hilfe unter dem Befehl Raymonds von Ortaffa.

Nach Alphons Tode bedurfte sein Sohn Ferdinand aller seiner Macht, um in dem Herzog Johann von Anjou einen mächtigen Mitbewerber und in dem Fürsten von Tarent einen undankbaren, starken Rebellen zu bekämpfen.

In Barletta von dem Condottiere Jakob Piccinino, im Solde Anjou's, belagert, war es um seine Krone geschehen, als er am Gesichtskreis Segel erscheinen sah. Der unermüdliche Skander-Beg benutzte einen von dem stolzen Bajazet geforderten Waffenstillstand, um dem Sohn seines alten Bundesgenossen zur Hilfe zu eilen. Er befreite ihn, nahm Trani, verheerte die Ländereien des Fürsten von Tarent, schlug Piccinino, und trug bei zu dem entscheidenden Siege von Troia, der dem Hause Arragonien die Krone zusicherte.

Skander-Beg erhielt 1461 von Ferdinand die kleine Stadt San-Pietro, in Calatina, zum Geschenk, und begründete in derselben die erste albanische Kolonie im Königreich Neapel. Später erhielt er auch Trani und einige Dörfer auf dem Berge Gargano.

Dieser nomadische Fürst starb 1467. Sein Sohn Johann Castriot war nicht stark genug, um gegen Bajazet zu kämpfen. Nach einigen Gefechten bemächtigte sich der Sultan des ganzen Albaniens, und stellte sofort die Bewohner desselben auf die schreckliche Al-

ternative, entweder ihren Glauben abzuschwören oder das Land zu verlassen. Von dieser Zeit schreibt sich ihre Auswanderung nach Italien her. Auch Johann Castriot floh nach Neapel, wo der König aus tausend Albaniern ein Infanterieregiment bildete, das bis zur Revolution existirte.

Die übrigen Albanier liessen sich auf dem Berge Gargano nieder, den sie beinahe als ein Nationaleigenthum betrachten konnten. Indessen beunruhigte ihre Gegenwart die Regierung, und es ist nicht zu bezweifeln, daß, hätte man sie vereinigt gelassen, der Gargano für sie dasselbe geworden wäre, was später für die spanischen Mauren die Alpuxarras wurden. Man wies ihnen deshalb kulturfähige Ländereien an und zerstreute sie durch das ganze Königreich.

Die kalabresischen Griechen (so nennt man sie) stehen bei ihren Nachbarn nicht im besten Ruf. Aber sie verdienen das gegen sie gehegte Mißtrauen nicht ganz. Seit Langem haben sie sich der Arbeit als einer Nothwendigkeit ergeben, und auf unfruchtbaren Bergen wohnend, haben sie große Haiden bebaut und Einöden in reiche Felder umgestaltet. Durch Lage, Kultus und Sitten vereinzelt, haben sie, von Italienern umringt, ihr eigenthümliches Dasein bewahrt. Vier Jahrhunderte haben den nationalen Stempel noch nicht ganz verwischen können.

Ihre Sprache haben sie unverletzt bewahrt, obgleich sich nach und nach einige italische Worte in dieselbe gemischt. Eine neue Existenz, neue Beziehungen erfordern auch neue Ausdrücke. Aber ihre albanischen Landsleute verstehen sie noch vollkommen. Sie sprechen das Kalabresische nur aus Nothwendig-

keit mit ihren Nachbarn, unter einander nie. Man kann das bilingues des Horaz auf sie anwendbar machen.

Ihre Sitten, Zeit und neue Gewohnheiten haben sie gemildert. Die Regierung hat sich viele Mühe gegeben, sie zu entnationalisiren. Die Männer haben ihre eigenthümliche Tracht ablegen müssen. Ehemals gingen sie nur bewaffnet. Nach dem Dekret von 1821 wurde Todesstrafe über Jeden verfügt, der Waffen tragen oder sie nur in seinem Hause bewahren würde *). Sie vereinigten sich auf den öffentlichen Plätzen, um im Mondschein ihre alten Nationalgesänge zu singen. Ein zweites Dekret hat alle aus mehr denn fünf Personen bestehende Versammlungen verboten. . .

Die Albanier liebten den Tanz über Alles; die Regierung hat ihn beschränkt. Das von Jahr zu Jahr sich unausgesetzt vermehrende Elend hat ihnen zu allen übrigen Zerstreuungen die Lust benommen. Bei allem dem haben sie noch etwas von ihrem ehemaligen Unabhängigkeitssinn bewahrt, der nur ein günstiges Zeichen erwartet, um in seiner ganzen Stärke sich zu beurkunden.

„Du siehst nur noch den Schatten unsers Volks," sagte ein alter Albanier mit weißem Haar in seiner zutraulichen Sprache zu mir. „In meinen Jugendjahren hättest Du noch Albanien auf den kalabresischen Bergen finden können. Man hätte Dich mit Freudengeschrei empfangen, Dir zu Ehren ein Fest veranstaltet. Aber jetzt sind wir nicht mehr wir selbst.

*) Die Todesstrafe ist seitdem in Galeerenstrafe verwandelt worden.

Sie fürchten Dich hier. Weißt Du, warum? Sie halten Dich für einen Spion.“ . . .

Der italischen Albanier Kultus ist der griechische, doch erkennen sie die Obergewalt Roms, obgleich sie es habsüchtig (rapace) und treulos (perfidia) nennen. Man ließ ihnen über diesen Punkt keine Wahl; es war um Sein oder Nichtsein zu thun.

Ihre Priester verheirathen sich, und meinen Beobachtungen zufolge ist die albanische Geistlichkeit eben so protestantisch, als die von Genf und Edinburg. Sie befindet sich unter dem katholischen Bischof von Bisignano, obgleich sie auch ihren eigenen griechischen Bischof von Synope (in partibus infidelium) hat, dem aber kein anderes Recht zusteht, als den Priestern die Weihe zu ertheilen. Er wohnt im griechischen Kollegium St. Adriano, eine Viertelstunde von San-Demetrio. Ich besuchte ihn. Er ist ein ehrwürdiger, mannigfach unterrichteter, keineswegs fanatischer Greis.

Nachdem wir mit einander Kaffee getrunken, zeigte er mir ein Werk, welches er über die Geschichte der Albanier bearbeitet. Unter den Büchern, die er als Quellen benutzt und von denen er mir einige geliehen, fand ich eine sehr seltene Schrift Angelo Masci's, eines italischen Albaniers, der nicht gemeine Talente hatte und der vor einigen Jahren zu Neapel gestorben ist. Er stellt mehrere interessante Näherungen zwischen seinen Landsleuten und den Germanen auf, dessen ursprüngliche Sitten Tacitus so treu geschildert. Sie haben dieselbe Waffen- und Freiheitsliebe gemein, die man bei allen Völkern bemerkt, welche der ent-

nervende Strom unserer europäischen Zivilisation noch nicht mit sich fortgerissen.

Auf andern Punkten sind sie dagegen gänzlich von einander verschieden. Die Frauen z. B., die von den Germanen mit so großer Ehrfurcht behandelt wurden, spielen bei den Albaniern eine sehr untergeordnete Rolle. Die Gattin ist nichts, als die Ancella des Hauses. Diese Art Sklaverei ist nicht im Gesetz, aber in den Sitten, und sie ist vollkommen. Eifersucht und Gewohnheit erhalten sie. Die Frauen sind sehr unwissend. Die der untern Stände bauen das Feld. Die der höhern Klassen haben keine andere Beschäftigung, als ihr Spinnrad.

Der Bischof unterrichtete mich über einige Landesgebräuche. Die Beerdigungs-Förmlichkeiten sind die eines halbwilden Volkes, und ganz dieselben, wie die in den Bergen Albaniens gebräuchlichen. Verwandte und Freunde versammeln sich im Hause des Verstorbenen. Man legt ihm seine schönsten Kleider an, und trägt ihn zur Kirche mit entblößtem Gesicht. Alle Beiwohnenden stoßen auf dem ganzen Wege jämmerliches Geschrei aus. Männer und Frauen zerzausen sich die Haare, und schlagen sich gegen die Brust. Man spricht eine Art Leichenrede zu Ehren des Todten, und das Ganze wird durch ein fröhliches Mahl beendet.

Die Heirathsfeierlichkeiten sind von anderer Art. An dem dazu bestimmten Tage verschließt die Braut sorgsam ihre Hausthür. Der Bräutigam (il padrone) erscheint bewaffnet, und stimmt unter jener Fenster einen Gesang an, um sie zu bitten, die Thür zu öffnen. Keine Antwort ihrerseits, indem es ihr verbo

ten ist, vor dem Abend das Schweigen zu brechen. Ihre Verwandten antworten für sie. Umsonst verspricht der Verlobte seiner Zukünftigen schöne Kleider und kostbaren Schmuck, um sie zu bewegen, mit ihm sich zur Kirche zu begeben. Endlich geht ihm die Geduld aus; er sprengt die Thür, ergreift das Mädchen an der Hand, und führt es fort.

Ich habe einer solchen Vermählung beigewohnt. Die nächsten Verwandten hielten die Braut an der Hand. Als Jungfrau war sie mit einem weißen Schleier umhüllt. Wittwen allein verheirathen sich mit bloßem Gesicht. Die Heirathspathen (compari) verwechselten mehrmals, mit großer Geschicklichkeit, die Krone des Gatten mit jener der Gattin, und umgekehrt. Denn beide hatten einen Kranz von weißen Rosen und Immortellen auf dem Haupte. Der Priester nahm sodann ein Glas Wein, worin Tunkschnitten eingetaucht waren. Die neuen Gatten kosteten davon, wahrscheinlich zum Zeichen ihrer künftigen Lebensgemeinschaft. Die Pathen theilten unter sich den Ueberrest. Während seinem griechischen Gesange beschrieb der mit dem goldenen Meßgewand bekleidete Geistliche, zuerst zur Rechten, sodann zur Linken einen großen geheimnißvollen Kreis, wobei ihm alle Beiwohnenden, einer nach dem andern, folgten. Das Ehepaar kniete endlich nieder, um den Segen zu empfangen.

Die Gattin fand die Angehörigen ihrer neuen Familie, wie die der ihrigen, an der Hausthür ihres Mannes, um sie zu bewillkommen. Sie sangen im Chor ein albanisches Lied, dessen Endreim folgender war: „Sei willkommen, o junge Frau. Du bist unter

deines Gatten Dach, wie Wein und Salz auf dem Festtische, wie die aufgehende Sonne in Mitte ihrer Strahlen."

Von dem Bischof, der mich mit Höflichkeitsbezeugungen überhäuft, begab ich mich in die Hauptkirche. Sie war nackt, düster, und mit Personen beiderlei Geschlechts angefüllt. Ich hatte hier Gelegenheit, die Tracht der Frauen zu studieren. In ihrer Form ist sie schon sehr italisch geworden; aber da die hellen Farben eben so sehr den Kalabresen als den Albaniern gefallen, haben sie wenigstens in dieser Hinsicht keine Veränderung erlitten. Sie tragen noch jetzt den Flammeum, oder rothen, blau und gelb besetzten Schleier, und das grüne mit Gold gestickte Mieder. Sie nennen es Vulgarida, nach dem Vogel, dessen Farben es hat. Es ist sehr zierlich, und da die meisten Frauen gut gewachsen sind, steht es ihnen vortrefflich.

Männer und Frauen sangen knieend und getrennt, zuerst abwechselnd, sodann gemeinschaftlich, den Abendsegen. Diese ländliche Feierlichkeit hatte etwas Einfaches, etwas Alterthümliches, das zum Herzen sprach.

Die bunte, malerische Kleidung der Frauen kontrastirte mit des Tempels Dunkelheit. Ein letzter Strahl der untergehenden Sonne drang durch die runden Scheiben, und erleuchtete das Gesicht einer am Altare knieenden Albanierin. Dieser schöne griechische Kopf, der allein erhellt war, erschien wie eine himmlische Vision in des Heiligthums Dämmerung.

Ich wünschte einige albanische Volksgesänge zu sammeln. Mein Wirth von San Demetrio empfahl mich einem seiner Freunde zu Santa-Sofia, der

davon eine Sammlung hatte. Dies Dorf ist kaum zwei Stunden von dem ersten entfernt; aber tiefe Schluchten, von reissenden Bächen durchströmt, über welche nirgends Brücken führen, wie beinahe in dem ganzen kläglichen Königreich Neapel, machen alle Verbindungen zwischen ihnen sehr beschwerlich, und unterbrechen dieselben im Winter oft ganz.

Der Weg zieht sich auf der Höhe entlang. Man hat hier und da Aussichten gegen den Chratis und die Ebene von Sybaris, die jetzt mit ungesunden Sümpfen und mit Büffelochsen und Wölfen bevölkert ist. Mein Wegweiser schritt vor mir her, und sang ein Volkslied folgenden Inhalts:

„Eine Mutter beweinte ihren Sohn, ihren einzigen Sohn. Sie war in Betrübniß. Denn er war Kriegsgefangener, und so weit von ihr, daß er ihr keine Nachricht von sich geben konnte.

„Er schrieb einen Brief, und band ihn einem Vogel an die Flügel. Und der Vogel setzte sich auf einen Baum, unter dem die arme Mutter weinte. Er schüttelte seine Federn, und der Brief fiel zu ihr nieder.

„Sie ergriff ihn und las die Worte: Mutter, ich komme wieder zu Dir, wenn Du ein Hemd mit Deinen Haaren nähen, und mit Deinen Thränen waschen wirst, wenn das Meer ein Blumengarten geworden sein, wenn der Hollunderstrauch Feigen, und der Nußbaum Trauben tragen wird."

Der Baron**, an den ich zu Santa-Sofia empfohlen worden, war abwesend. Da der Brief offen war, las ihn seine Frau; denn sie konnte lesen. Indessen scheint es, begriff sie den Inhalt nicht recht, denn sie nahm das Wort „raccommandazione" in

einem mildthätigen Sinne, und bot mir, nach einiger Zögerung, ein reichliches Almosen an. Ich lehnte es lachend ab, und äusserte, daß ich sie nicht um Geld, sondern um Gesänge bitte. Sie bildete sich nun ein, daß ich eine Pönitenzreise mache.

Ich wurde in mehrere Häuser eingeladen, und man stritt sich um die Ehre, mich zu bewirthen. Der Syndik des Orts war überaus gastfreundschaftlich. Er ist ein Neffe des gelehrten Philologen Baffa, der 1790, während den Saturnalien des Königthums starb, als Pagano, Cirillo, Eleonora Fonseca, der ehrwürdige Admiral Caraccioli, und die meisten tugendhaften und genialen Männer Neapels aufs Blutgerüst geschleift wurden. Es verdient bemerkt zu werden, daß das kleine Dorf Santa-Sofia mehrere wirklich ausgezeichnete Schriftsteller erzeugt. Ueberhaupt haben alle italischen Albanier einen scharfen Verstand, und eine lebendige, rasche Begreifungs-Fähigkeit.

Mein Ausflug war, in Hinsicht auf seinen eigenthümlichen Zweck, nicht glücklich. Das erhoffte Heft befand sich in den Händen eines Professors von Cosenza, und war vielleicht verloren. Das Volk ist, durch die beständig auf ihm lastende Bedrückung, gleichgültig geworden gegen seine nationalen Ueberreste. In zehn Jahren werden sie vielleicht vollkommen vergessen sein.

Ich wendete mich an die Sybille des Dorfes. Ihr altes Gedächtniß hatte noch die Strophen einiger Balladen bewahrt, in welchen die Thaten Skander-Begs gefeiert, und die jetzt noch von den Barden Albaniens gesungen werden. Ihre Harmonie ist langsam und

einförmig. Die albanischen Laute haben etwas Rauhes. Man bemerkt, daß sie einer Gebirgssprache angehören.

Die Schreibkunst wird nur wenig kultivirt, demungeachtet gibt es unter den Albaniern Italiens einige satyrische Volksdichter, die alle Lächerlichkeiten ihrer Bekannten ausbeuten, und sie in Reime schmieden. Es gibt auch Spottgesänge über die Regierung; aber man singt sie nur in der innigsten Vertraulichkeit.

Am andern Morgen begleiteten mich meine Wirthe, groß und klein, bis zum Chratis, der einige Miglien unterhalb Santa-Sofia strömt. Ein starker Mann trug mich durch seine Fluth. Jenseits grüßte ich zum letzten Male meine Wirthe, und versenkte mich ins Gehölz, um sie vielleicht nie mehr wieder zu sehen.

Acht Tage später kam ich nach San-Costantino, dem ersten Dorfe von Basilicata, auf der Grenze Kalabriens. Es wird ebenfalls von einer albanischen Kolonie bewohnt, und liegt so vereinzelt, daß seit Menschengedenken kein Reisender in ihm gesehen worden.

Es war am 20. November. Der Schnee fiel in großen Flocken. Der Himmel war bedeckt, die Natur traurig. Alles schien gestorben, und die Luft war so kalt, daß ich meine ganze Einbildungskraft in Anspruch nehmen mußte, um mich zu überzeugen, daß ich im warmen Italien mich befinde.

Ich klopfte an bei dem griechischen Geistlichen, der mich in seine Wohnung, und an seinen mehr als mäßigen Tisch aufnahm. Es war nämlich einer der vier Quatember des griechischen Ritus, und ich mußte dessen ganze Strenge ertragen.

Nirgends hat die albanische Tracht der Frauen sich besser erhalten, als hier. Der Vereinzelung des

Ortes wegen hat sich derselben bis jetzt noch nichts Italisches beigesellt. Ihr Kopfputz ist sehr seltsam. Die langen schwarzen Haare sind mit weißen Bändern umwunden, welche sie Bombacella nennen. Sie schlingen die Haarflechten um den Hals, und knüpfen sie am Hinterkopf zusammen. Das Ganze läßt sich am besten mit einer Fechtlarve vergleichen. Dieser „Putz" wird Chescetta genannt.

Verheirathete Frauen allein haben das Recht, die Chesa zu tragen, einen gestickten Lappen, über welchen ungeheure Nadeln emporragen, deren dicke Köpfe von durchbrochener Arbeit sind. Frauen und Mädchen schmücken sich mit massiven Halsbändern und sehr großen goldenen Ohrringen.

Ihre Röcke sind von rother Farbe, mit sechs bis sieben breiten, gelben oder blauen Bandtressen besetzt. Die Aermel sind weit und reichen bis zum Ellenbogen. Das hellgrüne Mieder (vulgarida) ist dasselbe, wie zu San-Demetrio. Schuhschnallen machen den Putz vollständig. In dem Allem ist etwas Asiatisches vorherrschend. Man glaubt beinahe, indische Tracht zu sehen. Aber die Töchter von San-Cerstantino sind keine Bajaderen.

Die armen Albanier sind am Theilungstage nicht am besten bedacht worden. Seit länger denn dreihundert Jahren kämpfen sie mit einer geizigen Natur, die ihnen nichts gewährt, als was ihr mit Mühe entrissen wird. Einige Kastanienbäume, ein wenig Getreide und schlechter Wein, in den untern Theilen ihrer Gemarkung, gewähren ihnen kaum die für das ganze Jahr erforderlichen Lebensmittel.

Höher noch, zu Casalnuovo, wohnen ebenfalls Albanier, die jener Exil wie ihr Elend theilen. Viel ärmer als ihre Landsleute in Kalabrien, haben sie mit ihnen dieselbe Sprache, denselben Kultus gemein. Das Klima, in welchem sie leben, ist sehr kalt; der Schnee liegt bei ihnen 6 Monate lang. Sie lieben sehr Wein und starke Gewürze, besonders den rothen Pfeffer.

Ich glaubte einige Nationalgesänge bei ihnen zu finden: vergebliche Hoffnung! Wirft man den Einwohnern in diesem Betrachte ihre Gleichgültigkeit vor, so schieben sie alle Schuld auf die Regierung, die ihnen keinerlei Elend erspart. Man hört nur einen Schrei in diesem unglücklichen Lande, den einer allgemeinen Trauer. Die auffallendste Entmuthigung ist überall vorherrschend. Demungeachtet verfolgt die Regierung ununterbrochen denselben Weg, der das Land unumgänglich zu Grunde richten muß....

Ich habe in Kalabrien, wie in Basilicata, noch andere albanische Kolonien besucht, die mehr oder weniger ihren Ursprung verrathen. Einige derselben haben noch den griechischen Kultus bewahrt, andere haben sich dem römischen zugeneigt. Alle haben die vaterländische Sprache und etwas von ihrer alten Tracht beibehalten. Die alten Gebräuche dagegen sind größtentheils verschwunden, und die Nationalgesänge sind vergessen.

Einige Monate später, nachdem ich Kalabrien verlassen, fand ich bis gen Otranto und bis Biferno, an der Grenze von Abruzzo, albanische Völkerstämme. Aber sie haben sich größtentheils dergestalt mit ihren Nachbarn vermischt, daß man sie von denselben kaum

noch unterscheiden kann. Sie befolgen den griechischen Ritus nicht mehr, mit Ausnahme des kleinen Dorfes Villa-Badessa, nahe bei Civita-di-Penne, wo er noch beibehalten worden. Mehrere griechische Namen sind allein dem Schiffbruch entronnen. Man findet selbst in Capitanata noch Castrioten, obgleich Geschichtschreiber behaupten, daß der letzte Nachkomme der Familie Skander-Begs, der Marquis von St. Angelo, in der Schlacht bei Pavia von Franz I eigenhändig getödtet worden.

Die Albanier in der Provinz Molisa (dem alten Samnium) sind leichter zu erkennen. Sie haben zwar auf Kultus und Tracht ihrer Väter verzichtet, dagegen deren Sprache, besonders aber ihren stolzen, rachsüchtigen Karakter bewahrt. Ihr Wahlspruch, wie bei ihren Brüdern in Kalabrien, ist: sangue lava sangue (Blut wäscht Blut). Ich könnte mehr als eine Katastrophe andeuten, die beurkundet, mit welchem Eifer sie denselben in Ausführung bringen.

Die Albanier bewohnen im Königreich Neapel neunundfünfzig Flecken und Dörfer. Sie bilden eine Bevölkerung von mehr als 60,000 Seelen. Sie haben dem Lande dadurch große Dienste geleistet, daß sie bis dahin unfruchtbare Gegenden bebauet. So lange die Regierung dies begriff, begünstigte sie ihre Einwanderung. Sie dauerte fort bis zur Zeit Karls V. Aber die Ungeschicklichkeit der Vizekönige beendete sie bald durch zugleich lächerliche und belästigende Schereien, dergestalt, daß mehrere tausend Familien, die schon auf dem Punkte waren, sich nach Italien zu begeben, in ihrem Vaterlande blieben, wo sie spä-

ter, selbst unter türkischer Herrschaft, sich nicht in einer so traurigen Lage befinden konnten, als ihre unglücklichen Brüder unter dem eisernen Zepter der neapolitanischen Tirannei.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Eine arme Frau, Namens Katharina Fruit, verehelichte Delereux, wohnhaft zu Camphin, im Norddepartement, war angeklagt, am 30. Dezember 1830 vorsätzlich ihren ausserehelich gebornen fünfjährigen Sohn im Marcqflusse ertränkt zu haben. Die größte Noth allein hatte sie zu diesem verzweifelten Schritte geführt. Ihre Familie war zahlreich, und Delereux's geringer Verdienst war nicht hinlänglich zu ihrer Erhaltung. Unter solchen Umständen faßte die unglückliche Mutter den Entschluß, sich ihres unehelichen Kindes zu entledigen, über welches, wie es scheint, sie von Zeit zu Zeit Vorwürfe zu erleiden hatte.

Unter dem Vorwand, den Knaben nach St.-Léger, in Belgien, zu bringen, wo ihres Mannes Vater wohnte, machte sie sich mit jenem auf den Weg. Drei Zeugen begegneten ihr jedoch bald nachher in einer andern Richtung, auf der Straße nach Bouvines. Von Gruson schlug sie Nebenwege zum Marcqflusse ein. Sie durchwatete einen Sumpf und trieb ihren Sohn vor sich her. Gegen 10 Uhr Morgens kam sie allein nach Bouvines, in vollkommener Erschöpfung, mit blassem, von Schreck entstelltem Gesicht. An demselben Tage, spät am Abend, war sie wieder zu Camphin, wo sie der Frau Boidin, auf deren Frage nach

ihrem Knaben, antwortete: „Es geht ihm gut; er ist zu St-Léger."

Schon um 10 Uhr Morgens, am 31. Dezember, hatte man zu Gruson den Körper eines Kindes in der Marcq schwimmend erblickt. Man zog ihn heraus, und erkannte ihn für der Delereux Sohn. Diese wurde am andern Morgen verhaftet, und leugnete beharrlich, daß sie ihren Knaben ertränkt, obgleich sie nicht andeuten konnte, auf welche Weise er ins Wasser gefallen. — Die Geschwornen erklärten sie eines vorsätzlichen Mordes schuldig, weßhalb sie zum Tode verurtheilt wurde.

Es gibt in des menschlichen Herzens Tiefen vielleicht keine mit größerer Kaltblütigkeit erwogene und in Ausführung gebrachte Vorausberechnung, als die, welche sich aus einem Kriminalprozesse vor den Assisen zu Caen ergeben.

Johann Marie, 21 Jahre alt, und Franz Madelaine, 54 Jahre alt, standen in Arbeit bei dem Landeigenthümer Alleaume zu Annebault, im Arrondissement Pont-l'Evêque, der erste als Knecht, der andere als Drescher. Marie überredete seinen Kameraden, ihrem Herrn Korn zu stehlen, wozu Madelaine sich nach einigem Zureden geneigt zeigte. Alleaume bemerkte bald die bei ihm verübten Diebstähle, und beschwerte sich darüber.

Sein Knecht, der nun von dem Drescher verrathen zu werden fürchtete, faßte den Entschluß, sich desselben zu entledigen. Ohne ihn von seines Herrn Verdacht zu unterrichten, lud er ihn zu einem neuen Diebstahl für den nächsten Abend ein. Nachdem er

Madelaine's Zusage zu diesem Unternehmen erhalten, borgte er ein Gewehr. Obgleich es geladen war, zog er doch, aus Besorgniß, sein Opfer zu fehlen, den alten Schuß heraus, kaufte Pulver und Blei und lud es aufs Neue.

Nach diesen Vorkehrungen verbarg er sich auf dem Speicher und erwartete den Andern. Als er erschien, ließ er ihn ganz nahe kommen und streckte ihn zu Boden. Gleich darauf lud er abermals, und als sein Kamerad sich erhob, um sich zu retten, schoß er noch einmal gegen ihn; aber das Gewehr versagte.

Marie erklärte laut, daß er den Dieb verwundet, und daß, hätte beim zweitenmale sein Gewehr nicht versagt, er ihm gewiß das Lebenslicht ausgeblasen haben würde.

Des Doppelverbrechens, der Aufforderung zum Diebstahl und eines Mordversuchs wegen, angeklagt, wurde er von den Geschwornen, seines beharrlichen Läugnens ungeachtet, schuldig erklärt und deshalb zum Tode verurtheilt. — Eines Hausdiebstahls überwiesen, wurde über Madelaine fünfjährige Zwangsarbeit verhängt.

Es erscheint zu Paris ein periodisches Heft unter dem Titel: „La Caricature", dem gewöhnlich lithographirte Zeichnungen beigegeben werden. Eine dieser Lithographien stellte den König Ludwig Philipp vor, Seifenblasen machend. Jede derselben, die nach und nach in der Luft zerplatzten, hatte als Inschrift eines der Versprechen, welche, dem Verfasser zufolge, im Juli 1830 gemacht worden. Auf der einen las man: die Charte soll fernerhin Wahrheit sein; auf der an-

dern: keine Zivilliste mehr; auf der dritten: keine erbliche Pairie; auf der vierten: volksthümliche Wahlen, u. s. f.

Die Gens du Roi erblickten in dieser Karikatur eine Beleidigung der Person des Königs, und obgleich die Rathskammer des Gerichts erster Instanz diese Beschuldigung als unstatthaft verwarf, wurden dennoch, auf Antrag des Generalprokurators Persil, der Herausgeber der Karikatur, Aubert, und der Verfasser der Zeichnung, Philippon, vor die Assisen beschieden.

Der Substitut Aylies bewies zuerst, daß eine Zeichnung eben so wohl als jedes andere Erzeugniß der Presse vor Gericht verfolgt werden könne. Er ging sodann zur Prüfung der Inschriften der zerplatzenden Seifenblasen über:

„Die Charte soll fernerhin Wahrheit sein! Man beweise uns, bei welcher Veranlassung die neue Charte, die der König freiwillig angenommen, gelogen. — Keine Zivilliste mehr! Ein solches Versprechen war unmöglich; denn der König bedurfte derselben eben so wohl, wie jeder Beamte seines Gehalts. Ueberdem sagt die Charte ausdrücklich, daß die nächste Gesetzgebung die Zivilliste festzustellen habe. — Keine erbliche Pairie! Volksthümliche Wahlen! Wie konnte der König das versprechen? Es war nicht in seiner Macht. Er konnte nicht etwas zusagen, das er, unter einer Konstitution wie die unsrige, ohne Mitwirkung der Kammern nicht in Ausführung zu bringen im Stande war. Die Lithographie macht also dem König die Nichterfüllung von Versprechen zum Vorwurf, die er nicht geleistet. Ihr Sinn sagt wörtlich,

daß er sein Wort gebrochen; ein Begehen, das uns sehr strafwürdig scheint."

Der Angeklagten Advokat, Blanc, berichtete, wie einer seiner Klienten, Philippon, unter dem kläglichen Ministerium Villeles bereits verurtheilt worden, weil er in einer Karnevalsprozession figurirt, welche die Beerdigung des Handels vorstellte. Seitdem betrachtete er die Gegenstände immer unter ihrem lächerlichen Gesichtspunkte, und bemühete sich, sie unter demselben darzustellen. Auf solche Weise entstand in der neuesten Zeit die Karikatur, der es leider an Stoff nie gebrach. Er bewies, daß dies Blatt in seiner eigenthümlichen Sprache nur wiederholt, was die andern Zeitungen täglich in der ihrigen gesagt, ohne deshalb verfolgt zu werden.

„Ja", fuhr er fort, „man hatte uns viel versprochen, und man hat wenig gehalten. Wer nur Etwas gibt, und den Ueberrest abläugnet, bezahlt nicht seine Schuld. Man läugnet jetzt die geleisteten Versprechungen. Ihr habt uns also in den Julitagen betrogen? Wir erwarteten eine größere Fruchtbarkeit von dem mit unserm Blute getränkten Boden. Er ist unfruchtbar geblieben... Schande denen, welche die Aerndte erstickt.

„Man höre nur: eine umgewendete Charte, in der man, wie mit Bedauern, die Staatsreligion gestrichen, um sie durch eine Religion der Mehrheit zu ersetzen: eine Abgeschmacktheit ersetzt durch einen unnützen Unsinn..."

Präsident, unterbrechend: Ich kann eine solche Exkursion auf unserer Institutionen geheiligtes Feld nicht erlauben. Bleiben Sie bei der Sache.

Advokat. „Ich wiederhole nicht das Wort, und sage ferner: Großer Fortschritt, den Ihr da gemacht. Es verlohnt sich der Mühe, daß Frankreich darüber sich Glück wünsche! Eine Charte, in welcher man den dissidenten Religionsmeinungen einen Theil am Budget verweigert; gothischer Artikel, des zwölften Jahrhunderts vollkommen würdig. Und man hat die Schamlosigkeit, zu sagen: Wir hatten nur drei Tage zu dem Allem. Sagt vielmehr, fünfzehn Jahre. Denn seit fünfzehn Jahren, was thatet Ihr in der Kammer? Schlieft Ihr bei den Reden Foy's und Manuels? Schande Euch und Eurer Entschuldigung."

Nach dieser „energischen" Rede des Advokaten erhielt Philippon das Wort. Er erbat sich die Erlaubniß, im Namen des öffentlichen Anklägers zu sprechen, indem er auf solche Weise sich am besten zu vertheidigen hoffe. Sodann begann er folgendermaßen:

„Vor Allem, meine Herren, diese Zeichnung ist augenscheinlich eine Karikatur. Der Angeklagte verneint es vergebens. Der Beweis, daß sie eine Karikatur ist, liegt darin, daß die Regierung viel schöner ist, als er sie gemacht; und Sie wissen, daß wir die Regierung nie schmeicheln.

„Vergebens behauptet er, daß, weil er das Recht hat, zu schreiben, die Juli-Versprechen seien nicht gehalten worden, er auch das Recht habe, das Gleiche durch eine Zeichnung zu sagen. Dies Recht, er hat es nicht; denn so auch die Charte erlaubt, seine Meinungen zu schreiben, erlaubt sie doch nicht, dieselben zu lithographiren.

„Der Angeklagte begnügt sich nicht, sein Recht

über die Maßen auszudehnen; er will auch das unsrige beschränken. Er sagt zu uns: Ihr müßt nie des Monarchen Person erkennen, wenn sie nicht durch die Zeichen der Königswürde angedeutet wird. Und berufen wir uns auf die Aehnlichkeit, so sagt er, daß wir den König beschimpfen, indem wir ihn in einer Karikatur zu erkennen behaupten. Welche Logik! Ihm zufolge wäre die Aehnlichkeit willkührlich; sie existirte für die Einen und nicht für die Andern. Haben Sie nicht darüber unwiderruflich zu bestimmen? Und wenn Ihr Ausspruch ein Bild ähnlich erklärt, wird nicht alle Welt genöthigt sein, diese Aehnlichkeit zu erkennen, wäre es auch nur aus Ehrfurcht für Ihr Urtheil.

„Ja, meine Herren, verfahren Sie auf solche Weise, und wenn man Ihnen eines Tages eine recht unverschämte Karikatur vorlegt, in welcher jedoch nichts andeutet, daß sie sich auf den König beziehe, so wird Ihr Urtheil dieselbe auf ihn beziehen, und was ein Gegenstand des Zweifels für das Volk gewesen, werden Sie augenscheinlich machen für alle Welt.

„So, meine Herren, muß man die Königswürde begreifen, so muß man die erhabene Majestät vertheidigen. Man muß alle grotesken, satirischen oder beleidigenden Bilder vor Gericht ziehen; man muß ihnen den Namen des Königs anhängen; man muß ernsthaft debattiren, ob es seine Nase, sein Mund, seine Augen seien, die man lächerlich zu machen gesucht. Aus diesem beständigen Aneinanderreiben wird ein heller Glanz auf den Thron fallen. Auf solche Weise werden Sie ihn über die Menge erheben und mit Ihrer Ehrfurcht umringen. . . .

„Der Angeklagte behauptet, daß die geleisteten Versprechen unerfüllt geblieben, daß wir noch lange nicht des Glückes geniessen, welches er sich in der bestmöglichsten der Republiken versprach. . . . Was verlangt er denn? Ich bin königlicher Prokurator, Herr N. ist Generalprokurator; alle Welt hat bald das Kreuz; jeder wird wenigstens durch eine Präfektur passirt sein; das Volk sagt nichts, folglich ist es zufrieden. — Ihr wolltet freisinnige Institutionen. Ihr wolltet Eure Maire's ernennen. Ihr verlangtet ein Gesetz, das die Nationalgarde in eine große Masse verbinde. . . . Ei, ei! Ihr glaubtet, daß mit dem Juli die Sinekuren aufgehört. Sie sind freilich gestorben; aber nach drei Tagen sind sie wieder auferstanden: das ist Alles.

„Ihr erwartet Abgabenverminderung. Glaubtet Ihr zufällig, daß wir nur des Vergnügens halber oder zu Euerm Vergnügen regieren würden? Wer aber sollte die 120,000 Franken der Minister, die 40,000, 50,000 und 60,000 Fr. der Einnehmer, der Generaldirektoren bezahlen? . . .

„Ihr glaubtet, 50,000 Franken einem General gegeben, um das Volk zu besprengen, wie man einen Hund besprengt *), sei zu viel? Ihr glaubtet, daß man leicht Männer von Ehre und Fähigkeit finden könnte, welche, des alleinigen Ruhmes wegen, ihrem Vaterlande nützlich zu sein, hohe Aemter bekleiden

---

*) Bei dem großen Volksauflaufe zu Paris im Februar d. J. ließ der General Lobau Spritzen auffahren und sie gegen den lärmenden Haufen richten, der auf solche Weise zerstreut wurde.

würden? Armer Narr, sucht Patriotismus und Uneigennützigkeit anderswo.

„Ihr hattet Euch eingebildet, daß der Herzog von Orleans, weil er ein ungeheures Vermögen besitzt, weil er die Staatsfinanzen verschleudert, den Handel vernichtet, das Volk unter Abgaben erliegend gefunden, keine Zivilliste verlangen werde? Ihr kennt, scheint es, das menschliche Herz; ich mache Euch mein Kompliment. . . .

„Und die Charte, Euch zufolge, wäre nicht Wahrheit? Das ist zu arg, und durch so ungerechte Vorwürfe erbittert man die beherrschende Gewalt, nöthigt man sie zu „Gesetzen der Liebe und zu heilsamer Strenge". Worin ist dann die Charte eine Lüge? Sie garantirt feierlich der Franzosen Gleichheit vor dem Gesetze. Sie beseitigt also alle Privilegien; und ist nicht Jeder frei, wie zu jeder Zeit, Buchdrucker zu werden, wenn er — ein Patent erhält?

„Sie erkennt, daß jeder französische Bürger das Recht hat, seine Meinungen bekannt zu machen. Er kann Gebrauch machen von diesem Rechte, sobald er dem Schatze eine Kaution von 60,000 Franken leistet.

„Sie hat die Zensur vernichtet, damit die Presse frei sei. Das ist eine Wahrheit, und Ihr seid hier in Gesellschaft der Tribune, der Revolution, Figaro's, des Avenir, der Quotidienne, und selbst des Journal de Paris, um diese Wahrheit zu bescheinigen. . . .

„Es gibt noch eine andere Freiheit, meine Herren, die uns nicht weniger heilig ist, als die Preßfreiheit, nämlich die der Individuen. Niemand kann uns beschuldigen, die individuelle Freiheit verletzt zu haben. Man wagt nicht, zu sagen, daß wir auf leichte,

schwankende Vermuthungen hin Bürger ihrer Freiheit beraubt, daß wir mit ihnen die Gefängnisse angefüllt, und daß jeden Tag die Unglücklichen, nachdem sie vier Monate provisorisch im Kerker geschmachtet, durch Ihre Nichtschuldigerklärungen ihren Familien zurückgegeben worden" *).

In diesem Sinne sprach Philippon noch lange und beschloß endlich mit den Worten:

„Wenn Sie, meine Herren, den Angeklagten für nicht schuldig erklären, so thun Sie es bei Leibe nicht einstimmig. Seit einiger Zeit hat der öffentliche Ankläger starke Lektionen erhalten. Er hat denselben wenig Nutzen entnommen; aber er wird künftighin klüger sein. Ersparen Sie ihm also diesen Wischer."

Nach halbstündiger Berathung erklärten die Geschwornen die beiden Angeklagten als nicht schuldig, weßhalb sie sogleich in Freiheit gesetzt wurden.

Unmittelbar nach diesem Rechtshandel wurde, vor denselben Geschwornen, ein anderer ebenfalls politischer in Rede gestellt. In ihrer Nummer vom 24. März d. J. hatte die Tribune politique et littéraire, unter der Ueberschrift: „Ein wenig Entsetzen", einen Artikel bekannt gemacht, in welchem man besonders folgende Stellen bemerkte:

„Das Volk fragt sich, was es bei dieser Revolution gewonnen? — Was es gewonnen? Man frage darum die Patrioten, mit denen alle Gefängnisse in

---

*) Man vergleiche mit diesem beißenden Ausfall den Artikel: „Merkwürdige Rechtshändel", in den frühern Bänden dieses Jahrgangs der Bibliothek.

Paris angefüllt sind. Sie werden antworten: Ein wenig Entsetzen.

„Man durchreise das Land in den Umgebungen von Paris. Man nehme Platz in den öffentlichen Kutschen. Man wird sie nur von Flüchtlingen angefüllt finden, die einen Zufluchtsort vor den Streichen einer inquisitorischen Polizei suchen, die ihre Freunde geschlagen.

„Auf die Stimme eines Adjutanten des Königs hat man Cadoudal (einen Chouans-Anführer) in Freiheit gesetzt. Man hat dem wegen Aufstellung des Bildes Heinrich V verhafteten Priester seinen Kirchenschlüssel wieder gegeben. Danton, Guinard, Cavaignac, Trelat und ihre Freunde *) erwarten im Kerker das Resultat der Hauptanklage, die man, unter den leichtsinnigsten Vorwänden, sich nicht gescheuet gegen sie anhängig zu machen.

„Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß man den Frieden um einen Preis erkauft, um den kein Ehrenmann das Leben haben möchte; denn man hat, in Verachtung des allgemeinen Wunsches, die Ehre selbst geopfert, indem man Polen und Italien ihren Henkern überlassen.

„Wir hatten 1792 eine Regierung, die mit der Revolution fortschritt; die unsere stellt sich der von 1830 entgegen. Wir haben nur ein wenig Entsetzen; wolle das Geschick, daß wir in zwei Monaten noch sagen können: ein wenig."

---

*) M. s. über deren Prozeß den Artikel: „Die expeditive Gerechtigkeitspflege im heutigen konstitutionellen Frankreich", im sechsten Bande des laufenden Jahrgangs dieses Werks.

Der Generalprokurator erblickte in dem Allem, vorzüglich aber in der Vergleichung der gegenwärtigen Regierung mit der von 1792, welcher letztern den Vorzug zugestanden worden, eine Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der erstern.

In Beantwortung dieser Anklage sagte Bascans, verantwortlicher Geschäftsführer des inkriminirten Journals, unter Anderm:

„Vergleicht man mit dieser Verfahrungsweise jene Sündfluth von Requisitorien, mit denen wir seit einigen Monaten überschwemmt worden, ist es unmöglich, darin nicht eine Vorausberechnung, ein festgestelltes System gegen die Preßfreiheit zu erblicken. Man wundert sich oft, mehrere Zeitungen dem Ministerium vom 13. März (Ministerium Perier) seine Aehnlichkeit mit dem vom 8. August (Ministerium Polignac) vorwerfen zu hören. Diejenigen, welche an dieser Näherung ein Aergerniß nehmen, beachten nicht, daß in den Fortschritten der Zivilisation jede Epoche ihre Forderungen hat, und daß, ohne individuelle Beziehungen zwischen den Männern vom 8. August und denen vom 13. März zu suchen, es demungeachtet erlaubt ist, eine gewisse Uebereinstimmung in dem Gange dieser beiden Verwaltungen, hinsichtlich der Umstände, unter denen sie gebildet wurden, zu finden.

„So wie 1829 — obgleich Frankreich seit Langem auf alle möglichen Verzichtleistungen vorbereitet war, die öffentliche Meinung nicht ohne Zorn ein Ministerium (quasi-liberal für jene Zeit) durch ein anderes verdrängen sah, in welchem ein Polignac und ein Bourmont figurirten —, eben so mußte die öffentliche Unzufriedenheit laut werden, als 1831, nach dem Er-

wachen unsers Nationalstolzes und nach der Vernichtung jener von ihm gehaßten Restauration, Lafitte und Dupont (de l'Eure) verabschiedet wurden, um Menschen Platz zu machen, die sich als die Helden des Zentrums ankündigten, d. h. als Fortsetzer der Vergangenheit, Menschen, welche die Julirevolution abgeleugnet, die, taub gegen die Andeutungen der Presse, uns nichts ankündigen, als eine gewaltthätige Regierung, die Verabschiedungen auf Verabschiedungen folgen lassen, und die ohne alle Scham gerade die Bürger schlagen, denen von jeher unsere Bewunderung und unsere Ehrfurcht zu Theil geworden.

„Ein solches System mußte nothwendigerweise eine starke Opposition finden, und in der That von einundzwanzig Zeitungen, die täglich zu Paris erscheinen, verdammen nicht weniger als siebenzehn (die Zahl ist genau) des neuen Kabinetes Gang. . . Gestehen wir es, meine Herren, es muß wohl etwas Wahres in einer so allgemeinen, ich möchte fast sagen in einer so einstimmigen Opposition sein, die so viel Sympathie in allen Leseklassen findet."

Nach einer Berathung von kaum fünf Minuten erklärten die Geschwornen den Angeklagten einstimmig als nicht schuldig, und die Beschlagnahme der inkriminirten Nummer des Journals wurde wieder aufgehoben.

Seit mehreren Jahren war die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Prozeß gerichtet, der vor dem Gericht zu Lille verhandelt werden sollte. Man war begierig zu erfahren, wie unter der Regierung Ludwig Philipps eine Frage entschieden werden würde, die

man unter Karl X nicht in Rede zu stellen gewagt, weil in demselben eine gewisse Schwester Natalia figurirte, welche der gewesene König persönlich begünstigt, und die er vom Feuerherd einer bürgerlichen Küche so zu sagen auf den akademischen Thron erhoben, bloß ihrer schönen Augen und anderer vortrefflichen Eigenschaften wegen.

Es war um Rückforderung eines jungen schönen Mädchens zu thun, welche desselben Mutter der Schwester Natalia, Vorsteherin der Kongregation des Jesukindes, zur Erziehung anvertraut, und welche diese verleitet, dem Wunsche ihrer Mutter zuwider, den Nonnenschleier zu nehmen.

Dieser letztern Advokat, Doyen, gab folgende Uebersicht von der Sache:

„Frau Bonnet, meine Klientin, war zuerst mit einem gewissen Delobel verheirathet, von dem sie eine Tochter, mit Namen Katharina Henriette, hatte. Diese war noch nicht siebenzehn Jahre alt, als ihre Mutter sie der Schwester Natalia anvertraute, die kurz vorher bei Bovet als Köchin im Dienst gestanden und die nun ein Erziehungshaus geöffnet. Vom Glücke begünstigt, kaufte sie, für die Summe von 80,000 Franken, das Haus Lebon, in welchem sie die Kongregation der Töchter des Jesuskindes stiftete.

„Henriette folgte ihr dahin. Ihre Mutter, die nicht zugeben wollte, daß sie in einem Kloster bleibe, äusserte den Vorsatz, sie wieder zu sich zu nehmen. Aber auf der Schwester Natalia dringende Vorstellung, ihr das Mädchen noch ein Jahr zu lassen, um ihre Erziehung zu vollenden, willigte sie endlich ein. Während dieser Zeit nun wurde Alles aufgeboten, die un-

erfahrne Tochter zu bewegen, der Welt zu entsagen und Jesu Christi Braut zu werden.

„Um dies Resultat zu erlangen, mußte man sie von ihrer Mutter entfernen, die keineswegs mit den Ansichten der Vorsteherin übereinstimmend war. Man ließ sie also eines Tages, ohne sie im Mindesten darauf vorzubereiten, in eine Kutsche steigen, und brachte sie, in Begleitung einer Nonne, zu dem jungen Pfarrer von Capelle, dessen Liebenswürdigkeit und Ueberredungskraft man einen großen Einfluß auf das jugendliche Gemüth zuschrieb.

„Ich mag Ihnen nicht den Schmerz, die Verzweiflung der Mutter beschreiben, als sie von ihres Kindes Entführung benachrichtigt wurde. Sie schrieb unversäumt an die Vorsteherin, beschwor, bat sie, ihre Tochter ihr zurückzugeben. . . Keine Antwort. Sie schrieb ihr zum zweiten Male. Gleiches Schweigen. Sie drohete mit gerichtlicher Verfolgung. Man lachte über diese Drohung, und entgegnete par forme d'avertissement, daß Schwester Natalia nichts zu besorgen habe, weil König Karl X sie höchsteigen persönlich beschütze. . .

„Frau Bonnet entdeckte endlich ihrer Tochter Aufenthaltsort zu Anfang 1828. Sie schrieb ihr am 19. Januar, und erhielt eine Antwort, deren grobe Verstöße gegen Styl und Rechtschreibung die geringen Fortschritte bewiesen, welche sie unter der Schwester Natalia Leitung in dieser Hinsicht gemacht. Demungeachtet meldete sie ihrer Mutter, daß sie Lehrerin in einer Erziehungsanstalt werden solle, und daß sie gehorchen müsse, wenn sie sich nicht noch weiter von ihrem Geburtsorte entfernt sehen wollte.

„Man ersah aus diesem an Schreibfehlern jeder Art reichen Briefe, daß der armen Henriette eine Nonne beigegeben worden, die, unter dem Titel einer Freundin, beauftragt war, sie zu bewachen, ihre Handlungen zu spioniren, ihre Briefe aufzufangen, mit einem Worte, ihre Geheimnisse zu erforschen und sie der Vorsteherin mitzutheilen. Man sieht daraus, daß das Heuchelei- und Angebungssystem, welches unter des gewesenen Königs Regierung in die öffentliche Verwaltung eingeführt worden, sich schon ziemlich weit verbreitet hatte.

„Einige Zeit nachher erhielt Frau Bonnet einen zweiten Brief, durch welchen ihre Tochter ihr ankündigte, daß sie den Entschluß gefaßt, in ein Kloster zu gehen. Von dem jungen Pfarrer, bei dem sie wohnte, sagte sie:

„„C'est un saint; il prège (prêche) 2 fois le dimange (dimanche) et quelquefois 3, il dit la prière le matin avant de dire la messe et au soir la prière et la lecture et sa nourriture ce sont des carottes des navez (navets) et des aunions (oignons) avec les plures (pelures) et jamais du pain . . .““ *).

„Bald nachher, am 22. August 1828, nahm sie den Schleier, unter dem Namen Sainte-Rosalie. Als die Mutter der Schwester Natalia dieses hinterlistigen Verfahrens wegen Vorwürfe machte, entgegnete diese: „Ihre Tochter gehört Ihnen nicht mehr; Sie haben

*) Er ist ein Heiliger. Er predigt zweimal am Sonntag, und manchmal dreimal. Er sagt am Morgen das Gebet, bevor er Messe lieset, und am Abend Gebet und Vorlesen, und seine Nahrung besteht aus Möhren, Rüben und Zwiebeln mit der Haut, und nie Brot.

keine Ansprüche auf dieselbe. Was ich gethan, war für ihr Seelenheil. Plagen Sie mich noch länger, so schicke ich sie so weit von hier, daß Sie nie mehr von ihr reden hören."

„Gleich nachher ließ die Vorsteherin einen sogenannten Familienrath, bestehend aus einem Oheim der jungen Nonne, der zugleich Gärtner des Klosters war, und einigen andern bestochenen Personen, erklären, daß Frau Bonnet kein Recht auf die Vormundschaft ihrer Tochter habe, weil sie, bei ihrer zweiten Verheirathung, vor fünf Jahren, in derselben sich nicht habe bestätigen lassen. Der Gärtner wurde also an ihrer Stelle zum Vormund ernannt, und gab als solcher seine Einwilligung zu dem Eintritt des Mädchens in ein Kloster.

„Unterm 25. Januar d. J. schrieb ihr Stiefvater, Namens seiner Frau, an die heil. Rosalia, um sie nochmals aufzufordern, in das älterliche Haus zurückzukehren. Da dieser Brief ohne Antwort blieb, wendete man sich an die Obrigkeit. Ein Beauftragter derselben begab sich nach dem Kloster, um die junge Person zurückzufordern.

„„Ich kann sie Ihnen nicht geben," sagte Schwester Natalia. „Wissen Sie denn nicht, daß wenn ein junger Mensch in einem Alter von 18 Jahren in Militärdienst tritt, sein Vater ihn nicht mehr zurückfordern kann? Es ist dasselbe bei uns. Wenn ein junges Mädchen in die heilige Kongregation tritt, in die Kompagnie des Jesuskindes, gehört es uns, und seine Verwandten können es nicht mehr zurückverlangen.""

„Diese Rede war freilich nicht im Stande, den Kommissär zu überzeugen. Aber da er nicht den Auf-

trag erhalten, die Nonne mit Gewalt dem Kloster zu entreissen, zog er sich unverrichteter Sache zurück. Erst jetzt beschied die betrübte Mutter die heuchlerische Vorsteherin, die ihr hinterlistig ihr Kind geraubt, vor Gericht.

„Der Artikel 7 des Dekrets vom 17. Februar 1809 lautet folgendermaßen: „„Zöglinge oder Novizen können vor vollendetem 16ten Jahre kein Gelübde thun. Die Gelübde der Novizen unter 21 Jahr sind nur für ein Jahr gültig.„

„Die Gelübde der minderjährigen Novizen können also nicht über ein Jahr dauern, und damit sie gültig seien, bedürfen sie zu derselben Ablegung überdem noch der Bewilligung ihrer Aeltern, eine Bestimmung, die in diesem Fall gänzlich übergangen worden. Henriette hat ihr Gelübde am 22. August 1818 abgelegt. Dieses Gelübde war, den Worten des Gesetzes zufolge, nur gültig für ein Jahr. Es ist seitdem nicht erneuert worden, und die Mutter hat zu dieser Erneuerung ihre Bewilligung nicht gegeben. Jenes Gelübde ist also beendigt und null und nichtig.“

Der Schwester Natalia Advokat, Delafosse, erklärte, daß er sich keine individuellen Anzüglichkeiten gegen die Frau Bonnet erlauben, sondern nur Thatsachen in Rede stellen wolle. Er suchte zu beweisen, daß Mutter und Vorsteherin immer einverstanden gewesen, daß man weder materielle noch moralische Gewalt gebraucht, um diese zu vermögen, den Schleier zu nehmen, endlich, daß des Mädchens Mutter von der Schwester Natalia sechs hübsche Kaffeetassen (als Entschädigung für den Verlust ihrer Tochter?) zum Geschenk erhalten....

Der königliche Advokat Manche trat in den Sinn dieser letzten Vertheidigung ein, und schloß aus weitläufig aus einander gestellten Gründen, daß die Forderung der Frau Bonnet, um Rückgabe ihrer Tochter aus dem Kloster, als unstatthaft zu verwerfen sei.

Wir theilen nachstehend den vollen Text des von dem Gerichte gefällten Urtheils mit:

„In Erwägung, daß wenn das Dekret von 1809, zur Ablegung religiöser Gelübde der Minderjährigen, die zur Verheirathung im Zivilgesetzbuche vorgeschriebene Bewilligung fordert, man auch auf die von diesem Gesetzbuche aufgestellte Regeln, über Zustimmung oder Gutheißung, sich beziehen muß, sobald kein geschriebener Beweis dieser Bewilligung existirt;

„daß nach den Worten des Artikels 183 besagten Gesetzbuches, eine Nichtigkeitserklärung nicht anhängig gemacht werden kann, wenn die Verheirathung bewilligt oder gutgeheißen worden, sei es ausdrücklich oder stillschweigend von Seiten der Aeltern, deren Zustimmung gefordert worden; daß es in noch stärkerm Maße sich also verhalten soll, wenn es, wie in der schwebenden Sache, um ein Band zu thun ist, welches das bürgerliche Gesetz nicht als zeitweis betrachtet;

„in Erwägung, daß wenn kein geschriebener Beweis von der Zustimmung der Frau Bonnet beigebracht worden, dieser Beweis, dessen Mangel sich übrigens dadurch erklären läßt, daß diese letztere nicht schreiben kann, genügend durch die von ihr gegebene Zustimmung zu dem Gelübde ihrer Tochter ersetzt wird;

„daß diese stillschweigende Gutheißung der Mutter durch die Kenntniß gerechtfertigt wird, welche

sie von dem Gelübde ihrer Tochter hatte, und wie von dem Tage, an welchem es abgelegt werden sollte, so wie durch die an sie ergangene Einladung, bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig zu sein, ohne daß sie der Vollziehung derselben sich auf irgend eine Weise widersetzt, noch der Mittel sich bedient, welche das Gesetz ihr darbot, um ihre Tochter zurückzuerhalten, und sie dem Stande zu entziehen, dem diese die Absicht hatte, sich zuzueignen; daß es in der That schwer begreiflich sein würde, wie ein Kind, das nicht die Bewilligung seiner Mutter gehabt, eine solche Verpflichtung einzugehen, dieselbe eingeladen hätte, bei Ablegung seines Gelübdes gegenwärtig zu sein, und ihr den Augenblick anzudeuten, wo diese Feierlichkeit stattfinden solle;

„daß dieser Beweis auch noch aus den freundschaftlichen Verhältnissen sich ergibt, welche fortwährend zwischen Mutter und Tochter bestanden, besonders daß jene, obgleich diese seit den drei Jahren, während welchen sie als Nonne im Hause der Schwestern des Jesuskindes gelebt, von keiner gerichtlichen Aufforderung Gebrauch gemacht, um sie zu nöthigen, diese Gemeinschaft zu verlassen;

„daß die Umstände genügend beweisen, wie die Frau Bonnet eingewilligt, daß die minderjährige Delobel ihrem Beruf folge, und dem geistlichen Stande sich überlasse;

„daß sie jetzt nicht in einem Begehren zugelassen werden könne, dessen Resultat sein würde, ihre Tochter zu zwingen, diesen Stand in einem Augenblicke zu verlassen, wo sie ihre Volljährigkeit erreichen wird, und zwar ohne irgend einen Beweggrund, dem Willen

ihrer Tochter und deren wohlverstandenem Interesse zuwider; daß nachdem die Sache unter diesem Gesichtspunkte betrachtet worden, es überflüssig wird, die andern Fragen des Prozesses in Rede zu stellen;

„erklärt das Gericht die Frau Bonnet nicht annehmbar in ihrer Forderung, und verurtheilt sie zur Bezahlung aller Kosten.“

Man entnimmt daraus, daß es in Frankreich noch Gerichte gibt, welche der Sache der Jesuiten eine gute Wendung zu geben verstehen.... Jus summum, sæpe summa est malitia *).

Troclet, Bleicher und Gärtner zu Verrières, in den Umgebungen von Paris, war Schuldner einer lebenslänglichen Rente, von einem Kapital von 1400 Franken, zu Gunsten des Eigenthümers Belleaune, zu Antony. Das diese Rente betreffende Aktenstück, welches Belleaune in aller Form, vor Notar und Zeugen, ausgestellt glaubte, war nur ein von Troclet verfertigter Schein, den er seinem Gläubiger als vollkommen gültig annehmbar gemacht.

Der Betrug wurde bald erkannt, und die Parteien sollten vor dem Friedensrichter erscheinen. Indessen gab Troclet Belleaune eine Brotsuppe, welche dieser sehr gern aß, über deren herben, unangenehmen Geschmack er sich jedoch diesmal beschwerte. Er hatte starke Erbrechungen und heftiges Leibschneiden; doch erholte er sich wieder.

Am 30. August wurde er von Troclet eingeladen, sich mit ihm zu dem entfernt wohnenden Friedensrichter

*) Strenge Gerechtigkeit ist oft große Ungerechtigkeit.

zu begeben. Der dringenden Vorstellungen seiner Nachbarin Trousilot ungeachtet, sich vor seinem Schuldner zu hüten, entsprach er desselben Verlangen. Einige Tage nachher fand man seinen Leichnam in einem Steinbruch, nahe an der großen Straße, auf der Feldmark von Chantilly.

Ein von Troclet gemietheter Wagen, lügnerische Angaben, die er später widerrief, ein unter seine Treppe gegrabenes Loch, des Wagens Richtung von seinem Hause gegen den Steinbruch, erweckten, nebst mehrern andern Umständen, gegen ihn Verdacht, und veranlaßten seine Verhaftung. Er versuchte mehrere Vertheidigungssysteme, und beharrte endlich bei Folgendem, das, seinen Begriffen nach, unter den gegenwärtigen Umständen, ihm das Zweckmäßigste scheinen mochte.

„Am 28. Juli 1830," sagte er, „begegnete ich auf der Straße mehrern Jesuiten, die mich kannten. Sie vertrauten mir einen Kasten, in welchem sich kostbare Gegenstände befinden sollten. Ich vergrub diesen Kasten unter meiner Treppe."

Dieses Umstandes wegen wurde eine neue Untersuchung verordnet, aus welcher sich jedoch nichts Besonders ergeben. Der Angeklagte erschien endlich am 20. Mai vor den Assisen des Seine-Departements zu Paris. Die meisten Fragen des Präsidenten Agier beantwortete er durch absolute Verneinungen. „Nie", sagte er, „habe ich Belleaune Brotsuppe zu essen gegeben. Das ist eine große Lüge, die mir Niemand beweisen kann."

Ueber den angeblich von Jesuiten (von denen er

den Pater Jenesseaux, ehemaligen Vorsteher von Montrouge namhaft machte) ihm anvertrauten Kasten äusserte er, daß sich in demselben, ausser vielem silbernen Kirchengeräth, mehrere Banknoten der Bank von Bordeaux befunden, daß er den Kasten mit Hilfe eines Freundes geöffnet, und daß jeder von ihnen zehn Billete, jedes zu tausend Franken, genommen, welche er in dem Loche unter seiner Treppe verborgen. — Bei der darauf vorgenommenen Nachsuchung fand man jedoch diese Banknoten nicht.

Unter den Zeugen in dieser Sache bemerkte man besonders die Frau Trousilot und den Priester Jenesseaux. Gegen der erstern Aussage, hinsichtlich der Brotsuppe, erhob sich der Angeklagte mit großer Heftigkeit.

„Man beweise mir," schrie er, „daß ich am Morgen in Antony gewesen, und daß ich Brei dahin gebracht. Laßt ein Kind kommen, so groß als mein Daum, um mir das zu beweisen. So etwas gibt mir Herzweh (des *souleveurs*).... wenn man dergleichen Dinge sagt, die nicht wahr sind. So etwas empört alle Sinne. Ich achte Euer Alter; aber Ihr sagt da große Lügen."

Der Pater Jenesseaux äusserte, daß er den Angeklagten vor dem Verhörrichter zum ersten Male in seinem Leben gesehen, daß er am 28. Juli Paris nicht verlassen, wo er verborgen war, und daß er also Troclet keinen Kasten anvertrauen konnte.

Auf diese Aussage schrie der Angeklagte, daß Alles, was Herr Jenesseaux geäussert, falsch sei, daß er geschworen, die Wahrheit zu sagen, und daß er nichts als Lügen vorbringe. Dieser wiederholte

sehr ruhig, daß er Troclet nie zuvor gesehen, daß er nie in seinem Leben nach Fontenay oder Chatillon gegangen (wo der Angeklagte sich oft mit ihm wollte unterhalten haben), und daß Alles, was er in Betreff seiner und eines von ihm erhaltenen Kastens ausgesagt, Erdichtung sei.

Bei diesen Worten gerieth Troclet in wirkliche Wuth. Er erhob sich, stampfte mit den Füßen, ballte die Fäuste, und schrie wie ausser sich: „Kann das sein; ist es möglich! Das heißt mit beiden Füßen auf die Religion treten... Ich kann ihn nicht zwingen, die Wahrheit zu sagen. Ich kann sie ihm nicht aus dem Munde reißen.“ —

Der Vergiftungsversuch schien nicht klar; dagegen war Belleaune's Ermordung eine Thatsache, die sich nicht abstreiten ließ. Wer war der Mörder? Aller Verdacht lastete auf dem Angeklagten. Eine Menge Umstände verstärkten ihn. An überzeugenden Beweisen, daß Belleaune von Troclet ermordet worden, fehlte es jedoch.

Dieses letztern Advokat, Nau de la Sauvagère, entnahm diesem seinem Klienten günstigen Punkte allen Vortheil, der davon zu gewinnen war. Sein Bestreben gelang ihm auch in der Art, daß die Geschwornen, nach 3½ stündiger Berathung, um halb drei Uhr Morgens, den Angeklagten der Ermordung Belleaune's als nicht schuldig, dagegen der Akten-Verfälschung und Vergiftungsversuches schuldig erklärten, wonach er, den Worten des Gesetzes zufolge, zum Tode verurtheilt wurde.

Am 3. November 1830 fand Herr Pierre, Notar zu Bar-le-Duc, als er Abends nach Hause kam, einen

Brief, in welchem ein gewisser Baudouin von ihm ein Anleihen von 80,000 Franken verlangte, für welches er hinlängliche Sicherheit zu geben versprach. Am andern Morgen benachrichtigte den Notar sein erster Schreiber, Chadrin, daß der Brief von Baudouin Abends vorher eigenhändig in jenes Schreibstube geschrieben worden. Drei Tage nachher sagte er zu Pierre, daß er 40,000 Franken baar habe, und daß er diese Gelegenheit zu benutzen wünsche, um sie auszuleihen. Er fügte hinzu, daß er Baudouin wiedergesehen, und ihm diese Summe zugesagt habe.

Am 12. November erhielt der Notar durch die Post von Ligny einen zweiten Brief von Baudouin. Dieser ersuchte ihn, Chadrin zu benachrichtigen, sein Geld für den 14. oder 17. bereit zu halten, wo er nach Bar kommen werde, ohne sich jedoch lange aufhalten zu können, indem wichtige Geschäfte ihn nach Paris riefen. Er hinterbrachte ihm zugleich, daß das Anleihen nicht für seine eigene Rechnung sei, sondern für Herrn Colas, einen reichen Eisenhammer-Eigenthümer, dessen Beauftragter er nur sei. Die in dem Briefe eingeschlossene Prokuration war in vollkommen richtiger Form, unterzeichnet von Houzelot und Remy, Notar zu Bar. Die angebotene Sicherheit bestand in Immobilien, deren Werth 80,000 Franken überstieg, auf welche man die Hypothek zugestand.

Während diesen Ereignissen hatte Chadrin einen andern Schreiber des Notars, Namens Collin, bewogen, an dem von Baudouin eröffneten Anleihen mit einer Summe von 5500 Franken Antheil zu nehmen, zu welchem Chadrin 41,500 Franken hergeben

wollte, dergestalt, daß sich die ganze Summe auf 47,000 Fr. belaufen würde.

Den 13. oder 14. November begab sich Chadrin nach seinem Geburtsorte, einem Dorfe in der Nähe von Bar, um von dort sein Geld zu holen. Er kam mit einem Kasten zurück, in welchem sich, ihm zufolge, sowohl in Silber als Gold, 41,500 Franken befinden sollten.

Den 15. November, gegen 7 Uhr Abends, erschien ein Mann bei dem Notar Pierre. Er trug einen Nationalgardisten-Ueberrock und Beinkleider, nebst einer grünen Mütze, deren Schirm tief auf die Augen gedrückt. Sein Gesicht wurde von einem dicken Schnurr- und Backenbart beschattet. Er trug eine Brille, nannte sich Baudouin, und sagte, daß er das Anleihen abzuschließen komme; aber daß er nur wenig Zeit habe.

Pierre, Sohn, führte ihn, in Abwesenheit seines Vaters, in die Schreibstube, wo er ihn Chadrins und Collins Ankunft zu erwarten einlud. Baudouin entgegnete, daß er mit Chadrin bereits am Morgen gesprochen, daß dieser sich erboten, ihm seinen Kasten zu leihen, um das Geld mit sich zu nehmen, welches er durch seine Bedienten abholen lassen wolle. Er bestand darauf, den Empfangschein sogleich zu unterzeichnen, weil er nicht wiederkommen könne. Umsonst stellte ihm Pierre Sohn vor, daß eine Sache von solcher Wichtigkeit nicht mit so großer Uebereilung sich betreiben lasse. Das Aktenstück war bereit, Baudouin unterzeichnete es, und entfernte sich gleich nachher.

Etwa zehn Minuten darauf erschien Chadrin im Schreibzimmer. „Ich habe so eben Baudouin begegnet, „sagte er, „und habe durch ihn vernommen,

daß er den Vertrag unterschreiben und das Geld abholen lassen wolle.“

In demselben Augenblick kam auch der andere Schreiber, Collin, und brachte seine 5500 Franken. Pierre erzählte beiden seine Unterhaltung mit Baudouin, und äusserte sich über den Verdacht, den desselben Benehmen ihm gegeben. „In dem Fall, entgegnete Collin, gebe ich mein Geld nicht, bis ich Baudouin gesehen und mit ihm gesprochen.“ Er äusserte zugleich, daß er sich zu dem Notar Huzelot begeben wolle, um die Prokuration mit dem Original zu vergleichen. Chadrin begleitete ihn. Das Original existirte nicht, eben so wenig als der Akt, die hypothekirten Immobilien betreffend. Es war also ausser allem Zweifel, daß Baudouin ein Betrüger und Schriftverfälscher sei.

Chadrin sagte nun zu Collin, daß man diesen letztern nicht unglücklich machen solle, und daß er es übernehme, ihn zu warnen, damit er sich so schnell als möglich entferne. Beide begaben sich nach dem Gasthof zum goldenen Löwen, wo Baudouin wohnen sollte. Chadrin lud seinen Kameraden ein, ihn vor der Thür zu erwarten, und als er wieder herauskam, sagte er: „Ich habe ihn gesehen; er wird sich auf der Stelle aus dem Staube machen.“

Als der Notar Pierre das Vorgefallene erfuhr, benachrichtigte er davon sogleich den königlichen Prokurator. Gendarmen wurden den Diligencen auf der Straße von Paris nachgeschickt, um Baudouin anzuhalten. Man erreichte sie zu Vitry-le-Français. Aber der Verfolgte war in keiner derselben.

Am andern Morgen unterhielt man sich zu Bar-

le-Duc nur von diesem Ereigniß. Ein Hutmacher, dem man Baudouins Mütze beschrieb, äusserte, daß sie Chadrin wahrscheinlich besonders gefallen haben müsse, weil er Tags zuvor eine durchaus ähnliche bei ihm gekauft.

Diese Aeusserung, welche ein Enkel des Notar Pierre vernommen, erweckte den ersten Verdacht gegen Chadrin, der zwei Tage nachher verhaftet wurde. Kaum befand er sich im Gefängniß, so suchte er sich das Leben zu nehmen, indem er sich die Ader am rechten Arm eröffnete. Man fand ihn ohne Bewußtsein auf seinem Bette ausgestreckt, bereits kalt. Nur mit Mühe rief man ihn wieder ins Leben.

Chadrin war in der That, verkleidet unter dem Namen Baudouin, am 15. November aufgetreten, und hatte im Schreibzimmer seines Patrons das Anleihen von 47,000 Franken unterzeichnet. Bald entdeckte man die Personen, bei denen er sich die zu seiner Verkleidung erforderlichen Gegenstände verschafft. Man fand in seiner Wohnung auch den falschen Bart, die Brille, die Mütze, und eine Salbe, mit der er sich das Gesicht geschwärzt.

Der Kasten, den er aus seinem Dorfe mitgebracht, war ebenfalls dort. Man öffnete ihn, und fand darin mehrere falsche authentische Prokurationen, auf die Summe von zwei- bis dreihunderttausend Franken ausgestellt, im Namen eines Deputirten und eines reichen Eigenthümers des Moseldepartements; mehrere Vollmachtsblätter, mit den Unterschriften der meisten Notare von Bar versehen, die sie wieder erkannten, und auf denen die über dem Namen befindliche Schrift durch chemische Mittel, wie z. B. durch Sauerklee-

salz, ausgebeizt worden; zwei Stempelbogen, jeder zu acht Franken, auf denen die Unterschrift des Notar Pierre nachgeahmt war; endlich eine Brieftasche, in welcher sich Papiere von dem Werth von 132,000 Fr. befanden, welche dem Sachwalter Desaux zu Bar, entwendet worden, bei dem Chadrin drei Jahre lang Schreiber gewesen.

In Chadrins Sachen, die sich bei seinem Patron befanden, wo er ein Zimmer hatte, fand man mehrere kleine Pakete mit Sauerkleesalz, und zwei falsche Schlüssel, von denen der eine die Kasse des Sachwalters Desaux, der andere die Pierre's Sohn, öffnete, in welcher dieser ein Defizit von 448 Fr. 99 Zent. erkannt hatte.

In seinem ersten Verhör behauptete Chadrin, daß er von einem gewissen Kenas verleitet worden, die betrügerische Posse am 15. November, unter dem Namen Baudouin, zu spielen. Wie sich jedoch bald ergab, war dieser Kenas eine erdichtete Person, die nicht existirte.

Drei Tage nachher erklärte er, daß er ausser Kenas noch acht oder zehn Mitschuldige habe, die er jedoch nicht nennen wollte. „Sie nehmen eine hohe gesellschaftliche Stellung ein,“ sagte er, „wohnen in den vorzüglichsten Städten des Landes, haben die meisten Notarschreiber verführt, und die Notarschriften der angesehensten Personen in mehrern Departementen erschlichen.“

In seinem dritten Verhör klagte er zum ersten Male den Notar Lecomte, zu Bar, an, sein Haupt-Mitschuldiger zu sein. Ihm zufolge hätte ihm dieser, im März 1830, den Vorschlag gemacht, mit Kenas

einen Vertrag abzuschliessen, um falsche authentische Aktenstücke zu schmieden, und die Unterschriften der Notare, wie der reichsten Eigenthümer des Departements, sich zu verschaffen.

Auf diese Aussage wurde Lecomte verhaftet, und bald nachher Chadrin gegenüber gestellt. Dieser beharrte bei seiner Beschuldigung, und fügte noch hinzu, daß Lecomte den Entschluß gefaßt, Pierre's Haus und dessen Familie zu versichern, zu welchem Zwecke der Notar diese beiden Versicherungen selbst ausstellen sollte, sodann sein Haus zu miniren, und ihn mit alle den Seinigen in die Luft zu sprengen, um von der Versicherungsgesellschaft die bestimmte Summe zu erhalten.

Dieser angebliche, dem Notar Lecomte von Chadrin geliehene Entwurf, war so abgeschmackt, daß man daraus schloß, die gegen jenen gerichtete Anklage sei durchaus ungegründet. Da man überdem von dem bezeichneten Kenas nirgends eine Spur auffinden konnte, da er an keinem der Orte gesehen worden, wo Chadrin mit ihm mehrere Zusammenkünfte gehabt zu haben vorgab, da sein Name in den Registern keines der Gasthöfe verzeichnet war, in denen er gewohnt haben sollte, gewann man endlich die Ueberzeugung, daß dieser Kenas nichts sei, als eine ersonnene Person, weshalb, durch einen Ausspruch vom 6. Februar 1831, Lecomte wieder in Freiheit gesetzt wurde. Chadrin wurde nur von Bar nach St. Mihiel gebracht, wo sein Prozeß verhandelt werden sollte.

In dieser letzten Stadt befand sich mit ihm in demselben Gefängnisse ein geschickter Mechaniker, Namens Peter Henry, der Verfertigung und Verbrei-

tung falscher Münze wegen. Chadrin macht bald Bekanntschaft mit ihm, und beide trafen Vorkehrungen zu ihrer Flucht, die jedoch verhindert wurde. Man entdeckte, daß ein Thürfach des Zimmers, in welchem Chadrin sich befand, größtentheils durchsägt war, mit Hilfe einer von Henry verfertigten Säge von Eisenblech. Beide wurden getrennt, und kurz darauf wurde der erste zum Tode verurtheilt. Chadrin suchte nun seinen Prozeß auf eine andere Sitzung vertagen zu machen, und da ihm dies Streben nicht gelang, erklärte er, daß er an den Debatten keinen Antheil nehmen, und keine der an ihn gerichteten Fragen beantworten werde. Demungeachtet beschloß das Gericht, die Sache ununterbrochen fortzusetzen.

Unter den Zeugen fesselten besonders die Notaren Pierre Vater und Sohn, der Sachwalter Desaux und der Notar Lecomte des Publikums Aufmerksamkeit. Pierre Vater äusserte, daß Chadrin unumgänglich Mitschuldige gehabt haben müsse, weil er allein nicht im Stande gewesen, die Aktenstücke im Namen des Herrn Colas zu verfassen, und weil er überdem in seinem Hause sich nicht hätte verkleiden können, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Desaux äusserte sich auf dieselbe Weise. Chadrin seinerseits rief mit dumpfer, zitternder Stimme: „Lecomte, Lecomte, du bist die Ursach meines Unglücks. Ich werde für dich zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt werden. Aber nachher werden wir uns wieder sehen, und dann ....“ Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste.

Nach der Beschuldigungsrede des königlichen Prokurators, lud der Präsident den Angeklagten ein, sich zu vertheidigen. Er entgegnete, daß er darauf ver-

zichte. Die Geschwornen zogen sich nun zurück, und geben nach halbstündiger Berathung eine bejahende Antwort auf alle Fragen, hinsichts der Schriftverfälschung, dagegen eine verneinende auf den bei Desaux verübten Diebstahl. Demzufolge wurde Chadrin zu zwölfjähriger Zwangsarbeit, zu öffentlicher Ausstellung und Brandmarkung verurtheilt.

Nach der Rückkehr in das Gefängniß entschlüpfte er den ihn begleitenden Gensdarmen, machte einen Sprung, und rief mit lachendem Gesicht: „Noch einer darin; Hohn der Gerechtigkeit (Encore un d'enfoncé, m.... pour la justice)!“

Ueber den Glauben an Hölle, Teufel und Hexerei*).

Ego verum amo, verum volo dici mihi:
Mendacem odi**).

Plaut. Sent.

Zu allen Zeiten hat das Wunderbare, das Schreckliche, das Unglaubliche der armen, leicht bethörten Menschheit Einbildungskraft in hohem Grade in Anspruch genommen. Daher die vielen Abgeschmacktheiten, mit denen, zur Schande unserer Vernunft und des Erzeugnisses derselben, der Zivilisation, bis auf den heutigen Tag nicht allein unsere Volkssagen und

*) Man vergleiche mit dem Artikel: „Gegenwärtiger und früherer Zustand der Hölle und der Zauberei,“ im zehnten und eilften Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werks.

**) Ich liebe die Wahrheit, ich will daß man sie mir sage: Lüge ist mir verhaßt.

Ammenmärchen, sondern selbst unser Glaube, das höchste, das heiligste Gut des Menschen, angefüllt sind.

Diese Abgeschmacktheiten werden selbst jetzt noch als so wichtig, als so erhaben betrachtet, daß man kaum wagen darf, sie zu berühren, und daß derjenige, welcher dennoch eines solchen Unternehmens sich erkühnt, der Gefahr sich aussetzt, von hohen und nidrigen Thoren, von großen und kleinen Heuchlern, religiösen Betrügern, moralischen Beutelschneidern, von all' den beklagenswerthen Menschen, die von Unsinn, Verworfenheit, Stupidität leben, als Unchrist, Freigeist, Atheist verdammt zu werden.

Wir sind kaltblütig genug, alle solche aus jesuitischen Schlupfwinkeln und pietistischen Eulennestern gegen uns gerichteten Verwünschungen mit mitleidigem Lächeln zu ertragen. Aber wir können nicht unwahre Beschuldigungen, nicht entehrende Voraussetzungen auf unser Streben haften lassen. Daher eine kurze, klare, wie wir hoffen genügende Ausweisung über diesen Punkt.

Wir antworten Denen, welche uns gewissermaßen zum Vorwurf machen, in den verschiedenen, in frühern Theilen dieses Werkes erschienenen Artikeln über „Erschöpfung der Welt“, und über „die Schöpfung und das Leben der ersten Menschen“, längst bekannte Erläuterungen und Glossen des alten Skeptikers Voltaire wieder in Rede gestellt zu haben; wir antworten Ihnen, daß Sie uns Unrecht thun, wenn Sie voraussetzen, es sei uns nur um Wiederaufnahme skandalvoller Lappalien zu thun gewesen, oder wir hätten Vergnügen daran gefunden, jene baroken Ausfälle gegen die Religion in ihrer ganzen Rohheit zu übertragen.

Wir hatten bei dieser Arbeit ein höheres Ziel im Auge. Wir wollten den „wahren Glauben" befördern, läutern, indem wir die aufgeklärte Leseklasse, an welche allein wir uns richten, der wir allein verständlich sind, auf die Gefahr eines Doppelglaubens für schwankende Religionsbegriffe, für schwache Gemüther überhaupt, aufmerksam zu machen uns bemühten; mit andern Worten, indem wir es unternahmen, ihr die Unverträglichkeit des Gemisches mosaischen Aberglaubens und der geläuterten Christuslehre anzudeuten.

Wir antworten Denen, welche uns den Vorwurf gemacht, den Text nicht treu übertragen zu haben, daß sie nur eine hebräische Bibel nachzuschlagen brauchen, um sich zu überzeugen, wie Sie und nicht wir uns geirrt haben. Sie brauchen nur die vor Kurzem erschienene wörtliche französische Uebersetzung des alten Testaments von S. Cahen, welcher der hebräische Text gegenüber befindlich ist, zu Rath zu ziehen, besonders aber dessen philologische, geographische und literarische Noten, so wie die Andeutung der verschiedenen Abweichungen der Uebersetzung von Alexandria und des samaritanischen Textes*), um sich zu überzeugen, wie übereilt und ungerecht ihr Ausspruch gewesen. Wir mögen über diesen Punkt in keine um-

*) *La Bible*, traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard, accompagné des points-voyelles et des accens toniques, avec des notes philologiques, géographiques et litéraires, et les principales variantes de la version des Septante et du texte samaritain. Dédiée à S. M. Philippe, roi des Français, par *S. Cahen*. Paris, 1831. Chez l'auteur et chez Treuttel et Würtz.

ständlichere Erläuterungen eintreten, weil solche uns zu weit führen, weil sie auf jeden Fall überflüssig sein würden.

Kommen wir jetzt zu dieses Aufsatzes eigentlichem Gegenstande. „Nous ne sommes pas seulement laches à nous défendre de la *piperie*," sagt Montaigne's, „mais nous cherchons et nous convions à nous y enferrer. Il ne faut à notre esprit ni matière, ni baze: laissez le courre: il bastit aussi bien sur le vuide que sur le plein*)."

Ist es zu große Einbildungskraft-Opulenz, oder ist es vielmehr Unwissenheit, Unkenntniß des wirklich Vorhandenen, was wie beim Kinde, Noviz des Lebens, wie der dasselbe erfüllenden Schönheiten und Wunder, mit Gier jede lachende Phantasie aufnimmt, in einer Welt existirt, die es nach Laune und Begriff mit eigenthümlichen Ansichten schmückt? Es weiß noch nicht, wie weit des Wahren Grenzen reichen, dem jungen Wilden der Sandwichinseln ähnlich, dem man zu London einen aufsteigenden Luftballon sehen ließ, und der, statt ausser sich zu gerathen, wie man erwartete, sich nur wunderte, daß man sich so viele Mühe gebe in einem Lande in der Luft zu reisen, wo man so leicht einen Lohnkutscher finden könne. Li-Bu hatte des Wunderbaren schon zu viel gesehen. Eine Kutsche war für ihn eine eben so unbegreifliche Erfindung, als ein Luftballon. Er wußte noch nicht, wie weit

*) Wir sind nicht allein feig, uns gegen Betrügerei zu vertheidigen, wir bemühen uns auch, immer mehr in dieselbe uns zu versenken. Unser Geist braucht weder Stoff noch Basis, laßt ihn laufen: er baut eben so wohl auf das Leere als auf das Volle.

das „Mögliche“ reiche, und hätte man ihm den Hippogryph Astolphs gezeigt, würde er ihn wahrscheinlich nach den Regeln seiner Privatbequemlichkeit beurtheilt und dem weichen Sitz in einer Kutsche den Vorzug zugestanden haben.

Der Kinder Begier nach Märchen, Geschichten jeder Art, die bis zu einem gewissen Alter so lebhaft, so allgemein ist, darf man sie als ein Bedürfniß des Wissens, als ein Vorausgenuß des Lebens betrachten? Wer erinnert sich nicht, bis zu Thränen über die Abentheuer und Gefahren Däumlings gerührt worden zu sein? Wessen Herz hat nicht gebebt, bei den wahrhaft dramatischen Begebenheiten der Frauen Blaubarts, der Biographie Aschenbrödels, und bei andern „Geschichten“ dieser Art?

Würden die Kinder dasselbe Vergnügen finden, denselben leidenschaftlichen Antheil nehmen an den Wundern der Wissenschaft, an den Phänomenen der Naturgeschichte? Kein Zweifel. Und dennoch, klein und groß, ist es in unserer Natur, beinahe ungern zu sehen, wenn wir eine Wirkung, die unser Erstaunen erregt, durch eine ganz einfache Ursache erklären können. Von den Geheimnissen der Schöpfung, sogar von denen unserer eigenen Natur umringt, von denselben wie erdrückt, scheint es, daß wir Gefallen daran finden, manchmal den Schleier zu verdichten, uns immer tiefer in Finsterniß zu versenken.

Ueberall regt das Unergreifbare, das Unsichtbare uns an, bezaubert uns. Wir gestehen den größten, den herrlichsten Theil unseres Geschicks der Seele zu, deren Gehalt, deren Umriß Niemand kennt. Unsere lebhaftesten, unsere innigsten Bewegungen ent-

stehen, man weiß nicht aus welcher Offenbarung, die sich mit Worten nicht andeuten, mit unsern Sinnen nicht ergründen läßt. Beständiger Kampf zwischen dem materiellen und dem unmateriellen Theil unserer Natur stürzt uns in ein moralisches Chaos, in welchem nur Glaube, nicht Wissenschaft, einige Stützpunkte zu erblicken vermag.

Die menschliche Natur ihrerseits hat sich mit allen Formen bekleidet, alle Glaubensmeinungen gebildet, gestützt auf ein ihr gewissermaßen angebornes Bewußtsein der Unsterblichkeit, so mächtig, so allgemein, daß man es bei Taubstummen entdeckt, denen es übrigens an allem Unterricht, selbst an den ersten Ideen über die Gottheit, über die Trennung der Seele und des Körpers gebrach. Einmal dies Prinzip angenommen, entströmten ihm unendliche Folgerungen, eine Ordnung durchaus neuer Thatsachen.

Das Gedankenreich, mit Beobachtungen und Erfahrungen gefüllt, hat sich mit Allem bereichert, was die Einbildungskraft nur irgend zu erzeugen im Stande war. Aber da es uns nicht vergönnt ist, neue Schöpfungen zu erzeugen, haben unsere Träumereien natürlicherweise die Form dessen angenommen, was wir kennen.

Wir haben den überirdischen Wesen, die wir Engel genannt, Kinderköpfe und Taubenflügel gegeben. Wir haben den Schöpfer alles dessen, was da ist, nicht allein mit menschlichen Formen, sondern überdem mit römischer Tunika und langem weissem Bart bekleidet. Einige Bildner (dem ausdrücklichen Gebote zum Trotz), welche ihren Unsinn räsonniren, geben ihm sogar eine Glatze.

Wir haben den Teufel, von dem wir uns nichts Gutes versprechen, und der doch manchmal ein recht guter Teufel ist, mit häßlicher Fratze, fletschenden Zähnen, Hörnern, langen Ohren (heu mihi!), spitzigen Krallen, einem Kuhschwanz und Bocksfüßen ausgestattet, ohne vollkommen zu begreifen, wozu dieser konzentrirte Häßlichkeitsluxus nothwendig sei. Der Teufel stinkt, wahrscheinlich weil er häßlich ist. Man schreibt ihm allerlei Narrheiten, dumme Jungenstreiche zu; man verspottet und — man fürchtet ihn.

Wir denken uns den Himmel als einen prächtigen Garten (muselmännischer Begriff), in welchem die seligen Seelen sich „ergehen", und in dessen Mitte ein Thron befindlich ist, auf welchem Gott sitzt, den Erlöser zu seiner Rechten, N N zu seiner Linken, um die neu ankommenden Seelen zu richten, während die seit Langem den Himmel bewohnenden, in Gemeinschaft mit Engeln und Erzengeln, mit Cherubinen und Seraphinen, mit Patriarchen und Heiligen Hymnen, Halleluja und Kyrieleison zum Lobe des Höchsten anstimmen.

Wir denken uns die Hölle als einen unergründlichen Pfuhl, mit Schwefel, Pech und andern leicht brennbaren Ingredienzen angefüllt, in welchen die verdammten Seelen, vom Teufel gestürzt, ewig brennen, ohne je verkohlt oder kalzinirt zu werden.

Wir denken uns die Seelen der Abgeschiedenen in derselben Gestalt, wie wir ihre körperliche Hülle gesehen. Wir erblicken ihre Geister, als Nachtgespenster, ganz auf dieselbe Weise, wie wir ihre Leichname auf der Todenbahre gesehen, ohne zu bedenken, daß diese Leichnahme in tiefer Gruft modern, und

folglich nicht herumspazieren können, um unsere kindische Einbildungskraft zu erschrecken.

Oft behält die fantastische Welt die Oberhand über die wirkliche. Wir entfernen uns allmählig, aber ununterbrochen, vom eigentlichen Leben und den positiven Gegenständen, aus denen es besteht. Das Gehirn beherrscht alle übrigen Organe; sie müssen ihm blindlings gehorchen. So entsteht ein gewisser krankhafter Zustand, der in näherm oder entfernterm Grade mit Wahnsinn verwandt ist. Träumerische Neigung, vereint mit einigen äussern Umständen, mit einer Krisis des Schmerzes wie der Furcht, ist hinlänglich, augenblicklich Fantome zu beschwören, sie dem Auge sichtbar zu machen. Walter Scott, in seinem Demonology and Witchcraft (Dämonologie und Hexerei), gedenkt einer auffallenden Täuschung dieser Art, die wir ihm beinahe persönlich begegnet glauben, obgleich er es nicht sagt.

„Kurze Zeit nach dem Tode eines berühmten Dichters," erzählt er, „der während seinem Leben den höchsten Rang in der britischen Literatur eingenommen (wahrscheinlich Byron), las ein Schriftsteller, der sein Freund gewesen, im ungewissen Schimmer der Herbst-Abenddämmerung ein neues Werk, in welchem umständlich Sitten, Meinungen und Gewohnheiten des Verstorbenen angegeben waren. Der Leser hatte in des Dichters innigster Vertraulichkeit gelebt, und diese Andeutungen, wie unvollkommen sie auch waren, machten alle seine Erinnerungen wach. Der Saal, in dem er sich befand, stieß an ein großes Vorzimmer, in welchem, bunt durcheinander, alte Waffen, wilde Thierhäute, verschiedene Trachten befind-

lich waren. Die Finsterniß erlaubte ihm nicht mehr zu lesen. Er legte das Buch weg und schritt gegen das Vorzimmer, in welches eben Mondschein hereindrang.

„Plötzlich erblickte er sehr genau, in geringer Entfernung, des verlornen Freundes Gestalt. Er stutzte, blieb auf der Stelle stehn, um ruhig zu beobachten, mit welcher wunderbaren Genauigkeit Einbildungskraft ihm Geberden, Haltung und selbst des Verstorbenen geringste Eigenthümlichkeiten darstellte. Er hatte über dieser Täuschung Natur nicht den mindesten Zweifel; aber er wunderte sich, wie sie so vollkommen sein könne.

„Endlich machte er noch einige Schritte gegen die Gestalt. Er fand an der Stelle, wo er sie gesehen, nichts als einen mit Röcken, Schwals und schottischen Plaids behangenen Bettschirm. Nach seiner Rückkehr auf der Stelle, wo er die Erscheinung zuerst erblickt, bemühete er sich vergebens, sie wieder hervorzurufen. Die Gegenstände bewahrten ihre wirkliche Gestalt; wie viele Mühe sich auch die Einbildungskraft geben mochte, seine Sinne wollten nicht mehr sich täuschen lassen.“

Es gibt beinahe nicht einen Menschen, der nicht ähnliche Täuschungen verspürt. Dauern sie lange, oder erneuern sie sich oft, werden sie sehr beunruhigend, und verkünden einen gewissen Mangel an Gleichgewicht unserer Fakultäten. Mondsüchtige bilden äussere Gegenstände nach den Launen ihrer Einbildungskraft, und bringen es selbst so weit, ihrer Sinne Zeugniß Lügen zu strafen. Manchmal jedoch empören sich diese letzten und protestiren laut gegen den Irr-

thum der Intelligenz, ein Fall der sich bei einem jungen Wahnsinnigen im Irrenhause zu Edinburg auf eine seltsame Weise ereignete.

Seine Geistesüberspannung hatte einen heitern Karakter. Das Haus gehöre ihm, glaubte er. In dieser Voraussetzung erdachte er die sinnreichsten Mittel, Alles zu beseitigen, was mit seinen Eigenthumsrechten in Widerspruch hätte stehen können. Er beherbergte, auf eine seltsame Weise, in seinem Hause viele Kranke, weil er von Natur äusserst wohlwollend, weil es Genuß für ihn war, die Leiden Unglücklicher zu mildern. Er ging wenig aus, sogar nie, weil er lieber zu Hause blieb, und sich nirgends besser gefiel, als in seinem Innern. Er empfing nicht viele Besuche, doch sah er jeden Morgen die ausgezeichnetsten Aerzte, mit denen er sich über seine Kranken unterhielt, und denen er wiederholt empfahl, denselben all' ihre Sorgfalt zu widmen.

Mit großer Wohlhabenheit, selbst mit bedeutendem Reichthum, begnügte er sich, höchst einfach zu leben. Doch störte etwas des armen Optimisten Gleichmuth. Er liebte auserwählte Speisen, hatte immer die berühmtesten Köche, speisete täglich drei oder vier Schüsseln nebst Nachtisch; demungeachtet hatte Alles, was er genoß, immer nur einen und denselben Geschmack, den der Kohlsuppe. Der Grund davon war, daß der arme Kranke allein diese Speise erhielt. Seiner Einbildungskraft ausserordentliche Lebhaftigkeit, worin gerade sein Wahnsinn bestand, ließ ihn die verschiedenartigsten, wie die köstlichsten Gerichte erblicken, und über alle andern Punkte sich täuschen. Aber sein

Geschmack widerstand und vernichtete durch sich allein alle andern Voraussetzungen.

Manchmal leiten auch die Sinne einen gesunden Verstand irre, bewegen ihn zu falschen Voraussetzungen. Es gibt Krankheiten des Sehorgans, die den Anblick äusserer Gegenstände vollkommen verändern. Man weiß daß Bilsen- oder Schlafkraut in gewisser Dosis genommen, die Eigenschaft hat, alle Dinge umgekehrt, die Leute den Kopf nach unten zu zeigen.

Gewohnheit des Trunkes, unregelmäßige Lebensweise, sind beinahe immer Ursache der Krankheit, welche die Briten the blue devils (die blauen Teufel) nennen. Die schwärzesten Visionen erfüllen den Geist, entnerven den Körper, versenken den Kranken in einen Zustand nervosen Entsetzens, gegen den alles Räsonnement unfruchtbar bleibt.

In seinem vorgenannten Werke läßt Walter Scott alle diese so seltsamen, so schwer erklärlichen Verirrungen des menschlichen Geistes die Revüe passiren, zu deren Erläuterung er eine Menge Beispiele anführt, von denen wir nur einige der auffallendsten mittheilen wollen.

Einer der ausgezeichnetsten Männer der englischen Magistratur, der bei mehrern Veranlassungen große Seelenstärke beurkundet, wie richtigen Verstand und sehr gesunde Urtheilskraft, verfiel nach und nach in einen Zustand der Abzehrung und der Traurigkeit, der seine bis dahin unerschütterliche Konstitution untergrub. Obgleich er seinen gewöhnlichen Geschäften mit derselben Geistesfreiheit sich unterzog, verkündete doch sein langsamer Pulsschlag, Mangel an Appetit, Unregelmäßigkeit der Verdauung, endlich beständige

Niedergeschlagenheit, einer schweren Krankheit Herannahen.

Der Arzt, überzeugt, daß Ursache eines geheimen Kummers vorhanden sein müsse, berieth sich mit der Familie. Aber Niemand konnte seine Fragen beantworten. Des Kranken Verwandten äusserten, daß ihm durchaus kein Unglück zugestoßen, und daß man nicht vermuthen könne, was ihn quäle. Der Doktor wendete sich endlich an den Kranken selbst, drang in ihn, ließ ihn glauben, daß seine Ehre selbst kompromittirt sei, wenn er länger schweige, bis er das Versprechen erhielt, Alles zu erfahren.

Als sie allein, und alle Thüren sorgsam verschlossen waren, sagte sein Patient: „Sie können, lieber Doktor, nicht mehr als ich von der Todesgefahr überzeugt sein, in der ich mich befinde. All' Ihr Wissen ist umsonst. Mein Leiden ist mir jedoch nicht eigenthümlich. Sie haben Gilbas gelesen. Erinnern Sie sich der Krankheit, an welcher der Herzog von Olivares gestorben?"

— Ja, er hatte die Idee von einer beständigen Erscheinung gequält zu sein. Er glaubte nicht daran, demungeachtet starb er, erdrückt von dieser immerwährenden Angst.

„Das ist auch, Wort für Wort, mein Leiden. Vor ungefähr 2 oder 3 Jahren, fand ich zum ersten Male durch eines großen Katers Gegenwart mich gequält, der bald erschien, bald wieder verschwand, ohne daß ich mir erklären konnte, wie und auf welche Weise. Ich gewann bald die Ueberzeugung, daß es kein lebendiges Thier sei, sondern eine Vision, die von einer Zerrüttung meines Sehorgans herrühre. Da ich nicht

die mindeste Abneigung für Katzen hatte, so ertrug ich diesen Gesellschafter ohne besondere Mühe, und die Sache wurde mir bald vollkommen gleichgültig.

„Nach einiger Zeit folgte jedoch dieser Erscheinung eine andere. Ein Gerichtsdiener schritt mir überall voran, um mich einzuführen. Stieg ich eine Treppe hinan, in meinem eigenen Hause, oder in dem anderer Leute, so gieng er mir voran, in seiner gewöhnlichen Tracht, den Degen zur Seite, den Hut unterm Arm. Ich fand ihn im Saale, wo er sich in die Gesellschaft mischte, obgleich Niemand außer mir seine Gegenwart zu bemerken schien.

„Diese neue Laune meiner Einbildungskraft gab mir einige Unruhe über die Natur meiner Krankheit lies mich Zerrüttung meiner Verstandeskräfte fürchten. Einige Zeit nachher wurde der Gerichtsdiener durch eine häßliche Gestalt, durch das Bild des Todes, mit einem Worte durch ein Skelett, ersetzt, das mich seitdem nicht mehr verlassen, gleichviel ob ich allein oder in Gesellschaft bin; es ist da, immer da.

„Ich habe mir mehr als hundertmal gesagt, daß es keine Wirklichkeit, sondern ein Erzeugniß meiner überspannten Einbildungskraft, in Folge der Schwächung gewisser Organe, ist. Ich habe gut mit mir selbst räsonniren, ich kann mich nicht davon befreien. Weder Wissenschaft, noch Philosophie, noch Religion selbst, bieten irgend ein Mittel gegen solch Uebel. Ich werde als Opfer dieser Täuschung sterben; ich bin davon überzeugt. Das Grausamste, das Entsetzlichste für mich ist, dieser Erscheinung Nichtigkeit zu begreifen, ohne sie je verscheuchen zu können.“

Mit Bedauern sah der Arzt, wie sehr des Kranken

Geist von dieser traurigen Idee durchdrungen war. Er richtete mehrere Fragen an ihn, über die Umstände, welche des Fantoms Erscheinung begleiteten. Er hoffte, dadurch einen Widerspruch zu veranlassen, welcher dem Kranken den Irrthum seiner Sinnen begreiflich machen könne.

— Haben Sie das Skelett immer vor Augen?“ fragte er ihn.

„Ja, immer. Ich sehe es unaufhörlich.“

— Ist es in diesem Augenblicke Ihrer Einbildungskraft gegenwärtig?

„Ohne Zweifel.“

— Und in welchem Theile des Zimmers erblicken Sie es?

Der Visionär lag in seinem Bette.

„Es ist da,“ entgegnete er, „unmittelbar am Fußende des Bettes. Läßt man die Vorhänge offen, erscheint es zwischen denselben.“

Da Sie die Ueberzeugung haben, daß diese Erscheinung nur eine Täuschung ihres Sehorgans ist, hätten Sie wohl den Muth aufzustehen, und sich an den Ort zu begeben, wo Sie dies Schattenbild jetzt zu erblicken glauben?

Der arme Mann seufzte und schüttelt traurig den Kopf. Der Arzt fuhr fort:

— Versuchen wir eine andere Experienz.

Er erhob sich, stellte sich zwischen die geöffneten Bettvorhänge, am Fußende des Lagers, und fragte den Kranken, ob die Gestalt noch sichtbar sei?

„Nicht ganz,“ entgegnete er, weil Ihre Person zwischen ihm und mir ist. Doch sehe ich des Todten-

gerippes Schädel über Ihrer linken Schulter mich angrinsen."

Der Doktor bebte. Es war ihm unmöglich, eines leisen Schauers sich zu erwehren, wie er Walter Scott gestand, dem er diese Thatsache mitgetheilt. Er versuchte alle ordentliche Mittel ohne den mindesten Erfolg. Des Kranken Zustand wurde immer schlimmer. Er verfiel in tiefe Niedergeschlagenheit, und starb bald nachher. Trauriges Beispiel der Gewalt, welche Einbildungskraft auf den Körper ausüben kann, selbst wenn sie die Vernunft nicht zu überzeugen im Stande ist. *)

Die Annalen der Arzneikunde sind reich an ähnlichen, wenn auch nicht immer so auffallenden, Thatsachen. Ein junges Mädchen, in Folge eines Falles, der ihre Nerven stark erschütterte, bildete sich ein, daß sie nicht mehr ausser dem Hause gehen könne. Sie faßte deshalb den Entschluß, ihre Wohnung nicht zu verlassen. Dieser Vorsatz wurde in seinen Folgen so entscheidend, daß sie die Hausschwelle nicht überschreiten konnte, ohne von den heftigsten Zuckungen befallen zu werden. Sie machte freiwillig einen Versuch. Aber kaum befand sie sich in der Straße, so ergriff sie das Entsetzen mit einer solchen Gewalt, daß man sie schnell zurücktragen mußte. Sie begriff ihres Uebels Seltsamkeit vollkommen. Sie spricht sehr ruhig und vernünftig darüber, wünschte von ganzem

*) Man vergleiche mit dem Artikel: „Abentheuer eines Milzsüchtigen," im vierten Bande des laufenden Jahrgangs dieses Werks.

Herzen sich davon zu heilen; aber ihre Nerven waren schwächer als ihr Wille, und sie unterlag.

Das Ohr hat seine Täuschungen wie das Auge. Der Laut, bereits ins Unendliche durch größere oder geringere Dichtigkeit der Atmosphäre, durch die Nähe wiedertönender Körper, modifizirt, gelangt oft, durch eine eigenthümliche Neigung des Gehörs, ganz entstellt zu unserm Ohr. *)

Doktor Johnson war beinahe sein ganzes Leben lang überzeugt, daß er in seiner Jugend genau die Stimme seiner Mutter vernommen, die ihn gerufen, obgleich sie mehrere Stunden von dem Kollegium entfernt wohnt, in welchem er sich damals befand.

Walter Scott ging vor ungefähr 2 Jahren, in einer wilden, einsamen Gegend, mit einem jungen Manne spazieren, der sehr harthörig war. Auf einmal glaubte er entferntes Hundgebell und Jagdgeschrei zu vernehmen. Da es mitten im Sommer war, glaubte er sich zu täuschen. Indessen dauerte der Lärm fort. Bald kam er näher, bald entfernte er sich ohne Unterbrechung. Er rief zwei seiner Hunde, die ihm folgten. Sie kamen sehr ruhig, und man konnte sich überzeugen, daß sie die Leute nicht hörten, welche ihres Herren Aufmerksamkeit gefesselt.

„Ihre Harthörigkeit thut mir in diesem Augenblick doppelt leid," sagte der berühmte Schriftsteller zu seinem Begleiter. „Sie hätten sonst den Jagdtroß des wilden Jägers vorüberziehen hören."

Der junge Mann bediente sich eines Hörrohrs. Er

*) M. s. den merkwürdigen Aufsatz: „Die Phänomen des Lautes und ihre Fortpflanzung," im ersten und neunten Bande dieses Jahrgangs der Bibliothek.

wendete dasselbe nach der Seite, wo Scott das Geräusch vernahm, und das Phänomen wurde auch ihm bemerklich. Der Laut, statt entfernt zu sein, schien ihm ganz nahe. Das war ein Resultat der in dem Hörhorn zusammengedrängten Luft.

Dies sonderbare Geräusch, das man zu gewissen Zeiten in mehreren Ländern Europa's, besonders in Deutschland und Italien vernimmt, über das man so viele abergläubige Mährchen geschmiedet, scheint keinen andern Ursprung zu haben, als die Modulationen des Luftzuges durch hohe Waldungen und steile, zerklüftete Felsen, vom Echo vervielfältigt, aus dem Grunde der Höhlen hervordringend, sich verlierend, und bald nachher aufs neu erschallend.

Auch das Gefühl hat seinen Antheil in den Irrungen unserer Urtheilskraft. Weniger kultivirt als die andern Sinne, ist es auch weniger geeignet sich zu täuschen, und wenn dieser Fall eintritt, ist es gewöhnlich im Traum. Ein Mann, der ein ziemlich unregelmäßiges Leben führte, legte sich mit vollem Magen schlafen. Die gehemmte, beschwerliche Arbeit der Verdauung verursachte ihm Alpdrücken. Es schien ihm, daß ein Todter ihn an der Hand ergreife, um ihn aus dem Bette zu reissen. Er erwachte entsetzt, und fühlte noch den Druck einer kalten Hand auf seinem Arm. Nur allmälig konnte er sich überzeugen, daß seine linke Hand, auf der er gelegen, erstarrt war, und die rechte Faust mit aller Macht gedrückt.

Es würde uns zu weit führen, all' den Aberglauben auch nur anzudeuten, der aus Sinnetäuschung entstanden, so wie den Vortheil zu beschreiben, welchen jederzeit Heuchler, Betrüger, Ehrgeizige jeder

Art, von dieser Neigung der menschlichen Schwäche zu gewinnen sich bemühet.

In einem zweiten Artikel wollen wir näher eintreten über den Glauben an Feen, Kobolde und ähnliche Erfindungen, wie über den an Hexen, Hexerei, und andere Ungereimtheiten überspannter Einbildungskraft.

Geographisch-statistischer Ueberblick des europäischen Rußlands, mit Inbegriff Polens.

Etnographie.

Kein europäischer Staat umfaßt eine größere Menge verschiedenartiger Völker, als das russische Reich. Die in dem europäischen Theile desselben wohnenden, können von folgenden Stämmen abgeleitet werden:

Slavischer Stamm. Er begreift alle Russen, die beherrschende Nation, geschieden in Groß- und Klein-Russen oder Reussen, in Rusniaken und Kosacken; die Polen, welche am zahlreichsten in den Provinzen des ehemaligen Königreichs Polen sind; die Litthauer, Letten, Kurländer, und andere weniger zahlreiche Völkerschaften.

Finnländischer oder uralischer Stamm. Zu demselben gehören die eigentlichen Finnländer oder Finnen, die Karelier, Esthländer, Scheremissen, Wostiaken, Lappländer, Liefländer, Syrainen, Wogulen, Permier, Mordwen oder Morduinen, und ein Theil der Teptieren.

Türkischer Stamm, uneigentlich tatarischer oder noch unrichtiger tartarischer Stamm genannt. Er umfaßt die Türken von Kasan, Ostraukan, ꝛc.; die Turkomanenen im Kaukasus, die Nogais-Tataren, die Baschkiren, Schuwaschen, Metschericken, einen Theil der Tepticren u. a.

Germanischer Stamm. Es gehören zu demselben die Deutschen in den Regierungsbezirken Riga, Reval, Petersburg, Mitau ꝛc., in den Kolonien der Bezirke Saratow, Taurien u. s. w.; die Schweden, welche einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung Finnlands bilden, und eine geringe Zahl in Rußland angesiedelter Briten und Dänen.

Semetischer Stamm. Er begreift die Juden, welche sehr zahlreich sind im Königreich Polen, und in den ehemals polnischen Provinzen, so wie einige tausend Araber, in Kaukasus.

Griechisch-lateinischer Stamm. Man klassifizirt in ihm die Moldauer und Wallachen in Bessarabien, die Griechen, die Shipetaren oder Albanier, und einige tausend Italiener und Franzosen, die sich in Rußland niedergelassen.

Zirkassischer, lesghischer, abassischer und mitsdgeghischer Stamm. Zirkassier und Scherkessen, mehrere lesghische Völker, wie die Awaren, die Kasi-Kumucken, die Akuschen u. a.; die Abassen und Mitsdgeghis in dem europäischen Theile der kaukasischen Region gehören zu demselben.

Armenischer Stamm. Er umfaßt die besonders in den Provinzen am Kaukasus und in den handeltreibendsten Städten Polens ziemlich zahlreichen Armenier.

Persischer Stamm. Zu demselben rechnet man die Osseten im Kaukasus, und die Bucharen.

Mogolischer Stamm. Er besteht aus den Kalmucken in den Regierungsbezirken Astrakan, Taurien, Kherson, dem Lande der Donischen Kosacken und in der kaukasischen Region.

Samoyedischer Stamm. Die Kleinen in den ungeheuern Einöden des Regierungsbezirks Archangel herumirrenden Samoyedenstämme sind seine alleinigen Ueberreste.

Samskritischer Stamm. Man begreift in demselben die Zigeunerhorden in Bessarabien, Taurien, und einigen andern Theilen Rußlands.

Die Bevölkerung des Königreichs Polen besteht aus folgenden Elementen:

Slavischer Stamm. Die Polen, welche wenigstens die drei Viertel der Gesammtbevölkerung bilden, die Rusniacken und die Litthauer gehören zu demselben.

Semitischer Stamm. Er umfaßt die Juden, die sich dergestalt vermehrt haben, daß sie $^1/_{10}$ der ganzen Bevölkerung ausmachen.

Germanischer Stamm. Zu ihm gehören die Deutschen, deren Zahl in den letzten Zeiten bedeutend zugenommen, und die ungefähr $^1/_9$ der Bevölkerung konstituiren.

Türken, Zigeuner und Armenier sind nicht besonders zahlreich.

Religion.

Die orthodox-griechische Lehre, übereinstimmend mit jener der Griechen des türkischen Reichs, ist die vorherrschende Religion in Rußland. Alle übrigen

werden nicht allein geduldet, sie können auch in voller Freiheit ausgeübt werden. Die Verschiedenheiten des Kultus ist kein Hinderniß zu erlangung öffentlicher Aemter.

Russen, Kosacken, Moldauer, Wallachen rc., zahlreiche Proselyten unter Permiern, Syrainen, Wogulen, Mordwen, Samoyeden, russische Lappländern u. a. gehören zur orthodox-griechischen Kirche. Polen, Rusniaken und Litthauer, im ehemaligen Königreich Polen, sind Katholiken oder vereinte Griechen *). Finnen, Letten, Kurländer, Estländer, Schweden und ehemals schwedische Lappländer, so wie die meisten Deutschen, sind Lutheraner. Zur reformirten Kirche gehören nur wenige Polen und Deutsche.

Zum Islamismus bekennen sich beinahe alle zum türkischen Stamme gehörige Völker, so wie die Araber. Einige derselben mischen jedoch den seltsamsten Aberglauben ihrem angeblichen Islamismus bei.

Die Juden sind Bekenner der Mosaischen Lehre, und die Kalmucken der des Lamismus. Nur in dem europäischen Theile der kaukasischen Region, wie am Ural und in den Einöden des Regierungsbezirks Archangel findet man noch Götzenanbeter unter Samoyeden, Mitsdgeghis, Osseten, Schuwaschen und Mordwen. Die Missionsanstalt von Archangel hat bereits 3,500 Samoyeden getauft, und es gibt nur noch wenige Individuen dieses Stammes, welche in ihrem alten Irrthum beharren.

Im Königreich Polen ist der Katholizismus die vorherrschende Religion, zu welcher beinahe die drei

*) Von der römischen Kirche abhängig.

Viertel der Gesammtbevölkerung gehören. Alle übrigen Glaubensmeinungen haben jedoch dieselben Rechte. Der Mosaismus und die lutherische Lehre haben viele Anhänger, die letzte besonders unter den Deutschen. Nur ein kleiner Theil der Bevölkerung hängt ab von der griechischen Kirche, oder vom Kalvinismus. Die Lehre Mahomets zählt hier kaum 1200 Gläubige.

Festungen und Kriegshäfen.

Das russische Kaiserreich hat wenig Festungen im Verhältniß seiner Größe. In dem europäischen Theile desselben findet man folgende: Sweaborg, Helsingfors und Fredericksham, in Finnland; Kronstadt, im Regierungsbezirk Petersburg; Riga, in dem dieses Namens; Dünaburg, in Kurland; Bobruisk, im Regierungsbezirk Minsk; Taganrock, in dem von Jekaterinoslaw; Ismail, Bender, Kotzim und Ackerman, in dem von Bessarabien; Zamosk und Modlin, im Königreich Polen.

Die vorzüglichsten Kriegshafen sind: Kronstadt, wo die baltische Flotte stationirt; Reval, Sweaborg und Rotchensalm (der letzte ist die Station des baltischen Geschwaders). Archangel, am weißen Meere; Sewastopol, mit der Rhede Aktiar, Mittelpunkt der russischen Seemacht im schwarzen Meere, und Nikolajew am Bug, wo sich das Geschwader dieses Meeres befindet; Astrakan an der Wolga, wo das Geschwader des kaspischen Meeres ist.

Die größten Militärwerften sind zu Petersburg und Okta, in jener Nähe, zu Kronstadt, zu Archangel am weissen Meere, und zu Nikolajew.

Industrie.

Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, daß es Rußland an Fabriken und Manufakturen fehlt. Schon lange vor der Regierung Peter des Großen wurde treffliches Leder, Segelleinwand, Tanzeug, Zwillich, Filz, Lichter, Seife in bedeutender Menge ausgeführt.

Unter Peter I., Elisabeth, Katharina II. und Alexander hatte die innere Gewerbsamkeit sehr große Fortschritte gemacht. Aber besonders während den letzten Regierungsjahren des letzt verstorbenen Kaisers und seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen, haben alle Industriezweige einen großen Schwung gewonnen. Ihre Zahl hat sich nicht allein vermehrt, ihre Erzeugnisse sind auch sehr vervollkommt worden.

Es gab 1812 im ganzen Reiche 2332 Werkstätten, mit 119,093 Arbeitern, und 1828 bereits 5244 von den ersten und 255,414 von den letzten. Die Regierungsbezirke Moskau, Wladimir, Nischnei-Nowgorod, Tambow, Kaluga und Olonetz zeichnen sich am meisten aus durch ihre Gewerbthätigkeit. Man bemerkt jedoch nicht allein Fortschritte in der Bereitung von Leder, Seife, Kaviar, Fischleim, Lichter, Oel, Segelzeug, Tauwerk, Matten, Kornbranntwein, Kutschenmacherei und Goldarbeit, sondern auch in der von Seidenzeug, Glas, Tuch, Papier, Fayenz, Porzellan, kurze Waaren, Waffen u. s. w. Die Erzeugnisse mehrerer Fabriken können mit den besten Europas den Vergleich aushalten.

Bei Ausstellung der Produkte der Nationalindustrie zu Moskau i. J. 1830, hat man Tücher aus den Fabriken des Grafen Komarowsky, des Fürsten Nikolaus Trubetzkoi, u. a. gesehen, die hinter die schönsten eng-

lischen und französischen Tücher nicht zurückstanden. Die schönsten Kaschmir-Swals aus der Fabrik der Frau Merlin, im Regierungsbezirk Penza, wurden das Stück mit 15,000 Rubel (7000 rhein Gulden) bezahlt. Die Kristalle Maltzows und die Porzellane Backmetews werden nur von denen der kaiserlichen Fabriken übertroffen, deren Erzeugnisse zu den vortrefflichsten in Europa gehören.

Die Baumwollenspinnereien haben ebenfalls in einigen Regierungsbezirken große Fortschritte gemacht. Die von Wladimir übertrifft alle übrigen durch die Wichtigkeit ihrer Erzeugnisse. Die Stadt Schuja und das dem Grafen Scheremetiew gehörige Dorf Iwanowo sind die Zentralpunkte dieser Fabrikation, die 1828 nicht weniger als 15,612 Webstühle und 24,217 Arbeiter beschäftigte, ohne der Fabrikanten und ihrer Familien zu gedenken.

Diese Entwickelung der Gewerbsthätigkeit muß größtentheils dem von einigen Manufakturisten angenommenen System zugeschrieben werden, nur freie, gut bezahlte Arbeiter zu gebrauchen. Die Regierung ihrerseits bewacht die Fabrikanten, und bestraft diejenigen, welche ihre Arbeiter nicht bezahlen. Man hat bemerkt, daß in allen Anstalten, wo Leibeigene arbeiten, und wo die Arbeit beinahe nichts kostet, die Produkte von sehr untergeordnetem Werthe sind.

Eine andere Thatsache, die man ausser Rußland nur in wenigen andern Ländern bemerkt, verdient ebenfalls angedeutet zu werden. Der Bewohner des offenen Landes verfertigt dort selbst beinahe alle Gegenstände, deren er bedarf. Es gibt ganze Dörfer, die von ländlichen Handwerkern bewohnt werden. So

findet man zu Robotnika nur Grobschmiede, zu Pawlowo Schlosser, zu Nikolskoi Drechsler und Lackarbeiter, zu Goroditsch Zimmerleute, zu Semenowa Klempner, zu Jagodnog Marokinarbeiter, zu Katunka Kalbledergerber.

Der beste Marokin (Juchten) wird zu Jaroslaw, Uglitsch, Kolomna, Arsamas, Wiatka, Kasan, Tula, Nischnei-Nowgorod, Wladimir, Pskow, Wologda und Minsk verfertigt, wie die besten Marokinhäute zu Astrakan, Torjok, im Regierungsbezirk Twer, zu Kasan und in Taurien. Diese beiden Artikel übertreffen bei weitem alle ähnlichen im übrigen Europa.

Wladimir, Moskau, Kostroma und Kaluga verfertigen vortreffliches Tischzeug. Zu Archangel, Riazan, Nowgorod, Petersburg und Moskau macht man das besteSegeltuch. Orel nud Archangel haben Stricke- und Schiffsbaumanufakturen. Sarepla liefert viele Strümpfe, Mützen und Tücher, wie Aktyrka einen Nationalstoff für Frauenzimmer.

Man muß auch der persischen Teppiche von Kamenskoi, Smolensk, Kursk und Michailowka, eines großen Dorfes im Regierungsbezirk Woronetsch, gedenken, wie der Hautelissetapeten im Dorfe Issa, und der kaiserlichen Fabrik zu Petersburg; der Kattunfabriken in den Regierungsbezirken Wladimir, Moskau, Petersburg, Kostroma und Astrakan; der Seidenfabriken zu Moskau, Kupawna (dem Fürsten Jussupow gehörig), Frencö (Herrn Lasarew zustehend); der ungeheuren Tuchfrabrick des Grafen Potemkin, zu Gluschkow, deren Erzeugniß allein zur Bekleidung der ganzen russischen Armee hinlänglich ist; die zu Moskau, zu Swiblow, in der Nähe dieser Stadt, die

zu Sarepta, und viele andere; des Papiers von Moskau, Petersburg, Jaroslaw, Kaluga und Liefland; der Produkte der Glasfabriken zu Oserski, bei Petersburg, der in den Regierungsbezirken Wolhynien, Liefland, Wladimir u. s. w.; der Waffenfabriken von Tula, Wotka und Sestrabeck; der Kanonengießereien von Petrozawodsk, Petersburg, Liperk und Kherson; der Gold-, Silber- und Schmuck-Arbeiten von Petersburg, Moskau und Usting-Weliki; endlich der Kupferfabriken in den Regierungsbezirken Perm und Moskau.

Die Hauptartikel der Industrie des Königreichs Polen sind nicht besonders zahlreich, der Fortschritte ungeachtet, welche dies Land seit einigen Jahren gemacht. Tuch, Leinwand, Leder und Rauchwerk nehmen darin den ersten Rang ein.

Wir haben bereits die Orte angedeutet, die sich am meisten durch ihre Gewerbthätigkeit auszeichnen. Fügen wir noch hinzu, daß Moskau, Petersburg, Riga, Tula, Wladimir, Wologda, Astrakan, Archangel, Woronesch, Jamburg, Schlüsselburg, Serpukow, Schuja die industriosesten Städte sind. Im Königreich Polen können als solche bezeichnet werden: Warschau, Lublin, Kalisch und Tomaszow.

Handel.

Die vorzüglich seit Beginn dieses Jahrhunderts vollbrachten wichtigen, zur Erleichterung des Transports der Kaufmannswaren in allen Theilen des russischen Reiches, und die von den einheimischen Fabriken und Manufakturen gemachten ausserordentlichen Fortschritte, haben sehr dazu beigetragen, den Handelsverbindungen, nicht allein der Provinzen unter einander, sondern auch denen mit den fremden Natio-

nen, eine große Ausdehnung zu gewähren. Wir beschränken uns hier nur auf den innern Handel, der, nach den offiziellen Berechnungen, in den letzten 30 Jahren sich mehr als verdoppelt hat.

Die Hauptausfuhrartikel des Reichs bestehen in Talg, Leim, Flachs und Mehl, Eisen, Kupfer, Leinsamen, Bauholz, Borsten, Wachs, Leder, Segelzeug, Potasche, Theer, Pech, Brennöl, Stricke, Zwirn, Rauchwerk, Juchten. Die vorzüglichsten Einfuhrartikel sind: Wein, Baumwolle, Seide, feine Tücher, Seidenzeug, Kattune, Färbewaren, Zinn, Thee, Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaren, Früchte, Branntewein, Blei, Quecksilber, Taback, Harz, Maschinen, Werkzeuge und Instrumente.

Rußland hat drei Handelsgesellschaften. Die amerikanische, 1797 gestiftet, deren Direktion zu Petersburg ist, und von der die Niederlassungen im russischen Amerika abhängen, hat Komptoirs zu Moskau, Kasan, Tomsk, Irkutschk, Jakutschk, Ochotsk und Kamschatka. Die zweite 1823 gegründete Gesellschaft ist die für die Dampfschiffahrt. Sie hat bereits Dampfbote auf der Wolga, der Kama und dem kaspischen Meere erbauen lassen. Die 1824 gestiftete südwestliche Gesellschaft beschäftigt sich mit Vermehrung der Schiffahrt auf den großen Flüssen im Innern, wie auf dem schwarzen Meere und auf der Ostsee.

Die vorzüglichsten Handelsstädte im Innern und an den Landgrenzen sind: Moskau, das man als Mittelpunkt des ganzen russischen Landhandels betrachten kann, und Nischnei-Nowgorod, wo seit 1817 die größte Messe in Rußland, vielleicht in ganz Europa, gehalten wird. Sodann kommen Kaluga, Orenburg, Kursk

Kherson, Tula, Usting-Weliki, Orel, Jaroslaw, Mohilew, Berzesk-Litowski, Wilna, Jurburg, Samara, Toropetz, Rostow, Kiow, Negin, Dubno, Berdyschew, und Radziwilow.

Die vorzüglichsten Handelshafen sind: an der Ostsee, Petersburg mit Kronstadt, Riga, Abo, Helsingfors, Rewal, Pernau, Libau, Ulcaborg, Wasa u. s. w.; am weißen Meere, Archangel; am kaspischen Meere, Astrakan, Baku und Kisliar; am schwarzen Meere, Odessa, Taganrok, Theodosia oder Kaffa und Kartsch.

Haupthandelsplätze im Königreich Polen sind: Warschau und Lublin.

Verwaltungs-Abtheilung.

Die Organisation der Verwaltungs-Abtheilung ist im russischen Reiche sehr von einander verschieden. Es ist in 49 Regierungsbezirke oder Gouvernements, und in 12 Provinzen oder Oblaste getheilt. Dazu kommen noch das Gebiet der Donischen Kosacken, eine Art Militärrepublik, das Großherzogthum Finnland und das Königreich Polen. Zu den Vasallenländern gehören mehrere Regionen im Kaukasus, in Sibirien u. s. w., wie die Khanate Tarku, Kura, Awar, Akzai, Endery und Kasi-Kumuck, die große und kleine Kabarda, Mingrelien, die kleine Abassei, das Land der Kaitaken, Tabesseran u. s. w., die Kirgisen der kleinen und der mittlern Horde, wie seit 1819 auch ein Theil der großen Horde; endlich mehrere gänzlich unabhängige Länder, wie die Republik Kubitschi, die Mitsdyeghen, mit Ausnahme des von den Inguschen bewohnten Theiles, der Vasallenland ist, die Osseten, von denen nur wenige russische Unterthanen sind, die westlichen Scherkessen, die Abassen, in der großen

Abassei, die Nogais, links von Kuban, und die Schuckt-
schen, am Nordostende Asiens, wie die Koliudgen und
andere Völkerstämme im russischen Amerika.

Die von den Geographen gemachte Unterscheidung
des europäischen, asiatischen und amerikanischen Ruß-
lands, wird von der russischen Regierung nicht ange-
nommen. Es besteht durchaus keine Grenze zwischen
Europa und Asien in der russischen Monarchie. Die
Regierungsbezirke von Peru und Orenburg befinden
sich eben so wohl jenseits als diesseits dem Ural, des-
sen Gebirgsreihe man als gewöhnliche Grenzscheide
zwischen Europa und Asien betrachtet. Wir wollen
diese beiden Bezirke noch zu dem ersten rechnen, wo-
gegen wir den Kaukasusbezirk Asien beigesellen. Wir
entnehmen nachstehende Bevölkerungsangabe der Re-
gierungsbezirke und Provinzen, wie deren Hauptorte,
und der vorzüglichsten Städte nach denselben, dem
Kalender der Akademie der Wissenschaften zu Peters-
burg, für das Jahr 1830. Man kann sie also gewis-
sermaßen als offiziel betrachten. Die Volkszählung
scheint von 1829 zu sein.

Bevölkerung des Kaiserthums Rußland und des König-
reichs Polen.

Regierungsbezirke oder Provizuen.	Geviert-meilen*).	Bevöl-kerung	Hauptorte und andere Städte.
	Baltisches Rußland.		
Petersburg . .	14,080	919,000	St. Petersburg, 449,000.
			Kronstadt, 10,000.
Esthland . . .	5,500	320,000	Reval, 12,000.

*) 60 auf den Grad.

Liefland . . .	13,170	772,000	Riga, 42,000. Dorpat, 9000.
Kurland . . .	8,260	591,000	Mittau, 14,000. Libau, 7000.
Großhzg. Finnl.	102,500	1,395,000	Halsingfors, 8000. Abo (Turku), 11,000.
Groß-Rußland.			
Moskan . . .	9,220	1,410,000	Moskau, 250,000. Kolomna, 10,000.
Smolensk . .	17,000	1,372,000	Smolensk, 11,000. Wiazma, 8,000.
Pskow . . .	12,780	893,000	Pskow, 9,000.
Twer . . .	19,360	1,297,000	Twer, 22,000. Torjok, 12,000. Kiew, 10,000.
Nowogrod . .	36,510	948,000	Nowogrod-Weliki, 8,000. Staraja-Russa, 9,000.
Olonetz . . .	45,920	385,000	Petrozawodsk, 5,000.
Archangel . .	187,000	276,000	Archangel, 19,000.
Wologda . .	122,530	820,000	Wologda, 13,000.
Jaroslaw . .	10,800	1,096,000	Jaroslaw, 24,000. Uglitsch, 8,000.
Kostroma . .	24,140	1,517,000	Kostroma, 12,000.
Wladimir . .	14,830	1,380,000	Wladimir, 7,000.
Nischnei-Nowgd.	13,920	1,422,000	Nischnei-Nowgorod, 14,000. Arzamas, 8,000.
Tambow . .	19,440	1,486,000	Tambow, 16,000. Koslow, 14,000.

Riasan . .	11,310	1,372,000	Riasan, 19,000.
			Pkopin, 8,000.
Tula	8,850	1,096,000	Tula, 39,000.
Kaluga . . .	9,410	1,222,000	Kaluga, 26,000.
			Gisdra, 7,000.
Orel	13,220	1,385,000	Orel, 30,000.
			Elitz, 15,000.
			Bolkow, 13,000.
			Metzensk, 10,000.
			Karatschew, 9,000.
Kursk . . .	12,610	1,762,000	Kursk, 23,000.
			Belogorod, 10,000.
Woronetsch .	22,160	1,510,000	Woronetsch, 19,000.

Klein-Rußland.

Kiow od. Kiew	14,980	1,496,000	Kiow, 56,000.
			Boguslaw, 7,000.
Schernigow	17,600	1,480,000	Schernig., 10,000.
			Naschin, 16,000.
Poltawa . .	16,240	1,931,000	Poltawa, 8,000.
			Kobeliaki, 11,000.
Kharkew . .	11,230	976,000	Khankow, 13,000.
			Aktyrka, 13,000.
			Belopolia, 11,000.
			Lebedina, 11,000.

Süd-Rußland.

Kherson . . .	26,630	490,000	Kherson, 12,000.
			Odessa, 33,000.
			Elisawetgrad, 10,000.
Ekatherinoslaw	20,100	882,000	Ekatherinosl., 8000.
			Nakitschwan, 9000.
Taurien .	24,660	371,000	Simpheropol, 2,000.
			Baktschissarai, 9,000.

Bessarabien .	14,260	652,000	Kischenew, 20,000. Ackerman, 13,000. Kotzim, 7,000.
Land der Donischen Kosacken	45,700	399,000	Nowo-Scherkask, 11,000. Staro-Scherkask, 5,000.
West-Rußland.			
Wilna . . .	17,490	1,410,000	Wilna, 56,000.
Grodno . . .	12,080	908,000	Grodno, 9000. Berzesk-Litowski, 8000.
Witebsk . .	13,090	992,000	Witebsk, 15,000. Polotzk, 10,000.
Mohilew . .	14,370	1,008,000	Mohilew, 21,000.
Minsk . . .	30,200	1,187,000	Minsk, 15,000.
Wolhynien . .	21,650	1,562,000	Zitomir, 11,000. Bertitschew, 20,000.
Podolien . .	11,820	1,551,000	Kaminietz, 13,000. Mohilow, 8,000.
Bialystock . .	2,180	252,000	Bialystock, 6000.
Ost-Rußland.			
Kasan . . .	11,600	1,100,000	Kasan, 48,000.
Wiatka . .	42,930	1,361,000	Wiatka, 9,000. Igewski-Zawod, 12,000.
Perm . .	93,680	1,326,000	Perm, 10,000. Katherinenburg, 11,000.
Simbirsk .	22,320	1,192,000	Simbirsk, 13,000. Syzram, 9,000.
Pensa . .	11,330	1,096,000	Pensa, 13,000. Saransk, 8,000.
Astrakan .	83,330	246,000	Astrakan, 40,000.

Saratow .	60,030	1,440,000	Saratow, 35,000. Wolgsk, 11,000.
Orenburg .	88,740	1,087,000	Ufa, 8,000. Orenburg, 6,000.
		Königreich Polen.	
Masowina .	. 5,540	779,000	Warschau, 150,000.
Kalisch .	. 4,750	608,000	Kalisch, 15,000,
Krakau .	. 3,090	428,000	Kielce, 5,000.
Sandomier	. 4,000	398,000	Sandomier, 2,000.
Lublin . .	. 4,880	511,000	Lublin, 12,000.
Podlachien	. 4,040	367,000	Sidlec, 3,000.
Plozk . .	. 4,830	482,000	Plozk, 6,000.
Augustow .	. 5,200	515,000	Suwalki, 3,000.

Die Menschenfresser auf Sumatra.

Sir Stamford Raffles war von 1811 bis 1816 Statthalter der Insel Jawa. Er bekleidete denselben Posten von 1817 bis 1824 auf dem britischen Theile der Insel Sumatra. Sein Karakter, seine genaue Kenntniß der malayischen Sprache, die Sorgfalt, mit welcher er die verschiedenen Völker des indischen Archipels studirt, über die er wichtige Werke herausgegeben, dürften schon genügend sein, dieses gelehrten, umsichtigen Mannes Worten eine hohe Autorität zu verleihen, selbst wenn er nicht zu gleicher Zeit in diesem Theile der Erde Aemter bekleidet, die ihn in den Stand setzten, seinen Mittheilungen gewissermaßen einen offiziellen Karakter zu verleihen. Wir wollen unsern Lesern einige derselben, die Inseln Bali und Sumatra betreffend, vorlegen.

Bali.

Die Insel scheidet sich in acht Staaten, von de-

nen jeder von einem unabhängigen Rayah (Radgah) regiert wird. Die Rayahs werden aus den Kasten der Sudras und Weissias erwählt. Nach ihrem Tode bewahrt man ihre Leichname längere oder kürzere Zeit auf, manchmal ein Jahr, nie weniger als zwei Monate. Man räuchert den Körper täglich mit Benzoe (Weihrauch) und andern Substanzen, um ihn vor Verwesung zu bewahren. Endlich verbrennt man sie. Kinder, welche noch keine Zähne haben, werden unmittelbar nach ihrem Tode beerdigt; ebenso die an den Blattern gestorbenen Individuen.

Es ist eine allgemeine Regel in diesen beiden Kasten, daß die Wittwen sich mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Dies Opfer ist jedoch ihrerseits durchaus freiwillig. Die Kebsweiber und die Sklavinnen des Verstorbenen verbrennen sich ebenfalls mit ihm. Der Körper des letzten Rayah von Balibing wurde mit vierundsiebenzig seiner Frauen von den Flammen verschlungen. Manchmal, statt die Leichen zu verbrennen, wirft man sie ins Meer.

Zu Tranjung-Alem wohnten wir dem Leichenbegängniß einer Dame von ziemlich hohem Range bei. Alle Frauen des Orts begaben sich zuerst nach der Verstorbenen Wohnung, wo sie eine oder zwei Stunden ein fürchterliches Geheul ausstießen. Man brachte sodann den Körper in den Bali, oder Audienzsaal, wo man ein Mahl auftrug, an welchem alle Anwesenden, wir Europäer ausgenommen, Theil nahmen. Am Abend mußten wir jedoch den Gesängen und Tänzen in demselben Saale beiwohnen, wo der Leichnam sich befand.

Am nächsten Morgen schlachtete der Ortsvorsteher

eine Ziege, und sprengte deren Blut rings um der Verstorbenen Haus, während ein Chor junger Mädchen im Bali unaufhörlich schrie: „O Mutter, komm wieder! Mutter, komm wieder!“ Dieser Lärm dauerte bis zu dem Augenblick, wo man entschied, daß der Körper nicht länger aufzubewahren sei. Man trug ihn nun ganz ruhig zum Orte hinaus, und verscharrte ihn in eine Grube, ohne weitere Zeremonie.

Obgleich die Einwohner von Bali Mahometaner zu sein vorgeben, hängen sie dennoch sehr an dem alten Aberglauben ihres frühern Kultus. Ich habe ihre alte Mythologie durchforscht, und von ihnen die Namen von mehr als zwanzig Göttern erhalten, von denen einige hinduische sind.

Sie haben keinen Begriff von einem höchsten, ewigen Wesen, dem Schöpfer aller Dinge, obgleich sie sich häufig der Wörter Allah Tuah bedienen, von denen das erste von den Arabern und das zweite von den Malayen gebraucht wird, um die Gottheit anzudeuten. Aber der unwissende Pasuma legt denselben nicht einen solchen Sinn bei. Fragt man ihn, was er unter diesen Worten verstehe, so entgegnet er: „Sie bezeichnen einen der Dewas.“

Der Mythologie dieser Völker zufolge sind die Dewas übernatürliche Wesen. Die Bewohner von Bali haben für sie eine abergläubige Ehrfurcht, und betrachten sie als wohlwollende Geister, welche die Menschen beschützen. Diese verdanken ihnen das Prinzip des Lebens, und sobald sie ihre Hand zurückziehen, muß man sterben. Aus diesem Grunde werden sie eifrig verehrt. Man glaubt ihr Wohlwollen vorzüglich durch Opfer jeder Art zu gewinnen.

Es gibt Dewas verschiedener Art, die nicht alle gleiche Macht über den Menschen haben. Sie wohnen auf mehrern Punkten der Erde, gewöhnlich in großen Wäldern oder auf hohen Bergen, manchmal auch an Strömen und murmelnden Bächen. Gewisse Bäume sind diesen Gottheiten geweihet und beschirmen ihre Wohnungen.

Ausser den Dewas gibt es auch andere Geister, deren Karakter durchaus entgegengesetzt ist. Man nennt sie Ogins oder böse Wesen, und betrachtet sie als die Urheber des Bösen. Alles Elend, alles Unheil, das die arme Menschheit trifft, kommt von ihnen. Sie wohnen ebenfalls auf Erden. Nähert sich Jemand unglücklicherweise ihrem Aufenthaltsort, wird er plötzlich todt niedergestreckt.

Es gibt noch eine dritte Klasse Wesen, die zwischen den Dewas und Ogins mitten inne zu stehen scheinen, obgleich sie sich mehr der Natur der erstern nähert. Man nennt sie Orang-Alus, oder zarte, unanfühlbare und unsichtbare Menschen. Ich habe einen Mann gekannt, der, behauptet man, mit einem weiblichen Wesen dieser Art verheirathet war, das man nie gesehen. Er hatte viele Kinder; aber auch diese zeigten sich nie. Der Mann hieß Diu-Peti-Nago-Wani. Diese von ihm erfundene Fabel fand allgemeinen Glauben.

Die Bewohner von Bali haben eine große Verehrung für die Seelen ihren Vorfahren, welche sie den Göttern gleich verehren, und deren Wohnungen sie auf die Berge versetzen. Sie glauben fest an Seelenwanderung; doch gibt es, ihnen zufolge, nur einige Thiere, welche die Seelen der Verstorbenen aufneh-

men können, und deren Karakter und Neigungen in gewisser Uebereinstimmung mit den Seelen stehen müssen, welche sie zu bewohnen haben. Der Tiger ist demzufolge am meisten geeignet, eine menschliche Seele zu beherbergen. Aus diesem Grunde betrachten sie ihn als heilig und behandeln ihn mit Ehrfurcht. Niemand wagt es, ihn zu tödten, selbst wenn er einen nahen Verwandten zerrissen.

Die Aera der Bewohner von Bali wird Isahia genannt. Jeder ihrer Monate besteht aus 35 Tagen, und das Jahr hat deren 420.

Sumatra.

Es gibt im nördlichen Theile dieser Insel eine bedeutende Nation, die das ganze Land zwischen Achem, Menangkabu und das Meer bewohnt. Man nennt sie Battas. Sie geben dem Innern des Landes vor der Küste, die deshalb größtentheils unbewohnt ist, den Vorzug. Ihre Seelenzahl mag zwischen ein und zwei Millionen Betragen.

Die Regierung der Battas ist regelmäßig. Sie haben berathende Versammlungen und öffentliche Redner. Beinahe Jedermann bei ihnen kann lesen und schreiben. Sie haben eigenthümliche Sprache und Schrift. Es ist dasselbe mit ihrer Religion. Sie erkennen einen alleinigen höchsten Gott, den sie den Namen Dibati Assi Assi geben. Ausserdem haben sie noch drei andere große Götter, die von dem ersten geschaffen worden.

Dies Volk ist sehr kriegerisch. Es zeichnet sich aus durch seine Rechtschaffenheit, seinen Edelmuth und seine Klugheit. Das von ihm bewohnte Land ist vortrefflich bebauet; Verbrechen sind bei ihm nicht

häufig. Aller dieser guten Eigenschaften, wie ihrer Zivilisation ungeachtet, sind die Battas dennoch Menschenfresser, im ausgedehntesten Sinne des Worts.

Vor einigen Jahren wurde ein Mann, des Ehebruchs mit eines andern Frau überführt, verurtheilt, lebendig gefressen zu werden. Diese Szene sollte ganz in der Nähe von Lappanuly stattfinden. Man lud den brittischen Residenten dazu ein, der aber keine Neigung hatte, ein solches Schauspiel zu sehen. Statt seiner begab sich sein Assistent, nebst einem eingebornen Offizier, dahin.

Auf dem zu dem Kannibalenfeste bestimmten Platze, erblickten sie einen großen Volkshaufen, von dem seitwärts der Verurtheilte, mit ausgebreiteten Armen an einen Baum gebunden, stand. Der Sentenzvollstrecker oder Scharfrichter, Häuptling von einem gewissen Range, näherte sich dem Opfer, ein großes Messer in der Hand. Ihm nach trat ein Mann, mit einer tiefen Schüssel, in der sich der malayische Sambul befand, der aus Zitronensaft, Salz und andern Ingredienzien bereitet wird.

Der Scharfrichter rief mit lauter Stimme den beleidigten Gatten, und fragte ihn, welchen Körpertheil des Opfers er verlange. Der bezeichnete das rechte Ohr. Jener schnitt es schnell ab, reichte es dem Mann, der es in den Sambul tauchte, und es gemächlich aufspeisete.

Nach Beendigung dieser Förmlichkeit, stürzten sich alle Anwesenden auf den Verurtheilten, und Jeder schnitt ihm ein Stück Fleisch da ab, wo es ihm behagte. Nachdem man dem Unglücklichen etwa die Hälfte des Körpers zerfleischt, stieß ihm einer der Mit-

leidigsten sein Messer durchs Herz. Gewöhnlich geschieht dies nicht, und man thut nichts, um des Verurtheilten Qual abzukürzen.

Die Battas haben ein Gesetzbuch, das aus dem höchsten Alterthum herrührt, und ihnen die blutigen Menschenopfer in folgenden Fällen vorschreibt:

„Sollen lebendig aufgefressen werden: 1. Alle diejenigen, welche sich des Ehebruchs schuldig machen; 2. diejenigen, welche mitten in der Nacht einen Diebstahl begehen; 3. die Kriegsgefangenen in jedem bedeutenden Kriege, d. h. zwischen den verschiedenen Distrikten *); 4. die zu demselben Stamme Gehörigen, welche sich unter einander verheirathen, indem sie von gleichen Eltern abstammen; 5. endlich die, welche hinterrücks ein Dorf, ein Haus, oder eine Person überfallen.“

Jeder, der eines der vorgedachten Verbrechen begangen, wird vor seine natürlichen Richter gestellt, und von denselben verurtheilt. Nach ausgesprochener Sentenz trinken alle Richter, was einer Urtheilsunterzeichnung bei uns gleichkommt. Man läßt sodann 2 oder 3 Tage vorübergehen, damit das Volk sich versammeln könne. Im Fall eines Ehebruchs kann die Sentenz nur dann vollstreckt werden, wenn die Verwandten der schuldigen Frau sich einstellen, um dem Opfer beizuwohnen.

An dem dazu bestimmten Tage, wird der Gefangene herbeigeführt. Man bindet ihn mit ausgebreiteten

*) Man verzehrt nicht allein die lebendigen Kriegsgefangenen, sondern auch die Gefallenen, und selbst die bereits Begrabenen.

Armen an einen Pfahl. Der beleidigte Ehemann hat das Recht, den ersten Bissen zu wählen. Gewöhnlich gibt er den Ohren den Vorzug. Die übrigen Anwesenden nahen sich sodann nach ihrem Range, und schneiden das ihnen am meisten behagende Stück Fleisch von des Unglücklichen Körper ab. Wenn jeder seinen Theil genommen, nahet sich der Vorsteher des Stammes dem Opfer, schneidet ihm den Kopf ab, und nimmt ihn mit sich, um ihn als Siegeszeichen vor seinem Hause aufzuhängen. Das Gehirn gehört entweder dem Vorsteher, oder dem beleidigten Theil. Man schreibt demselben zauberische Eigenschaften zu und bewahrt es gewöhnlich in einer Flasche.

Die menschlichen Eingeweide werden nie gegessen; dagegen werden das Innere der Hand, die Fußsohle und das Herz für große Leckerbissen gehalten. Des Verurtheilten Fleisch wird theils roh, theils geröstet gegessen; aber nie an einem andern Orte, als da, wo die Hinrichtung statt gefunden. Zur Würze des Fleisches werden immer Zitronen, Salz und Pfeffer bereit gehalten. Manchmal ißt man auch Reiß dazu. Dagegen ist Palmwein, wie jedes andere berauschende Getränk, bei dieser Mahlzeit verboten. Einige Personen bringen hohle Bambusstäbe mit, die sie mit warmem Blut anfüllen, und ausleeren.

Jede Hinrichtung dieser Art muß öffentlich vollstreckt werden, indessen dürfen nur die Männer ihr beiwohnen, indem der Genuß des Menschenfleisches den Weibern untersagt ist. Man behauptet jedoch, daß sie im Geheimen sich manch Stück zu verschaffen wissen. Viele Battas, sagt man, geben dem Menschenfleisch vor jedem andern Gericht den Vorzug. Demungeachtet

hat man kein Beispiel, daß sie ihre Vorliebe auf eine andere, als vom Gesetze erlaubte Weise, zu befriedigen gesucht.

Wie empörend und widernatürlich solche Exekutionen auch scheinen mögen, ist es nichts desto weniger wahr, daß sie das Resultat ruhiger Berathungen, selten Wirkung unmittelbarer Rache sind, ausgenommen gegen Kriegsgefangene. Ich habe die Gewißheit, daß unter allen Beiwohnenden sich nie ein Betrunkener befunden. Der Battas Anhänglichkeit und Ehrfurcht fur das Gesetz, welches diese blutigen Opfer gebietet, ist noch stärker, als die der Muselmänner für den Koran. Man hat berechnet, daß in Friedenszeiten jährlich 60 bis 100 Individuen gefressen werden *).

*) Es gab früher in China einen Stamm Gebirgsbewohner, der ebenfalls aus Kannibalen bestand. Man beschuldigt noch jetzt die Bewohner der Provinz Fokian der Menschenfresserei jedoch nur im Kriege. Die chinesischen Aerzte empfehlen manchmal Menschenfleisch in gewissen Krankheiten. Vor drei Jahren wurde ein Knabe zu Makas ermordet, um einem Mann, der seinem Tode nahe war, zur Speise zu dienen. Die Scharfrichter zu Kanton verkaufen die Galle der von ihnen hingerichteten Verbrecher sehr theuer. Man taucht Reis darein, und ißt ihn, um Muth zu bekommen. Denn die Chinesen sind überzeugt, daß Galle muthig macht. Ein Feiger wird von ihnen nur ein Mensch ohne Galle genannt.

In den Kommentaren zu dem chinesischen Strafgesetzbuche, findet man oft die Prozesse merkwürdiger Verbrecher. Ein gewisser Liku, aus dem Distrikt Hoang-Schan, wurde verurtheilt, weil er ein wenig Menschengalle für 20 Unzen Silber verkauft. Ein anderer, Namens Schang, aus der Provinz Scherkiang, wurde 1811 überführt, binnen 16 Jahren eilf junge Mädchen ermordet zu haben, um gewisse Flüssigkeiten ihres Körpers zu genießen, und dadurch die Stärke des seinigen zu vermehren. Das zwölfte Opfer entsprang diesem Kannibalen und verklagte ihn. Er war un-

Ehemals speiseten die Battas auch ihre Verwandten, wenn diese zu alt wurden, und nicht mehr arbeiten konnten. Die Greise ergriffen mit den Händen einen Baumzweig und blieben an demselben hängend, während die Kinder und Nachbarn um sie herumtanzten und schrien: „Wenn die Frucht reif ist, muß sie fallen.“

Diese Zeremonie fand immer statt während der Zitronenerndte, wo Salz und Pfeffer ebenfalls im Ueberfluß vorhanden sind. Sobald der Unglücklichen Aerme erstarrt waren, und sie zu Boden fielen, stürzten sich alle Anwesenden auf sie, rissen denselben mit ihren Messern große Stücke Fleisch ab, und verschlangen sie. Dieser Gebrauch, die bejahrten Leute zu essen, ist jetzt abgeschafft. Man darf hoffen, daß, mit den Fortschritten der Zivilisation, der noch bei den Battas bestehende Kannibalismus dasselbe Schicksal haben werde.

Tieger und Elephanten sind in den Gebirgen Sumatras sehr häufig. Ein Einwohner erzählte mir, daß sein Vater und sein Großvater von Tiegern zerrissen worden. Kaum gibt es im Hochlande eine Familie, die nicht auf solche Weise eines ihrer Mitglieder verloren. An einigen Orten nehmen sich die Eingebornen nicht im mindesten vor diesen Thieren in Acht, die sie als geheiligt betrachten.

Sie glauben auch an Seelenwanderung, und nennen die Tieger ihre Ninis oder Großväter. An den

---

gefähr 70 Jahr alt, als er verurtheilt wurde, in Stücken gehauen zu werden. Sechzehn Familien, denen die ermordeten angehörten, wurden eingeladen, seiner Hinrichtung beizuwohnen.

Ufern eines der Flüsse dieser Insel wurden in einem Jahre mehr als hundert Individuen von jenen Thieren getödtet. Wenn sie in ein Dorf kommen, so setzen die Einwohner Reis und Früchte vor ihre Thür, in der Voraussetzung, sie durch dies gastfreundschaftliche Begehen für sich zu gewinnen. Sie bedienen sich desselben Mittels auch gegen die Kinderblattern, und hoffen dadurch den bösen Geist zu beschwichtigen.

Die Bewohner des östlichen Theiles von Sumatra sind im Allgemeinen mäßig, stolz, kühn; aber zugleich sehr leidenschaftlich. Ihren alten Gebräuchen über Alles zugethan, scheint ihnen jede Neuerung Wahrheit und Gerechtigkeit zu verletzen. Von einem von Natur unabhängigen Karakter, sind sie auf ihre alten Freiheiten sehr eifersüchtig. Schlau im Handel, rechnen sie es sich zur Ehre, einen Fremden zu übervortheilen. Sie sind kriegerischer, als die Bewohner der Küste, und verstehen gut mit den Waffen umzugehen. Werden sie angegriffen, so stellen sie ihre Frauen und Kinder vor sich. Auf solche Weise kamen in dem letzten Kriege mit den Holländern, 120 Weiber um, die fest auf ihrem Posten blieben, ihre Kinder im Arm.

Sie sind sehr gewerbsam und äusserst mäßig. Selten geniessen sie Fleischspeisen, obgleich sie Geflügel und Ziegen in Menge haben. Dagegen essen sie auch ohne Eckel alle todten Thiere, welche sie finden, mit Ausnahme des Schweines. Ihr alleiniges berauschendes Getränk ist eine Art Reisbranntwein, von ihnen Brum genannt. Er darf nur an Festtagen getrunken werden.

Wie die Jawaner, und alle übrigen Völker des

Orients, haben sie einen großen Abscheu für Milch, und für alle Gerichte, in welche sie gemischt worden. Ein Vorsteher, dem man einige Tropfen davon in den Thee schütten wollte, zog schnell seine Tasse zurück, und sagte entrüstet: „Bin ich denn ein Kind, um Milch zu trinken?“

Letzte Unterhaltung Karl X. mit dem Kapitän d'Urville.

Aus des Letztern Tagebuch.

Sonntag, 22. August 1830. — Am Abend haben der König und der Dauphin sich lange über die politischen Angelegenheiten mit mir unterhalten. Aber es ist mir unmöglich, sie zu überzeugen. Sie behaupten immer, daß eine allgemeine Verschwörung gegen den Thron angesponnen war. Die einzige Partei, welche sie noch ergreifen konnten, um dem Strom zu widerstehen, war die der Ordonnanzen. Unglück wollte, daß es ihnen damit nicht gelungen. Es ist noch eine Prüfung, welche die Vorsicht ihnen auferlegt.... Denn die Partei der Ehre und Gerechtigkeit wird endlich doch triumphiren, und die Krone wird früher oder später ihrem rechtmäßigen Besitzer, dem jungen Herzog von Bordeaux werden. Solches sind die Täuschungen, mit denen die armen Fürsten sich zu zerstreuen suchen.

Gegen halb 9 Uhr Abend, als ich mich zurückziehen wollte, vertraute mir Karl X., daß es seine Absicht nicht sei, in England zu bleiben. Sobald die Ange-

legenheiten Europas sich ein wenig beruhigt, sei es seine Absicht, sagte er, sich in der Nähe von Venedig oder Mailand niederzulassen.

Sodann sagte er mit vieler Herzlichkeit, indem er mir beide Hände drückte: „Mein lieber Kapitän, bevor ich Sie verlasse (er sollte am nächsten Morgen ausgeschifft werden), ist es mir angenehm, Ihnen von Neuem meine ganze Dankbarkeit zu bezeugen, und Ihnen für alle die Aufmerksamkeit und alle die Gefälligkeit zu danken, welche Sie für mich, und für alle Personen meiner Familie, bei dieser Gelegenheit gehabt.“

— Sire, Alles was ich gethan, war für mich nur Schuldigkeit. Es war genügend, daß Sie sich im Unglück befinden, um Sie und alle Personen Ihrer Familie als in meinen Augen geheiligte Gegenstände zu behandeln.

„Ja, mein Lieber, es ist unmöglich, die Ihnen ertheilte Mission mit mehr Ehre und Zartheit zu erfüllen, als Sie es gethan. Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und hoffe, Sie nicht zum letzten Male zu sehen. Wir werden uns eines Tages unter bessern Auspizien wieder sehen.

— Ich weiß nicht, was Sie mir durch diesen Wunsch zu verstehen geben wollen. Setzen Sie voraus, daß meine abenteuerliche Laufbahn mich eines Tages zu den von Ihnen bewohnten Orten führen könne, wird es unbezweifelt für mich ein wahres Vergnügen sein, die Ehre zu haben, Sie wieder zu sehen. Ich kann mir über meine Privatbeziehungen mit Ihnen nur Glück wünschen. Sie haben sich gegen mich mit einer Einfachheit, einer Güte benommen, die ich nicht erwarten durfte, und die Ihnen meine ganze

Achtung zugesichert. Diesen Fall ausgenommen, weiß ich nicht, wie wir uns künftighin wiederfinden könnten.

„Aber, mein Lieber, Frankreich kann nicht in dem Zustande bleiben, in welchem es ist. Es wird eines Tages die Augen öffnen, und der kleine Bordeaux wird sein rechtmäßiger Monarch sein. Sie müßen dann wohl zu den Unsern gehören."

— Was Sie sagen ist freilich nicht unmöglich. Aber um dahin zu gelangen, müßte noch großes Unglück geschehen. Wenn der Herzog von Orleans taub bleibt für der Franzosen gegenwärtige Wünsche, und die Quelle seiner Macht verkennt, wenn er nicht mit der Meinung fortzuschreiten versteht, wenn er sich den Rathschlägen von persönlichem Ehrgeiz und schamloser Habgier geblendeter Menschen überläßt; wenn dieser Fürst, sage ich, statt vollkommen und aus dem Grunde alle Mißbräuche der gegenwärtigen Verwaltung auszurotten, auf dem traurigen, seit 25 oder 30 Jahren verfolgten Wege beharren will, wird er nach und nach Achtung und Vertrauen aller wahren Franzosen verlieren. Man wird es bereuen, ihm des Landes Geschick anvertrant zu haben, und die Anhänger der Republik, die schon zahlreich sind, können des neuen Monarchen Fehler benutzen, den Thron umstürzen, und an seine Stelle ihr System erheben. Obgleich die jetzt aufgeklärteren Franzosen wahrscheinlich nicht mehr dem Entsetzen von 1793 ausgesetzt sein dürften, zweifle ich dennoch, daß die Republik lange bei einem so leichtsinnigen, in seinem Geschmack und in seinen Meinungen so veränderlichen Volke bestehen könne. Wir dürften vielleicht zur Anarchie und zum Bürgerkrieg zurückkehren. Alsdann wäre es keinem Zweifel unter-

worfen, daß Ihr Enkel, von einer Partei im Innern Frankreichs proklamirt, und von einer Million fremder Bayonette unterstützt, den Thron besteigen könne, auf den Sie haben verzichten müssen. Aber ich versichere Ihnen, daß ich für meinen Theil eine solche Zukunft mit allen Wünschen meines Herzens entferne. Ist uns ein so trauriges Geschick vorbehalten, muß man es wohl annehmen, als eine Thatsache, aber als die verhängnißvollste Thatsache für unsere Freiheiten.

„Ha, mein Lieber, Sie sprechen immer als Liberaler. Uebrigens (er drückte mir die Hände) sein Sie überzeugt, daß mein Enkel nicht mit Hilfe der fremden Bayonette nach Frankreich zurückkommen wird. Die Franzosen selbst werden ihn zurückrufen, oder er wird im Exil bleiben. Ich kann Ihnen darüber, mit der ganzen Aufrichtigkeit meiner Seele, die Versicherung geben."

— Möge Ihre Erklärung wirklich aufrichtig sein, und möchten Sie immer in so ehrenvollen Absichten beharren. Das ist Alles, was ich meinem Vaterlande wünsche....

Karl X wiederholte mir nochmals, auf die freundschaftlichste Weise, seine Dankbezeugungen, und begab sich sodann in sein Zimmer.

Nordische Skizzen.

III. Von Christiania nach Dovrefield.

Von Koppenhagen bis Christiania hatten wir 150 Stunden zurückgelegt. Es blieben uns noch eben so viel, um Drontheim, die alte Hauptstadt der norwegischen Könige, zu erreichen. Wir machten uns also auf den Weg nach Norden, und wendeten uns gegen Dovrefield, wo wir die skandinavischen Alpen übersteigen sollten. Auf dieser Strecke erschien uns die norwegische Natur in ihrer ganzen Majestät.

Das Interesse dieses Schauspiels war aber auch erforderlich, um uns für die ausgestandenen Mühseligkeiten zu entschädigen. In unsern offenen Karren waren wir acht Tage lang Wind und Regen ausgesetzt*). Die Karren wurden von Station zu Station immer unbequemer. Man konnte sich weder in ihnen setzen, noch darin niederlegen, und befand sich in einer so gezwungenen Lage, daß man sie kaum einige Minuten ertragen konnte, ohne sie zu verändern.

Am ersten Tage nach unserer Abreise von Christiania fuhren wir längs dem großen Miösensee dahin. Der Weg, so steinigt wie das Bett eines Baches, ging unaufhörlich auf- und abwärts. Im letzten Fall, wo die Pferde immer im Galopp forteilten, stürzten unsere Koffer uns auf die Schultern; im ersten

*) Man kann alle diese Mißbestände größtentheils vermeiden, wenn man zu Christiania ein Kabriolet kauft Schwerere Fuhrwerke sind dagegen nicht anzurathen.

fielen wir mit ihnen nach hinten, wodurch das Gleichgewicht unterbrochen wurde. Einmal waren wir schon auf dem Punkte, in den See zu stürzen, als der Bauer, der unser Postillon war, schnell absprang, und sich an den Vordertheil des Karrens hing, wodurch wir wieder nach vorn geworfen und gerettet wurden. Dieser Zufall war dadurch entstanden, daß der hölzerne Riegel, welcher den Karren mit der Schere verband, zerbrochen war.

Ich kann nicht sagen, daß ich mit dieser Art zu reisen sehr unzufrieden gewesen. Ihre Neuheit gefiel mir, und wenn ich auf dem elenden Karren halb ausgestreckt lag, von Regen durchnäßt, und zwischen den hohen Tannen von Zeit zu Zeit den See erblickte, dessen Fläche sich mit dem Nebel vermischte, empfand ich etwas von dem Entzücken Lord Byrons in seiner Barke, auf dem Genfersee, während einer stürmischen Nacht.

Wir brauchten den ganzen zweiten Tag, und den Vormittag des dritten, um am Ufer des Miösensees entlang zu fahren *), ohne ihn, die ganze Zeit über, aus dem Gesichte zu verlieren. Ich überzeugte mich hier, daß Einförmigkeit in der Größe der wahre Karakter der nordischen Natur ist. Ein grüner Abhang, dem eines Alpenthals ähnlich, erhob sich ununterbrochen am entgegengesetzten Gestade des Sees, von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Es war wie eine mit uns reisende Dekoration. Der See seinerseits hatte beinahe immer denselben Anblick. Seiner Länge und seiner Schlängelung nach hätte man ihn für einen

*) Er ist zwölf Meilen lang und wird durch den Laugen gebildet.

breiten, zwischen hohen Bergen strömenden Fluß halten mögen.

Die Größe der Entfernungen von einem Orte zum andern, unterscheiden vorzüglich diese Regionen von den andern mir bekannten Gebirgsländern, unter andern von der Schweiz. In dieser gelangt man aus einem Thal in ein anderes, aus einem Kanton in einen andern. Man kann mit Leichtigkeit an einem und demselben Tage aus einem Klima in ein anderes, und zu verschiedenen Völkerschaften kommen, die unter sich an Sprache, Sitten und Trachten verschieden sind. Aber in Norwegen legt man 30 Stunden zurück, ohne denselben See, denselben Bezirk zu verlassen. Man macht ohne Umstände einen Umweg von 50 Stunden, blos um eine Kaskade zu sehen. Ein norwegischer Bauer macht jeden Sonntag eine größere Reise, um in der nächsten Kirche die „Messe" zu hören*), als der Bewohner des Berner Oberlandes in seinem ganzen Leben.

Da der Mensch beschränkt ist, und nur einen Punkt zu gleicher Zeit erfassen kann, wird er nicht beim ersten Blick von der sich ihm darbietenden Größe betroffen. Aber die Zeit geht vorüber, eine Poststation folgt auf die andere, und man erblickt immer dasselbe Gemälde, das man zuerst ansichtig geworden. Man verwundert sich nun, daß es so lange dauert. Man

*) Was wohl der freie, vernünftige norwegische Landmann sagen würde, wollte man ihm in der That, in einer Sprache die er nicht versteht, die Messe lesen, mit der ihn Herr Ampère zuvorkommend regalirt? — Er würde wahrscheinlich deswegen nicht einen Schritt thun, während er jetzt, um eine erbauliche Predigt zu hören, oft 10 bis 20 Stunden weit herkömmt.

erinnert sich an den Weg, den man bereits zurückgelegt, und begreift erst jetzt das Großartige dieser Natur.

In Norwegen sind die Thäler ganze Provinzen, die Bäche sind Flüsse, und die Seen sind kleine Meere. Die absolute Höhe der Berge allein ist in keinem Verhältniß mit dieser großen Leiter. Massen von 8000 Fuß Höhe sind einer so prachtvollen Umgebung unwürdig.

Es ist zu bedauern, daß man nicht am Ende einer dieser Thäler den Mont-Blanc (14,770) erblickt, wo er besser sich ausnehmen würde, als in dem kleinlichen Chamounythal. Es ist gewiß, daß es dem Norden, mit seinen langen Strömen und ungeheuern Felsmassen, an riesigen Gipfeln fehlt, um die Uebereinstimmung vollkommen zu machen.

Gulbrand-Dale ist eines jener 50 Stunden langen Thäler, deren ich so eben gedacht *). Es mündet am Miösensee. Wir betraten nun eine lange, schmale Schlucht, die uns nach Dovrefield führen sollte, wo der höchste Uebergangspunkt der skandinavischen Alpen ist. Betritt man Gulbrand-Dale, so verändert sich plötzlich des Landes Anblick. Statt der sanft geneigten Abhänge, die den Miösensee umschliessen, befindet man sich zuerst in einem Engpaß,

*) Es gibt auch in der Schweiz 30 bis 40 Stunden lange Thäler, wie das der Rhone, im Kanton Wallis (das mit dem Becken des Genfersees, welches dazu gehört, 48 geographische Stunden, und ohne dasselbe 36 geographische Stunden lang ist), das Inn- oder Engadinthal, in Graubünden, die Vorder- und Hinterrheinthäler in demselben Kanton, das große Rheinthal von Reichenau bis zum Bodensee, und einige andere.

der rings von hohen Felsen ummauert zu sein scheint, welche sich immer mehr erheben, je höher man steigt.

Der Regen begann an dieser Stelle aufs Neue, und blieb uns bis jenseits dem Dovrefield getreu. Um mich darüber zu trösten, räsonnirte ich folgendermaßen: Im Allgemeinen fehlt es den Formen der skandinavischen Berge an besonderer Schönheit. Man gewinnt also nichts, wenn man die rohen Umrisse dieser Massen eben so genau sieht, als die zierlichen Linien von Albano oder Tivoli. Eine matte Beleuchtung, regnerischer Himmel entstellen ein strenges, trauriges Land eben so wenig, als ein gothisches Denkmal, während Licht, und zwar ein glänzendes Licht, der südlichen Natur eben so nothwendig ist, als der griechischen oder römischen Architektur.

Mehr noch, der Norden, mit nur wenigen Ausnahmen, ist bei hellem Sonnenschein wirklich häßlich.

Jener Glanz, der nicht an seinem Platze ist, dient nur dazu, dem Auge die scharfen Spitzen der Tannen, die bald gebrochenen, bald abgeflachten Formen der Felsen uns fühlbarer zu machen. Die Natur ist da, wie ein häßliches Frauenzimmer in einem hellerleuchteten Sale. Es gibt Gesichter, die ohne schön zu sein, in halbem Lichte, oder durch einen Schleier gesehen, gefallen. Die nordische Natur bedarf dieser Koketterie, und erst bei leichtem Nebel erscheint sie in ihrer eigenthümlichen Größe. Ein mattes Licht, ein düsterer Himmel bilden mit dem dunkeln Grün der Fichten, und der grauen Farbe der Felsen eine milde, traurige Harmonie, die nicht ohne Reiz ist.

Regen und Nebel veranlassen überdem im Gebirg zufällige Ansichten, die man nicht beschreiben und kaum

andeuten kann, die aber nichts desto weniger höchst interessant sind. Man sieht den Nebel ganze Thäler verschleiern, während die Gipfel der Berge im hellen Sternenlicht strahlen. Wolken ziehen sich langsam am Abhang des Gebirges hin, oder ballen sich über seine Gräte, um sich von dort in die Tiefe zu stürzen, die sie bald ganz verhüllen. Man sieht nichts mehr, bis ein Windstoß sie erhebt, zerreißt, in Klüfte und Abgründe drängt, von wo sie wie Rauchsäulen emporsteigen, und sich abermals entwickeln, um dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen. Wenn der Schleier sich hie und da lüftet, sieht man mitten in der Wolke eine Wiese, eine Hütte, oder einen Berggipfel, wie eine Insel in dem großen Nebelozean schwimmen.

Das war das Schauspiel, welches wir häufig im Gulbrand-Dale hatten, indem wir dem Flusse entgegenstiegen, der seine Tiefe bildet. Dieser Fluß, halb See, halb Bach, stürzte uns bald in breiten Fällen entgegen, bald schien er ein Meerarm, des Murmelns seiner Fluthen wegen, die sich an nackten Felsen oder an Tannenstämmen brachen.

Auf dem ganzen Wege von Christiania nach Drontheim, auf einer Strecke von 150 Stunden, findet man nicht ein einziges Dorf. Jede Familie lebt vereinzelt in ihrem Gaard (ausgesprochen Gohr). Dies Wort ist unübersetzbar. Kein anderes kann eine genaue Idee geben von der Lebensweise der norwegischen Bauern.

Ein Gaard ist eine mehr oder minder beträchtliche Häusergruppe, aus Holz gebaut, die zusammen nur eine Wohnung bildet. Eines dieser Häuser dient allen Gliedern der Familie, die oft sehr zahlreich ist,

zum Schlafzimmer, ein anderes zum Speisesaal, ein drittes zur Küche, ein viertes zur Scheuer. Es ist dasselbe mit dem gemeinsamen Speicher. Mit einem Worte, wozu man in andern Ländern ein besonderes Gemach bestimmt, dafür hat man hier ein besonderes Haus. Ein Gaard ist also nichts, als ein in mehrere Stücke zertheiltes Haus. Diese Sonderbarkeit ist Norwegen eigenthümlich. Ein Dorf ist der Verein mehrerer Familien; der Gaard ist die Urfamilie, deren Mitglieder in Gemeinschaft wohnen, leben und besitzen. Es scheint, daß dies das einfachste Element der Gesellschaft ist, und daß Norwegen auf der ersten Stufe geblieben. Wahrscheinlich liessen sich die germanischen Völkerschaften, vor der Bildung der Dörfer, familienweis auf dem von ihnen bewohnten Boden nieder, und eine solche Niederlassung mochte einem Gaard auf ein Haar ähnlich sein. Ueberhaupt haben sich die ursprünglichen Sitten dieser Völker in Norwegen am besten erhalten. Das alte Germanien hat sich dahin geflüchtet, und da auch muß man einen Kommentar zum Tacitus suchen.

Diese Hütten sind nur selten aus Bretern, gewöhnlich aus rohen Baumstämmen erbauet, die künstlich ineinandergefügt, und deren Zwischenräume dergestalt mit Moos verstopft sind, daß der Luftzug nirgends durchdringen kann. Im Innern sind sie zugleich warm und ziemlich bequem.

Indessen findet man in ihnen wenig Opulenz, dagegen mehr Unsauberkeit als Elend. Die Erde ist in Norwegen wenig fruchtbar. Aber die Menschenmenge ist gering, und hat wenig Bedürfnisse. Oft habe ich in einer Hütte, mitten in der Einöde, einen Ueber

fluß an Küchengeschirr, und eine allgemeine Zufriedenheit gefunden, die mir andeuteten, daß Noth und Sorge den Bewohnern gleichmäßig fremd seien.

Am zweiten Tage unserer Reise im Gulbrand-Dale gelangten wir gegen Abend an einen kleinen See. Wir verwunderten uns nicht wenig, daß der große Gaard, wo wir über Nacht bleiben sollten, am entgegengesetzten Ufer sei. Aber ein See in Norwegen wird eben so leicht überschifft, wie anderswo ein Bach. Wir fanden ein Boot bereit und erreichten bald unser Nachtquartier. Ich fand diese Manier, ins Wirthshaus zu gelangen, ziemlich poetisch.

Dieser Gaard war einer der größten, die ich gesehen, und der Bauer, dem er gehörte, mochte, am Ende seines See's, in einem gewissen Wohlstande leben. Seine Frau war durchaus schwarz, aber sehr reinlich gekleidet. Er war groß, stark, mit schwerfälligen Manieren, mit rauhem Stoffe angethan. Seine Haltung war stolz und linkisch zugleich, wie verlegen zwischen seinem Bauernstolze und seinem Stande als Gastwirth. Er hatte ganz das Ansehen eines Bären, der gezwungen ist zu tanzen, und der nur brummend gehorcht.

Am andern Morgen stiegen wir fortwährend bergan, und erreichten endlich den Fuß des Dovrefield. Wir fanden an diesem Tage auf unserm Wege ein Denkmal, zur Verewigung eines Sieges, den die Norweger über ein schottisches Korps, unter dem Befehle des Hauptmanns Sinclair, im schwedischen Dienste, errungen. Die Schotten wurden durch große Felsstücke zermalmt, welche ihre Feinde von der Höhe auf sie gewälzt. Ein steinernes Kreuz steht an der Stelle,

wo sie beerdigt worden. Es gibt über dies Ereigniß eine Volks-Ballade, die wir uns von einem Bauer vorsingen ließen. Man hätte nicht glauben sollen, daß es ein Siegeslied sei, so traurig und schmachtend war seine Melodie.

Es ist dasselbe mit allen nordischen Volksgesängen. Selbst wenn die Worte Heiterkeit oder rasche Gefühle aussprechen, ist die Melodie immer schleppend und klagend. Der Grund davon ist, daß der Karakter der Nationalmusik nicht diese oder jene vorübergehende Neigung andeutet, sondern den eigentlichen Grund der Neigung eines Volks. Und Traurigkeit ist des Nordens wahrer Karakter. Man erkennt ihn überall, in dem Schweigen und in der Größe der Natur, in des Menschen düsterm Blick, in seinem langsamen Schritt, und in seinem klagenden Gesang, in den Nebeln des Meeres, in den langen Nächten, und in dem langen Dämmerschein.

Manchmal habe ich diese nördliche Traurigkeit in tiefster Seele verspürt, wenn ich mich von meinen Reisegefährten entfernte, mich auf eine umgestürzte Tanne setzte, und meine Blicke über den großen, schweigenden Raum hinausschweifen ließ. Ich blieb lange so, ohne daß irgend eine Bewegung, irgend ein Laut meiner Träumerei mich entrissen, obgleich das geringste Geräusch in dieser allgemeinen Ruhe vernehmbar war, wie der Klagelaut eines kleinen Vogels, oder das Gekrächs eines Raben, verborgen im Gewölk, oder der Ruderschlag auf einem einsamen See. Ich finde eine Note, die ich am 15. August, vor unserm Uebergang des Dovrefield, geschrieben.

„... Wir fanden keine Pferde, und mußten meh-

rere Stunden in dieser Hütte warten, der letzten am Uebergang des Berges. Es befand sich in ihr nur ein betrunkener Greis, der mein Begehren nach Pferden und einem Karren nicht verstand, und dessen fixe Idee war, mir eine Prise Schnupftabak aus seiner abscheulichen Dose nehmen zu lassen. Um seiner Zudringlichkeit zu entgehen, verließ ich die Hütte, und setzte mich vor einer andern, auf einigen dort ausgebreiteten Fellen. Mir gegenüber stürzte sich ein Bach von steiler Höhe, und ein Glöckchen tönte in der Ferne. Näher weideten Kühe, oder lagen auf dem feuchten Moose. Es war kalt und regnete auf den Bergen. Am Ende eines langen, mit dürren Fichten bewaldeten Thales erhoben sich nackte Gipfel. Wurden sie von der Sonne erleuchtet, oder war ihre Farbe etwas blasser, als die ihrer Umgebung? Ich war lange zweifelhaft, und fragte mich, wie spät es sein könne; denn ich wußte nicht, ob es am Morgen oder am Abend sei. Wir hatten den ganzen Tag dieselbe Einöde gesehen, und keine abwechselnde Erinnerung war uns behilflich, die Zeit zu messen. Zudem unterscheiden sich die neblichten Tage wenig von dem Zwielicht. Ich sah auf meine Uhr: es war 6 Uhr Abends. Ich konnte nicht umhin, plötzlich an Neapel zu denken, und zu mir zu sagen: Es ist die Stunde des Corso. Die Kutschen rollen jetzt am Saume des Meeres, an jenem schönen Gestade, wo Chiaja liegt. Des Abends Heiterkeit beginnt von Sancta-Luzia widerzuhallen. Der Vesuv ist violet, das Meer blau, grün, sprühend, und die Sonne, wer sollte es glauben, dieselbe Sonne verschwindet hinter dem glühenden Pausilippo. [a]

Ausflug nach dem feuerspeienden Berge der Insel Hawoii im Sandwich-Archipel.

Bis in des Vulkans Nähe sahen wir nichts, was eine besondere Aufmerksamkeit verdient hätte. Der von ihm aufsteigende Rauch war auf eine Entfernung von 3 bis 4 Stunden sichtbar, und schien, durch die Dicke seiner Säulen, eine große Aufregung anzudeuten. Wir gelangten schneller zu unserm Ziele, als wir vermutheten. Ich suchte noch einen Hinabweg, die Augen starr auf die ungeheure Rauchwolke gerichtet, die vor uns emporwirbelte, und die sodann der Wind nach Süden trieb, als ich plötzlich zwischen mächtigen Dampfströmungen mich befand, die ein Windstoß mit Gewalt gegen uns geschleudert.

Alles uns Umgebende gewährte einen zugleich traurigen und schrecklichen Anblick. Die Hütte selbst, in welcher wir die Nacht zubringen sollten, war nicht geeignet, uns zu beruhigen. Der Nähe des Kraters wegen schien es uns gewiß, daß wir in ihr großen Gefahren ausgesetzt sein würden. Diese Hütte, die nur auf der einen Seite, von wo beständig der Wind bläst, bedeckt war, befand sich nur 200 oder 300 Fuß vom Rande des Kraters, den man jedoch von ihr nicht erblickt.

Wir eilten sogleich zu demselben. Aber wir sahen nichs, indem er ganz mit dichtem Dunst angefüllt war. Nur von Zeit zu Zeit bemerkte man hier und da eine matte, aufzuckende Flamme, wonach ein helles Licht die Dampfsäule in ihrer ganzen Höhe färbte. Bei

alledem machte der sich uns darbietende Anblick einen tiefen Eindruck auf uns. Die Unmöglichkeit, den Abgrund zu unsern Füßen zu messen, der Rand des Kraters selbst, der zu beiden Seiten in Rauchwolken verborgen war, erregte in uns das Gefühl einer imposanten Größe. Statt des furchtbaren Krachens, das mehrere Reisende gehört, vernahmen wir das Pfeifen des Windes zwischen den Felsgipfeln, einen dumpfen Seufzer, ein halb ersticktes Murmeln, das Zischen der aufsteigenden Dampfsäulen, und ein Geräusch, dem Kochen eines ungeheuern Kessels, oder dem entfernten Toben der Meereswellen ähnlich.

Es war in diesem Zusammentreffen verschiedenartiger Bilder, in diesem sich niedersenkenden Himmel, in diesem Boden, aus dem unaufhörlich mächtige Dunstsäulen aufsteigen, in dieser schwarzen Rauchmasse, die aus dem Grunde des Kraters, wie aus einer bodenlosen Tiefe sich erhob, und in den traurigen Tönen, die von Zeit zu Zeit unser Ohr trafen, etwas so Großes, so Erhabenes, daß ich so lange am Rande des Kraters blieb, bis meine Glieder von Kälte und Feuchtigkeit erstarrten.

Wir begaben uns in die Hütte. Unsere Abendmahlzeit, aus Kartoffeln bestehend, wurde in wenigen Minuten mit Hilfe des aus einer nahen Felsspalte dringenden Dampfes bereitet. So lang wir auf unserm Gepäck saßen, schien die Hitze nicht unangenehm; aber als wir uns auf unsere Matten ausstreckten, glaubten wir ersticken zu müssen. Die Temperatur des Bodens war 120 Grad Fahrenheit, und die der Luft nur zwischen 56 und 60 Grad. Es regnete und war ausserhalb sehr kalt; wir mußten also, gern oder un-

gern, in der Hütte bleiben, wo wir demungeachtet die Nacht ziemlich gut zubrachten. Der aufsteigende Dunst hatte am andern Morgen unsern Gliedern selbst die Steife genommen, welche ein angestrengter Marsch ihnen gegeben.

Um Mitternacht begab ich mich an des Kraters Rand. Noch qualmte der Dampf in dunkeln Massen empor, und vermehrte die Finsterniß. Nur an einzelnen Stellen zeigten sich leuchtende Blitze, die auf Augenblicke die im Abgrunde brausende Masse vergoldeten. Einige dieser Blitze schienen mir ganz nahe. Sie zersplitterten sich in allen Richtungen, und hatten die ganze Pracht und Regelmäßigkeit einer Theaterillumination.

Schon vor Sonnenaufgang war ich abermals am obern Theile des Kraters. Aber die Feuer der Nacht erstarrten in dem Lichte des Tages. Da, wo sie mir am glühendsten geschienen, erblickte man nur Seen, aus denen sich Dünste und schwarze Spitzhügel erhoben, wo manchmal blasse Schwefelflammen aufzuckten.

Auf unserm Wege sahen wir einige Wasserbehälter, in denen sich der von den Felsen zurückgehaltene Dunst in Flüssigkeit verwandelt, und den Reisenden eine Erfrischung darbietet, der sie sehr bedürfen.

Gleich nach unserm Frühstück machten wir uns bereit, uns in den Krater zu begeben. Wir hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und mußten oft 100 Fuß hoch, an steil zerklüfteter Felsenwand hinabklettern, bevor wir in seine Tiefe gelangten. Dort war der Weg sehr gefährlich. Er führte zwischen tiefen Lavaspalten dahin, aus denen unregelmäßige Dampfstöße uns entgegenzischten. Ueberdem

war die Lava sehr zerbrechlich, und wir mußten uns sehr in Acht nehmen, nicht beinahe auf jedem Schritte zu fallen. Dennoch erreichten wir, obgleich mit Mühe, unser Ziel.

Der Grund des Kraters glich einem Trümmerhaufen. Alles war auf ihm wild durch einander geworfen. Wir drangen bis an den Rand eines der Schwefelseen, in dessen Nähe die Hitze unerträglich war. Wir besuchten auch mehrere der Spitzhügel, aus welchen die Flammen aufzuckten, und denen man sich nur nähern konnte, wenn man den Wind im Rücken hatte. Sie waren im Durchschnitt nur einige Fuß hoch, und zum Theil mit Schwefel bedeckt. Wir berührten ihre Gipfel mit unsern Stöcken, und vernahmen in ihrem Innern ein großes Geräusch, obgleich sie weder Rauch noch Lava ausstiessen.

Aufmerksamkeit und Bewunderung wurden auf allen Seiten von so vielen neuen, zugleich erhabenen und schrecklichen Gegenständen angezogen, daß wir, statt eines Morgens, mehrere Tage gebraucht hätten, um alle die Punkte zu studieren, welche dies große Phänomen uns darbot. Wir bedauerten sehr, daß Hunger, Durst und Ermüdung uns nöthigten, diese Gegenstände so bald zu verlassen.

Die berühmte Pagode von Tripetty.

Von mehrtausendjährigem Aberglauben beherrscht, bietet Ostindien auf allen Seiten Spuren seiner seltsamen Religionen, seiner lächerlichen Glaubensmeinungen dar, die demungeachtet die daran gewöhnten Gemüther in süße Zukunftsträumereien versenken. Von schwachem, furchtsamem Karakter, hat der Hindu immer mit größter Strenge den ihm vorgeschriebenen Ritus befolgt. Immer hat er es sich zur Pflicht gemacht, den Forderungen der Braminen zuvorzukommen, und seines Kultus äussere Zeichen zu vermehren. Seine Wohnung ist das Heiligthum einer Menge Gottheiten geworden, deren Leitung und Beschützung alle Handlungen seines Lebens anvertraut sind. Alle öffentlichen Orte sind mit Obelisken, Altären, Votivsteinen geschmückt.

Diese charakteristischen Zeichen der moralischen Schwäche einer Nation zeigen sich in allen Theilen Indiens; überall erblickt man Tempel und Pagoden; es gibt nicht ein Dorf, das nicht deren zwei oder drei hat; aber die meisten derselben, die nichts Wunderbares haben, stehen eben deßwegen in keinem besondern Kredit, und werden nur von den untern Kasten erhalten.

Die Pagode von Tripetty dagegen ist, ihres hohen Alterthumes, ihrer mannichfachen Volkssagen, und des in ihr verehrten Götzen wegen, in so hohem Ansehen, daß sie seit Jahrhunderten aus allen Theilen Hindostans besucht wird, was sie allmählig sehr bereichert hat.

Es ist einem Europäer unmöglich, eine genaue

Beschreibung dieses Tempels zu geben, dessen Eintritt allen Profanen untersagt ist. Sie können höchstens den innern Bau betrachten; und auch das nur mit der größten Behutsamkeit. Die zu Tripetty und in der Umgegend wohnenden Briten haben sich aller Schritte zur Befriedigung ihrer Neugier enthalten, indem jeder Versuch dieser Art als eine Schändung betrachtet wird, die schwere Rache nach sich ziehen dürfte. Um jede Reibung solcher Art zu vermeiden, hat die Kompagnie allen Europäern streng geboten, den Glaubensmeinungen dieser Völker alle äussere Achtung zu widmen, und sie auf keinerlei Weise in denselben zu kränken.

Die gesellschaftliche Stellung, in welcher ich mich in jenem Lande befunden, wie meine Verhältnisse mit mehreren Braminen des geheimnißvollen Tempels, setzten mich in den Stand, einen Zipfel des ihn bedeckenden Schleiers zu heben, und einige der tausend seltsamen Feierlichkeiten zu beschreiben, die in ihm stattfinden.

Ungefähr acht Stunden von Madras, im Districkt Karnat, mitten in einem lachenden Thale, befindet sich die Stadt Tripetty, die ausser den Trümmern ihrer alten Denkmäler nichts Merkwürdiges hat. Nicht ganz drei Stunden davon, hinter der Hügelreihe, welche das Thal umschließt, ist die berühmte Pagode desselben Namens. Vom südlichen Stadttheile steigt ein Fußweg zu den Hügeln hinan, auf deren Gipfeln man mehrere Säulenhallen von einfacher, aber zierlicher Bauart sieht. Längs derselben wandelt jährlich die fromme Prozession der Wallfahrer, welche dem

Götzen ihre Opfer darbringt. Während dieser Feierlichkeit ist es dem Volke erlaubt, bis in die Nähe der Pagode zu dringen. Aber sobald es dieselbe erblickt, stürzt es nieder auf sein Angesicht, ruft dreimal des Götzen Namen, und zieht sich schweigend und befriediget zurück.

Das Götzenbild wird unter den verschiedensten Namen verehrt, gewöhnlich nennt man es jedoch Wenga-Tara-Mana-Swami (der, welcher das Böse abwendet, und das Gute befördert), oder Sudina-Wasa Swami, mit den Attributen der Sri, oder der indischen Zeres, endlich auch Sescha-Schella-Wausa, mit den Attributen Sescha's, der kein anderer ist als Wischau, unter der Gestalt einer Schlange.

Das Bild ist aus Stein gehauen, sieben Fuß hoch. Sein Gesicht hat nicht jenen grotesken Charakter, den man bei den meisten Hindu-Götzen bemerkt. Von den Schultern gehen vier Arme aus. In den beiden rechten Händen sieht man die Zeichen Wischau's, die Kriegskeule und den Lotus; in einer der linken Hände ruht eine Muschel, die andere ist gegen die Erde gewendet, um die geheimnißvolle Erscheinung Wischau's auf dieser Stelle anzudeuten.

Der Pagode Geschichte ist in die tiefste Dunkelheit der Hindu-Mythologie begraben. Aber es ist ausser allem Zweifel, daß sie sehr alt ist. Die Braminen versichern, daß sie unter der Regierung des vor 4930 Jahren verstorbenen Kal-Yug erbaut worden. Diese Periode stimmt übrigens genau mit der Zeit zusammen, wo, der Volkssage zufolge, Wischau den Blicken der Menschen sich entzogen.

Das größte Fest, welches in diesem Tempel ge-

feiert wird, und wozu immer die meisten Pilger aus allen Theilen Indiens herbeiströmen, ist das zum Andenken der Vermählung des Götzen mit der schönen Tudma-Wutty, Tochter Akascha's, Rayah's von Narrai-Nowunnun. Dies Fest, Brum-Haut-Sowen genannt, dauert neun Tage, während denen jeder Hindus, selbst der ärmste, der Pagode ein Geschenk macht, das selten persönlich von ihm dargebracht, sondern einem Bekannten anvertraut wird, der oft für eine ganze Gemeinde die Wallfahrt unternimmt.

Die Geschenke bestehen gewöhnlich in Gold- oder Silberstangen, baarem Gelde, kostbaren Stoffen, Gewürzen, Reis, Assa fœtida, Haarlocken u. s. w. Der Lahme bietet ein silbernes Bein dar, der Blinde goldene Augen, und so für alle Krankheiten und Gebrechen der leidenden Menschheit.

Auf meiner Reise nach Tripetty sah ich eine der Karavanen, welche sich nach diesem heiligen Orte begab, um dort ihrer Sünden baar zu werden. Alle Personen, aus denen sie bestand, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, gingen zu Fuße. Alle fünf Minuten machten sie halt, um im Chor die Eigenschaften und Attribute Sescha's herzusagen. Die meisten schrien mit aller Gewalt: Gow-gow gowinda rauz rauzu! Bevor die Pilger die Pagode betreten dürfen, müssen sie sich wiederholten Abwaschungen unterziehen, die mehrere Stunden dauern, und bei denen die befremdendsten Zeremonien in Anwendung gebracht werden.

Das Einkommen der Pagode übersteigt im Durchschnitt jährlich 200,000 Pf. St. (2,400,000 rh. fl.) Wer ein bedeutendes Opfer bringt, erhält ein Ge-

gengeschenk; nämlich für 100 Rupien (122 rh. fl.) einen Turban; für 500 Rupien eine gestickte Jacke; für 1000 Rupien einen Shwal u. s. w. Das Gözzenbild wird jeden Tag viermal anders gekleidet, wobei die seltsamsten Feierlichkeiten vorgenommen werden. Für die Reinwaschung muß jeder Pilger 40 Rupien (46 rh. fl.) bezahlen. Von all diesem Einkommen bezieht die englische Kompagnie eine Taxe von 30 Prozent des Gesammtwerthes, ohne sich weiter um die Art und Weise zu bekümmern, auf welche das Geld den armen Getäuschten abgepreßt wird.

Oeffentliche Ausgaben der Vereinstaaten Nordamerika's, im Vergleich mit denen Frankreich's und anderer Länder.

Das Bundes-Budget der Vereinstaaten, das man auch ihr politisches Budget nennen könnte, belief sich im Jahr 1829 nur auf 24,767,119 Dollare (61,917,797 rhein. fl.) Die Natur der Abgaben, aus welchen die Einnahmen bestehen, bieten einen großen Mißbestand dar, der näher angedeutet zu werden verdient. Da beinahe alle diese Abgaben durch die Mauth bezogen werden, sieht sich im Falle eines Seekrieges (der einzige welcher künftighin noch stattfinden kann), die Regierung der Union der meisten Hilfsmittel gerade in einem Augenblicke beraubt, wo sie mehr als je einer Vermehrung derselben bedürftig ist. So z. B. warf in dem Kriege mit England, im J. 1814, die Mauth statt der frühern 22 Millionen Dollare, deren nur 6 Millionen ab.

In solchen Fällen muß die amerikanische Schatzkammer die von der Mauth gelassene Lücke ausfüllen, und zwar durch Ausgabe an einem bestimmten Tage zurückzahlbarer Tresorscheine, so wie durch Anleihen, deren Beseitigung durch Amortisirung oder Ausschreibung neuer Abgaben bewerkstelligt wird.

In Folge der Annahme solcher ausserordentlicher Abgaben erhoben sich die direkten Steuern, welche gegenwärtig nicht 11,000 Dollare (27,500 rh. fl.) übersteigen, auf mehr denn zwei Millionen Dollare (5 Millionen rh. fl.)

Nach des Friedens Wiederherstellung werden alle außerordentlichen Abgaben beseitigt, weil alsdann die Mauth-Einnahmen ihr früheres Gleichgewicht wieder gewinnen. Diese Einnahmen, welche 1814 nicht 4 Millionen Dollare (10 Millionen rh. fl.) überstiegen, warfen 1816 mehr als 36 Millionen Dollare (90 Mill. rh. fl.) ab. Auf solche Weise wurde das Defizit der frühern Jahre ausgefüllt.

Nach einem, dem Annual American Register entnommenen offiziellen Aktenstück, bestanden Einnahmen und Ausgaben der Union im Jahr 1829 aus folgenden Elementen:

Einnahmen.

Mauth	22,681,765 D.	od.	56,704,412½ fl.
Inneres Einkommen	14,404 „		36,010 „
Direkte Steuern	11,321 „		28,302½ „
Oeffentl. Ländereien	1,457,004 „		3,842,610 „
Bank-Dividenden	490,000 „		1,225,000 „
Verschied. Einnahm.	112,425 „		281,067½ „
Im Ganzen	24,766,919 D.	od.	62,117,402½ fl.

A u s g a b e n.

Zivilliste . . .	1,323,966	D. od.	3,309,915	fl.
Auswärt. Angeleg.	207,060	„	517,615	„
Verschied. Ausgaben	1,570,656	„	3,926,540	„
Oeff. Schuld-Abzhl.	12,383,800	„	30,959,500	„
Seewesen . . .	3,312,931	„	8,282,327 ½	„
Kriegsministerium	4,730,605	„	11,826,512 ½	„
Halbe Gehalte .	952,836	„	2,382,090	„
Indier-Entschädig.	589,159	„	1,473,097 ½	„
Im Ganzen	25,071,013	D. od.	62,676,597 ½	fl.

Wie mäßig auch dieß Budget scheinen mag, besonders im Vergleich mit denen Englands und Frankreichs, die jedes 500 Millionen rh. fl. oder 200 Millionen Dollare übersteigen, muß man jedoch nicht übersehen, daß dies Budget nur das der Bundesregierung ist, und daß jeder der 24 verschiedenen Staaten, wie jedes der 6 Staatsgebiete der Union, noch ihr besonderes Budget haben.

Bringt man nur obige Einnahme-Summe in Anschlag, so findet man, daß jedes Individuum in den Vereinstaaten jährlich 6 fl., in Frankreich dagegen fast 15 fl. zu zahlen hat. Betrachtet man jedoch die besonderen Abgaben der verschiedenen Staaten und Grafschaften, die sich bis auf das Weggeld erstrecken, so überzeugt man sich, daß die Bewohner der Vereinstaaten eben so viel dem Fiskus zu zahlen haben, als die Frankreichs.

Die politischen Gesellschaften, welche in den letzten Zeiten auf eine neue Basis sich rekonstituirt, haben zur Sicherung ihrer Ruhe für nothwendig erachtet, einen König an die Spitze der gesellschaftlichen Hierarchie zu stellen. Sie haben sich zu gleicher Zeit

verpflichtet, die mit der höchsten Gewalt, Erblichkeit bekleidete Familie mit einem nothwendigen Glanze zu umringen.

Das amerikanische Genie, dem es an Raum für sein rastloses Streben noch nicht fehlt, scheint bis jetzt dieser Bedingung zur Sicherung seiner innern Ruhe nicht zu bedürfen. Der Amerikaner hat noch unermeßliche Wälder niederzuschlagen, zehnmal größere Landstrecken als die Gesammtausdehnung Frankreichs urbar zu machen.

Die unter der Bezeichnung „Zivilliste" in dem Bundesbudget angedeutete Ausgabe bezeichnet also nicht dieselbe Verwendung als in den konstitutionellen monarchischen Staaten, sondern Ausgaben ganz anderer Natur. Ein konstitutioneller König, dessen Verfügungen nur dann gültig sind, wenn sie von einem verantwortlichen Minister mitunterzeichnet worden, herrscht wohl, aber er regiert nicht.

Der Präsident der Vereinstaaten seinerseits regiert, ohne zu herrschen. In Frankreich kann nur der Präsident des Ministerrathes, der sich, wie jener, an der Angelegenheiten Spitze befindet, mit ihm verglichen werden. Sein jährliches Gehalt beläuft sich auf 25,000 Dollare (62,500 rh. fl.). Die des Präsidenten des französischen Ministerrathes ist auf 120,000 Franken (56,896½ rh. fl.) festgestellt. Der Präsident der Vereinstaaten hat ausserdem vom Staate einen prächtigen Palast in der Stadt Washington zur Wohnung, und ein schönes Landhaus in derselben Nähe.

Bei allem dem scheint es, daß sein Gehalt nicht hinreichend ist, um alle die Ausgaben zu decken, welche er zu machen hat. Eine derselben besteht in den gro-

ßen Mahlzeiten, die er, während des Kongresses Sitzung, zweimal wöchentlich zu geben gehalten ist, und bei denen es gewöhnlich sehr hoch hergeht. Diese Mahlzeiten, wie andere Ausgaben, haben das Vermögen mehrerer Präsidenten stark erschüttert. Monroe und Jefferson sind gestorben ohne alle ihre Schulden bezahlen zu können.

Die gesetzgebenden Funktionen der Volksvertreter oder Abgeordneten sind nicht unentgeldlich wie in Frankreich, England und in andern Staaten. Die 48 Mitglieder des Senats, und die 216 Mitglieder der Repräsentantenkammer erhalten jeder, während des Kongresses Dauer, täglich 8 Dollare (20 rh. fl.). Man zahlt ihnen ausserdem eine Reiseentschädigung von 8 Dollare jede 20 Meilen (7 Stunden), die sie zurückgelegt, um sich von ihrem gewöhnlichen Wohnorte nach Washington, dem Sitz der Bundesregierung, und von dort zurück, nach ihrer Heimath, zu begeben. Des Senats Präsidenten Gehalt ist auf 5000 Dollare (12,500 rh. fl) jährlich bestimmt. Das des Sprechers oder Präsidenten der Abgeordneten Kammer beläuft sich täglich auf 16 Dollare (40 rh fl.) während des Kongresses Dauer.

Der Staatssekretäre oder Minister der Vereinstaaten Gehalt wurde bestimmt, als die Bevölkerung sich noch nicht auf vier Millionen Seelen belief, folglich geringer war als die des Königreichs Baiern. Es übersteigt nicht 6000 Dollare (15,000 rhein. Gulden). In Frankreich beziehen die Minister gegenwärtig noch eben so viel, als der Präsident des Raths. Aber in Zukunft, sagt man, soll ihr Gehalt bedeutend vermindert werden.

Wenn das Gehalt der Minister im Verhältniß gering genannnt werden kann, ist dagegen das der übrigen Beamten sehr beträchtlich. Für die Verwaltung eines Budgets von mehr als tausend Millionen Franken hat man in Frankreich 900 Beamte in den Bureaux des Finanzministeriums, während die Schatzkammer der Vereinstaaten, die nur 132 Millionen Franken (25 Millionen Dollare) zu verwalten hat, deren 154 zählt. Nach diesem Maßstabe müßte sie also bei tausend Millionen wenigstens 1500 Beamten haben.

Jeder bei der Schatzkammer zu Washington Angestellte bezieht im Durchschnitt einen jährlichen Gehalt von 2613 rhein. Gulden, und zu Paris nur 1242 rhein. Gulden, also nicht einmal die Hälfte. Demungeachtet ist die Finanzverwaltung viel besser in Frankreich, als in den Vereinstaaten. Die in dem ersten getroffene Einrichtung ist so zweckmäßig, daß jede Betrügerei von Seiten der Beamten durchaus unmöglich ist.

Der Generalpostdirektor der Union erhält ein eben so starkes Gehalt, als die Minister, folglich ungefähr 6000 Gulden mehr, als der, welcher in Frankreich denselben Posten bekleidet.

Der Sold der Armee-Offiziere ist ebenfalls dem in Frankreich weit überlegen, wie man aus nachstehender Uebersicht entnehmen kann:

	In den Vereinstaaten.	In Frankreich.
Ein Artillerie-Oberst erhält	16,631 Fr.	7,514 Fr.
Ein Oberstlieutenant id.	13,038 -	6,614 -
Ein Infanterie Oberst id.	15,677 -	5,900 -
Ein - Hauptm. id.	8,488 -	2,400 -
Ein - Lieutnt. id.	7,155 -	1,500 -
Ein - Unterlt. id.	6,837 -	1,350 -

Die Gerechtigkeit wird eben so gut bezahlt, als die Armee. Der Chief justice oder Obergerichtspräsident (erster Präsident in Frankreich) bezieht jährlich 5000 Dollare (12,500 rhein. Gl.), und jeder Richter des Obergerichts 4500 Dollare (11,250 rh. Gl.).

Die englische Gesellschaft, die in Ostindien, unter Vormundschaft Großbritanniens, 80 Millionen Unterthanen regiert, hat im Grunde eine sparsamere Verwaltung, als die der Zentralregierung der nordamerikanischen Union. Sie besoldet demungeachtet eine Armee von 200,000 Mann, wovon 180,000 in Indien angeworben werden. Der Ueberrest (20,000 Mann) besteht aus englischen Truppen. Ihr Budget von 1829, das also mit dem oben angeführten Bundesbudget korrespondirt, umfaßte eine Einnahme von 29,908,670 Pf. Sterling (358,904 040 rh. Gl.); was in mittlerer Schätzung nur 4 Gl. 39 kr. für jedes Individuum macht, während in den Vereinstaaten, selbst wenn man nur das Bundesbudget in Anschlag bringt, jedes Individuum 6 Gulden zu zahlen hat.

Die Besoldungen der europäischen Zivil- und Militärbeamten in Indien sind ohne Zweifel sehr stark. Man sucht sie dadurch einigermaßen für die Gefahren zu entschädigen, denen sie unter jenem mörderischen Himmelsstrich ausgesetzt sind, wo die hinduische Pest, die gegenwärtig sich uns immer mehr nähert, allen unsern aufgestellten Gesundheitslinien zum Trotz, entstanden ist.

Bei allem dem scheint die englisch-ostindische Gesellschaft die Verwaltung besser zu verstehen, als der frühere Souverän des ihr gegenwärtig gehörigen Landes. Bei Aureng-Zeyb's Tode, im Jahr 1707, belie-

fen sich dessen öffentliche Ausgaben auf 421 Millionen rhein. Gulden, woraus sich ergibt, daß die mogolische Regierung jährlich 62 Millionen rhein. Gulden mehr kostete, als die der englischen Kompagnie.

Tritt man in tiefere Nachforschungen ein, so findet man, daß diese Mehrausgabe von 62 Millionen nicht die alleinige war, indem man auch noch die von den Subadars oder Vizekönigen der verschiedenen großen Provinzen, den unter ihrem Befehl stehenden Truppenkorps gezahlten Sold, die zu den öffentlichen Arbeiten verwendeten Summen, wie zu Erbauung der Landstraßeu, Festungen u. s. w., in Anschlag bringen muß, welche keineswegs in dem Verbrauch der 421 Millionen mit inbegriffen sind, eben so wenig, als das jährliche Einkommen der wegen dem Staate geleisteter Dienste zugestandenen lebenslänglichen Nutznießungen u. s. w.

Endlich muß man noch bemerken, daß wenn auch die europäischen Beamten der Gesellschaft starke Gehalte haben, derselbe Fall nicht mit den asiatischen Agenten stattfindet, die mit sehr geringem Sold zufrieden sind. Der Bewohner dieser Gegenden Mäßigkeit ist so groß, die Lebensmittel sind so wohlfeil, daß es unmöglich sein würde, eine genaue Näherung zwischen den Ausgaben der Regierung des britischen Indiens und jener der Vereinstaaten aufzustellen.

In der Schweiz, wie in den Vereinstaaten, gibt es zugleich ein Bundesbudget, und ein Budget für jeden Kanton im Besondern. Das erste übersteigt nicht 255,643 rh. Gl.; eine unstreitig geringe Summe für zwei Millionen Seelen. Man muß jedoch bemerken, daß die kollektivischen Ausgaben der schweizerischen

Eidsgenossenschaft deshalb nicht sehr bedeutend sind, weil jeder Kanton sein Bundeskontingent selbst bewaffnen, kleiden und besolden muß, daß sie keine kollektivische Staatsschuld hat, und daß ihre geographische Lage ihr nicht vergönnt, eine Marine zu haben.

Die speziellen Budgets mehrerer Kantone sind dagegen ziemlich stark, und würden es mehr noch sein, wenn auch in Friedenszeiten die Kontingente der Kantone beständig unter den Waffen wären, und folglich besoldet werden müßten, eine Ausgabe, welche durch die Gebirgsnatur ihres Landes, wie durch desselben immerwährende Neutralität erspart wird.

Nach Balbi bilden die Einnahmen der Kantonalbudgets eine Summe von 10,410,000 Franken oder 4,886,358 rhein. Gulden, die mit den 255,643 Gulden des Bundesbudgets eine Hauptsumme von 5,142,000 rh. Gl. ausmachen; also ungefähr 2,571,000 rh. Gl. für eine Million Seelen, während in den Vereinstaaten, selbst wenn man nur das Bundesbudget in Anschlag bringt, die Ausgabe für dieselbe Zahl Individuen sich auf 4,600,000 Gulden beläuft.

Unglücklicherweise sind die Ausgaben der 24 Staaten der nordamerikanischen Union nicht so genau bekannt, als die der 22 Kantone der schweizerischen Eidsgenossenschaft. Statistische Zeitschriften, wie das Annual American Register und das Repository of useful Knowledge, gewähren uns darüber nur unvollkommene Andeutungen, und an andern authentischen Mittheilungen fehlt es durchaus.

Im Staat Massaschussetts besteht das Haupteinkommen in einer von dem Eigenthum erhobenen Steuer.

Die Summe, welche jede Stadt im Konnektikut

von je tausend Pfund zu zahlen hat, wird durch ein jährliches Dekret bestimmt, und von besondern Steuereinnehmern eingezogen. Abgaben werden erhoben von Ländereien, Häusern, Mühlen, Manufakturen, Renten, Neger- und Mulattensklaven, allem Vieh über vier Jahre; von allen einträglichen Aemtern, mit Ausnahme der Pfarr- und Schullehrerstellen; von allen Wirthshäusern; von allen Erwachsenen, die kein Handwerk treiben. Keine dieser Steuern kann jedoch ein vom Hundert des Eigenthumwerths übersteigen. Die freier Menschen, ohne Kinder, oder solcher, die ein Privatamt bekleiden, ist auf 10 Dollare (25 rh. Gl.) jährlich bestimmt.

Im Tennessée bezieht man die Abgaben vom Lande, von den freien Menschen, den Sklaven und den Pferden. Vom 18. bis zum 70. Jahre zahlt man jährlich 7 Gulden 7 Kreuzer rhein. Von fünfjährigen Pferden und Ochsen ist zu entrichten, für jedes Stück 1 Gl. 47 Kr. Von jeder Kuh, 1 Gl. 11 Kr. Von vierjährigem Vieh, für jedes Stück, 52 Kr. Vom dreijährigen id., 35 Kr. Von zweijährigem, 17 Kr. Von jedem Morgen Baumgarten, 52 Kr. id. Ackerland und Wiesen, 35 Kr. id. Weideland, 16 Kr.

Mühlen, Fähren u. s. w. zahlen 1/12 ihres jährlichen Ertrags. Alle andern Gebäude und unbebauten Ländereien entrichten einen halben Denier Prozent des wirklichen Werthes, des Handelskapitals je nach seinem Werthe, das auf Zinsen ausgeliehene Geld 3/4 Prozent.

In Pensylvanien werden die Abgaben auf folgende Weise bestimmt. Alle drei Jahre, bei der allgemeinen Wahl, im Oktober, bestimmt das Volk Beisitzer,

die, nachdem sie den Werth des steuerpflichtigen Eigenthums in Geld taxirt, den Grafschaftsbeauftragten die Namen der achtungswürdigsten Eigenthümer des Distrikts andeuten, von denen einer zum Steuereinnehmer ernannt wird. Dieser benachrichtigt sodann seine Mitbürger, an welchem Tage er ihre Reklamationen aufnehmen werde. Die Zahlungen werden in die Hände des Distriktsschatzmeisters geleistet, der als Entschädigung 1¼ Prozent von alle den Summen erhält, welche durch ihn einkommen.

Man zahlt von allen Ländereien, von je 200 Morgen 25 Cents (41 Kreuzer); von den Häusern in den Städten eben so viel. Jeder Freie entrichtet jährlich 12½ Cents (20½ Kr.), und jeder Sklave 25 Cents. Hausierer und herumreisende Kaufleute zahlen jährlich 20 Dollare (50 Gulden) in der Grafschaft, wo sie ihre Waaren feil bieten. Alle im Staate verfertigte Artikel sind Abgabenfrei.

Im Ohiostaat wurden vor dem letzten Kriege von 100 Morgen des besten Landes 1 Dollar 20 Cents (3 Gl. 3 Kr.), für die zweiter Qualität 1 Dollar (2 Gl. 30 Kr.), und für die schlechtesten 60 Cents (1 Gl. 38 Kr.) erhoben. Während dem Kriege, und bis 1816, zahlte man für 100 Morgen erster Qualität 3 Dollare (7 Gl. 30 Kr.), zweiter Qualität 2¼ Dollare (5 Gl. 41 Kr.), und dritter Qualität 1½ Dollare (3 Gl. 45 Kr.).

Im Staat New-Jersey belief sich 1798 die direkte Abgabe von 100 Dollaren auf 27 Cents (44 Kr.), und 1825 nur 22 Cents (36 Kr.).

Die Hauptzweige der gewöhnlichen Ausgaben jedes Staats umfassen die Regierungskosten, in welche be-

griffen sind: die Gehalte des Statthalters und seines Raths, der Senatoren, der Abgeordneten, während der Dauer der jährlichen Sitzung, wie der übrigen Zivil- und Militärbeamten; Unterhaltung der Gefängnisse und der Gefangenen, der öffentliche Unterricht, Unterhaltung der Straßen, Kanäle, Häfen &c.

Unter den ausserordentlichen Ausgaben bemerkt man seit einigen Jahren die für den Bau der Kanäle und Eisenbahnen. Zur Ausführung dieser großen und nützlichen Arbeiten haben sich mehrere Staaten große Opfer auferlegt, und jene Anleihen abgeschlossen, die in den letzten Jahren ihre Budgets so bedeutend erhöhet haben.

Die Einnahmen des Staats Pensylvanien beliefen sich während dem Finanzjahr 1827/28 auf 3,129,470 Doll. (7,823,875 rh. Gl.). Die Tresorbilanz war am 1. Dezember 1827 167,897 Dollare (419,742½ Gulden); was nebst obiger Summe macht: 3,297,367 Dollare (8,243,617½ rh. Gl.).

Die Ausgaben während derselben Periode betrugen 3,107,552 Dollare (7,768,880 Gulden); folglich blieb im Schatze ein Ueberschuß von 189,815 Dollare (474,537½ Gulden.).

Einnahmen und Ausgaben des Staats Neu-York, während den Jahren 1827 und 1828 waren folgende:

	1827.	1828.
Einnahmen . . .	1,705,337 Doll.	1,938,006 Doll.
Ausgaben . . .	1,908,558 -	1,938,952 -

Die Gehalte der Beamten in den verschiedenen Staaten sind, je nach dem Reichthum derselben, mehr oder minder stark. Diese Beamten sind (hier und da unter anderer Benennung): der mit der vollstrecken

den Gewalt beauftragte Statthalter, die Mitglieder seines Raths, ein Staatssekretär, ein Schatzmeister, ein Generaladjudant, der zugleich das Kriegswesen verwaltet, die Mitglieder der beiden Staatskammern (welche man nicht mit denen des Senats und der Abgeordnetenkammer der Union verwechseln muß), die Mitglieder des Appellationsgerichts und die der Untergerichte.

In mehreren Staaten übersteigt des Statthalters Gehalt nicht 1500 Dollare (3750 rh. Gl.); in einigen ist es auf 1000 Doll. (2500 rh. Gl.) bestimmt, in Massaschussetts dagegen auf 3663 Doll. (9157½ Gl.), in Neu-York auf 4000 Doll. (10,000 Gl.); zu Neu-Orleans auf 7500 Doll. (18,750 Gulden.).

Die am besten besoldeten Beamten sind die Richter. In den großen Städten erhalten die der Appellations- und Untergerichte jährlich 2000 Dollare (5000 Gl.). Die Mitglieder der Staatskammern erhalten eine tägliche Entschädigung von 3 Dollare (7½ Gl.), während der Dauer jeder Sitzung, nebst einer Reiseentschädigung von 4 Dollare (10 Gl.) für jede Strecke von 7 Stunden. Die Gehalte der Büreauxbeamten sind ebenfalls bedeutend, und zwei bis drei Mal stärker als die der Angestellten in den französischen Departementsverwaltungen.

In Pensylvanien bezieht der Statthalter jährlich 4000 Dollare (10,000 Gulden), der Staatsschreiber 1600 Doll. (4000 Gl.), der Schatzmeister 1400 Doll. (3500 Gl.), der Generalauditor, der Straßenaufseher, der Grundsteuerdirektor, jeder eben so viel als der Schatzmeister; der Gerichtspräsident 2666 Dollare (6665 Gl.), jeder Richter 2000 Doll. (5000 Gl.).

Man entnimmt aus Vorstehendem, daß die besondern Ausgaben jedes Staats sehr beträchtlich sind. Es ist uns unmöglich, auch die Einnahmen und Ausgaben der verschiedenen Grafschaften jedes Staats, die alle ihre besondern Budgets haben, in Rede zu stellen, weil es darüber an hinlänglich befriedigenden Andeutungen gebricht.

In Frankreich sind die Departementalausgaben (die man in Nordamerika Grafschaftsausgaben nennen würde) mit aufgenommen in das Staatsbudget, und erscheinen in demselben mit 55 Millionen Franken. Man darf annehmen, daß sie in den Vereinstaaten im Verhältniß stärker sind, als in Frankreich, wo die Verwaltungszentralisirung viele Ausgaben vermindert, die durch Zersplitterung bedeutender werden müssen. Nach alledem kann man schätzen, daß die Gesammtausgabe der Vereinstaaten sich jährlich auf 50 Mill. Dollare (125 Mill. rh. Gl.) beläuft, dergestalt, daß jedes Individuum jährlich ungefähr 12 Gulden zu zahlen hat.

In obiger Berechnung sind jedoch mehrere Ausgaben nicht mit inbegriffen, welche noch ausserdem die Bürger der Union zu machen haben, wie z. B. das Weggeld, die Beiträge zur Besoldung der Geistlichen, besonders aber die Opfer, welche sie in Hinsicht auf den Militärdienst zu bringen haben, indem jeder Mann, der die Waffen tragen kann, Soldat ist. Ungeachtet der Kosten, welche Bewaffnung und Bekleidung verursachen, die jeder Bürger aus seinen eigenen Mitteln bestreiten muß, ist der Verlust seiner Zeit während den Waffenübungen sehr beträchtlich, indem nach dem berühmten Statistiker Warden der tägliche Ver-

dienst eines Arbeiters in den Vereinstaaten nicht unter anderthalb Dollare (3 Gl. 45 Kr.) angenommen werden kann.

In allgemeinem Ueberschlag beläuft sich der jährliche Ertrag des Weggeldes auf 2 Millionen Dollare. Die Beisteuern zur Besoldung der Geistlichen, und zur Erbauung oder Unterhaltung der Kirchen, können jährlich auf nicht weniger als 6 Millionen Dollare geschätzt werden. Die Ausgaben oder Verluste der Bürger für den Militärdienst belaufen sich auf wenigstens 10 Millionen Dollare jährlich.

Rechnet man alle diese Summen zu obigen 50 Mill. der Gesammtausgabe der Vereinstaaten, so findet man, daß die Bürger derselben im Ganzen 68 Millionen Dollare oder 180 Millionen rhein. Gulden jährlich zu zahlen haben, was für jedes Individuum 15 rhein. Gulden, folglich eben so viel als in Frankreich macht.

Religiöse Sitten der Mexikaner.

Von allem Unheil, welches die Spanier nach Amerika gebracht, ist die Einführung der Mönche eines der verhängnißvollsten gewesen. Ihr Einfluß auf die gegenwärtige Generation ist noch so groß, daß alles Gute, welches Freiheit und Unabhängigkeit in andern Ländern und unter andern Verhältnissen erzeugen könnten, dort bis jetzt vollkommen unausführbar ist.

Die Menschheit erbebt, wenn sie sich an das grausame Benehmen der ersten römisch-katholischen Priester erinnert, welche sich nach der neuen Welt begeben, um deren Bewohnern das Evangelium zu predigen. Das Entsetzen, welches die von ihnen in Ausübung gebrachten Martern eingeflößt, hat sich, drei Jahrhunderten zum Trotz, immer noch im Gedächtnisse der Mexikaner erhalten. Mehrere jener blutigen Szenen sind von ihnen auf Agavepapier dargestellt, vom Vater auf den Sohn vererbt worden. Ich habe im Museum zu Mexiko eines dieser Gemälde gesehen, auf welchem man mehrere an Bäume gebundene Indier erblickt, die von andern mit Pfeilen erschossen werden, während ein dicker Mönch, zur Hälfte auf einem Sopha liegend, zu dieser Exekution das Zeichen gibt.

In mehreren Landestheilen ist der Haß gegen die Spanier so groß, daß das Volk nie die Sprache derselben angenommen. Als die Revolution ausbrach, war dieser Haß eine ihrer Hauptstützen. In den Umgebungen Mexiko's soll es viele Hölen geben, wo die Indier ihre alten Götzenbilder verborgen, denen sie von Zeit zu Zeit Besuche abstatten. Die Bewohner des größten Theiles der Kordilleren sind nur dem Na-

men nach Christen. Sie haben nicht allein ihre alte Sprache, sondern auch ihre alten Sitten, und mit denselben den Kern ihres alten Glaubens bewahrt.

Guichicovi ist eines dieser Dörfer, von Indiern bewohnt, die sich von jeder Vermischung mit den Unterdrückern und Würgern ihrer Vorfahren bewahrt. Die Bewohner dieses Ortes haben den sonderbaren Gebrauch, alles Geld, das sie erwerben, dergestalt zu verbergen, daß es unmöglich ist, dasselbe wieder zu finden. Sie haben zahlreiche Maulthierheerden, und bauen Tabak, Indigo, Baumwolle und Kochenille, die sie vortheilhaft zu Oaxaka und Tehuantepek verkaufen, wonach das dafür erhaltene Geld sogleich verschwindet. Diese Eigenthümlichkeit begründet sich auf folgende Glaubensregel:

Nach einer gewissen Zeit, welche der Verstorbene in einer andern Welt zugebracht, wird er wieder an demselben Orte auftreten, wo er früher gelebt. Die Zeit dieser Wiedererscheinung ist nicht genau bestimmt. Aber da die Indier bei derselben ihre Felder unbebaut, und ihre Häuser zerstört finden werden, ersparen sie jetzt die Mittel zur Bestreitung ihrer künftigen Bedürfnisse. Daher der Gebrauch, all ihr baares Geld zu vergraben, worin sie so geschickt sind, daß selten ein Sohn den Schatz seines Vaters finden kann.

Seit undenklichen Zeiten regiert sich dieser Völkerstamm auf eigene Weise. Jährlich wird, durch Stimmenmehr, ein Vorsteher gewählt, dem man den spanischen Namen Alkade gibt, und dem die Ausübung der höchsten vollstreckenden Gewalt anvertraut ist. Er hat unter sich etwa 20 Alguasils, und kann

nach Gutdünken richten und bestrafen. Sein Regiment ist unbeschränkt. Aber wehe ihm, mißbraucht er es. Kaum ist sein Jahr beendet, so tritt er in das Privatleben zurück, und hat er irgend einer ungerechten Handlung sich schuldig gemacht, so führt man ihn unmittelbar in den Cepo oder Kerker, wo er der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt, und mit den Füßen in eine starke Holzklammer gespannt wird.

Der alt-mexikanische Kultus hat sich zu Guichicovi lange erhalten, und noch jetzt besteht er im Innern der Familien. Die Einwohner lassen sich von einem römischen Priester taufen, Messe lesen, verheirathen und beerdigen, wogegen er ihren heidnischen Ritus dulden muß. Zu gewissen Zeiten illuminiren sie ihre heiligen Gehölze, köpfen Hähne, um eine reiche Erndte zu haben, und richten Gebete an ihre Fetische und Götzenbilder. Vor ihrer Vermählung muß ihnen der Geistliche erlauben, eine Stunde lang vor der Kirchthüre zu tanzen. Unter solchen Bedingungen bleiben sie ruhig, und unterwerfen sich den Vorschriften der römischen Kirche.

Einige Priester haben es versucht, diese Mißbräuche abzuschaffen; es ist ihnen nie gelungen. Auf der Indier Klage sendete sofort der Alkade dem Geistlichen einen Boten, mit dem kurzen, aber klaren Andeuten, sich zu entfernen (Padre, bayas usted). Zögerte der Pfarrer, diesem Verlangen zu entsprechen, so erschienen vier Männer mit einem Maulesel, ergriffen den Priester, banden ihn auf das Thier, das Gesicht gegen dessen Schweif gerichtet, und führten ihn auf solche Weise nach einem vier Stunden von Guichicovi ent-

fernten Dorfe, wo sie ihn wieder frei ließen. Der Pfarrer mußte nun unterhandeln, um wieder zurückkehren zu können, oder die Indier blieben so lange ohne Seelsorger, bis es dem Bischof von Oaxaka gefiel, ihnen einen andern zu schicken.

Die Gastfreundschaft, von allen Indiern als Pflicht betrachtet, wird zu Guichicovi mit Luxus ausgeübt. Der Fremde wird im Gemeindehause beherbergt, und zwei Individuen bedienen ihn gratis. Es ist nicht dasselbe zu Vera-Cruz, zu Mexiko, und an vielen andern Orten, wo der Reisende mit Verachtung behandelt wird, und wo man ihm kaum erlaubt, für schweres Geld und gute Worte in den sogenannten Wirthshäusern seine Nahrung sich selbst zu bereiten. Ueberall, wo der dummstolze Spanier längere Zeit verweilt hat, bemerkt man einen auffallenden Mangel gesellschaftlicher Tugenden. Man reiset nirgends mit größerer Unbequemlichkeit und geringerer Sicherheit, als in den Ländern, wo sein Fanatismus und seine Aufgeblasenheit vorherrschend sind.

Eine Religion, deren Moral man entstellt, deren Lehrsätze man durch empörende Grausamkeiten verbreitet, konnte wohl nichts Anziehendes für einfache, unwissende Menschen haben, die, indem sie der Taufe sich unterzogen, im Geheimen noch die Bildnisse ihrer Götter verehrten. Die durchaus intellektuelle christliche Religion konnte von ihnen weder begriffen werden, noch ihre an Ueberspannung gewöhnten Seelen befriedigen, um so mehr, da die Mönche sich hüteten, die Indier zu unterrichten, und von ihnen nur blinden Glauben verlangten. Des Christenthums wahrer Geist ist selbst bis jetzt noch nicht in der Indier Köpfe

gedrungen. Sie haben sich an des neuen Kultus Zeremonien gewöhnt. Statt ihrer frühern Götzen verehren sie jetzt Heilige. Sie haben nur die Namen verändert, und im Grunde alles Alte bewahrt.

Die Kenntniß des wahren Gottes zu verbreiten, die Sitten zu läutern, solches war das Streben der Mönche nicht. Sie hatten keinen andern Zweck, als durch alle Mittel und Wege des Goldes und der Kostbarkeiten der Neubekehrten sich zu bemächtigen, und, um jeder Schmälerung ihres Raubes zuvorzukommen, den armen leichtgläubigen ein großes Entsetzen für alle Ketzer einzuflößen, welche sie als vom Teufel besessene Ungeheuer darstellten, deren bloßer Anblick einem Katholiken schon nachtheilig sei. Jeder, der ihren Vorschriften nicht unbedingt gehorchte, jeder, der sich nicht blindlings unterwarf, würde ohne Erbarmen umgebracht. Auf solche Weise wurden, im Laufe dreier Jahrhunderte, bei 30 Millionen Eingeborne in dem spanischen Amerika ausgerottet.

Diese Politik war in vollkommener Uebereinstimmung mit der des Hofes zu Madrid, dessen Vortheil es erheischte, die Indier zu fanatisiren, einen unübersteiglichen Wall zwischen ihnen und den fremden Nationen zu erheben, und aus ganz Mexiko eine ungeheure Festung zu machen, der man sich, unter Todesstrafe, nicht nähern durfte. Um diesen Zweck desto leichter zu erreichen, erlaubten die Mönche das Gemisch heidnischer Gebräuche mit dem katholischen Ritus. Sie verfuhren auf dieselbe Weise in Neuspanien, wie die Jesuiten in China. Noch jetzt erlaubt man den Indiern zu Guadelupe, zwei Stunden von Mexiko, während der Messe dieselben Tänze vor dem

Hauptaltar, welche ihre Vorfahren vor dem Opfersteine ausführten. In der Provinz Vera-Cruz ist ein Frauenzimmer nicht entehrt, die bei Zeiten ihr Kind umbringt, ohne auf der That ertappt zu werden. Die Ausschweifung ist ohne alle Schaam. Frauen und Mädchen lassen sich durch Loterien ausspielen, und werden auf einige Zeit des Gewinnenden Eigenthum. Wenn in einem Lande, wo die Priester einen unumschränkten Einfluß ausüben, solche Mißbräuche und Verbrechen auch nicht geradezu ihr Werk genannt werden können, muß man sie doch auf jeden Fall als Mitschuldige betrachten.

Die Weltgeistlichkeit ist nicht viel besser als die Klostergeistlichkeit. Auch bei ihr findet man Laster, die jeden andern Stand, der selbst nicht so heilige Pflichten zu erfüllen hätte, entehren würden. Habgier und rohe Sinnlichkeit sind überall vorherrschend.

Der Zehnten wird nach der Revolution wie vor derselben erhoben. Des Landes politische Wiedergeburt hat wenig für das Volk gethan, das immer noch mit seinem Schweiße mehrere tausend Faullenzer ernähren muß, die zu nichts dienen, als von Zeit zu Zeit das Feuer des Bürgerkrieges anzufachen, und die armen Rechtgläubigen zu reizen, gegenseitig sich zu erwürgen.

Mehrere Weltgeistliche befinden sich nicht in ihren Pfarrsprengeln, sondern wohnen in den großen Städten, wo sie ihr Einkommen verzehren, während sie ihre Amtsverrichtungen Mönchen überlassen, die mit den Sporteln sich ein sehr behagliches Auskommen machen. Der arme Indier ist oft genöthigt, seine Sachen zu verkaufen, um irgend eine religiöse Feier-

lichkeit zu bezahlen. Besitzt er nichts mehr, muß er einige Zeit als Sklav dienen, um seine unerbittlichen Gläubiger zu befriedigen.

Ausser diesen Mitteln, durch welche die Geistlichkeit unmittelbar das Volk brandschatzt, hat sie noch andere erdacht, die ihr nicht geringere Vortheile abwerfen. Jede Kirche hat ihre Madonna und ihren Schutzpatron, die regelmäßig bei jedem großen Feste von den Pfarrgenossen Beisteuern beziehen. Sie haben ihren eigenen Schatz, den die Frömmigkeit beständig zu vermehren sich bemühet. Sie haben auch Ländereien, Häuser, Gärten, die an Sonntagen bebaut werden, indem für die Heiligen zu arbeiten keine Sünde ist. Wer geradenwegs in den Himmel kommen will, muß seine Kinder oder Verwandten berauben, sein Hab und Gut einem Kloster vermachen, und sich im Mönchskleide begraben lassen.

Ungefähr 25 Stunden von Mexiko ist ein Kloster, in welchem sich ein Kruzifix befindet, das die unglaublichsten Wunder verrichtet. Es wird von weither besucht, und an Festtagen treffen dort oft bei 15,000 Indier zusammen, die im Freien schlafen, und dem Kruzifix von Chalme ihre geringen Ersparnisse darbringen. Vor dem Kloster ist ein Brunnen, wo sich alle Pilger waschen, um von ihren Sünden sich zu reinigen, und ihre etwaigen Wunden zu heilen. Das auf solche Weise bezogene Einkommen des Klosters beläuft sich jährlich auf mehr als 100,000 Piaster (250,000 rh. fl.) Die Mönche haben ausserdem noch eine große Branntweinbrennerei und weitläufige Ländereien.

Um das Volk zu blenden und zu betäuben, wird während dem Gottesdienst ein Feuerwerk abgebrannt, begleitet mit einer rauschenden Musik, die jedesmal 20 Piaster (50 rh. fl.) kostet. Vor einigen Jahren ging die Kirche, in welcher sich das wunderbare Kruzifix befand, in Flammen auf, und es verbrannte mit. Aber bald nachher verbreiteten die Mönche das Gerücht, daß das Kruzifix wieder auferstanden sei, wonach der Gläubigen Verehrung für dasselbe nur noch größer war als zuvor.

Nur in Begleitung eines Mönchs kann man in Mexiko mit einiger Sicherheit reisen. Obgleich ich nun, auf meinem Ausfluge nach Chalme, einen solchen zum Gesellschafter hatte, flohen mich demungeachtet die Bewohner des offenen Landes, und verschlossen ihre Thüren, um mich nicht zu sehen. So tiefe Wurzeln hat das Vorurtheil geschlagen, das man ihnen gegen alle Fremden eingeflößt.

Dieser Fanatismus hat die Revolution nicht wenig befördert. Aber hätte sich die mexikanische Geistlichkeit nicht an der Spitze der Bewegung befunden, würden die Spanier jetzt noch dies Land beherrschen. Man kann das am besten nach folgender Thatsache beurtheilen: In dem Augenblicke, wo die befreiende Armee sich Mexiko näherte, schleuderte der Erzbischof dieser Stadt seinen Bannstrahl gegen die Rebellen. Eine solche Maßregel verfehlte nicht ihren Zweck, und schon wollte die Armee sich auflösen, als die Anführer sich und ihr Heer unter den Schutz der Madonna von Guadelupe begaben. Sie wurde zum Obergeneral ausgerufen, und der Truppe vorangetragen, die ihr nun unbedingt folgte und den Sieg erfocht. Seitdem

hat die Jungfrau immer die republikanischen Armeen befehligt, und alle drei Monate den bedeutenden Gehalt ihres Grades bezogen. Erst seit drei Jahren ist sie auf halben Sold gesetzt worden.

Durch solche Mittel hat die Geistlichkeit in Neuspanien sich große Güter zugesichert. In der alleinigen Stadt Mexiko gehören ihr bei zweitausend Häuser, in den schönsten Straßen. Das Gold in den Kirchen und in deren Schatzkammern soll, einem mäßigen Anschlag zufolge, tausend Millionen übersteigen. Der religiöse Eifer ist dort noch so groß, daß man Fremde erdolcht, die beim Vorübergehen einer Prozession nicht auf beide Knie sich niedergelassen.

Jeden Tag, um sieben Uhr Abends, fährt ein Priester in einer Kutsche, welche man die „Liebe-Gotteskutsche“ nennt, durch die Straßen Mexiko's, in Begleitung von dreißig Priestern, die Fackeln tragen und Litaneien singen. Bei Annäherung dieses Zuges, oder so weit als man die Klingel hört, knieet jedermann nieder (vor vier Jahren selbst die Schauspieler auf der Bühne), und bleibt im Gebet, bis die Klingel in der Entfernung wieder verstummt. Begegnet der Statthalter von Mexiko der Kutsche des lieben Gottes, muß er sie bis zu ihrer Kirche begleiten.

Man sollte nach dem Allem glauben, daß dies so sehr an seiner Religion hängende Volk, wenn auch nicht die Moral, doch die Vorschriften derselben befolge; aber es verhält sich nicht also. Für die Mexikaner besteht die Religion allein darin: nie eine Messe zu verfehlen, und regelmäßig zu beichten. Auf solche Weise glauben sie die besten Katholiken zu sein.

Gebrauch will, daß man überall ein Kreuz auf-

pflanze, wo ein Mensch ermordet worden. Begiebt man sich nun von Vera-Cruz nach Mexiko, so glaubt man einen ungeheuren Friedhof zu durchschreiten. Beinahe alle hundert Schritte bemerkt man das Zeichen chen eines verübten Mordes. Alle öffentlichen Vergnügungen und Feste werden durch am hellen Tage, mitten im Volksgewühl, begangene Todtschläge besudelt. Man möchte sagen, daß solche blutige Szenen den Bewohnern dieses Landes zur Nothwendigkeit geworden.

Beruhigende Nachrichten über den Cholera morbus im Allgemeinen, und über seinen Charakter in Deutschland im Besondern.

In einem Briefe des berühmten Doktor Horn zu Berlin, an den Doktor Marc zu Paris, befinden sich folgende Andeutungen über die pestilenzialische Krampfruhr, welche nicht geringe Beruhigung über diese schreckliche Krankheit zu geben vermögen, und die wir, aus diesem Grunde, unsern Lesern mittheilen wollen.*) Kommen wir zu dem Auszuge.

Eine strenge, unparteiische Beobachtung der Verbreitung und des Ganges des Cholera zu Berlin, vom 31. August, wo diese Krankheit zuerst sich hier gezeigt,

*) M. s. die Artikel: „Stufenweise Fortschritte der epidemischen Brechruhr aus dem Orient gegen das Abendland;" und „Symptome, Charakter und Behandlung des Cholera morbus," im neunten Bande des laufenden Jahrganges dieses Werkes.

bis auf den heutigen Tag (5. Oktober), hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß sie viel weniger furchtbar ist, als sie in der Entfernung scheint. Das ergibt sich augenscheinlich aus folgenden Umständen:

Der Cholera morbus zeigt sich in Berlin, sowohl in Betracht seiner Form, als seiner Verbreitung, unter einem minder gefährlichen Karakter, als in andern Städten. Er befällt, in mittlerer Schätzung, täglich nur zwischen 35 bis 40 Individuen, was in einer Stadt von 225,000 Seelen, die ausserdem noch eine starke Besatzung hat, wenig ist.

Der summarische Stand der Cholerafälle in dieser Stadt bietet bis zum 5. Oktober folgende Resultate dar:

	Kranke.	Genesene.	Gestorb.	Noch in Behandl.
Vom 31. Aug. b. 3 Okt.	988	221	646	121
Dienstag, 4. Oktober.	46	5	21	141
Mittwoch, 5. Oktober.	66	7	27	173
Im Ganzen am 5. Okt.	1100	233	694	435

„Bei den meisten dieser Kranken hat man auf die bestimmteste Weise den Einfluß zufälliger Ursachen andeuten können, die mit einiger Vorsicht zu vermeiden gewesen wären, wie z. B.:

1. Vernachläßigung der ärzlichen Vorschriften, starke Erkältung, Koliken und vernachläßigte Diarrheen.

2. Die meisten Cholerafälle haben sich in engen Gaßen, ohne hinreichenden Luftzug, und dem Tageslicht beinahe unzugänglich, gezeigt, so wie in niedrigen, feuchten Wohnungen, besonders in den unmittelbar am Wasser gelegenen; während geräumige und

reinliche Wohnungen von der Krankheit verschont geblieben sind.

„Gewisse Stadtviertel, wie das der Friedrichsstadt unter andern, wo die Häuser groß, gut gelüftet sind, wo die Straßen einen freien Luftzug haben, sind, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, von der Krankheit gänzlich verschont geblieben. Die Ausnahmen selbst haben sich nur in Hinterhäusern gezeigt.

„Die meisten Cholerakranken sind bis jetzt in der Alexanderstraße, vorzüglich im Zuchthause, auf der Fischerbrücke, in der Fischerstraße, auf dem Friedrichswerder, in Tepperts Fabrik, in der Stralauer Vorstadt, vor dem Hamburger Thor und auf dem Schiffbauerdamm.

3. Die Krankheit verbreitet sich nur schwer durch Ansteckung, selbst bei Personen, die aus Beruf oder Pflichtgefühl, durch ihren Umgang mit Cholerakranken, einer unmittelbaren Ansteckung sich aussetzen. Bis jetzt hat man in Berlin nur sehr wenige vereinzelte Cholerafälle bei Aerzten und Krankenwärtern beobachtet. Unterlassung der ärztlichen Vorschriften ist, bei den meisten Kranken, unbestreitbare Ursache der Veranlassung dieser wenigen Beispiele gewesen. Es ist also gewiß, daß, obgleich man die ansteckende Kraft des Cholera morbus nicht ableugnen kann, die Gefahr dieser Ansteckung wenig zu fürchten ist, und daß ein Zusammentreffen besonderer Umstände diese Ansteckung im höchsten Grade vermindert.

„Die Bemerkung, daß in gewissen Wohnungen, oder in gewissen Familien, mehrere Personen zu gleicher Zeit, oder vielmehr schnell hintereinander, krank geworden, steht mit dem Ebengesagten nicht im Wi-

derspruch. Beachtet man nämlich, daß ausser dem von einer beschränkten Lokalität abhängenden allgemeinen Einflusse, Besorgniß, Unruhe, Entsetzen, die, wie man weiß, so geeignet sind, diese Krankheit zu verbreiten, zu den prädisposirenden Ursachen sich gesellt, kann man sich leicht die stattgefundene Wirkung erklären.

4. Der Cholera, selbst wenn sich schon schwere Symptome zeigen, ist demungeachtet noch heilbar. Das Verhältniß der Genesungsfälle, mit dem der Krankheitsfälle, ist nur deshalb so ungleich, weil die meisten Kranken zu spät ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen.

„Unter denen, die gleich bei der Krankheit Beginn schicklicher Behandlung sich unterzogen haben, sind sehr viele wieder hergestellt worden. Man hat sogar noch Personen gerettet, bei denen die Krankheit sich vollkommen erklärt, und wo man bereits alle Hoffnung aufgegeben.

„Da alles Vorstehende auf wiederholte, ohne alles Vorurtheil gemachte, Beobachtungen sich begründet, kann man ihm nachstehende Folgerungen entnehmen:

„Genaue Befolgung der vom Arzte vorgeschriebenen Regeln, besonders strenge Lebensweise, Genuß des Fleisches, leichter Gemüse, des Weins u. s. w., die weder Koliken noch Durchfälle erzeugen, warme Kleidung, Furchtlosigkeit, sind die besten Bewahrungsmittel gegen diese Krankheit. Sie beseitigen oft alle Ansteckungsgefahr, selbst dann, wenn man in unmittelbarer Berührung mit Cholerakranken ist.

„Der Cholera morbus ist oft heilbar, wenn man, bei Erscheinung seiner ersten Symptome, ohne

Zeitverlust seine Zuflucht zu einem erfahrenen Arzte nimmt.

„Der schützende und bewahrende Einfluß eines regelmäßigen Lebens, einer schicklichen Nahrungsweise, der Bewahrung körperlicher Wärme, der Enthaltung von jedem schädlichen Genusse, ergibt sich auf die augenscheinlichste Weise aus dem Gesundheitszustande unserer Besatzung. Denn auf 1100 von dem Cholera befallenen Individuen zählt man kaum zehn Soldaten. Die von dem König von Preussen allen Korps, aus denen die Garnison von Berlin besteht, vorgeschriebenen Gesundheitsregeln, können andern Nationen als Muster dienen.

„Jeder Soldat trägt eine Leibbinde von Flanell und wollene Strümpfe. Sie erhalten erhöheten Sold, um Morgens und Abends eine Suppe, und vor dem Mittagessen ein kleines Glas bittern Branntweins zu geniessen. Wer überführt wird, Früchte gegessen zu haben, bekommt Arrest. Kein Militär, ohne Ausnahme, kann seine Kaserne nach 7 Uhr Abends verlassen.

„Mehrere tausend Einwohner von Berlin, welche diese Lebensweise angenommen, befinden sich dabei sehr wohl und besorgen nichts mehr. Sie gehen ihren Geschäften nach, bewegen sich im Freien, leben in Gesellschaft, und besuchen nach wie vor Kirche und Schauspielhaus.

Kritik.

Jahrbuch zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, veranstaltet vom physikalischen Vereine zu Frankfurt a. M., für das Jahr 1831. Frankfurt am Main. Gedruckt und verlegt von J. D. Sauerländer. In 8. von VI und 186 Seiten. Nebst zwei Tabellen vierjähriger Barometer- und Thermometer-Beobachtungen.

Mit Vergnügen haben wir mehrere Aufsätze gelesen, welche diesem beginnenden Werke zur Zierde gereichen, insbesondere den: „Ueber den Einfluß der Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper, von Hrn. Dr. med. A. Clemens.“ Obgleich nicht ausführlich, was bei des Raumes Beschränktheit unmöglich war, ist diese Abhandlung dennoch befriedigend. Wir dürfen dasselbe auch über folgende Artikel sagen: „Ueber die genaue Bestimmung des Zeitunterschiedes, welcher durch verschiedene Temperaturen bei der Vegetations-Entwickelung hervorgebracht wird. Von Hrn. Dr. Cläpius.“ — „Leichtfaßliche Anleitung, um, bei Beobachtung der Sonnenflecken, für die Polhöhe von Frankfurt a. M. die Ekliptik durch die Sonnenscheibe zu ziehen, von Hrn. Prof. Ludwig Thilo.“ Auch einige andere kleinere Aufsätze verdienen beachtet zu werden.

Dagegen begreifen wir nicht, wie der mit Herausgabe des vorliegenden Jahrbuches beauftragte Ausschuß, der doch aus wahrhaft verdienstvollen Männern besteht, so mangelhafte, und von so argen Verstößen wimmelnde Mittheilungen hat aufnehmen können, wie die

„Höhenangaben der bedeutendsten Berge des Erdballs u. s. w." Diese Mittheilungen, aus dem Pariser Annuaires du bureau des longitudes, (Jahrgang 1828 oder 1829) mit allen darin befindlichen Mängeln und Unrichtigkeiten übersetzt, ausserdem noch mit vielen Unachtsamkeiten des Uebersetzers bereichert, sind für das nächste Jahr einer vollständigen Umarbeitung zu empfehlen. Am zweckmäßigsten würde es sein, die Höhenangaben Europa's, wie die der übrigen Erdtheile, nicht bunt durch einander zu werfen, sondern sie nach den verschiedenen Gebirgszügen zu scheiden, und die Erhöhung über das Meer der merkwürdigsten Gipfel und Uebergänge derselben nicht in Metern, oder gar in Frankfurter Fußen (deren Verhältniß man nur auf einen sehr beschränkten Raum kennt), sondern entweder in rheinländischen oder in Pariserfußen anzugeben.

Wir bemerken hier nur im Vorübergehen, daß des Mont-Blanc Höhe nicht 4,775, sondern 4,810 Meter beträgt. Statt Mulahasen lese man Cumbre de Mulhagen. Der Col du Géant (nicht Gèant) ist ein Uebergang und nicht ein Gipfel. Halahite, l. Malahite. Der Budösch (nicht Budosch) ist nicht der höchste Berg Siebenbürgens, sondern der Buzesd. Dieser hat 8,150 Fuß, jener nur 7,800. Der Legnone ist nicht in Transilvanien, sondern in der Lombardei. Pointe Lommis, l. Lomnitzer Spitze. (Man hätte die Pointe wenigstens übersetzen sollen.) Lipsze ist uns unbekannt. Wir zweifeln, daß es einen Berg dieses Namens in den Karpathen gebe. Der Sneehättan (nicht Sneehaten) ist nicht der höchste Berg Norwegens, sondern der Skagstölstind, dieser 7,900, jener 7,700 Fuß ü. Meer. Der Mont-Venthoux (nicht Ventoua) ist in

Frankreich, und nicht in Griechenland. Le Merzen, l. le Mézin. Puy-de-Döme, l. Dôme. Pointe-Noirve, l. Pointe-Noire oder Schwarzspitz. Der Snowdon (nicht Snowden) ist nicht in Sizilien, sondern im britischen Fürstenthum Wales. Der Shehalien, (nicht Shehelien) ist nicht der höchste Berg Schottlands, sondern der Ben Nevis.

Von den amerikanischen Bergen sind die höchsten nicht angegeben, wie der Nevado de Sorato, 7,696 Meter; Nevado de Illimani, 7,315; Chipicani, 5760, Pichu-Pichu, 5670; Vulkan von Arequipa, 5600; Inchocaio, 5240; Cerro de Potosi, 4,888 u. a. — Klein-Aoltai, l. Altai (in Sibirien). Pik von Teneriffa, l. Teneriffa. Col Terret, l. Ferret oder Ferrex.

Mehrere Verstöße sind auch bei den Höhenangaben bewohnter Orte begangen. Der höchste uns bekannte ist nicht die Meierei Antisana, sondern das Posthaus Ancomarca, 4792 Meter. Darauf folgen: Posthaus Apo, 4376 Meter; Indianer Dorf Tacora, 4344; höchster Punkt der Stadt Potosi, 4166; Stadt Calamarca, 4141; Meierei Antisana, 4101; Stadt Puno, 3911; Oruro, 3792; Stadt La Paz, 3717 u. s. w. — Boyota, l. Bogota. Caxamarha, l. Caxamarca. Cuenca, l. Cuença. Das Hospiz des großen Bernhard ist ausgelassen. Breuil ist kein Dorf, sondern eine Alp mit drei oder vier Sennhütten, im obern Theile des Tournanche-Thals (Piemont). Briancon, l. Briançon. Auwergne, l. Auvergne. Neufchatel, l. Neuchâtel. Clermont-Tirrand, l. Ferrand. Moscau, l. Moskau. Dyon, l. Dijon. — Seit wann existirt in Berlin ein Kapitol?

Bei den Höhen einiger Gebäude kann nicht von der Spitze der Kirche, sondern des Kirchthurms von Antwerpen (und zwar des Doms) die Rede sein. Uebrigens ist dieser nicht 144 Meter, sondern nur 120 Meter hoch. Der Thurm Saint-Etienne zu Wien heißt auf Deutsch Stephansthurm. Die Kuppel von St. Pierre zu Rom heißt ebenfalls auf Deutsch St. Peters-Kuppel, wie der St. Pierre's Thurm zu Hamburg St. Petersthurm genannt wird. Der Uebersetzer hätte wenigstens deutsche Namen deutsch wiedergeben sollen. Von welchem Invalidenhause, welchem Pantheon, welcher Notre-Dame ist die Rede? Von denen zu Paris. Man hätte es wenigstens andeuten sollen.

Geben wir jetzt eine kurze Uebersicht der höchsten Berggipfel Europa's nach den Ländern, in welchen sie sich befinden.

Portugal.

Gebirg von Suazo: Gipfel Gaviarra, 8200 Fuß ü. M. Estrella-Gebirg 7800. Montezinho-Geb. 7300. Gerez-Geb. 5000. Marao-Geb. 4500.

Spanien.

Sierra-Nevada (Schneegebirg: Cumbre de Mulhaçen), 11,000.

Pyrenäengebirg: Maladetta, 10,700. Campbiel, 10,000. Canigou, 8,600. Alle übrigen Gipfel sind in Frankreich.

Aljamilla-Geb. 8,800. Somosierra-Geb. 7,700. Guadarama-Geb: Penalara, 7,400. Albaraçin-Geb. 6,800. Sierra-Morena: Pic d'Almuradiel, 6,800. Pic del Rey, 6,200. Luxar- und Ronda-Geb. 6,000. Alpujarras: Cerrajon de Martos, 4,500. Sierra de Espadan, 3,300.

Frankreich.

Alpen: Pelvoux de Vallouise, 13,200. Viso, 13,000. Lanières, 12,900. Les Agniaux, 8,700. Mont-Venthoux, 6,200. Genêvre, 6,100. Pyrenäen: Malahite oder Néthon, 10,700. Posets, 10,600. Mont-Perdu, 10,500. Marboré, 10,400. Vignemale, 10,400. Montcalm, 10,000. Crabioules, 9,900. Pic du Midi, 9,200. Pedroux, 8,900. Tuc de Mauberme, 8,900. Cevennes: Mézin, 6,150. Tarrare, 4,450. Pilat, 3,400. Forez: Pierre-Haute, 6,100. Madelaine, 4,500. Auvergne-Geb.: Mont-Dor (mons Duranius) 6,000. Cantal, 5,700. Cezallier, 5,000. Puy de Dôme, 4,500. Jura: Pré des Marmiers, 5,300. Réculet, 5,280. Grand-Colombier, 5,220. Crête du Miroir, 5,210. Chalàme, 5,200. Vogesen: Bölchen (Ballon) von Sulz, 4,300. Elsaß-Bölchen, 3,900. Grand-Donnon, 3,100. Ardennen, 1,800.

Schweiz.

Alpen: Rosa, 14,240. Dent-Blanche, 13,260. Finster-Aarhorn, 13,230. Matterhorn, 13,220. Augsthorn, 13,200. Jazzi, 13,200. Weißhorn, 13,180. Mont-Combin, 13,170. Gletscherhorn, 13,000. Jungfrau, 12,870. Mönch, 12,670. Schreckhörner, 12,560. Vieschershörner, 12,500. Eiger, 12,220. Tödi, 12,200. Piz-Linard, 11,890. Galenstock, 11,300. Blümlisalp, 10,900. Rheinwaldspitz, 10,220. Glärnisch, 8,370. Säntis, 7,770. Pilatus, 7,130. Rigi, 5,550. Jura: Mont-Tendre, 5,180. Dôle, 5,160. Chasseral oder Gestler, 5,040. Chasseron oder Sucheron, 4,960. Weißenstein, 3,970. Lägern, 3,030. Gyßlifluh, 2,990. Jorat: Charantas, 3,540. Cornes de Cerf, 3,250. Mont-Pelerin, 2,670.

Italien.

Alpen: Mont-Blanc, 14,770. Aiguille du Goûté, 13,360. Géant, 13,050. Iseran, 12,400. Jorasse, 12,380. Aiguille Verte, 12,060. Moine, 11,880. Ellions, 11,800. Roche-Melon (Mont-Cenis), 10,800. Appeninen: Corno, 9,500. Gran-Sasso, 9,400. Vesuv, 3,700. Aetna (Sizilien), 10,600. Gennargentu, (Sardinien), 5,600. Monte-Rotondo (Korsika), 8,400.

Belgien.

Ardennen, 1,800.

England.

Wharnside, 4,000. Ingleborough, 4,000. Snowdon, 3,500.

Schottland.

Hochgebirg: Ben Nevis, 4,100. Ben Wywis, 4,000. Grampian-Geb: Cairngorm, 3,800. Lawers, 3,800. Ben More, 3,600. Ben Voirlich, 3,100. Ben Lomond und Ben Ledi, 3,000. Cheviot-Geb, 2700. Pentland-Geb, 2,200.

Irrland.

Cahirconrigh, 4200. Mac-Gilly-Cuddy-Geb. 3200. Longfield-Geb. Sliebh Donard, 2950.

Deutschland.

Alpen: Ortelerspitz, 13,930. Groß-Glockner, 12,000. Weiskugel, 11,500. Wildspitz, 11,500. Weisbachhorn, 10,800. Hochhorn, 10,600. Terglu, 10,200. Zugspitz, 10,000. Wetterstein, 9800. Hoch-Golling, 9800. Hochvogel, 9300. Dachstein, 8900. Riesengebirg: Schneekuppe, 5000. Brunnberg, 4700. Große Rad, 4650. Sturmhaube, 4500. Kesselberg, 4360. Schwarzwald: Feldberg, 4600. Kandel, 3900. Sudeten

Altvater, 4500. Böhmerwald: Rachel, 4400. Arber, 4400. Heidelberg, 4300. Kubani, 4200. Dreisselberg, 3970. Erzgebirg: Keilberg, 3900. Fichtelberg, 3790. Fichtelgebirg: Schneeberg, 3400. Ochsenkopf, 3200. Harz: Brocken, 3400. Rauhe Alp: Hohenberg, 3100. Westerwald: Ederkopf, 2800. Taunus: Feldberg, 2600. Altkönig, 2400. Frankenwald, 2600. Hundsrück, 2300. Thüringerwald: Dolmar, 2100. Spessart: Geiersberg, 1900. Odenwald: Katzenbuckel, 1800. Siebengebirg: Oelberg, 1500. Löwenburg, 1400. Wolkenburg, 1050.

Dänemark.

Auf der Insel Island: Snäfell, 4500. Hekla, 4300. Gaitlands Jökal, 3800. Skaptar, 3670. Krabla, 3500. Kattlagiau, 3200. Die fünf letzten sind Vulkane.

Schweden.

Hellagsfiällan, 6300. Sylfiällan, 6000.

Norwegen.

Hurrungernegebirg: Skagstölstind, 7900. Mugnafield, 7400. Dovrefield-Geb.: Sneehättan, 7700. Lomsfield, 6800. Folgefondet-Geb. 5800. Grässer-Geb. 5700.

Rußland.

Ural: Pawdinskoe-Kamen, 6400. Czorna-Gebirg (Arm der Karpathen), 3800. Waldai-Gebirg, 1500. Walchonskischer Wald, 1200.

Ungarn.

Karpathen: Lomnitzer Spitze, 7900. Königsnase, 7860. Krivan, 7600. Ungarisches Erzgebirg: Matra, 3500.

Siebenbürgen.

Karpathen: Buzesd, 8150. Budösch, 7800. Surul, 6500.

Türkei.

Alpen: Orbelus, 9000. Emineh-Dag, 8700. Hochbalkan, 8200. Wellebit-Gebirg, 7800. Vistrogo-Gebirg, 7500. Olymp, 6500. Unterbalkan, 4600. Athos, 4200.

Griechenland.

Parnaß, 5600. Oeta, 3000. Helikon, 2800. Die höchsten Gipfel auf den Jonischen Inseln erheben sich bis auf 5000 Fuß.

Unterthänigste Vorstellung der Handelsleute zu Würzburg an die hohe Kammer der Abgeordneten der Stände des Königreichs Baiern, wegen Bewirkung einer geneigten Abänderung des Zollgesetzes und des Zolltarifes von 1828. Gedruckt bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Diese (Würzburg am 5. April 1831 datirte) unterthänigste Vorstellung ist eine der kräftigsten, bündigsten Philippiken gegen das verdorbene und verderbende Mauthsystem im Allgemeinen, wie im Besondern über das des Königreichs Baiern. Theilen wir einige Stellen dieser kurzen, aber höchst beachtungswerthen Schrift mit:

„Man spricht auf Seite der Regierung von Freiheit des Handels, als einer ausgemacht nothwendigen und trefflichen Veranstaltung in wohlgeordneten Staaten, und — man lähmt denselben zugleich auf die erbärmlichste Weise durch Fesseln, deren Erfindung und Verfertigung ihren Urhebern, wenn nicht den gerech-

ten Fluch aller Zeiten, nur einen höchst zweideutigen Afterruhm verschaffen können.

„Der Handel verbindet die Völker unter sich und ist der großartige Leiter des allgemeinen Wohlstandes und der allgemeinen Weltverbrüderung; er ist gleichsam das Blut, welches in dem großen Körper der Menschheit umläuft und nach allen Punkten Leben und Nahrung bringt. . . .

„Es ist undenkbar, daß ein aus vernünftigen Menschen bestehendes Volk jemals sagen sollte: Herrsche über uns, und wir erlauben dir, uns bei dem Bezuge von Waaren aus dem Auslande mit Plackereien zu überhäufen, uns mit einer geheimen Polizei zu umgeben, unsere Kisten und Kasten auszusuchen, und uns den Zoll als eine Strafe dafür abzunehmen, daß wir für unser gutes Geld auf die rechtmäßigste Weise von unsern Nachbarn Güter zu beziehen wagen, kurz, wir erlauben dir, den Handel durch ein Verbietungssystem zu tirannisiren. . . .

„Dahin ist es endlich gekommen, dahin müssen Gesetze führen, welche nicht in der alten deutschen Redlichkeit und in einer aufrichtigen Sorge für das wahre Wohl der Bürger wurzeln, sondern welche eine hungrige Staats-Arithmetik, aus dem Reiche der Zerrbilder geholt und mit dem Firnisse geheuchelter Unschuld überkleistert, zu Werken der Finsterniß in die Welt hinaus gesendet hat. . . .

„So zieht sich aller Handel an der Grenze bei den Defraudanten zusammen, der Handel im Innern aber ist gänzlich untergraben und gelähmt. Die sämmtlichen frühern Geschäfte im Großen haben aufgehört, der Detailhandel in den Städten bietet auch keinen

nachhaltigen Nahrungsstoff mehr dar, der Durchgangshandel ist durch die frühern übertriebenen Weggelder von uns weggezogen, und kommt auch nicht wieder, so lange die jetzigen Fesseln bestehen. . . . Wir Baiern sind die Beklagenswerthen, welche mitten im Frieden und im Besitze einer uns schützen sollenden Verfassung eben so unter dem Drucke einer modernen Mißpolitik seufzen, als in den Zeiten des Krieges und der Tirannei, unter der verrufenen „Kontinentalsperre" Napoleons. . . .

„Hohe Abgeordnete! Lassen Sie sich nicht irre führen und blenden durch den Flitterputz von Scheingründen, womit Plusmacherei ihre Blößen zu verdecken strebt. „Die inländischen Fabriken müssen gehoben werden, und deshalb müssen hohe Zölle bestehen!" — so etwa wird man sagen. Sehen Sie da, wie sich die Finanzoperation hinter patriarchalischer Sorgfalt für die Industrie versteckt, und den verbrauchten „Jesuitengrundsatz" geltend machen will, daß der Zweck die Mittel heilige." — Qui veut noyer son *chien*, l'accuse de *rage* *).

*) Wer seinen Hund ersäufen will, sagt, er sei toll.
Mollière, les femmes savantes, act. II. sc. 5.

Mannichfaltigkeiten.

Die zweiköpfige Eidechse.

Der Naturforscher Rigal sah am 2. Oktober 1829 eine junge Eidechse mit zwei Köpfen, die sich nahe bei einer Hecke im Sonnenschein wärmte. Sie war sehr klein, ließ ließ sich mit Leichtigkeit fangen und war in kurzer Zeit vollkommen zahm. Rief sie ihr Wärter, so eilte sie herbei, nahm ihre Nahrung aus seiner Hand, und begab sich wieder in die Schachtel, die ihr als Wohnung diente. Sie speisete nur lebendige Insekten. Hatte sie Durst, so belekte sie dieselben, ohne sie zu verzehren. Im entgegengesetzten Fall schlug sie das Wasser mit ihrem Schwanze.

Die beiden Köpfe der Eidechse aßen zu gleicher Zeit, wenn das Thier seine Nahrung selbst ergriffen. Zeigte man ihm dieselbe, zeigten beide Köpfe sich gierig darauf. Reichte man sie nur dem einen dar, bemühte sich der andere, sie ihm zu entreissen. War indessen der eine befriedigt, weigerte sich auch der andere zu essen, obgleich er nichts erhalten, während er für den andern trank, der dadurch vollkommen befriedigt schien.

Das Thier hatte fünf Füße, nämlich vier wie alle andern Eidechsen, und den fünften zwischen den beiden Köpfen, auf dem Punkte, wo die beiden Hälse zusammenstießen. Dieser Fuß hatte neun sehr ungleiche Zehen, folglich fehlte nur eine Zehe, um die Zahl derselben von zwei Füßen zu vervollständigen. Mit diesen neun Zehen ergriff das Thier seine Nahrung und versorgte damit abwechselnd die beiden Köpfe so regelmäßig, daß es nie hintereinander demselben Maule etwas darbot, und daß, wenn es mit dem rechten begonnen, es mit dem linken endete.

Während dem strengen Winter von 1830 hatte Rigal die größte Vorsicht für seinen merkwürdigen Schützling getroffen. Er stellte dessen Schachtel in warme Asche, und als er ihn demungeachtet eines Morgens halb erstarrt fand, nahm er ihn mit sich ins Bett. Leider fand er bald nachher die Schachtel umgeworfen und den armen Zweiköpfigen

erstickt unter derselben. Er hatte kaum länger als fünf Monate gelebt.

Derselbe Naturforscher hatte noch eine andere Eidechse mit drei Schänzen, die sich jedoch nicht zähmen ließ. Sie befand sich in einem Gefäße, über welchem ein Krystalldeckel war. Eines Tages hob man denselben. Das Thier suchte zu entschlüpfen. Man warf schnell den Deckel zu, der ihm die Schwänze abschnitt. Demungeachtet konnte man seiner nicht mehr habhaft werden.

Ein liberaler französischer Landmann.

Ein karakteristisches Beispiel von der Halb= oder Viertelbildung, welche die politischen Tageblätter den untern Ständen, vorzüglich der Klasse gegeben, welche man bei den Bewohnern des offenen Landes die „Notabeln" nennt, gibt nachstehende von einem derselben im Pas=de=Calais verfaßte und gesprochene Anrede des in seinem Arrondissement gewählten Deputirten. Wir geben sie in der Ursprache und in einer getreuen Uebersetzung, ohne ihren Phrasenbau und ihre Ortographie im Mindesten zu verändern:

„Monseigneur, auraige le plaisir de vous parler un instant, monsieur, nous venons de faire tous nos efforts, pour l'organisation et pour la nimosité de notre garde national.

„Nous avons toujours été pour la constitution et la liberté, nous sommes tous dévoié pour le roi dans lespoir d'être bientôt favorisés de ces ordres nous affranchirait lespace imaginaire pour braver linnemie et impécher les potentat de l'Europe dinvahir nos belles contrée.

„Nous voulons nous remettre au reng des premiére nation de terre.

„Puisque nous sommes reveilles de notre assoupissement, nous recommandant à vous qui est au reng des hommes celebre, qui avez toujours mérité lestime du peuple, nous vous regardont comme notre soutien et notre guide, vous pouvez tant aupre d'Roi en notre fa-

veur, au nom de lamitié vouliez conspirer contre lamonopol, en vertue de nous tirer des bras de la régie.

„Puisque nous voulons notre indépendance, nous voulons bien aussi nous obliger à une rétribution par chaque fumeur, pour le soutien et la conservation de notre patrie.

„C'est la partie la plus récréatif pour nous. Si vous pensez y parvenir vous saurez dans la mémoire pour une éternité.

„Monsieur je souhaite l'accomplissement de tous vos désirs, dans lespoir que vous consoliderez pour notre bonheur.

„Et nous nobliron jamais vos traits dhumanitée."

Wörtliche Uebersetzung.

Gnädiger Herr, werde ich das Vergnügen haben einen Augenblick mit ihnen zu sprechen, mein Herr, wir haben all' unser Streben aufgeboten für die Organisirung und die Erbitterung der Nationalgarde.

Wir sind immer für die Konstitution gewesen und für Freiheit, wir sind alle für den König ergeben, in der Hoffnung bald durch seine Befehle begünstigt zu werden uns zu befreien von dem eingebildeten Raum um dem Feind zu trotzen und die Potentaten Europa's zu verhindern, unsere schönen Gegenden zu überschwemmen.

Wir wollen uns wider zum Rang der ersten Nation der Erde erheben.

Weil wir nun von unserm Schlummer erwacht sind uns Ihnen empfehlend, der sich im Rang berühmter Männer befindet, der immer die Achtung des Volks verdient, wir betrachten Sie wie unsere Stütze und unsern Führer, Sie können soviel beim König zu unsern Gunsten, im Namen der Freundschaft wollen sie sich verschwören gegen das Monopol, in Kraft uns aus den Armen der Regie zu reissen.

Weil wir unsere Unabhängigkeit wollen, wollen wir uns auch wohl zu einer Abgabe von jedem Raucher verpflichten, zur Unterstützung und Erhaltung unseres Vaterlandes.

Es ist der ergötzlichste Theil für uns. Wenn sie denken

dahin zu gelangen, werden sie für eine Ewigkeit im Andenken sein.

Mein Herr ich wünsche die Erfüllung ihrer Wünsche, in der Hoffnung daß sie befestigen werden für unser Glück.

Und wir werden nie Ihre Züge von Menschlichkeit vergessen.

Künstler-Bescheidenheit.

Einer der geschicktesten Bildhauer unserer Zeit ist unstreitig Herr **Bodenmüller**, gebürtig von Einsiedeln (Kanton Schwyz) wohnhaft zu Baden im Kanton Aargau, in der Schweiz. Ohne umständlich bei den größern Gegenständen verweilen zu wollen, die wir in seiner Werkstatt bemerkt, gedenken wir hier nur einer Sammlung Alabasterportraits von der reinsten Arbeit, von der sprechendsten Aehnlichkeit, von der zierlichsten Ausführung, deren größere Bekanntmachung wir als eine angenehme Pflicht betrachten, um so mehr, da des Künstlers Bescheidenheit sie bis jetzt geheim gehalten.

Es würde dem Publikum gewiß angenehm sein, die ganze Sammlung mehr verbreitet zu sehen, als sie bis jetzt ist. Sie besteht aus den Bildnissen folgender Männer: Joh. Heinr. **Bremi**, Heinr. **Füßli**, Joh. Jak. **Heß**, Joh. Jak. **Hottinger**, Heinr. **Meister**, Joh. Kaspar v. **Orelli**, **Pestalozzi**, M. Tr. **Pfeiffer**, Joh. Georg **Nägeli**, P. Vital **Troxler**, Paulus **Usteri**, Aloys **Bock**, Ludwig **Vogel**, Joh. Heinr. **Wessenberg**, Heinr. **Zschokke**, Karl Viktor v. **Bonstetten**, Pater **Girard**.

Wir hoffen, daß unsere Anregung Herrn Bodenmüller bewegen werde, die vorbezeichnete Sammlung bald möglich auf Subscription herauszugeben. Des schweizerischen und deutschen Publikums Theilnahme wird ihm beweisen, daß es wahres Talent zu würdigen versteht.

Inhalt des eilften Bandes.

Druckfehler im zehnten Bande.

Seite	Zeile		statt	lies
Seite 28	Zeile 4	v. o.	statt: um dadurch,	lies und dadurch.
„ 37	„ 1	v. u.	„ l'entré,	l. l'entrée.
„ 38	„ 15	v. u.	„ Obigie,	l. Obige.
„ 42	„ 8	v. o.	„ freifarbige,	l. dreifarbige.
„ 43	„ 10	v. o.	„ Herzoge,	l. Herzen.
„ 49	„ 10	v. u.	„ Plepys,	l. Pepys.
„ 63	„ 1	v. o.	„ Hundsfott,	l. Hundsfott.
„ 76	„ 9	v. o.	„ schützte,	l. schätzte.
„ 88	„ 10	v. u.	„ Seine Familie,	l. Seine Existenz.
„ 174	„ 1	v. u.	„ Burkc,	l. Burke.
„ 193	„ 9	v. u.	„ Morbitzan	l. Morbihan.
„ 202	„ 4	v. u.	„ wurde eben,	l. würde es eben.
„ 212	„ 5	v. u.	„ beschrieben,	l. geschrieben.

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde" erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Erwägende Philosophie. — Prüfende Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beförderung ihnen zukommen, so daß sie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und nicht abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. angeschlagen; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich fur die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Herausgegeben

von Malten.

Zwölfter Theil.

Aarau 1831.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Ereignisse bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von Malten.

Zwölfter Theil.

Aarau 1831.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Gegenwärtiger Zustand der Parteien in Frankreich.

Der Zustand einer in Parteien gespaltenen Nation ist schwer zu beschreiben. Wie unparteiisch, wie uneigennützig man auch sei, neigt man sich dennoch, oft wider Willen, von augenblicklicher Stimmung hingerissen, dieser oder jener Meinungsschattirung zu, obgleich man auf keinen Fall es unternehmen möchte, alle ihre Grundsätze zu billigen, allen ihren Maßregeln seinen Beifall zu zollen. Der umsichtigste, der ruhigste politische Schriftsteller ist bei allem dem ein von eigenthümlichem persönlichem Vorurtheil befangener Mensch. Er hat seine Hoffnungen, seine Besorgnisse. Sein Urtheil gehorcht oft dem Einflusse individueller Neigungen, oder auch denen seiner Freunde. Meinungen, denen er seine Zustimmung verweigern zu müssen glaubt, gewinnen unter seiner Feder einen düstern Anstrich. Oft unbewußt entstellt, verschlimmert er sie.

Also, und auf ganz natürliche Weise, sind zeitgenössische Urtheile selten oder nie unparteiisch. Leidenschaft, bald in größerm, bald in kleinerm Maßstabe, mischt sich immer ins Spiel. Der umsichtige Leser muß von jedem Ausspruche das zu sondern verstehen, was ihm übertrieben scheint. Auf solche Weise allein vermag er der Wahrheit am nächsten zu kommen.

Die Revolution zu Ende Juli 1830 hat in Frankreich eine Regierung vernichtet, die seit fünfzehn Jah-

ren bestand, die auf mehrhundertjährige Erinnerungen, Ansprüche und „Rechte" sich beruhete. Die Menschen, denen jene Regierung, jene Erinnerungen lieb waren, konnten nicht anders als mit Mißvergnügen eine Katastrophe sehen, welche sie aller Vortheile beraubte, in deren Genuß sie seit der Restauration gewesen.

Indessen befanden sich doch unter den Beamten der Restauration, aller Sorgfalt ungeachtet, mit der man sie gewählt, mehrere Diener aller Gewalten, welche der Reihe nach auf einander gefolgt. Diese Leute erblicken in der gesellschaftlichen Ordnung nur einen einzigen Kataklysmus, von dem sie erreicht werden können: ihre Entsetzung. Im Uebrigen ist es ihnen vollkommen gleich, wer regiert und sie bezahlt. Sie haben der Republik, dem Kaiserthum, der Restauration gedient. Sie werden der Revolution mit demselben Eifer dienen, insofern sie — richtig ihre Gehalte bezahlt. Diese Klasse kann in einer Uebersicht der Parteien nicht in Rede gestellt werden.

Es gibt Männer von Ehre, für welche die Legitimität eine wirkliche politische Religion ist, die ihr im Exil gefolgt sind, die für sie zwanzig Jahre im Elend geschmachtet, die der Usurpation in ihren Kerkern, auf ihren Schaffotten Trotz geboten, die, mit den Waffen in der Hand, sie in der Vendee und im südlichen Frankreich bekämpft, und die nun, durch einen Aufstand von wenigen Stunden, alle ihre Hoffnungen vernichtet gesehen.

Karls X Entthronung war für diese Männer ein Urtheil, das ihr ganzes ferneres Betragen bestimmte. Sie zogen sich vor einer Revolution zurück, die ihr

Gefühl mehr noch als ihre Meinungen verletzte. Einige thaten diesen Schritt mit Würde, wie Chateaubriand, andere mit offenbarem Unwillen, wie Kergorlay. Unglücklicherweise für die menschliche Natur, aber glücklicherweise für den gegenwärtigen Zustand der Dinge, sind diejenigen, welche von einem Prinzip leben, selten. Rechtschaffene Leute, von allen Meinungen, möchten vergebens einen politischen Verein zu bilden sich bemühn. Sie würden immer in Minderheit sein.

Königlichgesinnte (Royalisten) nennen sich alle diejenigen, welche seit fünfzehn Jahren von den tausend Millionen des Budgets gelebt, und die nun durch die Revolution von ihren Aemtern verdrängt worden. Gezwungene Königlichgesinnte sind alle Brassards, Verdets, Angeber, Spione, Profose, die mehr oder minder direkten Antheil genommen an allen Verbrechen der Rückwirkung von 1815. Diese letzten besorgen, daß eine späte Gerechtigkeit ihnen endlich Rechnung abfordere für ihre Vergangenheit. Jene fürchten, daß ein nahes Elend ihre Zukunft kompromittiren könne.

Die Geistlichkeit bildet eine besondere Klasse. Die vor 1815 eingesetzten Priester, welche durch die Revolution von 1789 und durch das Konkordat von 1801 von der politischen Ordnung geschieden worden, dürften ohne Mühe zur religiösen Ordnung zurückkehren. Aber die Priester, welche von den Jesuiten zu irdischen Zwecken gebildet worden, die den Altar gegen den Thron stützen wollen, und denen die Julirevolution alle ihre herrschsüchtigen Hoffnungen geraubt, werden sich Allem anschließen, was ihnen eine Gewalt

wieder zu geben verspricht, die sie mit so vielem Bedauern verloren.

Das neue Priesterthum in Frankreich ist für einen durchaus politischen Zweck gebildet worden. Die kleinen, vom Staate und durch Gaben einer gewissen Partei, erhaltenen Seminarien, würden ein kluger Gedanke gewesen sein, wäre er nicht mit unserer Zeit, mit unsern Sitten im Widerspruche gewesen.

Kinder vpn Personen, die im Verdacht des Patriotismus oder der Philosophie standen, wurden in diesen Seminarien nicht aufgenommen. Man nahm Adeliche, um Bischöfe, und Bauern, um Pfarrer aus ihnen zu machen. Zwischen dem Pflug, der den Menschen sein Brod im Schweiße des Angesichts zu verdienen zwingt, und dem Brevier, das ihm vergönnt, ein bequemes Leben zu führen, konnten diese letzten nicht lange schwanken. Sie brachten aus ihren Hütten keinen eigenthümlichen Gedanken, kein Familienvorurtheil, keine politische Meinung mit. Sie waren wie weiches Wachs, dem man nach Gutdünken jede beliebige Form geben konnte. Die jungen Priester nahmen also unbedingt, mit dem festesten Glauben, alle jesuitischen Formen an, welche in den Seminarien ihnen eingeprägt wurden.

Diese Tendenz, eine geistliche, zum politischen Kriege vollkommen eingeübte, passive Armee zu schaffen, ist eine der Haupt-Ursachen, welche den meisten Einfluß auf den gegenwärtigen Zustand der Religion in Frankreich ausgeübt. Durch heuchlerische Dollmetscher hat sie sich der Freiheit abgeneigt erklärt. Anderseits wird sie mit Ungerechtigkeit angegriffen. Man will sie verantwortlich machen für Alles, was

in ihrem Namen geschehen. Man will nicht sehen, daß es viele Priester gibt, die ruhig bleiben würden, wenn man sie ruhig ließe, und die gern dem Kaiser geben was des Kaisers ist, ohne sich darum zu bekümmern, welchen Namen dieser Kaiser oder König hat.

Solche Priester, und ihre Zahl ist groß, würde der Neugestaltung Frankreichs kein Hinderniß in den Weg gestellt haben, angenommen selbst, daß sie derselben sich nicht beförderlich gezeigt. Aber die Philosophen und Sophisten der regierenden Gewalt, abergläubig wie Mönche, und fanatisch wie Inquisitoren, wollen um jeden Preis den Triumph der Philosophie über den Christianismus sichern. Sie kennen weder Duldsamkeit noch Schutz; sie wollen siegen, ohne die wirkliche Stärke ihrer Gegner zu kennen. Es läßt sich nicht vorausbestimmen, welches dieses Kampfes Resultat sein werde. Aber an dem Tage, wo den Priestern nichts bleiben wird als das Evangelium, werden sie stärker sein als mit allen Bullen des Vatikan, mit allen Ausschreiben der Bischöfe, mit allen Geheimnissen ihrer Zeremonien, mit allen Schätzen des Budgets. . . . .

Die zwischen den Gegnern der Julirevolution vorherrschende Spaltung würde ihnen nachtheilig sein, wären die Revolutionsmänner nicht ebenfalls uneinig. Kaum hatte die große Umwälzung stattgefunden, als man sie zu entstellen sich beeilte. Volk und Soldaten schlugen sich noch, als schon ein Haufe hungriger Intriganten eines Sieges sich bemächtigt, der gewissermaßen noch ungewiß war.

Die traurigen Ordonnanzen Karls X. hatten den Aufstand veranlaßt. Man glaubte zu St. Cloud, daß

wenn man diese Ordonnanzen zurücknähme, und das Ministerium, welches sie veranlaßt, durch ein anderes ersetze, man leicht die Ruhe wiederherstellen könne, ohne daß die legitime Regierung dadurch gefährdet werden dürfte.

Dies Mittel wurde aber zu spät in Anwendung gebracht, doch war es weise. Karl X. hatte die Absicht, Kasimir Périer an die Spitze des neuen Ministeriums zu stellen; und der Umstände Gang hat es so gefügt, daß dieser Mann jetzt in der That die Angelegenheiten Frankreichs leitet.

Als nothwendige Folgerung dieser Gestaltung der Dinge ergibt sich, daß alle Leute, deren Gesinnungen nur einigermaßen gemäßigt sind, von dem gegenwärtigen Zustand der Dinge befriedigt werden, indem sie den größten Theil der Wünsche, welche sie früher für unausführbar halten mußten, jetzt bereits realisirt sehen.

Hätte Karl X. in seinem Entschlusse, die Ordonnanzen zurückzunehmen, und ein Ministerium Périer zu bilden, nicht zu lange gezögert, würde er Frankreich den Ruin seines Handels und seiner Industrie, ein Budget von 1500 Millionen Franken, die Insurrektion in der Vendée, die Unruhen im Süden, die Besorgnisse eines äussern Krieges, die allgemeine öffentliche Unbehaglichkeit, die traurigen Ereignisse in Belgien, in Italien, in Polen, erspart haben.

Im Namen der Charte erklärte das Volk der Königswürde den Krieg. Man hatte nichts zu thun, als dem Volke zu zeigen, daß die Königswürde vollkommen wieder zur Charte zurückgehrt sei; und um der Volkswuth sich entgegenzustellen, um sie zu ver-

mögen, zur Ordnung zurückzukehren, bedurfte man nur Muth. Aber eben daran fehlte es am meisten den großsprecherischen Anhängern des rückgängigen Systems.

Persönliches Interesse, dieser Leitstern der meisten Handlungen unserer Zeit, ist Ursach, daß man nur in dem Maße auf eine Macht hält, als man Vortheil davon gewinnt. In einer großen Krisis berathet sich der Beamte mit sich selbst, „ob es zweckmäßig für ihn sei, für die Regierung sich irgend einer Gefahr auszusetzen, oder sie im Stich zu lassen." Die Wahl bleibt gewöhnlich nicht lange zweifelhaft.

Aus diesem Grunde verschwanden auch, bei den ersten Anzeichen der Gefahr, alle Menschen, welche die Restauration erhoben und bereichert, welche sie zu Bewahrern ihrer Gewalt, ihrer Schätze, ihrer Absichten, ihrer Hoffnungen gemacht.

Aus diesem Grunde haben die Bretagner, die Vendéer, die Chouans, Karl X. und seine ganze Familie unter einer schwachen Bedeckung, ihre Städte und Dörfer langsam durchreisen sehen, um Frankreich zu verlassen, wahrscheinlich auf immer, ohne daß dieser Familie traurige Lage irgend eine Erinnerung, irgend ein Versprechen, irgend eine Dahingebung erzeugt; ohne daß sie den tiefgesunkenen Muth erweckt.

Solche Begebenheiten lassen sich nicht anders erklären als durch Voraussetzung der Verdorbenheit der höhern Stände. Soldaten und Bürger thaten ihre Schuldigkeit. Die Notabeln allein waren nur auf ihren persönlichen Vortheil bedacht.

Die Karlisten (man nennt also die Menschen, welche Karl X. 1830, Ludwig XVIII. 1815 und Ludwig XVI. 1790 im Stich gelassen), existiren wirk-

lich. Sie sind zahlreich, lebendig, ziemlich gut organisirt im Westen und Süden Frankreichs. Sie haben ihre Zeitungen, ihre Marktschreier, ihre Kanzelredner, ihre Kuriere. Zeit, Mühe, Geld; sie verschwenden Alles zu einem Zwecke, den sie durch eigene Schuld verfehlt. Dabei sind sie im höchsten Grade feig, und kompromittiren wohl die Ruhe ihres Vaterlandes, aber nie die ihrer Person. Es ergibt sich daraus, daß sie wohl eine fortdauernde Gährung erhalten, aber daß sie nie einen gänzlichen Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge herbeiführen können.

Im ersten Range der liberalen Parteien erblicken wir die Bonapartisten. Sie können in Frankreich eine so große Gemeinschaft von Ruhm und Unglück, von Siegen und Niederlagen ausbeuten; sie haben Europa und die Welt so sehr erfüllt, sie dürfen sich so sehr auf die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, wie der Nachwelt, stützen, daß ein großer Theil der Ereignisse ihres Vaterlandes ihnen zugeschrieben werden sollte. Es gibt nicht ein Dorf, nicht einen Weiler, wohin 1815 nicht einer jener Soldaten zurückgekehrt, die von Arcole bis Waterloo des großen Feldherrn Kriegsgefährten gewesen, und die seinen Ruhm überall verherrlicht haben.

Sein Name allein könnte den Despotismus wieder lebendig, die Aristokratie populär machen. Aber es fehlt dieser Partei an Anführern. Die Männer, welche berufen sein könnten, eine solche Rolle zu spielen, gehorchten dem Kaiserthum, um sich zu bereichern, und neigten der Restauration sich an, um ihre Ehren und Würden zu bewahren. Solche Männer sind zu Verschwörungen nicht geeignet. Sie müssen immer

Mißtrauen erregen, selbst bei ihren Anhängern. Sie sind so vielen Versprechen untreu geworden, daß des Volkes Leichtgläubigkeit, wie groß sie auch sei, dennoch nie auf ihre Rechtschaffenheit bauen wird.

Was könnte überdem eine Partei thun, deren Füße zu St. Helena, deren Körper in Frankreich, und deren Kopf in Oesterreich ist? — Denkt man, daß Kaiser Franz den Sohn denen überantworten möchte, die den Vater verrathen haben; daß er 1831 thun würde, was er 1815 verweigert?

Und wenn er es thäte, würde es nicht unter gewissen Bedingungen sein, die ihm einen beruhigenden Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs zugeständen? Frankreich seinerseits, möchte es einen König auf seinem Throne sehen, der nur mit Erlaubniß eines fremden Kaisers sich bewegen könnte? —

In den Unternehmungen der Bonapartisten vermag man also wohl Symptome neuer Unruhen, aber keine Beweggründe eines allgemeinen Umsturzes zu bemerken.

Die Republikaner bilden eine dritte Partei. Sagen wir sogleich zur allgemeinen Verständigung, daß man unter dem Namen „Republikaner" in Frankreich nicht mehr Personen bezeichnet, jenen großen Bürgern Roms und Griechenlands ähnlich, die, nachdem sie Gut und Blut ihrem Vaterlande aufgeopfert, wie Cincinnatus wieder zu ihrem Pflug zurückkehren, oder wie Curtius sich in einen Abgrund stürzen. . . .

Unsere Zivilisation ist nicht die des Alterthums. Die Menschen haben sich verändert, und die Zivilisation hat sich verändert durch sie. Die französischen Republikaner finden ihre Originale treffender in den italischen Republiken. Man bemerkt dort, wie im

heutigen Frankreich, mehr Haß gegen Unterdrücker, als wahre, reine Freiheitsliebe; mehr Privilegiensucht als Gleichheitsbedürfniß; mehr Herrschbegier als Verlangen, der Regierung Gang durch vernünftige Gesetze zu bestimmen; mit einem Worte, mehr Parteigeist als schlichter Patriotismus.

Dem Adel die Macht entreissen, um den Bürgerstand zu adeln*); den Schwerdtadel durch den Comptoiradel, den Seidenadel durch den Wollenadel ersetzen, aber immer die Usurpirung des Adels und der Gewalt als ersten Beweggrund betrachten: das wurde lange zu Genua, zu Florenz, zu Pistoya für Patriotismus gehalten.

Frankreich ist nicht ganz diesem Vorbilde ährlich. Die Zivilisation hat mehrere Züge gemildert. Indessen will man auch hier eine bürgerliche Pairschaft, ein bürgerliches Ministerium, einen bürgerlichen König. Man will, daß das Bürgerthum in alle Magistraturen dringe, und dieser politischen Vorrechte zum Trotz bewahrt man heilig alle persönlichen Privilegien. Die Beinamen: Ritter, Baron, Graf, Vizegraf, Marquis, Herzog u. s. w. erfreuen immer noch den republikanischen Plebs, wie sie die Eitelkeit eines Schatzmeisters oder eines Capitoul's schmeichelten. Die Aristokratie mit demokratischen Grundsätzen ist schwer zu begreifen.

Seit die Königlichgesinnten den Freisinnigen sich gegenüberbefunden, hat ihre Rolle sich verändert. Sie haben sie gefürchtet. Sie haben sie furchtbarer machen

*) Zu deifiziren, wie Friedrich der Große von gewissen Oligarchien sagte.

wollen, als sie in der That waren, weßhalb sie die blutigen Schatten Robespierre's und Marat's, die Schreckenszeit und ihre Schafotte wieder hervorgerufen. Ihnen zufolge war Frankreich im Jahr 1831 von denselben Gräuelszenen bedroht, die 1793 des ganzen Europa Abscheu erregten.

Von 1820 bis 1830 haben diese Drohungen Niemand erschreckt. Denn jene Menschen, die man beschuldigt, Frankreich abermals umwälzen zu wollen, waren durch Aufwieglungsagenten zu ihrem unsinnigen Vorhaben verleitet, und erschienen mehr als Opfer, denn als Henker.

Die Republikaner von 1793, mit ihrer furchtbaren Gleichmachung bewaffnet, ebneten alle Gipfel der gesellschaftlichen Ordnung. Die Freisinnigen der Restauration bemühten sich im Gegentheil, von Sprosse zu Sprosse emporzuklimmen, und Platz zu nehmen in den höhern Ständen. Zuerst verlangten sie für sich lebenslängliche, sodann gar erbliche Aemter. Unter sich gruppirten sie eine kleine plebejische Aristokratie, zu 300 Franken Abgaben. Als die Revolution von 1830 den Liberalen von 1820 größere Handlungsfreiheit gegeben, setzten sie, jedoch nicht ohne langes Widerstreben, die Aristokratie bis auf 200 Franken herab.

Von dem besiegten Volke der Restauration, wie von dem siegreichen Volke der Julitage, ist noch nicht die Rede. Die revolutionären Deputirten haben genau Wähler und Wählbare bestimmt. Die revolutionäre Charte hat alten und neuen Adel, Majorate und Substitutionen beibehalten. Dagegen ist der Titel „Bürger“ nicht garantirt. Ueberdem würde dieser

Titel keinerlei Recht gewähren. Man muß Wähler sein, um die Ehre zu haben, für einen Munizipalrath zu stimmen.

Alle Länder werden durch Thatsachen regiert. Frankreich allein regiert sich durch Worte. Seit langen Jahren sprechen Republikaner, Patrioten, Freisinnige unaufhörlich von Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung. Diese Worte erschallen in allen ihren Reden. Aber in Wirklichkeit haben sie in ihren Gesetzen bisher nur Privilegien und Vorrechte geschaffen. Der Adel beschuldigt sie der Demagogie, weil sie sein Monopol sich zuzueignen streben, während das Volk Freiheit und Gleichheit wohl in ihren Reden, doch nicht in ihren Verfügungen findet.

Die Republikaner unserer Tage haben einen Ursprung, den man näher kennen muß, um ihren gegenwärtigen Zustand zu würdigen. Werfen wir einen Blick in die Vergangenheit. Das Entsetzen von 1815, die Brassard's, die Verdet's, die ausserordentlichen Gerichte, die Ermordungen im Süden, die Einkerkerungen, Verbannungen, Bewachungen, die Einstellung der persönlichen Freiheit, die Tirannei der Zensur hatten das Land gereizt. Die Ordonnanz vom 5. September ließ voraussetzen, daß man auf konstitutionellem Wege zur Freiheit gelangen könne. Doch war dieser Glaube nicht allgemein. Die winkelzügige Feinheit des Ministeriums Villèle ließ vielmehr vermuthen, daß es um Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge zu thun sei, weßhalb man, wo möglich, einem solchen Streben zuvorkommen müsse.

Von nun an bildeten sich insurrektionnelle Klubbs, ausgestattet mit den Geheimnissen des Karbonarismus,

auf mehrern Punkten des Landes. Sei es, daß sie keine Dynastie an die Stelle derjenigen zu setzen hatten, welche sie vertreiben wollten, sei es, daß der nordamerikanischen Freistaaten Vorbild sie verführte, sie konspirirten für die Republik.

Bald jedoch vereinigten sich mit diesen republikanischen Platonikern eine Menge Intriguanten, denen es keineswegs um gesellschaftliche Verbesserung zu thun war, und die nur zur Umwälzung antrieben, weil sie hoffen durften, dadurch sich zu bereichern, oder zu Aemtern zu gelangen. Einige Verschwörungen scheiterten, einige Personen starben auf dem Schafotte, und ihr vergossenes Blut deutete an, daß man die Verschwörung als eine Macht fürchtete.

Furchtsame oder vorsichtige Männer, welche die bestehende Gewalt schwanken sahen, entzogen ihr von nun an ihren Beistand. Jedem republikanischen Zustande abgeneigt, neigten sie sich dennoch den obgedachten Republikanern an. Man erblickte die Aristokratie mitten unter Demagogen, das Privilegium in Mitte der Freiheit. Alle ängstlichen Freisinnigen verwandelten sich in Revolutionäre, um der Revolution zuvorzukommen. Die Ereignisse, welche seitdem statt gefunden, haben so genau ihre Voraussicht gerechtfertigt, daß man sagen könnte, sie haben im Buche der Zukunft gelesen.

Die Revolution brach aus. Jedermann kennt die Geschichte der drei Julitage. Mit ihr veränderte sich Alles, Menschen und Dinge. Aber drei Parteien besonders verdienen seitdem bemerkt zu werden: die Republikaner, welche Republikaner geblieben; die Republikaner, welche noch Republikaner gegen den älte-

sten Zweig des Hauses Bourbon sind, der ihnen nichts gegeben, und die nicht mehr Republikaner gegen den jüngsten Zweig sind, der sie mit Ehren und Würden überhäuft.

Die Doktrinäre bilden die dritte Partei. Diese besteht größtentheils aus Leuten, welche wissen, daß die Regierungen in Frankreich nicht von langer Dauer sind, daß man aber für ihr Geld der gegenwärtig bestehenden dienen, und es mit einer möglich zukünftigen nicht geradezu verderben muß. Zu dieser Partei gehören alle diejenigen, welche während dem Konsulat auf das Kaiserthum hin arbeiteten, während dem Kaiserthum auf die Restauration, während der Restauration auf die Julirevolution, und nach derselben ... Aber es ist nicht an uns, zu Propheten uns machen zu wollen.

Die Doktrinären bilden nicht im eigentlichen Sinn eine politische Sekte. Ligue, Fronde, konstituirende und gesetzgebende Versammlung, Kaiserthum, Restauration, Revolution, Alles hatte seine Doktrinären, ausgenommen die Konvention, von der nichts als Todesverurtheilungen zu erwarten waren.

Nach der letzten Neugestaltung Frankreichs bemerkten die Doktrinären, daß die „Bewegung" sie überflügeln könne; deshalb bildeten sie die „Widerstandspartei". Sie sahen sich in ihren Aemtern bedrohet, deren sie sich bemächtigt, und bildeten ein juste-milieu zwischen dem Guten und Schlechten, zwischen der Anarchie und der Gesetzmäßigkeit, ohne weder für das Eine noch für das Andere sich zu erklären. Sie waren 1818 geschworne Feinde der Königlichgesinnten, weil diese die Gewalt in Händen hatten. Sie nann-

ten sie Ultras, Kunstspringer, Narren, Dummköpfe. 1830 waren sie Todfeinde der Freisinnigen, weil sie die Revolution leiten wollten, die sie nur auf indirekte Weise veranlaßt hatten.

Das französische Volk, Zuschauer von dem Allem, fragt sich jetzt, welchen Vortheil es eigentlich von der letzten Revolution gewonnen?

Wir mögen es nicht unternehmen, diese Frage hier zu beantworten. Noch ist Vieles, was die Neugestaltung der Julitage erzeugt, zu schwankend, zu unbestimmt, als daß man es unternehmen könnte, unbedingt darüber aburtheilen zu wollen. Lassen wir der Regierung Zeit, ihre Absichten, ihre Entwürfe auf eine bestimmte Weise zu beurkunden. Unsere Aufgabe wird alsdann darin bestehen, ihr Begehen nach seinem wahren Gehalte zu würdigen.

Endliche Entdeckung der Mündung des Niger.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London, am 27. Juni 1831, wurden mehrere Auszüge aus dem Reisetagebuche der Brüder Richard und John Lander, ihre wichtigen Entdeckungen im Innern Afrika's betreffend, vorgelesen. Wir wollen davon eine allgemeine Uebersicht aufstellen.

Nach ihrer Ankunft zu Badagry auf der Küste von Guinea begaben sich die Reisenden zu Lande nach Kiama, durch das Land Jarriba. Ihr Weg war nur wenig von dem des Kapitäns Clapperton verschieden. Sie kamen durch hochstämmige Wälder, durch Sümpfe, durch eine mit niedrigem Gehölz bedeckte Wüste, in welcher sie von Zeit zu Zeit bebautes Land erblickten.

In der Nähe von Kiama war das Land sehr fruchtbar, mit schönen Bäumen geschmückt. Es gibt dort viele Hirsche, Antilopen und wilde Esel. Auch an Elephanten, Löwen und Panthern fehlt es nicht. Die Reisenden sahen zwar keine Büffelochsen, aber sie vernahmen ihr Gebrüll. Ameisenhaufen waren sehr zahlreich. Bei Kiama sahen die Brüder häufig kleine zugespitzte Hütten, in denen die Eingebornen Eisenerz schmelzen. Eine Abtheilung Reiter kam ihnen entgegen, und führte sie zum König.

„Jenseits Bennike," sagen sie in ihrer Mittheilung, „kamen wir durch einen Wald, dessen Bäume und Gesträuche einen köstlichen Geruch verbreiteten. Nach Anbruch der Nacht belebten die schimmernden Lampen, die Silbermützen, die unzähligen

Leuchtwürmer unter, der gestirnte Himmel über uns, eine Szene, die sich nicht beschreiben läßt. Gegen 8 Uhr Abends gelangten wir nach der Stadt, und wurden sogleich zur Wohnung des Königs geführt."

Von Kiama verfügten sich die Reisenden nach Waua, und von dort nach Bussa, wo sie den 17. Juni 1830 ankamen. Dort auch erreichten sie die Ufer des berühmten Niger oder Kuarra.

„Ich erstaunte nicht wenig über dieses Flusses geringe Breite," sagt einer der Brüder. „Wilde, schwarze Felsen erheben sich plötzlich mitten aus der Strömung, deren Oberfläche stark bewegt war. Auf diesem Punkte kann man, gegen das Ende der trockenen Jahreszeit, einen Stein von einem Ufer zum andern werfen. Von dem Felsen, auf welchen ich mich gesetzt, sieht man den Ort, wo Mungo Park und seine Gefährten ihr beklagenswerthes Ende gefunden."

Der König zeigte den Reisenden eins der Bücher Mungo Parks, in welchem sich mehrere Logarithmentabellen befanden. Am 23. Juni verliessen beide Lander Bussa, um sich nach Jaury zu begeben. Nur einer der Arme des Flusses, die bei Bussa sich vereinigen, berührt Kagogie, ein kleines Dorf, ungefähr zwei Stunden nördlich von jener Stadt. Demungeachtet ist dieser Arm über zwanzig Minuten breit. Aber in seiner Mitte sind große Sandbänke, und er hat so wenig Wasser, daß, mit Ausnahme eines sehr engen Kanals, ein Kind ohne Schwierigkeit ihn durchwaten kann.

„Wir kamen am 26. Juni über die Insel hinaus, auf welcher wir in der letzten Nacht einige Minuten geschlafen. Bald nachher betraten wir den Kuarra

der nur eine Strömung bildete, dann aber sich wieder in zwei Arme theilte, und durch Felsenriffe, Sandbänke und niedrige, mit hohen Gräsern bedeckte Inseln, unsicher gemacht wurden. Wir folgten dem Hauptarm; demungeachtet waren wir oft genöthigt, die Pirogue zu verlassen, um sie wieder flott zu machen. Unser Fahrzeug stieß beständig gegen verborgene Felsen, oder auf Sandbänke, was uns zwang, öfter, als wir gemocht, ins Wasser zu springen. Den 27. Juli erreichten wir Jaury."

Diese Stadt ist beinahe in gerader Richtung nördlich von Bussa. Man behauptet, daß über Jaury und unter Bussa das Flußbett keinen gefährlichen Felsen verberge. Der Kuarra wird „der große Vater der Gewässer" genannt, und in der feuchten Jahreszeit, nach dem Malka (vierzehntägigem ununterbrochenem Regen) ergiessen alle Flüsse, die den größten Theil des Jahres trocken sind, ihren Wasserreichthum in sein Bett.

„Durch Schnelle und Heftigkeit seines Laufes, reißt er alle großen Pflanzen mit sich fort, die an seinen Ufern wachsen. Alle Felsen und alle niedrigen Inseln sind alsdann mit hohem Wasser bedeckt, und man kann ohne Schwierigkeit, wie ohne Besorgniß der mindesten Gefahr, darüber hinweg schiffen. Vor vielen Jahren kam ein großes Boot von Tenbokto nach Jaury, um Handel zu treiben. Aber nachdem die Mannschaft desselben ihre Waare verkauft, kehrte sie zu Lande nach ihrer Heimath zurück, weil es, ihnen zufolge, äusserst schwer, wo nicht unmöglich gewesen wäre, den Rückweg zu Wasser zu unternehmen.

„Von Jaury nach Sakkatu kann man, verweilt man nicht unterwegs, leicht in fünf Tagen gelangen*). Gulfa ist zwei Tagereisen von dem erstern. Jaury ist ein großes, blühendes Königreich. Es wird östlich von Haussa begrenzt, westlich von Bargu, nördlich von Kobbia und südlich von dem Königreich Nuffia. Die Krone ist erblich. Die Regierung ist unumschränkter Despotismus. Der letzte Sultan ist von seinen Unterthanen abgesetzt worden, seiner Gewaltmaßregeln und überhaupt seines unsinnigen Verfahrens wegen. Der gegenwärtige Fürst regiert bereits seit neunundreißig Jahren, was in diesem Lande sehr lange ist. Er hat eine starke Armee, die mit Erfolg die wiederholten Angriffe der Fellaten zurückgeschlagen. Diese Truppen sind jetzt in einer entfernten Provinz, um eine Insurrektion zu dämpfen, die anfänglich durch die Unmöglichkeit veranlaßt worden, die gewöhnlichen Tribute zu zahlen, und sodann durch die vom Sultan angenommenen heftigen Maßregeln, um die Bevölkekerung zur Bezahlung zu zwingen.

„Die Stadt Jaurv ist sehr ausgedehnt und stark bevölkert. Sie ist von einer hohen Erdmauer umschlossen, deren Ausdehnung 20 bis 30 Meilen (7 bis 10 Stunden) beträgt. Sie hat acht große, nach Landesart wohl befestigte Thore. Die Einwohner verfertigen eine Art Schießpulver, das, obgleich sehr grob und von geringer Qualität, dennoch das beste in dieser Gegend ist. Sie verfertigen auch hübsche Sättel, Leinwand und andere Gegenstände. Sie bauen Indigo, Tabak, Zwiebeln, Weizen, mehrere Getreide-

*) Sakkatu liegt vielmehr nach Norden, als man bisher angegeben. Es ist beinahe ganz westlich von Jaury.

arten und vortrefflichen Reis. Ihr Viehstand besteht aus Pferden, Ochsen, Schafen, Ziegen. Aber aller ihrer Gewerbsamkeit ungeachtet sind sie doch sehr elend gekleidet, haben wenig Geld, und beschweren sich beständig über ihre Armuth. Täglich wird in der Stadt ein Markt gehalten, der jedoch von keiner Bedeutung ist, und wo die oben angedeuteten Gegenstände feil geboten werden."

Den 26. September reiseten die beiden Brüder von Bussa ab, um den Fluß hinabzuschiffen. Sie verliessen das Königreich dieses Namens, und betraten das von Nuffia. Der Kuarra war hier ein prächtiger mit Majestät strömender Fluß.

„Er wurde nicht mehr durch Inseln verengt, oder durch Felsen und Sandbänke unsicher gemacht. Seine Breite war zwischen zwei und drei Meilen (40 Minuten bis 1 Stunde). Das Land auf beiden Seiten war flach. Hier und da erblickte man einige schmutzige Dörfer, von höchst elendem Ansehen. Gleich unter der Stadt Badgiebo scheidet eine Insel den Kuarra in zwei Arme. Bei dieser Stadt, die wir am 5. Oktober verliessen, sahen wir zum ersten Male sehr große Fahrzeuge, in deren Mitte sich eine Hütte befand, wo die Kaufleute mit ihren Familien wohnten."

Ein wenig weiter unterhalb bemerkten die Reisenden ein hohes Felsengebirg, das von den Eingebornen Kesey genannt wurde. Die obgedachte kleine Insel, welche dem Anschein nach wenigstens 300 Fuß hoch und steil abgerissen zu sein scheint, ist für die Eingebornen ein Gegenstand abergläubiger Verehrung. In einiger Entfernung davon ist die große und blühende Stadt Rabba.

„Der Markt von Rabba ist sehr berühmt, und wird von den Kaufleuten als einer der beträchtlichsten und besten des Landes betrachtet, dessen eigentlicher Stapelplatz diese Stadt ist. Man verkauft dort die verschiedenartigsten Gegenstände, die theils im Innern verfertigt, theils aus der Fremde bezogen werden. Es werden dort auch viele Sklaven beiderlei Geschlechts feilgeboten. Einer unserer Leute zählte gestern zwischen 100 und 200 Männer, Weiber und Kinder, die nach Alter und Stärke aufgestellt waren. Diese armen Geschöpfe waren größtentheils Kriegsgefangene. Man sagt, daß die Fellaten sie selten mit Härte behandeln, nie mit Brutalität.

„Der Preis eines jungen, gesunden, starken Menschen beläuft sich auf 41,000 Kauris (96 rhein. Gl.). Ein Mädchen wird oft mit 50,000 Kauris bezahlt, und manchmal mehr, wenn es hübsch ist. Der Werth der Männer, wie der Frauen, ist nach ihrem Alter und ihren Talenten verschieden. Leute, welche an dem untern Theile des Kuarra leben, kaufen zu Rabba Sklaven, die von Hand zu Hand gehen, bis sie endlich an's Meer gelangen.

„Man verkauft zu Rabba auch Elfenbein. Große Elephantenzähne kosten das Stück tausend Kauris, manchmal weniger. Wir hatten deren acht, welche die Könige von Waua und Bussa uns gegeben. Aber wir konnten sie zu Rabba nicht los werden, weil grade keine fremden Handelsleute anwesend waren.

„Am 19. Oktober kamen wir über einen beträchtlichen Fluß, der von Nordwest herabströmt, und sich in den Kuarra ergießt.“

Es war der Kudunia, den Richard Lander auf

seiner letzten Reise, als er von Sakkatu kam, überschifft*). Als Beweis von der Richtigkeit der Entfernungsangaben verdient bemerkt zu werden, daß die der ersten Reise von denen der letzten nur um eine oder zwei englische Meilen verschieden sind.

„Man bemerkte, so weit das Auge reichte, auf beiden Ufern des Kuarra ziemlich hohes Land. Die Stadt Egga, durch welche wir kamen, ist zwei Meilen (40 Minuten) lang. Wir wurden betroffen von der unzähligen Menge Fahrzeuge bei diesem Orte. Sie waren alle mit Handelsgegenständen angefüllt.

„Des Stromlaufes Richtung war hier gegen Ostsüdost. Sehr viele Einwohner von Egga sind mit Leinwand von Benin und Portugal gekleidet, was vermuthen läßt, daß eine Verbindung zwischen dieser Stadt und der Seeküste besteht. Die Einwohner sind thätig und unternehmend. Viele haben keine andere Beschäftigung, als auf dem Fluß Handel zu treiben. Sie leben so zu sagen nur in ihren Piroguen, welche mit einem Dach bedeckt, und mit Kaufmannswaaren angefüllt sind. Auf ihren immerwährenden Reisen haben sie keine andere Wohnungen, als diese Boote. Man verkauft in den Straßen viele Kokosnüsse, und wir erhielten einige derselben zum Geschenk. Wir begriffen, daß sie aus einem benachbarten Lande hieher gebracht worden.

„Egga ist sehr ausgedehnt, und hat eine starke Bevölkerung. Wie viele andere am Ufer des Flusses gelegene Städte, ist es häufigen Ueberschwemmungen

*) Man sehe den Aufsatz: „Ueber den Lauf des Niger u. s. w." im zweiten und dritten Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werkes.

ausgesetzt. Eben als wir dort ankamen, stand ein großer Theil der Stadt unter Wasser.

„Der Boden in der Umgegend besteht aus einer braunen, starken Pflanzenerde, die ausserordentlich fruchtbar ist, dergestalt, daß man mit geringer Arbeit genug hat, und zu den niedrigsten Preisen alle Lebensbedürfnisse sich verschaffen kann. Die Einwohner essen wenig Fleisch. Sie leben hauptsächlich von Fischen, die sehr wohlfeil sind.

„In der Nähe von Egga, am entgegengesetzten Ufer, ist eine beträchtliche Stadt, mit einem Markt. Einige Meilen unterhalb Egga hat jede Stadt ihren besondern Vorsteher, und regiert sich nach eigenen Gesetzen.

„Den 25. Oktober, um 5 Uhr Morgens, befanden wir uns her Mündung eines großen Flusses gegenüber, der aus Osten kommt, und sich in den Kuarra ergießt. Es ist der bekannte Schar, Schary oder Scharry der Reisenden, der noch gewöhnlicher Schadda genannt wird *). Unter diesem letzten Namen allein ist er den Landesbewohnern bekannt.“

Die Stadt, deren die Reisenden weiterhin gedenken, ist Bocka. Sie sahen dort eiserne Reife und Faßdauben.

„Es gibt in dieser Stadt vier Märkte. Der Vorsteher von Bocka empfahl uns, seinen Feind, den Vorsteher von Atta, zu vermeiden. Er fügte hinzu, daß wir in 7 Tagen das Meer erreichen würden. Die beiden Ufer des Flusses, unterhalb Bocka, waren fortwährend hoch und mit Gehölz bedeckt.

*) Man sehe vorstehend angedeuteten Artikel.

„Um 11 Uhr Morgens befanden wir uns bei einer Stadt, die wir, nach der uns gemachten Beschreibung, für Atta hielten. Sie liegt hart am Strom, auf einem erhöheten Punkte, von wo ein üppiger Rasenhang sich herabsenkt. Der Anblick war prächtig. Die Stadt schien sehr reinlich, groß, und war mit schönen Bäumen und Gesträuchen umgeben. Einige Fahrzeuge lagen an der Stadt, Wir schifften vorüber ohne bemerkt zu werden.

„Weiterhin waren die Ufer stark bewaldet. Auf eine Strecke von 30 Meilen (10 Stunden) bemerkten wir nicht eine Stadt, nicht ein Dorf, selbst nicht eine einzige Hütte. Unser Boot gleitete leicht und schnell über des Flusses ruhige Oberfläche dahin. Alles war schweigend und einsam. Man vernahm kein Geräusch, als das unserer Stimmen, der im Wasser plätschernden Ruder, und das dadurch erweckte Echo. Der Vögel Gesang war verstummt. Wir sahen nicht ein einziges Thier. Die Gestade schienen vollkommen verödet, und der prächtige Kuarra war wie eingeschlafen in seine eigene Größe.

„Den 26. Mittags erreichten wir das Ende der hohen Berge, welche bei Bocka begonnen. Man sah sie noch in einiger Entfernung vom Ufer. Sie veränderten ihre Richtung, und zogen sich nach Südsüdost. Die des Stroms war beinahe Südwest. Er war zwischen drei und fünf Meilen (1 bis 1⅔ Stunden) breit.

„Den 27. Oktober waren wir zu Abbazakka, ungefähr 45 Meilen (15 Stunden) unter dem Zusammenflusse des Schadda und des Kuarra. Jene ist die erste Stadt südlich vom Gebirg, am linken Ufer des Flusses. Wir sahen daselbst eine Stange englisches

Eisen, und zum ersten Male seit unserer Abreise von Oginna erblickten wir den zierlichen Kokosnußbaum, und hörten wir der grauen Papageien süßes Pfeifen. Der Vorsteher wünschte zu wissen, woher wir kämen. Auf unsere Antwort: „von Jaury, einer großen Stadt am Ufer des Stroms,“ bezeugte er viel Erstaunen, indem er diesen Ort nie nennen gehört. Die Ufer zwischen Atta und Abbazakka sind sehr niedrig, und an einigen Orten überschwemmt. Man erblickt an denselben, auf eine Strecke von mehrern Meilen, weder Städte noch Dörfer, besonders am westlichen Ufer.

„Unterhalb Abbazakka findet man alle drei oder vier Meilen Dörfer, vorzüglich am Ostgestade, das jedoch wenig bebauet ist. Zu Damaggau haben die Eingebornen europäische Flinten, von englischer Fabrik. Der König hat sechs kleine Steinböller. Die Landesbewohner sind im Gebrauche des Feuergewehrs geübt, und bedienen sich desselben zur Büffeljagd, weßhalb diese Thiere von Tag zu Tag immer seltener werden.

„Der Kuarra fiel in zwei Tagen um zwei Fuß, demungeachtet stand noch ein großer Theil der Stadt unter Wasser. Wir sahen hier einen Mann, bekleidet mit einem englischen Soldatenrock. Andere trugen verschiedene in Europa verfertigte Gegenstände. Alle hatten ein wenig Englisch gelernt von den Schiffern von Liverpool, die in Bonneystrom Palmöl einkaufen. Man sagt, daß Bonney vier oder fünf Tagreisen von hier ist.

„30. Oktober. Ein großer Theil der Bewohner von Damaggau verließ diesen Morgen die Stadt, um sich auf den Markt von Bocka zu begeben. Sie bieten

dort Schießpulver, Flinten, Seife, Baumwollenwaaren von Manchester, nebst andern in Europa verfertigten Sachen feil, so wie Rhum, oder vielmehr Wasser und Rhum, denn dieser letzte ist mit zwei Drittel Wasser versetzt, und von sehr üblem Geschmack. Sie tauschen diese Gegenstände gegen Elfenbein und Sklaven aus, welche sie sodann an europäische Handelsleute verkaufen."

Am 5. November Morgens widerfuhr den Reisenden ein Unglück in der Nähe von Kirri. Sie wurden von zahlreichen Kriegsfahrzeugen überfallen, von denen einige 40 Ruder hatten, und 50 bis 60 Mann enthielten. Ihr Boot wurde in Grund gebohrt, und ein großer Theil ihrer Sachen ging verloren. Indessen entkamen sie glücklich genug, um ihr Unternehmen in Ausführung bringen zu können.

Kirri ist eine große Stadt, und ein von den Bewohnern des Landes Eboe, des Sklaven- und Palmölhandels wegen stark besuchter Markt. Man sagt, Eboe liege drei Tagreisen abwärts am Flusse. Ein kleiner von Osten kommender Strom ergießt sich, Kirri gegenüber, in den Kuarra. Wahrscheinlich ist es jedoch nur ein Arm dieses letztern, der sich bei Damaggau davon getrennt. Ein anderer beträchtlicher Arm windet sich von Kirri nach Westen. Man sagt, daß er nach Benin strömt.

Die Reisenden, welche sich nun auf dem großen Delta des Kuarra befanden, verspürten eine ausserordentliche Klimaveränderung in geringer Entfernung oberhalb Kirri. Die Nächte waren kalt, und der Thau sehr stark. Jeden Morgen bedeckte ein dicker Nebel das Land. An einigen erhöheten Stellen waren die

Ufer des Flusses bebauet. Aber fast überall waren sie niedrig, und die wenigen Dörfer, welche man bemerkte, waren in dichtem Gestrüpp verborgen.

„Unterhalb Kirri ist der Lauf des Flusses weniger mäandrisch, als über dieser Stadt. Seine Ufer sind niedrig und so flach, daß man nirgends die geringste Erhöhung bemerkt. Sie sind auf eine überraschende Weise denen der Beninbucht ähnlich. Hier sahen die Brüder zum ersten Male den Wurzelträgerbaum mit den übrigen Bäumen des Waldes vermischt. Beide Ufer sind ziemlich stark bewohnt, und mit vielen zerstreuten Dörfern bedeckt. Obgleich so sehr im Gebüsch verborgen, daß man sie nicht sehen konnte, errieth man sie dennoch durch die große Zahl ihrer Einwohner, welche dem Ufer des Flusses zueilten, um mit den vorüberschiffenden Fahrzeugen Handel zu treiben.

„Am 8. November hatten wir uns lange vor Sonnenaufgang eingeschifft. Aber der dichte Nebel verhinderte uns vorzudringen, und wir begaben uns wieder ans Land, wo wir so lange blieben, bis wir die Gegenstände auf eine gewisse Entfernung erkennen konnten. Wir befanden uns gleich nachher auf einer ungeheuern Wassermasse, einem großen See ähnlich. Weiterhin entströmte ihm ein starker Fluß, in der Richtung nach Westen. Augenscheinlich war das ein Arm des Kuarra. Wir folgtem einem zweiten Arme. Ein dritter wendete sich nach Südost, während wir in südwestlicher Richtung der Hauptströmung uns überliessen.

„Diese drei Arme bilden in der That drei große Flüsse. Wir hätten unsern Beobachtungen, in diesem interessanten Theile unserer Reise, gern eine größere

Ausdehnung gegeben, wir waren jedoch genöthigt, auf dies Vorhaben zu verzichten, der abergläubigen Vorurtheile der Eingebornen wegen, die uns das Mißbehagen merken liessen, welches ihnen die Aufmerksamkeit, mit der wir den Fluß betrachteten, verursachte. Auf dem Punkte, wo wir uns befanden, konnten wir weder des Sees entgegengesetzte Ufer, noch den nach Südost strömenden Arm erkennen. Man sagt, daß er auf seinem nordöstlichen Ufer mehrere kleine Flüsse in sich aufnimmt.

„Eboe ist eine große Stadt, eine Meile westlich vom Strom entfernt. Der Arm, dem wir folgten, ist schmaler als der Kuarra, oberhalb dem See. Bei seinem Ausflusse ist er nicht zwei Meilen (40 Minuten) breit. Zu Eboe, wohin wir den 12. November auf einem nicht besonders tiefen Kanal gelangten, fanden wir viele große, mit Palmöl-Tonnen beladene Fahrzeuge von der Küste. Sie waren bedeckt, und konnten jedes zwischen 50 und 60 Personen in sich aufnehmen.

„Den 12. November verliessen wir Eboe um 7 Uhr Morgens. Der König Boy und seine Frau schifften sich mit uns ein. Unser Boot war schwer beladen, hatte 38 Ruderer und 2 Steuermänner, einen hinten und einen vorn. Wir hatten ausserdem noch drei Kapitäne mit Sprachröhren, um Befehle zu ertheilen, einen Trommelschläger, des Königs Intendanten, die Begleiterin der Königin, einen Koch und zwei Diener, um das Wasser aus dem Boote zu schaffen.

„Um 7 Uhr Morgens reiseten wir ab. Die Kapitäne schrien aus vollem Halse in ihre Sprachröhre, und riefen ihre Fetische um Beistand zu einer glück-

lichen Reise an. Unsere Fahrt ging sehr schnell. Alle zwei oder drei Stunden kamen wir vor Städten und Dörfern vorüber, und erblickten mehr bebautes Land, als wir seit vierzehn Tagen gesehen. Ueberall zeigten sich Ignamen- und Bananenpflanzungen, Mais- und Reisfelder. Von Kakanda an hatte sich uns keinerlei Art Getreide gezeigt, obgleich es recht gut hätte gedeihen können.

„Der Fluß war nicht zu breit, und wurde bald noch enger. Ich glaube nicht, daß er in seiner größten Breite zwei Meilen haben mochte. An den engsten Stellen war er nicht eine Meile breit. Um drei Uhr Nachmittags verlor er seine ganze Schönheit. Er war an mehreren Punkten ausgetreten, und bahnte sich einen Weg zwischen Bäumen und dichtes Gesträuch. Demungeachtet war er nirgends über eine halbe Stunde breit. Wir sahen einen kleinen nach Westen strömenden Arm.

„Den 14. November, um 7 Uhr Abends, verliessen wir den Hauptarm, und schifften einem kleinen entgegen, zur Stadt Braß, in südöstlicher Richtung von jenem. Unser Weg ging gerade nach Süden, und der Fluß strömte in dieser Richtung, als wir ihn verließen. Er überschwemmte noch seine Ufer, obgleich seine Wassermasse sich sehr vermindert hatte. Seine größte Breite war nicht über zwei Meilen. An einigen Stellen schätzten wir sie höchstens auf 900 Fuß. Wie gewöhnlich kamen wir an diesem Tage an vielen Städten und Dörfern vorüber. Die nicht überschwemmten Ufer waren gut bebaut. Um 8 Uhr Abends verspürten wir die steigende Fluth. Alle drei oder vier Stunden stießen wir auf Sandbänke oder Gebüsche

im Wasser, wo wir nur mit Mühe wieder flott werden konnten. Unaufhörlich mußten wir zwischen Leuchterbäumen kreuzen. An einigen Stellen bildeten die Bäume so dichte Schattendächer, daß wir wie in tiefe Nacht versenkt waren.

„Wir müheten uns auf solche Weise bis zum 15. um 9 Uhr Morgens, ab, wo wir drei große Fahrzeuge bemerkten. In dem einen war der alte König Fourdey, nebst mehreren Fetisch-Priestern. In einem andern befanden sich die Brüder des Königs Boy, und in dem dritten waren die Brüder Guns. Sie hatten sich nach der Stadt Braß begeben, und von dort den alten König Fourdry, nebst seinen Fetisch-Priestern geholt, um uns durch ihr Land zu begleiten. Gleich nach unserer Ankunft zu Braß band man die Boote an Bäume, während die Ebbe eintrat, dergestalt, daß wir bald darauf unsere Fahrzeuge auf trockenem Lande erblickten.

„Nachdem wir Eboe verlassen, kamen wir an vier kleinen Armen vorüber, von denen zwei nach West, und zwei nach Ost strömten. Das von dem Flusse mit großen Umschweifen durchströmte Land ist sehr niedrig. Auf eine ziemlich weite Entfernung erblickt man nicht die mindeste Erhöhung. Die Gestade sind größtentheils sumpfig. Wo sie nur einigermaßen bewohnbar sind, sieht man Dörfer und bebaute Felder.

„Den 13. kamen wir an einem am rechten Ufer gelegenen Dorfe vorüber. Die Ruhe des Flusses, der weiße Schaum, mit dem er bedeckt war, ließen uns vermuthen, daß dies eine Wirkung der Fluth sei. Dieser Punkt ist zwischen 70 bis 80 Meilen (23 bis 27 Stunden) vom Meere. In der Mündung Nähe,

und in den Umgebungen von Braß, war das Land dergestalt überschwemmt, daß die Bäume im Wasser zu schwimmen schienen."

Den ersten Januar 1831 kamen Richard und John Lander glücklich nach der Insel Fernando Po, von wo sie sich nach England einschifften.

Schon haben mehrere britische Spekulanten den Entschluß gefaßt, durch den Niger, dessen Mündung man jetzt genau kennt, in das Innere Afrika's zu dringen, und mit den Bewohnern desselben Handelsverbindungen anzuknüpfen, von denen sie sich nicht unbedeutende Vortheile versprechen. Sie wollen zu diesem Unternehmen sich der Dampfschiffe bedienen, und anfänglich nur Waaren mit sich nehmen, deren Verkauf sie gewiß sein dürfen.

Authentischer Bericht über den neuentstandenen Vulkan im mittelländischen Meere.

Der im mittelländischen Meere plötzlich emporgestiegene feuerspeiende Berg ist ein so wichtiges Naturereigniß, daß wir unsern Lesern aus dem darüber sprechenden authentischen Berichte des Kapitäns Brun einen Auszug vorlegen zu müssen glauben.

„Wir sind von Malta nach Marseille den 20. Juli 1831, um 6 Uhr Abends, unter Segel gegangen. Drei Tage vor unserer Abreise hatte ein sardinischer Kapitän in seinem Bericht erklärt, daß er zwischen Si-

zilien und Pantellezia drei Feuersäulen, von gewaltigen Rauchwolken umwogt, gesehen, welche unmittelbar aus dem Schoose des Meeres emporzusteigen schienen. Er fügte hinzu, daß, da so eben Windstille eingetreten, er dies Phänomen drei Tage lang, in einer Entfernung von drei Stunden, ziemlich genau habe betrachten können.

„Auf diese Angabe schickte der britische Statthalter der Insel eine Brigg und einen Kutter ab, um diesen neuen Vulkan näher zu beobachten, und seine Lage zu bestimmen.

„Da wir mit frischem Ostwinde von Malta abgesegelt waren, hofften wir schon in der ersten Nacht das Feuer des Vulkans zu erblicken. Aber der Gesichtskreis war so neblicht, daß wir, aller Aufmerksamkeit ungeachtet, ihn erst in der folgenden Nacht, in einer Entfernung von zehn Stunden, ansichtig werden konnten. Indessen hatten wir schon auf 20 Stunden das Getöse seines Ausbruches vernommen. Es war dem Krachen eines fernen Donners ähnlich. Zu gleicher Zeit verspürten wir auf dem Schiffe eine zuckende Bewegung, die mehrere Sekunden dauerte. An demselben Tage bei Sonnenaufgang, in gerader Richtung gegen den feuerspeienden Berg, bemerkten wir auf des Wassers Oberfläche eine Menge kleiner, schwarzer Bimsteinstücke. Wir nahmen einige derselben. Wir fanden auch viele todte Fische.

„Da wir in der Nacht dieses Phänomens Helle bemerkt, glaubten wir, daß das Feuer aus der Erde und nicht aus dem Wasser hervordringe. Je näher wir kamen, um so deutlicher erkannten wir am Ge-

sichtskreis, unter dem Rauch, einen sehr dunkeln Körper, der immer dieselbe Form behielt. Diese Beobtung befestigte uns in unserer Idee. Aber als wir ganz in der Nähe waren, überzeugten wir uns, daß dieses Vulkans Krater unter der Oberfläche des Meeres sich befinde.

„Endlich genau um 12 Uhr Mittags (am 22. Juli 1831) erkannten wir den Vulkan in Südwest ¼ West, in Entfernung von einer Stunde. Der Wind blies aus Südost. Wir lavirten behutsam mit dem Winde, und befanden uns, nach Verlauf einer Stunde, ganz nahe bei dieser neuen Insel. Wir umschifften sie vom nordöstlichen bis zum nordwestlichen Theile. Ihre Farbe ist schwärzlich, ihre Gestalt beinahe rund. Wir schätzten, daß sie ungefähr 20 Minuten im Umfang, und eine Höhe von 50 Fuß haben mochte. Unserer genauesten Berechnung nach liegt das neue Eiland unter 30° 12′ der Breite, und 10° 12′ der Länge von Paris. Wir können versichern, auf seiner Umschiffung nirgends eine Klippe oder irgend eine Gefahr in seiner Nähe bemerkt zu haben.

„An dem südöstlichen Theile der Insel befindet sich jedoch eine kleine Landzunge unter dem Wasser, die ungefähr um eine Viertel Kabellänge gegen Süd vordringt, und besonders durch das Aufkochen eines mehr oder minder schwarzen Wassers, je nachdem es dem Inselkern nahe oder fern ist, bezeichnet wird. Bei allem dem ist diese Untiefe nicht gefährlich, indem es gewagt sein würde, einem brennenden Vulkan so nahe zu kommen. Der Südosttheil der Insel ist nur wenig über dem Wasser erhaben, und von einigen großen

Felsen umschlossen, während die andern Theile, welche wir gesehen, nichts Hervorspringendes am Gestade haben, und überall eine gewisse Höhe darbieten.

„Die von dem englischen Statthalter von Malta abgeschickten Schiffe waren bei unserer Ankunft noch an der Insel. Ein wenig später schien der Kutter nach Malta abzusegeln, während die Brigg blieb. Wir unsererseits setzten unsere Reise fort nach Marseille, wo wir den 3. August anlangten.

Allgemeine Uebersicht von dem Finanzzustande der europäischen Staaten.

Wenn man schon auffallende Irrthümer in den verschiedenen Angaben der Oberfläche und Bevölkerung der Staaten bemerkt, sind sie noch bei weitem zahlreicher in denen des öffentlichen Einkommens und der Staatsschuld. Man kennt nichts Positives über diese beiden statistischen Elemente in den unumschränkten Staaten, weil man sie dort geheim zu halten sucht. Die meisten Angaben in diesem Betrachte beruhen also nur auf ältern Aktenstücken, welche für die neuere Zeit durch bloße Voraussetzungen ergänzt werden müssen.

Um sich zu überzeugen, wie verschieden die authentischen Angaben über das Einkommen einiger deutschen Staaten sind, braucht man nur einen Blick auf nachstehende Uebersicht zu werfen. Die Summen sind in rheinischen Gulden berechnet.

Staaten.	Einkommenschätzung von						
	Kannabich. 1818.	Lichtenstern. 1819.	Richard. 1823.	Hassel. 1822.	Hassel. 1826.	Stein. 1825.	Malchus. 1826.
Baiern . . .	25,000,000	20,000,000	30,600,000	30,258,000	29,946,000	34,638,000	36,791,000
Würtemberg .	10,000,000	16,000,000	9,350,000	8,357,000	8,357,000	9,666,000	11,040,000
Hannover . .	9,058,000	9,450,000	10,000,000	8,162,000	11,700,000	12,000,000	11,500,000
Sachsen . .	9,058,000	13,500,000	10,000,000	11,000,000	11,000,000	14,498,000	13,500,000
Baden . . .	6,000,000	5,500,000	5,278,000	7,890,000	9,185,000	9,170,000	9,466,000
Hessen-Darmst.	4,000,000	3,500,000	6,000,000	4,997,000	6,077,000	5,816,000	5,816,000
Kurhessen . .	4,000,000	4,000,000	4,000,000	3,900,000	4,500,000	4,500,000	5,200,000
Sachsen-Weimar	1,500,000	1,500,000	1,500,000	1,500,000	1,875,000	1,875,000	2,250,000
Nassau . . .	1,557,000	1,557,000	1,550,000	2,800,000	1,950,000	—	2,830,000
Braunschweig	2,717,000	1,800,000	2,250,000	2,500,000	2,000,000	2,000,000	2,965,000
Lichtenstein .	40,000	19,600	30,000	1,500,000	1,200,000	17,000	21,600

In den neuern Werken von Kanabich, Zedlitz, Malchus u. s. w. sind diese Angaben weniger von einander verschieden; demungeachtet sind sie in Hinsicht auf mehrere Staaten nichts weniger als übereinstimmend. Am auffallendsten sind sie bei dem Fürstenthum Lichtenstein, dessen Einkommen nach Einigen nicht 20,000 fl. übersteigt, während es nach Andern sich auf 1,200,000 fl. ja selbst auf 1,700,000 fl. beläuft. Die erste Angabe ist richtig, sobald nur von dem alleinigen Fürstenthum Lichtenstein die Rede ist; die letzte ist es dagegen, wenn man damit auch das Einkommen der bedeutenden Besitzungen des Fürstenthums Lichtenstein in Böhmen und Schlesien verbindet.

Die Schätzung der Staatsschuld in verschiedenen Zeiträumen ist eben so wenig übereinstimmend, und bietet nicht geringe Schwierigkeiten dar. Die österreichische, preussische und russische Monarchie, deren Staatsschuld vor der französischen Revolution wenig bedeutend war, ist jetzt hoch angeschwollen. In dem kurzen Zeitraum von 8 Jahren, nämlich von 1816 bis 1823 einschließlich, hat Frankreichs Staatsschuld um ein Nominalkapital von 1,998,787,720 Franken zugenommen, was eine Vermehrung von 99,939,386 Fr. in den jährlichen Ausgaben nothwendig macht, um davon die Zinsen zu bezahlen. Von 1803 bis 1815 hat sich die britische Staatsschuld um 491,940,407 Pf. St. oder 12,298,510,175 Franken vermehrt. Die Bundesschuld der Vereinstaaten Nordamerika's belief sich am 11. Oktober 1824 auf 90,797,920 Dollare. Gegen Ende 1826 überstieg sie nicht 74 Millionen,

und man setzt voraus, daß sie 1834 gänzlich getilgt sein wird.

Geben wir jetzt eine, den möglichst authentischen Quellen entnommene, Uebersicht von dem Finanzzustande der verschiedenen Staaten Europa's im Jahr 1831. Die Summen sind in französischen Franken berechnet.

Staaten.	Einkommen. Franz. Franken	Staatsschuld. Franz. Franken.
Königreich Portugal .	54,096,000	160,000,000
" Spanien .	178,600,000	4,000,000,000
Republik Andorra .	unbestimmt.	keine.
Königreich Frankreich	978,620,000	3,900,000,000
Schweizerische Eidsgenossenschaft. . . .	10,410,000	unbestimmt.
Kanton Zürich . .	1,016,000	id.
" Bern . .	2,267,000	id.
" Luzern . .	317,000	id.
" Uri . . .	10,000	id.
" Schwyz . .	30,000	id.
" Unterwalden	20,000	id.
" Glarus . .	38,000	id.
" Zug . . .	11,000	id.
" Freiburg . .	402,000	id.
" Solothurn .	267,000	id.
" Basel . . .	581,000	id.
" Schaffhausen	40,000	id.
" Appenzell .	37,000	id.
" St. Gallen	578,000	id.
" Graubünden	254,000	id.
" Tessin . .	524,000	id.
" Aargau . .	670,000	id.

Staaten.	Einkommen. Franz. Franken.	Staatsschuld. Franz Franken.
Kanton Thurgau .	215,000	unbestimmt.
- Waadt . .	1,407,000	id.
- Wallis . .	251,000	id.
- Neuenburg .	584,000	id.
- Genf . .	731,000	id.
Deutscher Bund. . .	242,119,000	703,862,000
Königreich Baiern .	69,733,000	265,200,000
- Würtemberg	20,000,000	60,000,000
- Hannover .	27,000,000	64,000,000
- Sachsen . .	28,000,000	70,000,000
Großherzogthum Baden	20,000,000	39,000,000
- Hessen . .	12,600,000	27,000,000
Kurfürstenthum Hessen	11,000,000	5,000,000
Großherzogth. Sachsen-Weimar	4,913,000	16,291,000
- Meklenburg-Schwerin	6,000,000	20,500,000
- Meklenburg-Strelitz	1,500,000	3,000,000
- Holstein-Oldenburg	3,800,000	—
Herzogthum Nassau .	6,000,000	9,500,000
- Braunschweig . .	6,300,000	8,000,000
- Sachsen-Koburg-Gotha	2,500,000	11,600,000
- Sachsen-Meinungen	1,939,000	8,000,000
- Sachsen-Altenburg	1,526,000	3,000,000
- Anhalt-Dessau .	1,400,000	1,600,000
- Anhalt-Bernburg .	1,100,000	1,700,000
- Anhalt-Köthen .	630,000	3,103,000
Fürstenthum Reuß-Greitz	362,000	517,000
- Reuß-Schleitz .	336,000	

Staaten.	Einkommen. Franz. Franken.	Staatsschuld. Franz. Franken.
Fürstenth. Reuß-Lobenstein-Ebersdorf	621,000	mit Schleitz 1,810,000
- Schwarzburg-Rudolstadt. . .	800,000	600,000
- Schwarzb. - Sondershausen .	600,000	540,000
- Lippe-Detmold .	1,267,000	1,500,000
- Lippe-Schaumburg	556,000	1,034,000
- Waldeck . . .	1,034,000	3,103,000
- Hohenzollern-Sigmaringen . .	500,000	2,600,000
- Hohenzollern - Hechingen . . .	310,000	700,000
- Lichtenstein . .	50,000	—
Landgrafschaft Hessen-Homburg . .	400,000	1,164,000
Freie Stadt Frankfurt	1,634,000	17,000,000
- - Bremen	1,034,000	7,800,000
- - Hamburg	5,600,000	40,000,000
- - Lübeck	1,034,000	9,000,000
Herrschaft Kniephausen	40,000	—
Kaiserthum Oesterreich	440,000,000	1,700,000,000
Königreich Preussen .	215,000,000	726,680,000
- Holland . .	85,000,000	2,838,000,000
- Belgien . . .	90,000,000	849,445,000
- Großbritannien und Irland	1,585,000,000	20,345,000,000
- Sardinien .	70,000,000	100,000,000
Herzogthum Parma .	6,500,000	12,000,000
- Modena .	5,000,000	1,500,000

Staaten.	Einkommen. Franz. Franken.	Staatsschuld. Franz. Franken.
Herzogthum Lukka . .	1,700,000	1,000,000
Fürstenthum Monako	120,000	unbestimmt.
Republik S. Marino .	70,000	—
Großherzogthum Toskana	17,000,000	—
Kirchenstaat	45,000,000	350,000,000
Königreich beider Sizilien	84,000,000	500,000,000
„ Dänemark .	33,000,000	150,000,000
„ Schweden und Norwegen .	49,300,000	81,000,000
Schweden	41,000,000	54,000,000
Norwegen	8,300,000	27,000,000
Kaiserthum Rußland .	434,000,000	1,575,000,000
Eigentliches Rußland	400,000,000	1,440,000,000
Königreich Polen .	34,000,000	135,000,000
Republik Krakau . .	861,000	unbestimmt.
Ottomanisches Kaiserth.	360,000,000	—
Fürstenthum Servien	3,900,000	—
„ Wallachei	13,000,000	—
„ Moldau	6,000,000	—
Neugriechischer Staat	6,000,000	70,000,000
Sieben-Insel-Republik	3,656,000	unbestimmt.

Karakteristische Züge aus den Denkwürdigkeiten Lavallette's.

Lavallette gewährt ein sonderbares Beispiel von dem Einflusse, den die erste französische Revolution auf der Privatpersonen Geschick ausgeübt. Der politische Sturm entriß nicht allein der höhern gesellschaftlichen Sphäre Individuen, die er zum Spielball gebrauchen wollte; er entnehm sie auch den ruhigsten, bisher unbedeutendsten Ständen, um sie hin und her zu werfen, sie zum Gipfel des Ruhmes und der Macht zu erheben, und sie bald nachher wieder in ihr früheres Nichts zurückzustürzen.

Diese gewaltige Umwälzung in dem Leben der Nationen, wie in dem der Individuen, ist ein großer Gegenstand wichtiger Betrachtungen. Aber wozu dient es, sie niederzuschreiben? Wer kann sich bei Durchblätterung der Geschichte, besonders jener der kyklopischen Ereignisse der letzten vierzig Jahre derselben erwehren?

Lavallette war der Sohn rechtlicher Bürgersleute zu Paris. Anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, fühlte er für denselben keinen besondern Beruf, und wurde bald zur Klassifizirung jener unzähligen Klosterbibliotheken gebraucht, mit denen die Revolution den Staat bereichert. Später wurde er bei einer der Pariser Bibliotheken angestellt. Er lernte auf diesem Posten den Herrn von Ormesson kennen, dem er sich von nun an sehr zugethan zeigte, und der diese Zuneigung wirklich verdiente.

Während dem begann die Revolution. Zum dritten Stande (tiers-état) gehörend, schien Lavallette's

Platz unter den Gegnern adelicher, religiöser und monarchischer Mißbräuche bezeichnet. Aber durch seine Freundschaft für Herrn von Ormesson verleitet, schloß er sich an die Hofpartei, trat in die Nationalgarde, und zeichnete sich durch seine Anhänglichkeit für die königliche Sache aus. Er nahm thätigen Antheil an den Ereignissen des 10. August. Seine Denkwürdigkeiten werfen ein helles Licht über diese große Episode der Revolution. Des Hofes Schwäche und Zaghaftigkeit ist nie augenscheinlicher dargestellt worden.

Als das Entsetzen über Paris und Frankreich herrschte, suchte Lavallette, wie so viele andere, Sicherheit auf der Grenze. Er begab sich dahin mit zwei jungen Männern, um zu dem Korps des Oberst Baraguay-d'Illiers, zu Villefranche, zu stoßen. Auf seiner Reise ereignete sich ein Abenteuer, das genau die Sitten jener Zeit bezeichnet. Diese Szene ist zu originell, um sie nicht anzuführen. Lassen wir ihn selbst sprechen.

„Wir schlugen die Straße von Autun ein, und kamen am andern Tage nach einem unfern Vermanton mitten im Gehölz gelegenen Dorfe, dessen Einwohner nichts als Holzschuhe verfertigten. Zwei Tage vor unserer Ankunft war ein Bischof, nebst zwei Großvikaren, die in einer Kutsche zu entkommen sich bemüheten, von ihnen angehalten worden. Sie durchsuchten die Kutsche, fanden darin einige hundert Louisd'ors, und um sich die Mühe zu ersparen, sie zurückzugeben, erachteten sie es am einfachsten, die unglücklichen Flüchtlinge zu ermorden. Dies neue Gewerbe schien ihnen einträglicher, als ihr früheres,

und sie paßten nun allen Reisenden auf, um ihnen auf ähnliche Weise den Prozeß zu machen.

„Unser Matrosenanzug versprach ihnen wenig. Aber wir trugen die Köpfe hoch. Unser Ansehen schien ihnen verachtend, und ein kleiner Buckliger, der den Posten eines Gemeindeschreibers bekleidete, bildete sich ein, daß wir reicher sein könnten, als wir schienen. Man führte uns ins Gemeindehaus, wo der Schreiber auf einen Tisch stieg, und einem nach dem andern unsere Pässe vorlas. Er begann: August von Aubonne, Leclerc de la Ronde, Maria Chamans de Lavallette (er fügte zu meinem Namen das „de“, welches nicht im Passe stand).

„Bei dieser Kyrielle aristokratischer Namen erhob sich ein allgemeines Gemurmel. Wir sahen nur feindselige Blicke, und der Bucklige schrie, daß man unsere Tornister durchsuchen müsse. Man machte da eine gute Aernte. Ich war der Aermste von allen mit 25 Louisd'or. Wir waren verloren, als Aubonne, dessen hohe Gestalt ihm etwas Imposantes gab, auf den Tisch stieg, um die Versammlung anzureden. Er machte recht hübsche Verse, und wußte überdem den ganzen Vadé auswendig.

„Er begann mit einer Fluth Schimpfwörter und Hallenflüche, die alle Anwesenden in das größte Erstaunen setzte. Sodann erhob er seinen Styl, und warf mit den Worten Vaterland, Freiheit, Volkssouveränität rc. mit einer solchen Vehemenz und einer so durchdringenden Stimme um sich, daß die dadurch erzeugte Wirkung erstaunlich war, und ein allgemeines Beifallgeschrei veranlaßte.

„Er ließ es dabei nicht bewenden, und gab Leclerc

de la Ronde den Befehl, zu ihm auf den Tisch zu steigen. Dieser, der größte Mimiker, den ich je gesehen, war ungefähr 35 Jahre alt, lächerlich gewachsen, mit einem Gesicht wie ein Mohr, mit tiefliegenden, von langen Braunen beschatteten Augen, mit gewaltig breitem Kinn und zerquetschter Nase.

„Aubonne sagte zur Versammlung: „Ihr sollt jetzt urtheilen, ob wir Republikaner von Paris sind." Sodann wendete er sich gegen den Andern, mit den Worten: „Antworte aus dem republikanischen Katechismus: Was ist Gott? was ist das Volk? was ist ein König?"

„De la Ronde mit zerknirschtem Ansehen und näselnder Stimme entgegnete: Gott ist die Natur; Volk sind die Armen; ein König ist ein Löwe, ein Tiger, ein Elephant, der das arme Volk zerreißt, verschlingt, zermalmt.

„Bei diesen Worten erreichten Erstaunen und Enthusiasmus der Bauern den höchsten Punkt. Man umarmte die Reisenden, man trug sie auf den Händen; jeder wollte sie bei sich beherbergen. Sie mußten über die Maßen trinken, und hatten nun eben so viele Mühe, als Freunde zu entgehen, wie früher als Feinde. Glücklicherweise riß Aubonne sich und seine Begleiter auch aus dieser Verlegenheit. Er stellte den Dorfpatrioten vor, daß wir nicht länger verweilen könnten, weil das Vaterland unsere Dienste fordere, u. s. w. Endlich liessen sie uns ziehen..."

Diese komische Szene kann um so weniger bezweifelt werden, da der Verfasser die Bescheidenheit gehabt, sich keine Rolle in ihr zu geben, und ganz im Schatten geblieben ist.

Von Villefranche begab sich Lavallette zur Rheinarmee. Er langte dort an, als man die Nachricht von der Verurtheilung und dem Tode Ludwigs XVI erhalten. Er beschränkt die Wirkung, welche dies Ereigniß auf Volk und Armee hervorgebracht, prüft mit vieler Unparteilichkeit die Beweggründe, die der Mehrheit der Konvention diese blutige Maßregel als eine politische Nothwendigkeit betrachten liessen, wonach er eine Bemerkung hinzufügt, die erwogen zu werden verdient:

„Die Konvention", sagt er, „hatte nicht das Recht, ihn zu verurtheilen, und dadurch, daß sie ihn hinrichten ließ, beging sie einen großen Fehler. Wie sah sie nicht, daß, indem sie Ludwig XVI das Leben nahm, sie Ludwig XVIII die Krone überlieferte; daß sie den König gefangen behalten mußte, um nicht einen andern dem Feinde zu geben*)?"

Lavalette verließ die Rheinarmee mit dem General Baraguay-d'Illiers, dessen Adjutant er geworden, begab sich mit ihm nach Paris, und später nach der Vendee, deren Beruhigung er beiwohnte. Gleich nachher ging er nach Italien, wo er bald der achte Adjutant Bonaparte's wurde.

Der junge General war bereits ein Gegenstand der Unruhe für das Direktorium, und nicht mit Unrecht, indem er eifrig darauf hinarbeitete, diese schwache Fünferherrschaft zu stürzen. Um genau der Begebenheiten Gang zu kennen, bedurfte er eines zugleich ge-

---

*) In der That forderte Monsieur, Graf von Provence (Ludwig XVIII) die Regentschaft, während der Minderjährigkeit Ludwigs XVII.

wandten und zuverlässigen Agenten zu Paris. Lavalette wurde mit dieser Mission dahin geschickt.

Man findet in seinen Denkwürdigkeiten einige höchst interessante Andeutungen über die ausgezeichnetsten Menschen jener Zeit. Wir wollen nur eine Anekdote anführen, wodurch bewiesen wird, welchen Kultus Frau von Stael damals dem jungen Eroberer Italiens gewidmet hatte.

„Ihre Bewunderung ging bis zum Enthusiasmus. Ich sah sie zum ersten Male bei Talleyrand. Während dem Mittagessen hatten die Lobeserhebungen, welche sie dem General Bonaparte spendete, die ganze Trunkenheit, Unordnung und Uebertreibung der Inspiration. Nach der Mahlzeit begab sich die Gesellschaft in ein Kabinet, um ein Brustbild des Helden zu sehen. Ich machte ihr Platz, um sie vortreten zu lassen. Sie aber rief schnell: „Wie könnt' ich es wagen, vor einem Adjudanten Bonaparte's einzutreten!“ Meine Verwirrung war so sichtbar, daß sie selbst davon angesteckt wurde, und daß alle Anwesenden, bis zum Hausherrn, darüber lachten. Ich besuchte sie Tags darauf. Sie empfing mich so gut, daß ich noch mehrmals mich zu ihr begab. Ihre hinreissende Einbildungskraft, ihre unglaubliche Thätigkeit verleugneten sich nicht einen Augenblick bis zur Katastrophe (den 18. Fructidor). Sie sah nur Gegenrevolution, Rückkehr der Bourbonen, Racheszenen der Ausgewanderten und Verlust der Freiheit.“

Lavalette, der sich mit Fräulein Emilie von Beauharnais, Muhme der Gemahlin Bonaparte's verheirathet, begleitete seinen General nach Aegypten. Er

kehrte auch mit ihm auf dem Schiffe Muiron nach Frankreich zurück.

„Die Einwohner von Ajaccio erstaunten nicht wenig, am großen Mast die Admiralflagge wehen zu sehen. Sie stürzten dem Ufer zu. Aber als sie ihres berühmten Landsmannes Ankunft erfuhren, warfen seine Freunde und Verwandten sich in Boote, kletterten an Bord, und die Quarantaine blieb unbeobachtet. In der Menge, die sich in den Barken befand, war auch eine alte, schwarz gekleidete Frau, welche die Arme gegen den General ausstreckte, und rief: caro figlio (lieber Sohn)! ohne seine Aufmerksamkeit fesseln zu können. Endlich erblickte er sie, und schrie einmal über das andere: Madre! Madre (Mutter)! Es war seine Amme, die noch jetzt lebt."

Nach einigen diplomatischen Missionen in Deutschland übernahm Lavallette die Oberdirektion der Posten, der er bis zum Sturze des Kaiserthums vorstand. Mit diesem Zeitraum gewinnen seine Denkwürdigkeiten ein Interesse, das in keiner der bisher über die erste Epoche der Restauration geschriebenen Darstellung mächtiger, lebendiger, dramatischer ist. Der Verfasser deutet alle Ursachen des Mißvergnügens an, welches die Regierung selbst immer allgemeiner machen zu wollen schien.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba durch Maßregeln im Innern Frankreichs vorbereitet worden? Die Bourbonen, die sich eines so vollkommenen Sturzes schämten, boten Alles auf, um den Glauben an eine große

Verschwörung zu verbreiten, und Bourienne hat sie in diesem Betrachte durch sein Zeugniß unterstützt.

Lavallette äussert sich über diesen Gegenstand eben so unverholen, wie über alle andern. Es gab in der That eine Verschwörung, aber sie war Bonaparte von keinem Nutzen, und hatte nicht den mindesten Einfluß auf seine wundervolle Rückkehr. Er wurde erst zu Paris, oder frühestens zu Lyon oder Grenoble, davon unterrichtet. Die Verschwörer hatten sich vergebens bemüht, mit Elba in Berührung zu kommen, und Lavallette, den man als ehemaligen Generalpostdirektor am fähigsten zu diesem Zwecke hielt, erklärte, daß es unmöglich sei, ein solches Vorhaben in Ausführung zu bringen, und daß man noch überdem sich großen Gefahren aussetzen würde.

Der Marschall Davoust, die Herzoge von Otranto und Bassano, und der General Lallemant waren die Häupter des Unternehmens. Was Lavallette's Meinung zufolge am meisten diese Personen vermochte, auf den Sturz der Bourbonen hinzuarbeiten, waren die Beschimpfungen, denen die Gemahlin des Marschalls Ney am neuen Hofe ausgesetzt gewesen, so wie die zu Nantes verordnete monarchische Feierlichkeit, zum Gedächtniß des Krieges in der Vendee; endlich die brutale Behandlung des Generals Excelmans.

„Wir erfuhren, sagt der Verfasser, daß Lallemant's und Lefebvre-Desnouette's Plan zu Lafère mißlungen war, und daß bereits ein Kriegsgericht zusammengerufen worden, um sie zu richten. Die Sache schien unwiderbringlich verloren. Unruhe und Verzweiflung bemächtigten sich aller Freunde des Kaisers, als plötzlich eine andere, ungeheure, unglaubliche

Neuigkeit, ein wahres Wunder, zuerst dumpf, bald aber laut und mächtig sich verbreitete.

„Es war am Montag, den 7. März. Ich durchschritt die Tuilerien gegen 9 Uhr Morgens. Jemand schritt mir rasch nach. Ich wollte mich eben umwenden, um zu sehen wer es sei, als ich mit leiser Stimme die Worte aussprechen hörte: „Machen Sie keine Bewegung, äussern Sie kein Erstaunen, bleiben Sie nicht stehen: der Kaiser ist zu Cannes am ersten März gelandet. Der Graf von Artois ist diese Nacht abgereiset, um ihn zu bekämpfen.“

„Es ist mir unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, welche diese Worte in meiner Seele erregten. Meine Bewegung war so groß, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Ich taumelte wie ein Trunkener, und sagte einmal über das andere zu mir selbst: Ist es Traum oder Wirklichkeit, täuscht mich meine Einbildungskraft, oder hat man mich verspottet?

„Mit solchen Gedanken gelangte ich auf die Terasse längs der Seine, wo ich den Herzog von Vizenza bemerkte. Ich schritt ihm nach, und gab ihm, Wort für Wort, mit demselben Ton, die Nachricht, welche ich so eben erhalten. Aber er, von reizbarem Karakter, und gewohnt, die Sachen von der schlimmen Seite zu sehen, entgegnete: „Welche Narrheit! Wie, ohne Truppen zu landen! Man wird ihn ergreifen. Er kann nicht zwei Stunden in Frankreich machen; er ist verloren. Was Sie sagen, ist unmöglich. Bei alle dem„, fügte er hinzu, „ist es auffallend, daß der Graf von Artois in der letzten Nacht in aller Eil abgereiset ist.“

Ueber Bonaparte's Einzug zu Paris, am 20. März

1815, äussert sich Bourienne in seinem Werke folgendermaßen:

„Nichts Traurigeres als sein Einzug in Paris. Er erfolgte erst nach Einbruch der Nacht, im dichtesten Nebel. Die Straßen waren öde; man las den Ausdruck eines unbestimmten Entsetzens auf den meisten Gesichtern. Am Abend war Niemand auf dem Wege Napoleons, ausgenommen in der Nähe der Tuilerien, und am Eingang des Flora-Pavillons, wo ihn seine Getreuen erwarteten. Man vernahm einzelnes Geschrei: Es lebe der Kaiser! Aber es wurde erstickt durch das von Straßenbuben ausgestoßene Gebrüll: à bas la calotte!" (Zehnter Band, S. 311)

Man vergleiche mit dieser Darstellung die Lavalettes: „Offiziere, die von Fontainebleau dem Kaiser vorangeeilt waren, erzählten uns, daß es schwer sei, auf der Landstraße vorwärts zu kommen. Ungeheure Massen Landleute bedeckten sie. Der Enthusiasmus habe den höchsten Punkt erreicht. Man könne nicht sagen, wenn er ankommen werde. Es sei zu wünschen, daß er nicht erkannt werde, weil sonst in der Unordnung und in dem Taumel die Hand eines Mörders bis zu ihm dringen könne.

„Bonaparte hatte das Mittel ergriffen, mit dem Herzog von Vicenza sich in ein schlechtes Kabriolet zu werfen, das endlich um 9 Uhr Abends vor dem ersten Eingang des Schlosses, nahe an dem Gitter des Louvre-Quais, hielt. Kaum hatte er den Boden berührt, als ein Schrei: Es lebe der Kaiser! aber ein Schrei, von dem die Wölbung erdröhnte, ein furchtbarer Schrei, erschallte. Er wurde von den Offizieren auf

halben Sold ausgestoßen, die sich in der Vorhalle und auf der Treppe, bis zum Speicher, drängten.

„Der Kaiser trug seinen berühmten grauen Rock. Ich schritt ihm entgegen, und der Herzog von Vicenza rief mir zu: „Um Gottes Willen, stellen Sie sich vor ihn, damit er hinaufkommt." Er betrat die erste Stufe. Ich schritt ihm rücklings voran, immer eine Stufe vor ihm, während ich ihn mit nassem Auge betrachtete, und beständig sagte: Wie, Sie sind es, Sie sind es, Sie sind es wirklich?

„Er folgte mir langsam, ohne zu antworten, mit verschlossenen Augen, mit vorwärts gestreckten Händen, wie ein Blinder, dessen Züge nur durch das Lächeln innerer Zufriedenheit beseelt wurden. Im ersten Stock wollten die Damen sich ihm nähern. Aber eine Fluth Offiziere stürzte sich aus dem zweiten Stock herab, und hätten sie sich nicht schnell zurückgezogen, wären sie zermalmt worden. Endlich konnte der Kaiser in sein Zimmer gelangen. Die Thüren wurden mit Mühe hinter ihm verschlossen, und die Menge zerstreute sich, glücklich, ihn wieder gesehen zu haben."

Wir bedauern, daß es uns an Raum gebricht, Lavallette's Prozeß näher in Rede zu stellen. Er bildet ein wirkliches Drama von hohem Interesse. Das Wunder ehelicher Liebe, durch welches der Verurtheilte gerettet wurde, ist allgemein bekannt, besonders durch den gegen die drei Briten gerichteten Prozeß, die zu seiner Flucht behilflich gewesen. Es ist eine hundertmal anziehendere Geschichte, als der rührendste Roman, und es ist unmöglich, das Buch aus der Hand zu legen, bevor man den Helden dieses Trauerspiels in Sicherheit weiß.

Lavallette hatte bestimmt, daß seine Denkwürdigkeiten erst nach seinem Tode erscheinen sollten*). Nach ihrer Durchlesung begreift man nicht, zu welchem Zweck er diese Vorsichtsmaßregel aufgestellt, die ganz überflüssig scheint. Nie war ein nachgelassenes Werk weniger geeignet, Skandal zu veranlassen, weniger Haß und feindselige Erinnerungen zu wecken, als dieses. Ueberall im Gegentheil ist darin eine geistreiche Milde, eine sanfte Duldsamkeit, eine ruhige Freimüthigkeit vorherrschend, die dem Leser nicht vergönnt, irgend eine der mitgetheilten Thatsachen zu bezweifeln, welche der Verfasser als bloße Erinnerungen gibt, und die in Wirklichkeit kostbare Aktenstücke für die Geschichte sind.

Ueber einige der neuesten Entdeckungen im Innern Südafrika's.

Der feuerspeiende Berg Zambi.

Unter den von dem französischen Naturforscher Douville im Innern Südafrika's gemachten Entdeckungen, zeichnet sich besonders die eines feuerspeienden Berges aus, welcher sich unter 15° 33′ 32″ südlicher Breite und 9° 33′ 20″ östlicher Länge von Paris befindet. Die Eingebornen nennen ihn Mulondu Zambi (Zambi- oder Seelenberg). Sie glauben, daß durch den Krater dieses Vulkans die Seelen der Verstorbenen aus dieser Welt zu einer andern eingehen.

Der Zambiberg erhebt sich auf der Grenze der Pro-

*) Er ist 1830 gestorben.

vinzen Libolo und Quisama, zwischen den Königreichen Angola und Benguela. Seit mehrern Nächten hatte Douville, von Biringa aus, auf jenes Berges Spitze eine dicke Rauchsäule bemerkt, in welcher er von Zeit zu Zeit Flammen zu unterscheiden glaubte, weshalb er den Entschluß faßte, dies Phänomen in der Nähe zu untersuchen. Er machte sich auf den Weg, und erreichte den Fuß des Berges, nach Ueberstehung vieler Mühseligkeiten, welche steile Hügelreihen und dichte Wälder ihm entgegenstellten.

Nach aufmerksamer Untersuchung der Umgebungen des Zambiberges überzeugte sich Douville, daß seit Jahrhunderten kein eigentlicher Ausbruch sich ereignet. Nur am südöstlichen Theile bemerkte er eine Erdsenkung, die durch den Einsturz unterirdischer Höhlen entstanden zu sein schien. An steil abgerissenen Stellen sah er, daß die verschiedenen Schichten, welche des Berges Basis bildeten, nicht von Urgestein seien, und nicht gänzlich aus vulkanischen Stoffen beständen. Er sah mitten in der Lava Substanzen, die nur während einem Ausbruche fortgerissen sein konnten. Einige derselben waren wenig vom Feuer verletzt, während andere davon so stark angegriffen waren, daß ihre ursprüngliche Natur sich nicht mehr erkennen ließ. Es schien dem Naturforscher, daß des Berges Fuß gänzlich aus einer von dem Vulkan ausgespienen Trümmermasse bestehe.

Douville erstieg des Berges ersten Absatz. Die Vegetation schien dort nicht mehr dieselbe zu sein, als kurz vorher. Die Bäume waren viel kleiner, ihr Laub war grüner. Der Boden war nicht mehr mit dichtem Rasen bedeckt, obgleich es in der feuchten

Jahreszeit war. Nirgends eine Spur fleischfressender Thiere, selbst nicht von Schlangen, die sonst in dieser Gegend so häufig sind. Der Thermometer von Réaumur zeigte in der Sonne 34, und im Schatten 30 Grad.

Des Bodens Oberfläche war sehr merkwürdig. Ueberall Erhöhungen in Pyramidenform. Auf der Nordwestseite schien eine starke Erdsenkung auf bedeutender Höhe zu beginnen, und sich längs dem Abhang des Berges, bis zu dessen Fuß zu erstrecken. Sie war dem Bette eines Waldbaches ähnlich, das er auf seinem ungestümen Laufe sich gegraben. Douville erkannte bald, daß sie durch eine starke Lavaergießung aus des Berges Krater gebildet worden.

Auf dem zweiten Absatz des Berges, wo die Vegetation noch mehr abnahm, sah der Reisende eine Menge Spalten, von der Sonnenhitze erzeugt. Dieser ganze Theil des Berges war von Sekundar- oder Tertiar-, oder vielmehr von vulkanischer Bildung.

Auf dem dritten Absatz bestand die Vegetation nur noch in niedrigem Gesträuch. Es gab keinen Rasen mehr. Die Erde war sehr hart, und erzeugte ein schwaches, halb verwelktes Moos. Douville fand eine ziemlich tiefe Höhle, in welcher er nähere Betrachtungen über den Bau des Berges anstellte, dessen Kern ihm aus Granit zu bestehen schien. Er war seit zwei Tagen allein auf diesem Punkte, und hatte alle seine Lebensmittel aufgezehrt. Der vierte Absatz des Berges schien noch sehr hoch und steil; es blieb ihm nichts übrig, als zur Tiefe zurückzukehren, ohne den Gipfel des Vulkans erreicht zu haben. Er mußte sich begnügen, die Höhe des Punktes zu bestimmen, auf welchem

er war, und die er 3242 Meter (9980 Fuß) über der Meeresfläche fand.

Während er in der Höle beschäftigt war, brach ein Gewitter aus, was ihm Gelegenheit darbot, mitten in den Wolken und über denselben, Beobachtungen über die Atmosphäre, und über die von der Elektrizität auf die Magnetnadel erzeugten Wirkungen anzustellen, in die wir jedoch nicht näher eintreten wollen.

Der Zaire-Fluß.

Man kennt die Mündung des Zaire-Flusses. Sie ist auf der Westküste Afrikas, unterm 6. Grade südlicher Breite. Der Kapitän Tuckey schiffte diesem Strom bis auf 280 englische Meilen (93 Stunden) vom Meere entgegen*). Man weiß, daß er, nebst mehreren seiner Reisegefährten, ein Opfer des ungesunden Klima's wurde. Nach den von den Negern ihm gewordenen Andeutungen entfließt der Zaire einem großen Sumpfe, jenseits dem zweiten Grade nördlicher Breite. Er strömt, ohne besondere Abweichungen, nach Süden bis zu dem Punkte, zu welchem Tuckey gelangt war.

Aber wie das gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt, beruhete diese Angabe auf einem Mißverstand zwischen den Europäern und den Eingebornen, hinsichtlich des Namens der Flüsse. Tuckey hatte eine Zuströmung des Zaire für diesen Fluß selbst genommen, der, laut den Berichten der Portugiesen,

---

*) M. s. den Aufsatz: „Ueber den Lauf des Niger u. s. w.“ im zweiten und dritten Theile des Jahrgangs 1830 dieses Werkes.

aus Westen kommt, und sich später nach Süden wendet, wie bereits Anville angegeben.

Douville fand auf seiner Reise im Innern Südafrika's, zu Kassanga, einen Fluß, den die Eingebornen Kuango nannten, und der mit großer Schnelle nach Westen strömte. Der Jago, oder Fürst des Landes weigerte sich, ihm ein Fahrzeug zu geben, um über den Fluß zu setzen, der hier über eine halbe Stunde breit war. Es blieb dem Reisenden nichts übrig, als gegen Ostsüdost dem Strom entgegen zu wandern, bis er ein Volkshaupt, Namens Baka, fand, das sich durch Geschenke und gute Worte bewegen ließ, ihn und sein Gefolge an das entgegengesetzte Ufer zu bringen.

Douville hatte zu Kassanga einen seiner Diener, einen Mulatten, zurückgelassen, der ihm bei seinen Nachforschungen bereits wichtige Dienste geleistet, und dem er den Auftrag gegeben, so genaue Angaben als möglich über des Stromes verschiedene Krümmungen sich zu verschaffen. Er hatte ihm zu diesem Zweck eine Uhr gelassen, auf welcher sich die Windrose nebst einer Magnetnadel befand. Dieser Mulatte sollte ihn zu Mossossos erwarten, wo, den Angaben der Bewohner von Kassanga zufolge, der Kuango vorüberfloß.

Nach der Rückkehr von seiner langen Reise nach Nordwest, fand Douville den Mulatten bei Holo ho, Beherrscher eines großen Landes, das sich vom Gestade des Ozeans bis über den neunzehnten Längegrad östlich von Paris hinaus erstreckt, und das von den Muschikongos und Mahongos bewohnt wird. Der Name Holo ho ist zugleich der des Fürsten und des von ihm regierten Landes, ein Fall, der sich oft

in Nigritien ereignet. Douville's Mulatte war krank. Die Eingebornen hatten ihn, seiner Windrose wegen, für einen Hexenmeister gehalten, und ihm Gift beigebracht, woran er bald nachher starb.

Douville seinerseits hatte zu Kankobella einen breiten, schnell strömenden Fluß gesehen, den man Kuango nannte, und welcher derselbe wie zu Kassango war. Weiterhin kam er, bei Makangama, über einen breiten Strom, Bankora geheißen, der weiter oben aus dem Kiffua-See trat. Man sagte ihm, daß er immer breiter und tiefer werde, je weiter er nach Westen vordringe. Zwanzig Stunden unterhalb der Residenz Kankobella's ergoß sich dieser Fluß in den Kuango.

Douville hat dieses Stromes Lauf bis zum sechsten Grade südlicher Breite, und bis zu 25° 30′ östlicher Länge berichtigt. Die Mossossos kennen ihn nur unter dem Namen Zaire, während er auf dem entgegengesetzten Ufer immerfort den Namen Kuango behält.

Der Kalunga Kiffua.

Der unter diesem Namen bezeichnete See, dessen Name wörtlich „Todtensee“ bedeutet, befindet sich zwischen dem 3° und 4° südlicher Breite, und zwischen dem 25° und 26° östlicher Länge, im südlichen Theile Zentralafrika's. Zwei große Flüsse scheinen ihm zu entströmen, der eine nach Ost, der andere nach West. Aber auf dieser letzten Seite scheiden die Gewässer sich bald in sieben Arme, die eben so viele Flüsse bilden, deren von den Eingebornen ihnen gegebenen Namen Douville angedeutet, und deren Lauf er auf seiner Karte gezeichnet. Die Richtung des nach Osten strömenden Flusses ist ihm jedoch unbekannt. Ist es

der Lofik, oder einer der andern Ströme, die ihre Mündung auf der Ostküste haben? Man weiß es nicht.

Der Kuango fließt in geringer Entfernung südlich von diesem See, weßhalb man früher vorausgesetzt, daß er demselben entströme. Douville bedauert sehr, daß er, aller Bemühungen ungeachtet, nicht habe erfahren können, wo dieses Flusses Quelle eigentlich sei. Man hat ihm allein gesagt, daß er sehr weit von Südost herkomme.

Der Kiffua-See ist auf der Nord- und Südseite von Bergen umgeben, die von den Eingebornen Mulunda gia jayba risumba (übelriechende Berge) genannt werden, des von denselben ausgehenden sehr übeln Geruches wegen, der schon auf eine weite Entfernung bemerkbar ist, das Athemholen erschwert, und wahrscheinlich von dem ihnen entschwitzenden Erdharz herrührt, von welchem sich am Tage schwere Dünste verbreiten, die während der Nacht sich niederschlagen.

Des Sees Gewässer ist mit so dickem Erdpech bedeckt, daß es leichte Körper trägt. Ein Theil davon ist Naphta, der aus dem Grunde des Sees aufsteigt, ein anderer ist Bergtheer, und kommt vom Gebirge. Diese beiden Substanzen bilden auf des Sees Oberfläche eine so dicke Rinde, daß die Sonnenstrahlen das Wasser nicht berühren können, welches auf solche Weise Tag und Nacht beinahe dieselbe Temperatur hat.

Kein Fisch lebt in diesem Wasser, dessen Ausdünstung starken Husten verursacht. Sein Geschmack ist öhlicht. Die den See umschließenden Berge sind sehr einförmig. Sie werden von keinem lebendigen Wesen bewohnt. Die Vegetation ist auf ihnen unbedeutend.

Der Sand am Ufer des Sees ist mit kleinen, schwarzen Lavabruchstücken gemischt. Am Abhange eines Berges findet man graue Puzzolanerde.

Douville vermuthet, nach den von ihm angestellten Nachforschungen, daß dieser See durch die Versenkung des Bodens, unter welchem sich große Hölen befunden, entstanden sei. Er scheint auch durch unterirdische Quellen genährt zu werden, denn die aus den Umgebungen in ihn sich ergießende Wassermasse ist lange nicht so bedeutend, als die, welche ihm entströmt.

Auf den alten Karten von Afrika, besonders auf denen mit der Reisebeschreibung von Lopez im Jahr 1591 erschienenen, findet man "verbrannte Berge" im Kongo angegeben, aus denen Anville (1749) einen verbrannten Felsen macht. Es ist wahrscheinlich, daß diese Andeutung sich auf den Zambiberg beziehe, obgleich die Angabe der Länge und Breite, unter welchen jener sich befinden soll, mit diesem nicht übereinstimmt.

Der Zairefluß ist schon seit Langem bekannt, nicht so der Kalunga Kiffua oder Todtensee, insofern man ihn nicht gleich bedeutend mit dem Aquilondasee betrachten will, der auf den Karten von Sanuto, Hondt, Jansson, Sanson u. a. unter 10° südlicher Breite, und 44° östlischer Länge von Ferro angegeben ist, der sich jedoch auf denen von Anville nicht mehr befindet, weil er sein Dasein als problematisch betrachtete.

Benehmen der Deputirten während der Revolution im Juli 1830 in Frankreich.

Cuique suum *).

Die Umstände, welche die Ereignisse im Juli 1830 zu Paris veranlaßt oder geleitet haben, sind von so hoher geschichtlicher und politisch-moralischer Wichtigkeit, daß sie, in allen ihren Einzelnheiten betrachtet, bemerkt zu werden verdienen **).

Zu diesem Zwecke unternehmen wir eine Zusammenstellung merkwürdiger Thatsachen, welche jene Szenen unter einem Gesichtspunkte erblicken lassen, der bisher noch unbeachtet geblieben. Von ihm aus würdigt man das Benehmen des vertretenden Körpers, oder mit andern Worten, der Deputirten, auf eine eben so unparteiische, als richtige Weise.

Wir entnehmen diese merkwürdigen Szenen einer über diesen Gegenstand handelnden historischen Skizze von Marast, von welcher Herr Ehrenfried Stöber, Advokat zu Strasburg, eine Uebersicht, unter dem Titel: „Das Programm des Pariser Stadthauses, nebst einigen Anekdoten, die Juliusrevolution betreffend," herausgegeben.

*) Jedem das Seine.

**) Man vergleiche mit den Aufsätzen: „Die Explosion der Krisis, und die neuesten Begebenheiten in Frankreich," im achten Bande, und „Parallele zwischen den französischen Revolutionen von 1789 und 1830," so wie „Karakteristische Züge der Heldentage zu Paris," im neunten Theile, endlich die „Militärische Reminiszenzen über die Volksschlacht zu Paris," und „Ursachen, Wirkungen und Folgen der Begebenheiten im Juli 1830 in Frankreich," im zehnten Bande des Jahrgangs 1830 dieses Werks.

26. Juli 1830.

Dumpfe Bestürzung war der berüchtigten königlichen Ordonnanzen vom 25. Juli erste Wirkung. Murren, von immer heftiger sich gestaltendem Unwillen erzeugt, folgte darauf. Die Zeitungsschreiber, deren Interessen durch die neuen Preßverfügungen am unmittelbarsten bedroht waren, gaben das erste Zeichen. Die sie betreffende Ordonnanz sollte schon an demselben Tage, wo sie von ihr Kunde erhielten, vollzogen werden. Sie durften also nicht zaudern. Entweder mußten sie unbedingt gehorchen, oder gegen die ihre Industrie vernichtende Maßregel sich auflehnen.

Sie ergriffen die letzte Partei. Die Hauptredaktoren der meisten zu Paris erscheinenden Zeitungen versammelten sich zwischen 12 und 1 Uhr Mittags im Büreau des National*). Der Deputirte Laborde nahm der Versammlung Vorsitz. Eine Studentendeputation von der Rechtsschule erschien mit dem Antrag, zu den Waffen zu greifen. Laborde beruhigte sie, und beschied sie für denselbigen Abend, um 10 Uhr, an den gleichen Ort.

Chatelain, Hauptredaktor des Courrier français, verfaßte nun im Namen aller Zeitungsschreiber eine Protestation gegen die Ordonnanzen, die gutgeheißen und unterschrieben wurde; wonach man sich trennte.

Laborde ließ sodann die in Paris anwesenden Deputirten einladen, sich um sieben Uhr Abends in seiner Wohnung zu versammeln. Um 8 Uhr hatten sich deren acht eingefunden, nämlich: Bavoux, Bernard, Daunou, J. Lefebvre, Marschal, Schonen, Vassal und Villemain.

*) Einer liberalen Zeitung.

Dieser kleinen Versammlung berichtete Laborde, was am Morgen im Büreau des National geschehen. Er sprach zugleich von der Stimmung der Jugend, wie von der dringenden Nothwendigkeit, eine kräftige Erklärung, als Antwort auf die gesetzwidrigen Ordonnanzen, aufzusetzen.

Bavoux wollte, daß die Deputirten sich als Nationalversammlungen konstituiren möchten. Daunou stimmte ihm bei. Er verlangte, daß man einen „Aufruf an das Volk“ richte.

Während dem trat Kasimir Perier herein. Er machte Gegenvorstellungen in Betreff auf Bavoux's Antrag. Man müsse nichts übereilen, weil man sonst Alles leicht verderben könne, sagte er. Auf Bavoux's Einwendung rief er, daß er die Kammer für aufgelöst betrachte, was mehrere Deputirten stark verneinten.

Marschal äusserte: Er begreife nicht, wie eine Kammer aufgelöset werden könne, die noch nicht konstituirt sei. Villemain sagte dasselbe. Perier entgegnete lebhaft, diese Einwürfe seien Metaphysik; man müsse nicht Theorien, sondern Thatsachen erwägen; man fühle sich angegriffen durch eine Ordonnanz, die sich auf einen Artikel der Charte bezieht, auf ein in derselben begründetes Recht. . . . .

Daunou. Das Recht gerade bestreiten wir.

Perier. Sie bestreiten es; sehr gut. Aber wer kann Richter sein zwischen Ihnen und der Staatsgewalt?

Daunou. Das Volk. Man rufe es auf, sich zu erheben.

Perier. Sie treiben die Sache zu weit.

Bernard. Schon ist die öffentliche Meinung in

voller Gährung. Es ist vorauszusehen, daß sich das französische Volk nicht ungestraft alle seine Rechte, alle seine Freiheiten entreissen lassen wird.

Perier. Klugheit, glaub ich, gebietet uns dann, die Begebenheiten abzuwarten, nichts Gewagtes zu unternehmen, das unserer Sache mehr schaden als nützen würde.

Laborde machte den Vorschlag, daß einige Deputirten sich nach dem Büreau des National begeben möchten, wo so eben die Zeitungsschreiber, mehrere Wahlmänner und andere Vaterlandsfreunde versammelt seien, um sich mit ihnen zu verständigen. Er wurde beauftragt, mit Schonen und Villemain sich dahin zu verfügen. Nach ihrer Rückkunft sagte Laborde: „Alle Wahlmänner und Zeitungsscheiber, welche wir gesehen, sind fest entschlossen, sich der Ordonnanzen Vollstreckung zu widersetzen. Wir haben ihnen der Deputirten Mitwirkung versprochen. Man muß sich jetzt zeigen. Ein Wort von uns, und das Volk erhebt sich wie ein Mann."

Diese Worte wurden mit Beifall aufgenommen. Villemain wurde von Bernard eingeladen, eine Erklärung im Namen der Deputirten niederzuschreiben. Er zeigte sich dazu geneigt. Perier verlangte einen Aufschub von 12 Stunden, um es zu versuchen, Karl X auf bessere Wege zu bringen. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Man trennte sich mit dem Antrage, noch mehrere Deputirte zur nächsten Versammlung, am andern Morgen, zu berufen, was Perier zu besorgen versprach.

27. Juli.

Eine heftige Bewegung hatte sich, nach allgemei-

ner Bekanntwerdung der gesetzwidrigen Ordonnanzen, in der Hauptstadt verbreitet. Zahlreiche Gruppen bildeten sich in der St. Honoréstraße und auf dem Vendomeplatz. Sie wurden zerstreut. Ein Schrei: „zu den Waffen!“ von jungen Männern und Arbeitern ausgestoßen, wurde laut.

Ihrem Versprechen gemäß gaben die Zeitungsschreiber das erste Zeichen zum Widerstande. Dem durch die Ordonnanz erlassenen Verbote, wie der strengen Aufsicht der Polizeikommissäre zum Trotz, erschienen ihre Blätter am 27 Morgens. Sie wurden mit lauter Stimme im Garten des Palais-royal und in den benachbarten Straßen vorgelesen. Die Bürger hörten begierig, und feuerten sich gegenseitig zur Wiedereroberung der Freiheit an.

Es war etwa 10 Uhr. Einige Deputirte vereinigten sich bei Laborde. Lafayette und Lafitte fehlten noch. Man schickte ihnen Boten. Die Versammlung war nicht zahlreich, aber sehr lebhaft. Mehrere Bürger, die nicht Deputirte waren, drängten sich ein. Man beschied sich deßhalb auf 2 Uhr Nachmittags zu Kasimir Perier.

Das Gerücht, von Versammlungen der Deputirten, verbreitete sich schnell unter den jungen Leuten, die den ersten Stoß gegeben. Sie erschienen in großer Menge, doch unbewaffnet, vor Perier's Wohnung, in der neuen Luxemburgstraße.

Gegen ein Uhr kamen von beiden Enden dieser Straße, die von keiner andern durchschnitten wird, zu gleicher Zeit zwei Brigaden Gendarmerie, um den Auflauf zu zerstreuen. Sie sprengten im Galopp in das dichte Gewühl. Die Masse wollte in Periers Hof

dringen. Für seine eigene Sicherheit besorgt, ließ er das Thor schließen. Achtzehn Jünglinge wurden theils niedergehauen, theils verwundet, theils zerquetscht.

Bevor man die Deputirten bei Perier eintreten ließ, mußten sie ihre Namen sagen. Die Versammlung war ziemlich zahlreich. Labbey de Pompierres, als ältester Deputirter, nahm den Vorsitz. Er äusserte, daß er denen, welche einen Vorschlag machen wollten, das Wort geben werde.

Dupin der Aeltere. Vor Allem eine Vorfrage, deren Beantwortung im Grunde die aller andern umfaßt. Wir haben zu wissen, in welcher Eigenschaft wir hier versammelt sind.

Mehrere Stimmen: Als Deputirte. . . .

Dupin. Das gerade bestreite ich. Die Charte erklärt sich ausdrücklich. Sie ertheilt zu jeder Zeit dem Könige das Recht, die Kammer aufzulösen. Sie macht keinen Unterschied, als zwischen Vor- oder Nachberufung der ernannten Deputirten. Die königliche Gewalt hat in diesem Betrachte keine Grenzen. Ohne uns mit Erörterung der übrigen Ordonnanzen zu befassen, angenommen selbst, ihre Gesetzwidrigkeit wäre erwiesen, muß man doch gestehen, daß die, welche der Kammer Auflösung verfügt, durchaus gesetzmäßig ist. Eine solche Thatsache ist, meines Erachtens, hinreichend, uns von der Eigenschaft als Deputirte zu entkleiden.

Diese Worte erregten Murren. Der Redner fuhr fort: Ich sage, meine Herren, daß als Bürger wir das Recht haben, uns zu versammeln, unsern Kredit beim Volke geltend zu machen. Aber wir haben kein Recht mehr, als Deputirte zu handeln.

Mauguin bestritt diese Einwürfe. „Es handelt sich um Leben oder Tod, um Freiheit oder Knechtschaft, um verfassungsmäßige oder spanische Regierung,“ sagte er. Mehrere Deputirte stimmten ihm bei. Laborde, Mileret, Bertin de Vaux und Villemain sprachen in demselben Sinne.

Sebastiani. Lassen Sie uns behutsam verfahren, meine Herren. Erhitzen wir uns nicht.

Ein Deputirter machte den Vorschlag, Karl X im Namen Aller demüthige Vorstellungen zu machen. Audry de Puyraveau widersetzte sich diesem Antrag. Sebastiani fand die Sache sehr bedenklich. Obgleich des Deputirtentitels durch die Auflösungsordonnanz beraubt, könne man, glaube er, doch eine ehrerbietige Vorstellung bei dem Könige sich erlauben.

Perier wurde um seine Meinung befragt. Er schien sehr verlegen, und antwortete nicht. In demselben Augenblicke wurde er abgerufen. Als er wieder hereintrat, schien er äusserst bewegt, und kündigte der Versammlung an, daß eine Deputation des Wahlausschusses der Stadt Paris eingelassen zu werden verlange.

Dupin. Eine Deputation, meine Herren; wo denken Sie hin? Wo glauben Sie zu sein? Sie erheben sich zur berathschlagenden Versammlung; Sie haben einen Vorsitzer, Sie wollen Abgeordnete empfangen ...

Labbey de Pompierres rief lebhaft, daß, weil man den Vorsitz angreife, er darauf verzichte. Er gab jedoch den Einreden mehrerer Deputirten nach, und behielt seinen Platz. Nach einigen Debatten wurden

die Abgeordneten eingelassen. Boulay de la Meurthe und Merilhon befanden sich unter denselben.

Sie erklärten, daß, da die Ordonnanzen offen die Charte verletzt, den Bürgern nichts mehr übrig bleibe, als thätlicher Widerstand. Das Grundgesetz sei vernichtet; gesetzmäßige Ordnung sei ein leerer Schall geworden. Man sei fest entschlossen, Gut und Blut daran zu setzen, um die geraubten Rechte wieder zu erringen. An den Deputirten sei es nun, auf des Landes Wohl bedacht zu sein, und sich des Zutrauens, das es ihnen bezeugt, würdig zu erweisen. Vor Allem thue im gegenwärtigen Augenblicke, eine leitende Hand Noth.

Tiefes Schweigen auf Seiten der Deputirten. Eine abgebrochene Unterredung trat zwischen mehrern Mitgliedern ein. Pompierres sagte zu den Abgeordneten, daß man ihren Vorschlag erwägen wolle. Sie zogen sich zurück.

Während dem war eine zweite Deputation, im Namen der Jugend, erschienen. Perier empfing sie oben an seiner Treppe. Sie benachrichtigten ihn, daß man entschlossen sei, zu den Waffen zu greifen. Er suchte ihren Ungestüm zu beschwichtigen, und beschwor sie über Alles, keine Unbesonnenheit zu begehen, indem sie sich vergebens aufopfern würden. Man solle wo möglich der Gesetzmäßigkeit Schranken nicht übertreten.

Ein junger Mann, mit Unwillen: Sie sprechen von Gesetzmäßigkeit, nachdem man uns alle unsere Rechte geraubt; von Gesetzmäßigkeit, nachdem man uns an Ihrer Thür niedergemetzelt. — Diese zweite Deputation entfernte sich nicht besonders befriedigt.

Die versammelten Deputirten hatten indessen ihre Berathungen fortgesetzt. Sebastiani, Bertin de Vaux und Villemain drangen darauf, daß man den König von den Ministern zu trennen suchen müsse. Die Ordonnanzen, sagten sie, sind des Systems vom 8. August *) letzte Folgerung. Der König wird nun wohl die Angelegenheiten in ihrer wahren Gestalt erblicken, und dies System modifiziren. Sie unterstützten also den Vorschlag, in diesem Sinne an Karl X zu schreiben; weiter ging man nicht. Man kam überein, am andern Morgen sich bei Audry de Puyraveau zu versammeln, wonach die Deputirten einzeln sich entfernten.

Einige derselben waren noch bei Perier, als eine neue Deputation der Wahlmänner ankam. Thiers und Chevalier-Lemore befanden sich in der Deputation. Der letztere benachrichtigte Perier, daß das Volk entschlossen sei, den Kampf zu beginnen, daß die Wähler des Volkes Gesinnungen theilten, und daß man der Deputirten Entscheidung erwarte.

Auf die Einrede Periers, daß die Ordonnanz die Deputirtenkammer aufgelöset; entgegnete ein Bürger: Sie haben ja geschlossene Briefe, welche sie für den 3. August zusammen berufen.

Perier. So müssen wir, streng genommen, bis zu diesem Tage warten. Es ist nicht genügend, meine Herren, eine Revolution zu wollen, man muß sie auch auszuführen vermögen. Unsere Gegner sind stark; sie haben Kanonen. Was haben wir? Unsere Handschuhe und Hüte. Es ist folglich nicht klug, Etwas

*) Ernennung des Ministeriums Polignac.

zu beginnen, das uns aus dem Kreis der Gesetzmäßigkeit wirft. (Murren.)

Der König wird, fuhr Perier fort, durch die Bewegung gewarnt, einsehen, wie sehr man ihn irre geleitet. Sie begreifen, daß er seine Minister verabschieden und die Ordonnanzen zurückziehen wird, sobald er bemerkt, welcher Gefahr man den Thron ausgesetzt. Zusammenrottungen, Aufläufe sind, meines Erachtens, Unsinn. Geben wir der herrschenden Gewalt keinen Vorwand, uns irgend ein Unrecht aufzubürden.

Die Wahlmänner entfernten sich mit den Worten, daß, wenn die Deputirten unter den obwaltenden Umständen unthätig blieben, sie auf immer allen Einfluß und alles Zutrauen verlieren würden.

28. Juli.

Vormittags waren Hof und Zugänge zu dem Hause Audry de Puyraveau's mit bewaffneten und unbewaffneten Bürgern angefüllt. Die Deputirten erschienen allmälig. Mehrere derselben wurden von Bürgern angesprochen, welche sie aufforderten, endlich des Volkes Bewegung zu befördern. Man hatte sich bereits Abends vorher geschlagen. Viele Personen waren gefallen. Der Unwille war allgemein.

Der Deputirten Versammlung war ziemlich zahlreich. Einigen Zeitungsschreibern, die von den Verhandlungen Rechnung abzulegen wünschten, wurde der Zutritt verweigert. Indessen war der Versammlungssaal auf ebener Erde, und die Fenster blieben offen. Lafayette und Lafitte waren gegenwärtig; Dupin der ältere fehlte.

Mauguin nahm das Wort. „Meine Herren, die

Begebenheiten, welche Sie abwarten wollten, sprechen jetzt laut genug. Man hat sich gestern Abend geschlagen; man schlägt sich heute seit 5 Uhr Morgens. Hören Sie den Donner der Kanonen und des Gewehrfeuers? Sie haben auf Ihrem Wege alle Bürger in den Kampf eilen sehen. Mit einem Worte, meine Herren, das Volk ist erwacht. Von Zögern kann nicht mehr die Rede sein; wir haben eine Revolution zu leiten..."

Unterbrechung. Mehrere Deputirte, besonders Villemain und Sebastiani, widersprachen dem Redner. Dieser fuhr fort:

„Ja, meine Herren, eine Revolution; und ich glaube, wir müssen schon jetzt zwischen dem Volk und der königlichen Garde unsere Partei ergreifen."

Karl Dupin, rasch aufstehend: Thut man den geringsten Schritt, welcher uns der Gesetzmäßigkeit entnimmt, so ziehe ich mich zurück.

Sebastiani. Ich thue ein Gleiches. Wir sind nicht hier, um von Schlacht zu sprechen, sondern um die gesetzmäßige Ordnung zu sichern.

Lafayette, lächelnd. Ich gestehe, daß ich die Gesetzmäßigkeit mit dem gestrigen Moniteur und mit dem Flintenfeuer seit zwei Tagen nicht wohl vereinbaren kann.

Guizot will, daß man den König überzeuge, wie sehr seine Minister ihn irre geleitet, und daß man zugleich die Volksbewegung zu hemmen sich bemühe.

In demselben Augenblicke erhielt man die Nachricht, daß das Stadthaus vom Volke erstürmt worden; aber daß man sich immer noch auf dem Greve-

platze (vor dem Stadthause) schlage, wo der Kartätschenhagel der königlichen Truppen viele Bürger niederstrecke. Puyraveau hinterbrachte den Deputirten diese Neuigkeit, und fügte hinzu, daß jetzt wohl nicht mehr von Briefschreiben an Karl X die Rede sein könne. Guizot brachte nun eine Protestation in Vorschlag, die mit Bezeugung der Treue und Ergebenheit gegen den König endete.

Daunou, Lafayette, Mauguin, Audry, Laborde und andere Deputirte finden diese Protestation zu farblos. Lafitte äusserte, sie wäre vielleicht gestern genügend gewesen; heute, nachdem das Volk bereits sein Blut vergossen, dürfte es sie zu matt finden.

Perier drang darauf, daß man vor Allem dem Blutvergiessen Einhalt thun, und einen Waffenstillstand erhalten müsse, bevor man dem König der Deputirten Leidbezeugungen mittheile. Er schlug vor, daß ein Ausschuß von fünf Mi:gliedern der in Paris anwesenden Deputirten an den Marschall Marmont geschickt werde. Dieser Antrag wurde einstimmig gutgeheissen. Perier, Lafitte und Mauguin befanden sich in dem bezeichneten Ausschusse.

Die Sitzung wurde auf 4 Uhr Nachmittags vertagt. Man wollte sich sodann bei Berard versammeln, um den Bericht der an den Marschall gesendeten Kommission zu vernehmen.

Das Stadthaus wurde indessen von den Truppen wieder genommen. Man schlug sich in verschiedenen Stadttheilen. Die Unruhe war auf's Höchste gestiegen. Die Insurrektion schien fehlgeschlagen. Die Deputirten fanden sich weniger zahlreich ein, als am

Morgen. Die Kommission stattete ihren Bericht ab. Er erregte lautes Murren. Mehrere Deputirte riefen, daß man nicht mehr zu zögern habe; der Bürgerkrieg sei ausgebrochen; man müsse das Volk nicht zermalmen lassen, und die Grundsätze, die man früher gepredigt, nun vertheidigen.

Anfangs tiefe Stille. Darauf vertraute Mittheilungen unter den Deputirten.

„Man sagt, Paris sei in Belagerungszustand erklärt.

— Dies ist zuverlässig wahr.

„Werden Sie heut Nacht zu Hause schlafen?“

— Warum?

„Man versichert, es sei die Rede davon, mehrere Deputirte zu verhaften.“

— Alle Teufel, da muß man sehen, Paris ist groß.

„Man muß jedenfalls auf seine Sicherheit bedacht sein. Diese Leute (Polignac und Konsorten) sind doch auch gar zu unverschämt. . . .“

Ein Wahlmann des sechsten Bezirks und zwei Zeitungsschreiber werden eingelassen. Sie bringen die gedruckte Protestation, in welcher, mit Zustimmung mehrerer Deputirten, die Bezeugungen von Treue und Ergebenheit gegen Karl X, der das Volk mit Kartätschen niederschmetterte, ausgelassen sind. Die Mehrheit der Versammlung wollte deshalb die Protestation nicht genehmigen. Sebastiani und Bertin de Vaux entfernten sich. Mehrere andere Deputirte folgten ihnen. Es blieben deren nur acht oder neun. Man erfuhr des Stadthauses Wiedereinnahme durch die Bürger, zugleich aber auch, daß der Greveplatz, die

Flußdämme längs der Seine und die Brücken über dieselbe mit Leichen bedeckt seien.

Die noch anwesenden Deputirten, unter denen Lafayette, Lafitte, Audry, Mauguin, Laborde und Berard waren, beriethen sich über die Protestation. Es wurde entschieden, daß sie am nächsten Morgen erscheinen und die Namen aller zu Paris anwesenden Deputirten tragen solle, als wäre sie in deren Gegenwart angenommen worden.

„Werden wir besiegt," sagte Lafitte, „wird man uns Lügen strafen, und beweisen, daß unser nur acht gewesen. Bleiben wir dagegen siegreich, wird man sich eifrig um die Ehre bewerben, mit unterzeichnet zu haben."

Dieser Vorschlag wurde gut geheissen, und beschlossen, sich um 8 Uhr Abends bei Audry de Puyraveau wieder einzufinden. Unter den neun Deputirten, die dort zusammen trafen, war auch Sebastiani. Die Hitze war groß; man ließ die Fenster öffnen, und die im Hofe befindlichen Bürger konnten hören, was im Saale gesprochen wurde.

Mauguin machte abermals den Vorschlag, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen. Audry berichtete, wie das Haus Lafayette's und das seinige den ganzen Tag von bewaffneten Bürgern umringt gewesen, welche gekommen, um einen Anführer zu suchen, Verhaltungsbefehle einzuholen. Eine provisorische Regierung sei angedeutet, derselben Mitglieder Namen bezeichnet worden. Das habe dem Volke neuen Muth gegeben.

Die Versammlung zeigte sich nur geneigt, einen festen Entschluß zu fassen. Lafayette, sagte man, er-

warte nur seiner Amtsgenossen Zustimmung, um sich an des Volkes Spitze zu stellen. Sebastiani dagegen widersetzte sich jedem ähnlichen Entschlusse für den nächsten Morgen, für welchen endlich die Versammlung der Deputirten bei Lafitte beschieden wurde.

29. Juli.

Die Nacht vom 28. zum 29. hatte Paris keine Ruhe gewährt. Zwar war der Kampf eingestellt; aber fast die ganze Bevölkerung der großen Stadt arbeitete an den Straßenverrammelungen (Barrikaden). Gegen 1 Uhr nach Mitternacht erschien Lafayette, in Begleitung mehrerer Personen, unter denen sich Carbonel, Dumoulin (Hauptredaktor des Constitutionel) und Lasteyrie Sohn befanden, um die ausgeführten Arbeiten zu besichtigen. Er wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, und hielt Heerschau über die bewaffneten Bürger.

Mit Tagesanbruch begann der Kampf aufs Neue. Die königliche Garde wurde zurückgeschlagen. Die Linientruppen blieben entweder unthätig oder traten zum Volke über. Die königliche und die Schweizergarde zog sich in den Hof des Louvre und der Tuilerien zurück.

Gegen 11 Uhr Morgens waren ungefähr vierzig Deputirte bei Lafitte vereinigt, unter ihnen Bertin de Vaux, Sebastiani, Gerard, Villemain u. s. w., auch Dupin der ältere. Lafitte nahm den Vorsitz. Er schilderte den Zustand der Dinge, bewies, wie nothwendig es sei, die Volksbewegung zu leiten, und ertheilte Mauguin das Wort.

Dieser äusserte, daß er nur zu wiederholen habe, was er schon vorgestern gesagt, was aber jetzt, hoffe

er, bessere Aufnahme finden werde. Der Pariser Tapferkeit bezeichne den Weg, den man einzuschlagen habe. Er sei der Meinung, nun unverzüglich eine provisorische Regierung, die man schon gestern als bestehend angekündigt, zu ernennen.

In demselben Augenblick kamen mehrere Bürger vom Stadthause, um bei dem General Gerard sich nach der provisorischen Regierung zu erkundigen. Er entgegnete, daß er nicht zu derselben gehöre, und sich ohne Zustimmung seiner Kollegen nicht an des Volkes Spitze stellen könne.

Inzwischen kam Lafayette. Er reichte den anwesenden Bürgern die Hand mit den Worten: „Freunde, ich begehre nichts Besseres, als heute wieder zu beginnen, was ich 1789 gethan. Ihr Muth entflammt mich. Ich will nur zwei Worte mit meinen Amtsgenossen sprechen, und bin sogleich wieder bei Ihnen."

Die Deputirtenversammlung beschloß nun, daß Lafayette mit dem Oberbefehl aller Streitkräfte des Volks beauftragt werden und daß Gerard derselben Bewegung leiten solle. Eine Munizipalkommission wurde ernannt, bestehend aus Audry de Puyraveau, Lafitte, Lobau, Mauguin, Perier und Schonen.

Die Paläste des Louvre und der Tuilerien waren seit einer Stunde von den Bürgern erstürmt. Um ihren Gedanken zu versinnlichen, schleiften sie einen Leichnam um Karls X Thron. Lafayette und Gerard zeigten sich auf den Boulevarts in Uniform. Des Volkes Jubel war einstimmig.

Bald nachher begann die Munizipalkommission ihre Arbeiten auf dem Stadthause. Eine Deputation wurde ihr angekündigt. Sie bestand aus Argout, Se-

monville und Vitrolles, und erklärte im Namen des Königs, daß er die Ordonnanzen zurückgenommen und ein neues Ministerium gebildet habe, in welchem Kasimir Perier zum Finanzminister und Gerard zum Kriegsminister ernannt seien.

Audry de Puyraveau erhob sich: „Das Volk schrie gestern den ganzen Tag: „Weg mit den Bourbonen!“ sagte er. Wir können Ihnen nichts anderes antworten.“

Es ist zu spät, fügte Mauguin bei.

Die Abgeordneten Karls X zogen sich zurück. Um halb eilf Uhr begab sich Argout allein zu den bei Lafitte versammelten Deputirten, um mit ihnen im Namen des Königs zu unterhandeln. Er bat um eine bestimmte Antwort.

Lafitte, als Präsident der Versammlung, entgegnete, daß die Deputirten Alles gethan, was in ihren Kräften gestanden, um dem Blutvergiessen Einhalt zu thun; daß sie deshalb gestern bei Marmont gewesen, wo sie nur eine ablehnende Antwort erhalten; daß jetzt der Streit entschieden und der Sieg auf Seite des Volks sei.

„Wir kennen keinen Karl X, König von Frankreich, mehr,“ sagte er mit erhöhter Stimme. „Es gibt keine Ordonnanzen unter seinem Namen, und da Sie, mein Herr, beauftragt sind, ihn von unserer Antwort zu benachrichtigen, so melden Sie ihm, wir hätten gesagt: „Es sei zu spät.“

Argout. Meine Herren, der König konnte hintergangen sein. Die begangenen Fehler dürfen verfassungsmäßig nur seinen Ministern zugeschrieben werden.

Lafitte (gegen die übrigen Deputirten gewendet): Sie werden es für überflüssig halten, daß der Herr noch länger in uns dringt.

Argout stand auf und entfernte sich. Gleich nachher erschien Forbin-Janson, Schwager Mortemarts, des von Karl X ernannten Präsidenten des neuen Ministerraths. Er meldete, daß dieser Paris nicht betreten könne, weil das Volk ihn zu Auteuil angehalten. Er lasse nun die Deputirten um einen Geleitsbrief bitten, damit er sich zu ihnen verfügen könne. Sebastiani gab Forbin zwei Diener Lafitte's mit. Es wurde beschlossen, bis 1 Uhr zu warten. Mehrere Deputirte entfernten sich jedoch schon um Mitternacht. Lafitte erhielt endlich den Auftrag, jede ihm zweckmäßig scheinende Verfügung zu treffen, mit Vorbehalt der Zustimmung seiner Kollegen. — Mortemart kam nicht.

30. und 31. Juli.

In drei Tagen hatte das Volk seine Revolution beendet; am vierten ruhete es. An des Hofes Stelle war die Munizipalkommission des Stadthauses getreten. Der Greveplatz wurde mit Kanonen besetzt. Louvre und Tuilerien erhielten Befehlshaber. Man machte große Gruben und beerdigte die Todten. . .

Die eigentliche Regierung war im Stadthause, wo Bürger ab- und zugingen. Lafayette nahm hier sein Hauptquartier. Sein Generalstab etablirte sich in einem großen Saal. Laborde war provisorischer Polizeipräfekt. Schon wurden eine Menge Bittschriften eingereicht. Die Intrigue, unter einer andern Gestalt, erwachte aufs Neue.

Der Wahrheit gemäß, war Lafayette der neuen

Regierung Haupt. Seine Befehle galten als alleinige Bestimmungen. Seine Stimme war der Hebel, welcher das Volk in Bewegung setzte, leitete. Alle Mittheilungen, alle Anfragen, alle Deputationen waren an ihn gerichtet.

Lafitte anderseits, der bereits mehrere Depeschen an den Herzog von Orleans gerichtet, war geschickt genug, die ganze moralische Kraft der Regierung an sich zu ziehen. Am 30., um zehn Uhr Morgens, versammelten sich die Deputirten bei ihm in großer Menge. Auch der Herzog von Broglie hatte sich eingefunden. Die Unterhaltung war sehr lebhaft. Man sagte, daß die Jugend die Republik ausrufen wolle. Broglie macht den Vorschlag, den Herzog von Orleans zum König zu ernennen. Dieser Antrag wurde lebhaft unterstützt; die orleanische Partei war zahlreich. Nichts schien jedoch entschieden. Man schwankte hin und her. Dupin der Aeltere sprach mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit zu Gunsten des Herzogs. Er erbot sich, zu Fuß nach Neuilly zu gehen, wo dieser sich befand. Man beschloß vor Allem die Deputirtenkammer zu einer ordentlichen Sitzung einrichten zu lassen. Mortemart wurde dahin beschieden.

Die orleanische Partei arbeitete indessen unermüdet für ihren Zweck. Von dem National, unter Leitung von Thiers und Mignet, erschallte die erste öffentliche Stimme zu Gunsten des Herzogs von Orleans. Lafitte, der alle diese Triebfedern in Bewegung setzte, leitete die Sache mit großer Umsicht. Sehr viele Bürger und Wahlmänner waren im Saale Lointier's versammelt. Aus Auftrag Lafitte's begab sich Barreguy dahin, um für den Herzog zu spre-

chen. Mehrere Personen, worunter Cadet de Gassicourt, stimmten ihm bei.

Hubert wollte, daß man das Volk allein über seine künftige Regierung entscheiden lasse. Isambert verlangte Garantien. Er meinte, man solle damit beginnen, die Erklärung der Repräsentantenkammer von 1815 zu proklamiren, wodurch die Restauration mit all' ihrem Aussatz beseitigt, des Volkes Unabhängigkeit erklärt, die natürlichen Grenzen wieder erobert, Gegenwart an Vergangenheit geknüpft, und Europa's Befreiung mit Wiedereroberung der Rechte der französischen Nation begonnen werde.

In der Kammer schien man noch sehr verlegen. Von einem Vorschlag ging man zum andern über, ohne etwas Bestimmtes zu entscheiden. Hier nannte man den Herzog von Orleans; dort Heinrich V (den Herzog von Bordeaux); da den Herzog von Angouleme, mit Bewilligungen. Viele schienen noch zu Gunsten Karl X gestimmt.

Mortemart kam nicht. Statt seiner erschien Collin de Sussy, der auf dem Stadthause übel aufgenommen worden. Er hatte die Ordonnanzen, welche des neuen Ministeriums Ernennung enthielten, und drang in Lafitte, sie den ernannten Ministern zuzustellen. Dieser Zudringlichkeit müde, rief Lafitte: „Lassen Sie mich; ich bin ja nicht Karls X Briefpost.“

Seit dem 29. war Perier, durch Vermittelung des Oberjägermeisters Girardin, mit dem Hof zu St.-Cloud in Besprechung getreten. Mehrere Boten gingen, bis zum 31. früh, hin und her. Indessen scheiterten alle Unterhandlungen zu Gunsten Karls X. Das Volk war über diesen Punkt unerbittlich. End-

lich am 31. früh erschien eine Proklamation der Munizipalkommission, welche mit den Worten begann: „Karl X hat zu regieren aufgehört.“ Perier weigerte sich, dieser Proklamation seinen Namen beizufügen.

Lafitte errang den Sieg. Der Herzog von Orleans war im Palais-Royal. Der Deputirten Adresse wurde ihm überreicht. Obgleich Lafitte kaum gehen und sein zerdrücktes Bein in Leinwand hüllen mußte, stellte er sich dennoch an die Spitze seiner Amtsgenossen, und sagte, nachdem er seine offizielle Anrede gehalten, zu dem Herzog halblaut:

„Gnädigster Herr, was ich hier habe, ist sehr schön; es ist eine Krone. Aber sehen Sie nicht auf mein Bein. (Es war fast halb nackt). Ich will nicht sagen, daß ein Sansculotte sie (die Krone) Ihnen anbietet: ein wenig gleicht es ihm aber doch.“

Der Herzog belächelte dies Wort, und wiederholte es. „Ich bin Republikaner,“ sagte er; „ich war es immer.“ Er begab sich sodann nach dem Stadthause, um sich dem Volke zu zeigen, und sich als Generallieutenant des Königreichs von Lafayette anerkennen zu lassen. Unterweges vernahm er beständig den Ruf: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Es lebe Lafayette! Es lebe der Herzog von Orleans!

An der Vordertreppe des Stadthauses wurde er von Lafayette empfangen, den er umarmte, und an dessen und Lafitte's Arm er dem großen Saale zuschritt, wo er als Generallieutenant Frankreichs ausgerufen wurde.

Sagen wir schließlich noch ein Wort über das soviel bestrittene P r o g r a m m d e s P a r i s e r S t a d t h a u s e s. Es ist mehrmals verwechselt worden mit

der Erklärung der Deputirten, vor des Herzogs von Orleans Ernennung zum Generallieutenant des Königreichs, welche von ihm angenommen wurde. Das Programm ist ein davon ganz verschiedenes Aktenstück. Es wurde in Lafayette's Gegenwart berathen, aufgesetzt und dargereicht. Desselben Hauptverfügungen waren folgende:

1. Vor Allem, als Hauptsatz der Verfassung und Grundsatz der Regierung: Nationalsouveränität.

2. Keine erbliche Pairswürde.

3. Völlige Erneuerung der Magistratur.

4. Munizipal- und Kommunalgesetze, nach einem höchst ausgedehnten Wahlprinzip. — Kein Wahlzensus.

5. Die Wahl auf alle untern Magistraturen angewendet.

6. Mehrere andere Verfügungen, Privilegien und Monopole betreffend, welche die Gewerbthätigkeit lähmen u. s. w.

7. Alles das nur provisorisch genommen, soll der Nation, welche allein fähig ist, ein ihr zuträgliches Regierungssystem sich zu geben, zur Genehmigung vorgelegt werden.

Lafayette überreichte dies Programm, dessen Inhalt er mit den Worten ausdrückte: „Ein Volksthron mit republikanischen Institutionen solle errichtet werden", dem Herzog von Orleans, der es annahm und sich äusserte, daß er alle darin angedeutete Meinungen theile, und daß es sein innigster Wunsch sei, Frankreichs Glück auf jede nur mögliche Weise zu sichern.

Neunjähriger Aufenthalt in Abyssinien.

Abyssinien ist den Europäern nur durch die Reisen Bruce's und durch die Salt's, letzten britischen Konsuls in Aegypten, oberflächlich bekannt. Von ältern Werken über dies Land ist das des Pater Lobo das bemerkenswertheste. Der genannte Pater begleitete den Patriarchen Alphons Mendez, welcher 1624 nach Abyssinien geschickt wurde. Nach neunjährigem Aufenthalte in diesem Lande gab er eine Beschreibung desselben heraus, die an Klarheit und Genauigkeit alle frühern weit übertrifft.

Mehrere Jesuiten und Franziskaner besuchten ebenfalls diesen Theil Afrika's, im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts. Aber ihre Mittheilungen wurden wenig beachtet. Bruce's Reisen wurden viel gelesen, doch bezweifelte man mehrere seiner Angaben, die zu wunderbar schienen, um wahr zu sein.

Bruce begann seine Reise in Abyssinien gegen Ende 1796. Sein Buch, das sich seit 30 Jahren in des Publikums Händen befand, wurde fast allgemein als ein Roman betrachtet. Indessen hat Salt, dessen Zeugniß man nicht bezweifeln kann, die meisten der darin enthaltenen Thatsachen, von denen man vermuthete, daß Bruce sie aus seiner Einbildungskraft geschöpft, bestätigt. Es ist jetzt bewiesen, daß er ein eben so glänzendes als wahres Gemälde des von ihm besuchten Landes entworfen.

Lord Valentia, jetzt Graf von Montmorris, der zu Anfang dieses Jahrhunderts mit einer Bewachungsmission auf der Westküste des rothen Meeres be-

auftragt war, sollte auch das Innere Abyssiniens besuchen. In der Unmöglichkeit, persönlich diesen Auftrag in Ausführung zu bringen, vertraute er ihn Salt an, der damals sein Sekretär war.

Dieser Expedition Schilderung ist nicht der minder wichtigste Theil des großen Werkes, welches Lord Valentia um jene Zeit bekannt gemacht. Doch erfüllte diese Reise, welche 1805 statt fand, nicht gänzlich den Zweck, den die britische Regierung sich vorgesteckt. Innere Unruhen, welche der Reisenden Sicherheit bedroheten, zwangen Salt, Abyssinien zu verlassen, bevor er es vollkommen durchforscht. Er konnte nicht einmal Gondar, des Landes Hauptstadt, deren Kenntniß von besonderer Wichtigkeit war, besuchen. Glücklicherweise befand sich unter den ihm beigegegebenen Leuten ein Mann, dessen abenteuerlicher Geist, dessen Umsicht und niedriger Stand ihn ganz geeignet machten, die begonnenen Nachforschungen fortzusetzen, ohne den Landeseingebornen verdächtig zu werden.

Salt ließ demnach Nathaniel Pearce*) in Abyssinien, und empfahl ihm, ein genaues Tagebuch über alle Ereignisse zu halten, deren Zeuge er während seinem Aufenthalt in diesem Lande sein werde. Dieser Auftrag wurde neun Jahre lang getreulich in Ausführung gebracht. Nach Verlauf dieser Zeit gelang es ihm, zu entkommen, und sich nach Kairo zu begeben, wo er die Schilderung seiner Abenteuer, wie seine Beobachtungen, in Ordnung brachte. Er starb

*) Geboren am 14. Februar 1799, zu East-Acton, in Middlesex (England).

1820 zu Alexandrien, als er eben auf dem Punkte war, nach England zurückzukehren. Er vermachte seine Papiere an Salt, der sie seinerseits dem Grafen von Montmorris überlies, welcher sie vor Kurzem im Druck hat erscheinen lassen.

Ein Kaufmann, Namens Coffin, der mit Pearce oft in Berührung gestanden, hat ebenfalls eine Beschreibung seiner Reise herausgegeben. Dieser doppelten Quelle wollen wir einige der merkwürdigsten Aktenstücke entnehmen, welche, wir hoffen es, ein neues Licht über den wirklichen Zustand eines bisher nur unvollkommen gekannten Landes verbreiten werden.

Als Salt seinen Begleiter Pearce in Abyssinien gelassen, siedelte dieser sich zu Schelikut an, einer Stadt im Distrikt Tigreh, einer der wichtigsten Provinzen des Landes, die sich unter der Autorität eines Ras oder Statthalters befindet. Obgleich dem Anschein nach dieser Statthalter von einem Höhern (dem Könige) abhängig betrachtet wurde, war er doch in der That unabhängig, etwa in derselben Art, wie der Pascha in Aegypten in Bezug auf die Pforte. Der König ernennt zwar die Statthalter der Provinzen; aber nach diesem ersten Souveränitätsakt verliert er alle fernere Gewalt über dieselben. Sie bekriegen sich gegenseitig, wozu es ihnen an Beweggründen nie fehlt.

Coffin und Pearce standen in großer Achtung bei dem Ras von Tigreh, was sie ihrer Geschicklichkeit, mit dem Feuergewehr umzugehen, verdankten, besonders aber der Dienste wegen, die sie ihm mit 2 oder 3 Kanonen leisteten, welche Salt dem Ras gelassen.

Mit ihrer Hilfe verschaffte er sich eine große Ueberlegenheit über seine Nachbarn, und hielt sie im Zaum.

Hauptfeinde des Ras von Tigreh, Welled Selasse genannt, waren Guebra Guro und seine Brüder, die sich mit mehreren Insurgentenanführern verbündet, um seines Landes sich zu bemächtigen. Er schlug sie zurück, jedoch ohne sie zu unterjochen; daher von Zeit zu Zeit neue Feldzüge. Pearce und sein Gefährte unterstützten ihn, und erlangten von ihm Alles was sie wünschten. Zögerte er, ihren Forderungen zu willfahren, so bedrohten sie ihn, sich zurückzuziehen, indem sie wohl wußten, daß Niemand im Stande sei, die Kanonen zu bedienen, wonach er ihnen Alles zugestand.

Pearce beschreibt diesen Ras als den gutmüthigsten Mann in Abyssinien. Er setzte sogar seine größten Feinde in Freiheit, nachdem sie einige Zeit im Kerker geschmachtet. Nur Mörder wurden mit dem Tode bestraft. Seine Vorgänger waren nicht so menschlich gewesen, und hatten oft ihre getreuen Unterthanen, der unbedeutendsten Vergehen wegen, in Stücken hauen oder lebendig verbrennen lassen. Welled Salasse war des Armen Freund, und vertheidigte ihn gegen die Gewaltthätigkeiten des Reichen. Das war Alles was er thun konnte, denn sein Einkommen war äusserst beschränkt, und kaum hinlänglich für seine eigenen Bedürfnisse.

Die durch beständige Kriege dezimirte Bevölkerung wurde gegen Ende 1811 noch von den Kinderblattern heimgesucht. Diese ansteckende Krankheit verheerte das ganze Land. In mehreren Städten und in vielen Dörfern starben alle Kinder ohne Ausnahme. Auch

viele Erwachsene hatten dies Loos. Der Krankheit Gefährlichkeit wurde noch durch die Einwohner vermehrt, die den albernen Gebrauch haben, alle Kranken so eng als möglich einzuschließen, um sie dem ihrem Vorurtheil nach schädlichen Einflusse des Lichtes und der Luft zu entziehen. Zudem wäscht man sich in diesem Lande, wo man sonst so reinlich ist, nicht mehr das Gesicht, und wechselt nicht mehr die Wäsche, so bald man von der Krankheit befallen wird.

Unter dem Einflusse solcher Ansteckungs-Prinzipien verbreiteten sich die Kinderblattern über alle Theile des Landes. Gewaltige Heuschreckenschwärme, die nach dieser Krankheit kamen, steigerten das Elend auf den höchsten Punkt. Im Februar 1812 starb des regierenden Königs von Gondar Bruder, und seine Schwester, Lieblingsgattin Welled Selasse's.

Dieser schien über den erlittenen Verlust untröstlich. Er wollte sich erdolchen, woran ihn jedoch Pearce verhinderte. Er stürzte nun zu Boden, und blieb einige Zeit besinnungslos. Einige Tage war er untröstlich, und rief beständig: „Gott ist zornig gegen mich.“ Zu gleicher Zeit starben mehrere andere seiner Verwandten. Man vernahm nichts als Jammer und Wehklagen im ganzen Lande.

Ozoro Mantwaub (des Königs Schwester) und Ito Gasus (sein Bruder) wurden zu Schelikut verbrannt. Man erbauete ein Haus auf ihrem Grabe, in welches man einen langen, aus einem Baumstamm verfertigten Sarg gesenkt. Pearce trug Ozoro's Körper auf seinen Armen aus der Kirche zur Gruft. Sie war in feine indische Leinwand gehüllt, über welche die Ziegenhaut, auf der sie gestorben,

zusammengeschlagen war. Alle Einwohner des Landes, vom König bis zum geringsten Unterthan, schlafen nämlich auf Kuh- oder Ziegenhäuten, unter welche sie Teppiche legen. Die zu diesem Gebrauche bestimmten Häute werden Nit genannt.

Des Ras Trauer war eben so kurz, als sie lebhaft gewesen. Obgleich 70 Jahre alt, vermählte er sich doch bald nachher mit einer dreizehnjährigen Prinzessin, Tochter des Königs Itsa Tekla Gorgis, und suchte sich durch Lustbarkeiten zu zerstreuen.

Zu jener Zeit residirte Tekla Gorgis zu Waldubba, Itsa Guarlu zu Gondar, Itsa Jonas zu Gojam, und Itsa Bede Mariam zu Samen. Pearce nennt noch zwei andere Fürsten; aber seine Andeutungen in ihrem Betrachte sind sehr verworren. Uebrigens erklärt diese Verwirrung sich leicht; denn alle abyssinischen Könige, die unter sich verwandt sind, rühmen sich, von Meneleft abzustammen. Sie haben zudem so viele Frauen und Kinder, daß die Frage der Legitimität mehr von Gewalt als Recht entschieden wird. Die Größe der Staaten ist ebenfalls nach den Kriegsereignissen verschieden.

Der abyssinischen Fürsten gemeinsame Feinde sind die Galla's, eine Negerrace, welche des Landes südliche Provinzen bewohnt, und sich bis zum Kaffernlande ausdehnt. Diese ziemlich starke Nation scheint nicht besonders kriegserfahren. Ihre Feldzugspläne sind so übel ausgedacht, daß sie nie einen glücklichen Erfolg haben können. Sie erscheinen auf der Grenze wie eine Gewitterwolke, die Alles zu bedecken droht. Aber bei dem geringsten Widerstand ergreifen sie die Flucht, und ziehen sich in ihr Land

zurück. Pearce begleitete den Ras von Schelikut, am 5. April 1812, auf einer Expedition gegen die Galla's, auf welcher man das sämmtliche Fußvolk der Neger gefangen nahm, während die Reiterei durch die Schnelligkeit der Pferde entkam. Dieser ganze Kriegszug dauerte nur drei Tage.

Bald nachher wurde der Reisende von einer schweren Krankheit befallen, die er nicht näher bezeichnet, die aber besonders seine Augen und seine Stirn angriff, und von der das Gesicht stark anschwoll. Er spaltete sich den Nasenknorpel, ohne die Geschwulst dadurch vermindern zu können. Der Ras besuchte ihn oft, und nöthigte ihn jedesmal, ein großes Glas Branntewein zu trinken, wodurch sein Zustand sich beständig verschlimmerte. Seine Gattin Tringo, die er in Abyssinien geheirathet, pflegte ihn mit großer Sorgfalt. Er war seinem Ende nahe und man ertheilte ihm die Sakramente mit einem Pomp, als wäre er des Landes König. Er genaß nur allmählig.

Man weiß, daß die abyssinische Religion ein verunstaltetes Christenthum ist, dessen Ritus sich dem der griechischen Kirche nähert, dem jedoch viele Gebräuche und Zeremonien des Heidenthums beigemischt sind. Die Schlange wird dort hoch verehrt. Wer ein solches heiliges Thier tödtet, wird ohne Barmherzigkeit hingerichtet. Wer einen Menschen umbringt, wird oft weniger streng bestraft. Man umgeht das Gesetz, wenn der Mörder der Verwandten des Ermordeten Verzeihung erkauft. Des Gesetzes Verfügungen, in Betreff des Todtschlags, sind folgende:

Scheint dem Richter die Thatsache zur Genüge erwiesen, spricht er das Todesurtheil aus.

Hat der Ermordete keine andere Verwandten als eine Frau, muß diese, gleichviel, ob sie verheirathet ist, oder andere Personen hat, welche den Todtschlag rächen können, dem Mörder mit einer Lanze, oder einem schneidenden Instrumente, den ersten Streich versetzen, indem es erst nachher ihren Verwandten erlaubt ist, den Verurtheilten umzubringen. Im Unterlassungsfall können dieses letzten Verwandten jene kriminell belangen.

Nach Ausspruch des Urtheils können des Ermordeten Verwandten mit dem Schuldigen einen Vergleich abschließen, laut welchem dieser ihnen eine gewisse Zahl Vieh (gewöhnlich hundert Stück), zu geben hat. Er geht sodann frei aus.

Wird er dagegen umgebracht, so erlaubt das Gesetz seinen Verwandten, ihn in der Kirche zu beerdigen; ein Privilegium, das den Selbstmördern verweigert ist.

Hält es der Richter für zweckmäßig, die Todesstrafe durch eine Buße zu ersetzen, so hat er dazu das Recht. In diesem Falle muß die Buße jedoch auf der Stelle, in Gegenwart des Summer Gildas (der Versammlung der Angesehensten), entrichtet werden. Dies unter der Regierung Torlack Gasus erlassene, und von Michel Suhul proklamirte Gesetz, war von dem Ras Welled Selasse erneuert worden.

Pearce erzählt eine merkwürdige Hinrichtungsgeschichte, nach welchem eine Frau von Gilta den Mörder ihres Mannes, nachdem dieser vom Ras verurtheilt worden war, mit Hülfe Mariam Gudderwitek Takly's, Stallknecht des Ras, an einem Baum aufhängte. Ihr Helfer, der von seinem Herrn einen

Wink erhalten, benahm sich dabei so geschickt, daß der Unglückliche eigentlich nicht gehängt war, dergestalt, daß er, als man ihn wieder abnahm, davon lief, und sich in die Dreieinigkeitskirche flüchtete, die ein unverletzliches Asyl für alle Verbrecher ist. Nach langem Streiten versöhnte sich die Frau mit dem Mörder ihres Gatten, und verheirathete sich mit ihm einige Zeit nachher.

Bei großen Feierlichkeiten begleiteten Pearce und Coffin den Ras, mit englischen Uniformen bekleidet, welche Salt ihnen gelassen, und die allgemein bewundert wurden. Sie besuchten unter andern mit dem Ras und einem zahlreichen Gefolge den König Tekla Gorgis zu Axum. Sie ritten neben ihrem Gönner, der sie einlud, recht oft ihre Pistolen abzuschießen, wodurch ihre Pferde wild wurden, was ihm großes Vergnügen zu machen schien. Der König, welcher aus seinem Zelte das Alles bemerkte, rief zwischen Furcht und Bewunderung schwankend: „Diese Teufel sind keine Menschen; sie sind gewiß Engel."

Des Königs von Waldubba Meinung über religiöse Duldung scheint zu beweisen, daß Abyssinien noch nicht reif ist für Kultusfreiheit. Der genannte Fürst fragte Pearce, aus welchem Grunde der König von England Itsa Guarlu, den er nie gesehen, Geschenke geschickt? Auf die Antwort: Weil unser König groß und mildthätig gegen alle Christen ist; fuhr jener fort: „Groß? Ist er denn mächtiger als Welled Selasse?"

Bei dieser Frage brach der alte Ras von Tigreh in ein Gelächter aus und sagte: „Darf ich Pearce glauben, ist ganz Abyssinien nichts im Vergleich mit

seines Königs Reiche, und ich würde nur der geringste seiner Allikaren (Statthalter) sein."

— Wenn dem also ist, rief der König, warum macht er nicht mit den Anhängern Mahomet's ein Ende?

„Ganwar" *), entgegnete der Brite, „meine Landsleute bedienen sich nie der Gewalt, um die Ungläubigen zu bekehren, sondern der Ueberredung. Dieses Mittel ist sicherer. Denn die, welche man wider ihren Willen zu glauben zwingt, trennen sich bald wieder von der Kirche, und rächen sich gegen ihre Unterdrücker bei der ersten Gelegenheit."

— Das Alles ist wunderbar, sagte Tekla Gorgis; aber es würde besser sein, man könnte alle diese Ungläubigen vernichten, ihre Städte nehmen und sie verbrennen, um zu beweisen, daß die Kinder Christi mehr Kredit bei dem Amlack Hill (höchsten Wesen), haben, als die Verehrer Mahomets.

Nach seiner Rückkehr zu Schelikut erfuhr Pearce, daß sein Thürsteher und sein Gärtner plötzlich gestorben seien, was das Volk der Einwirkung böser Geister zuschrieb. Bald nachher verschied auch sein einziger Sohn, als er eben abwesend war. Dieser Verlust betrübte ihn sehr. Als er seinem Hause sich näherte, schrie man ihm von allen Seiten zu in der Sprache von Amhara: Ligho, ligho! (Euer Sohn!) Die Priester verrichteten die gebräuchlichen Gebete, und bemächtigten sich sodann des Kindes Leichnam, um ihn in Gegenwart der Mutter zu verbrennen.

Nach beendeter Beerdigung begab sich alles Volk

*) Ganwar und Jtſa sind die Titel der abyssinischen Könige.

nach dem Hause des Briten, wo es eine halbe Stunde lang die herzzerreissendsten Wehklagen ausstieß. Bald nachher fanden sich die Bewohner von Antalo ein, und das Geschrei begann aufs Neue, wobei des Verstorbenen Name mehrere tausend Male wiederholt wurde. Man brachte Pearce sodann Geschenke, Devves genannt, die in Waizenkuchen, Maisbündel, Wildpret, Hühnern, Brot, Hammeln u. s. w. bestanden. Alle, welche ein Geschenk gegeben, müssen zum Todtenmal eingeladen werden, wobei viel getrunken und geschrien wird.

Sobald der Kranke den letzten Seufzer ausgehaucht, verrichten die Priester die Todtengebete, bemächtigen sich sodann des Körpers und verbrennen ihn, nachdem er in ihrer Gegenwart gewaschen worden. Man bindet ihm die Hände auf den Bauch zusammen, drückt ihm so viel als möglich die Wangen ein, verschließt ihm die Augen, knüpft die beiden großen Zehen aneinander, wickelt ihn in weiße Leinwand, schlägt darum das Fell, auf welchem er gestorben, streckt ihn aus auf ein langes Bret und trägt ihn langsam und feierlich zur Kirche, indem man unterwegs siebenmal ruhet, und Gebete singt, gleichviel ob des Verstorbenen Haus der Kirche nahe, oder von ihr weit entfernt ist.

Alle Kosten der Beerdigung und des Scheiterhaufens werden von des Verstorbenen Nachbarn bestritten. Ist er ein Fremder, werden ihm dieselben Ehrenbezeugungen erwiesen, wie dem Einheimischen. Das Volk ersetzt seine entfernte Familie, und beurkundet in Allem die größte Uneigennützigkeit, im auffallendsten Kontraste mit den Priestern, die sich ihre Gebete

sehr theuer bezahlen lassen. Die abyssinische Geistlichkeit zeichnet sich eben so sehr durch ihre Habgier als durch ihre Unwissenheit aus. Arme Personen sind gezwungen, Alles was sie besitzen zu verkaufen, nur um die Priester zu bezahlen, die unerbittlich sind, und deren Gebete sechs Monate dauern sollen.

Es gibt in Abyssinien, wie ehemals in Irland, Männer und Frauen, die Verse zu Ehren der Verstorbenen machen, und sie bei der Beerdigung deklamiren. Einige von ihnen haben eine so große Berühmtheit daß man sie von weit her kommen läßt, um der Beerdigung der Großen beizuwohnen, und deren Tugenden zu verherrlichen, wofür sie gut bezahlt werden.

Pearce gedenkt besonders einer Frau, die von Kindheit an sich der Dichtkunst gewidmet, und die noch immerfort Todtenhymnen komponirt, nicht um Geld zu gewinnen, denn sie ist sehr reich, sondern um ihren Ruhm zu vermehren. Man nennt sie Welleta Jasus. Sie bedient sich mit gleichem Erfolg der Mundart von Amhara und der Mundart von Tigreh. Sie ist gebürtig von Gondar, und hat sich nie verheirathen wollen, ohne jedoch den Gesetzen des Zölibats sich zu unterwerfen, was das Klima von Abyssinien nicht zuläßt.

Gegen Ende 1814 begleitete Coffin den Ras auf einer Expedition nach Gondar. Pearce's üble Gesundheit verhinderte ihn, daran Theil zu nehmen. Dieses Kriegeszuges Zweck war, den häufigen Empörungen des Ras von Guebra ein Ende zu machen. Aber da es nicht Welled Selasse's Absicht war, die Hauptstadt zu bestrafen, ließ er seine Armee dieselbe nicht betreten. Coffin besuchte nur einen Theil davon, und auch

diesen nur in der Nacht. Aber er konnte sie von einem Hügel, der sie beherrscht, ganz überschauen, und da, seit Bruce, kein europäischer Reisender sie gesehen, scheinen uns die Andeutungen, welche Coffin darüber gibt, von nicht geringer Wichtigkeit.

Gondar, wie alle Städte Abyssiniens, liegt in einer großen, von einigen Hügeln durchbrochenen Ebene. Jedes Stadtviertel erhält seinen Namen entweder von der Kirche, oder von dem nächsten Markt, oder von dem Stamme, der es bewohnt. Des Königs Palast war damals sehr zerfallen, und seit mehrern Jahren unbewohnt. Alle Thüren waren zerbrochen, die Mauern fielen in Trümmer. Ein großer Raum ist dem ersten Bischof von Abyssinien vorbehalten. Im Innern desselben ist ein unverletzbares Asyl für alle Verbrecher, sogar für Mörder.

Wäre Gondar gebauet wie die europäischen Städte, würde sein Umfang kaum den achten Theil so groß sein, als er ist. Alle Häuser sind vereinzelt, und von so vielen Bäumen umgeben, daß man sie kaum zu entdecken vermag. Alle, ohne Unterschied, sind mit Stroh bedeckt, die Wände selbst sind damit bekleidet, der übeln Eigenschaft des Thons wegen, der alle Feuchtigkeit anzieht.

Die Hauptkirche von Gondar, Q u o s q u u m genannt, ist auf dieselbe Weise gebaut, jedoch mit vieler Kunst. Sie ist im Innern mit blauer Seide bekleidet und mit Spiegeln geschmückt. Die dem Kultus gewidmeten Gebäude sind zu Gondar so häufig, daß sie von den Priestern die Stadt der vierundvierzig Kirchen genannt wird. Mörtel ist in Abyssinien selten, weil es an gutem Kalk fehlt. Man kann nur

des Thons, des Holzes, des Rohrs und des Strohes zum Häuserbau sich bedienen.

Der Ras kehrte von seiner Expedition zurück, die er nach Wunsch beendet. Tekla Gorgis begleitete ihn. Pearce entwirft von diesem letztern ein Bild, das keineswegs geschmeichelt scheint. Ihm zufolge war der König von Waldubba ein eitler, heuchlerischer, ausschweifender Mann, der sich kein Gewissen daraus machte, sein Wort zu brechen, sobald er irgend einen Vortheil dadurch gewinnen konnte, und der, wenn er einen Eid abgelegt und das Kreuz geküßt, gleich nachher seine Zunge reinigte, und auf solche Weise seines Schwurs sich entledigt glaubte. Sein Verfahren war ungefähr dasselbe, wie das des scheußlichen Don Miguels und des Erzbischofs von Lissabon, der statt des Evangeliums ein anderes Buch unterschob, als der jungen Donna Maria Vormund die Hand ausstreckte, um die von seinem Bruder gegebene Charte zu beschwören.

Pearce zufolge gibt es auf der ganzen Erde kein weniger gleichartiges (homogenes) Volk, als die Abyssinier. Man findet unter ihnen vollkommen Schwarze, Blonde, mit wolligtem Haar, und Kupferfarbene, mit Haaren, die weich wie Wolle sind. Revolutionen sind in diesem Lande sehr häufig, und werden fast immer mit Hilfe der Soldaten, welche dem dienen, von dem sie am besten bezahlt werden, in Ausführung gebracht.

Zimmerleute, Gold-, Silber- und Kupferarbeiter nehmen einen hohen Rang in der Gesellschaft ein, während Töpfer und Schmiede als unehrlich betrachtet

werden. Sie dürfen, als Christen, keinen Antheil an den Sakramenten nehmen, und das Volk glaubt, daß sie sich in Hyänen verwandeln können. Man nennt sie Budas. Sie sind im Allgemeinen wohlhabend, weil nur wenige Familien mit diesem Gewerbe sich beschäftigen.

Es gibt auch eine Klasse sonderbarer Menschen, Zackary genannt, die truppweise das Land durchziehen, und die gegen sich selbst die ausschweifendsten Exzessen verüben. Sie versetzen sich Messerstiche, verstümmeln sich und behaupten, Nachkommen des heiligen Georg zu sein. St. Arvel ist ihr Patron. Sie haben ihm eine Kirche gewidmet, in welcher das heilige Wasser, mit welchem man die bösen Geister vertreiben kann, so wie das heilige Feuer, welches, wie ehemals zu Rom das der Vesta, nie erlöschen darf, aufbewahrt werden.

Es gibt in Abyssinien eine Krankheit, deren Symptome unglaublich scheinen, deren aber schon im neuen Testamente gedacht wird. Sie ist häufiger bei Frauen, als bei Männern, und wird Tigretier genannt. Sie verkündet sich durch heftige Fieberanfälle, worauf ein Zustand der Abzehrung erfolgt, welcher den Kranken in ein Geripp verwandelt, und ihn tödtet, wenn nicht bei Zeiten zweckmäßige Mittel in Anwendung gebracht werden. Des Leidenden Sprache selbst wird unverständlich, und artet in Stottern aus.

Das erste Mittel, dessen man sich bei dieser Krankheit bedient, besteht darin, dem Kranken das Evangelium St. Johannes durch einen Priester mit lauter Stimme vorlesen zu lassen, wonach man ihn während

sieben Tagen viel kaltes Wasser trinken läßt. Gewöhnlich stirbt er.

Ein anderes, kostspieligeres Mittel ist, eine große Zahl Musikanten zu bezahlen, welche vor dem Kranken spielen, der sich langsam erhebt und zu tanzen beginnt. Diese Kur dauert zwei oder drei Tage, und wird fast immer durch eine vollständige Genesung gekrönt. Man entnimmt daraus, daß diese Krankheit einige Aehnlichkeit mit der durch den Stich der Tarantel erzeugten hat, gegen die Musik auch das beste Heilmittel ist.

Unter den Gebräuchen, welche Unwissenheit und Aberglaube eingeführt, ist auch einer, der darin besteht, einem neugebornen Kinde, dessen ältere Brüder oder Schwestern gestorben sind, das Ohrläppchen abzuschneiden, und es, in ein Stück gekochtes Fleisch gedrückt, der Mutter zu geben, welche es sehr ernsthaft aufspeiset, mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Man glaubt durch dies Verfahren des Kindes Leben zu sichern. Die Abyssinier haben noch mehrere Gebräuche derselben Art und zu demselben Zwecke.

Zu Tigreh werden die Ehen weder in der Kirche, noch durch Vermittelung der Priester geschlossen. Vielweiberei ist erlaubt, und selten hat ein Mann nur eine Frau. Die neuen Gatten erscheinen vor dem Summer Gildas (der Versammlung der Angesehensten) und erklären, daß sie ihr Eigenthum verschmelzen und gemeinschaftlich, einer für den andern, leben wollen. Sie schwören, sich treu zu bleiben, und an Festtagen gemeinschaftlich zu kommuniziren. Nach dieser Zivilverheirathung begeben sie sich in die Kirche, um zu

beichten, und zum ersten Male das Abendmahl zu genieſsen. Nur eine auf solche Weise geschlossene Ehe wird als legitim betrachtet. Ehescheidungen sind sehr häufig. Sind Kinder aus der Ehe entsprossen, behält die Mutter die Mädchen, der Vater die Knaben. Ist nur ein Kind da, so entscheidet das Loos.

Sobald ein Mädchen zu Tigreh oder Amhara mannbar wird, ein Fall, der zwischen dem zehnten und zwölften Jahre eintritt, werden ihm die Haare zierlich geflochten, Augenbraunen und Augenwimpern, oft auch die Augenlieder, mit Kohot (einer schwarzen Substanz, die man von den ägyptischen Karavanen kauft) gefärbt, und die Hände mit dem Saft einer Wurzel gewaschen, der sie feuerroth macht.

Die junge Sulamite legt ihre schönsten Kleider an, und hält sich an der Hausthür, wo sie spinnt, oder Korn siebt. Gehen junge Mannspersonen vorüber, so gehorcht sie den Lehren ihrer Mutter, und erspart weder liebreizende Blicke, deren Wirkung so mächtig ist, wenn sie von großen schwarzen Augen geschleudert werden, noch süßes Lächeln, dessen Schalkhaftigkeit durch bescheidenes Wesen gemildert wird.

Wer sich von diesen Anlockungen bewegt fühlt, wendet sich entweder unmittelbar oder durch einen Freiwerber an des Mädchens Aeltern, um dessen Hand zu fordern. Wird der Antrag angenommen, so stipulirt die Mutter für ihre Tochter ein Geschenk, das aus einem baumwollenen Hemd, und einem Stück Zeug, von 10 bis 12 rhein. Gulden Werth, bestehen muß. Die Braut verpflichtet sich dagegen, die Hauswirthschaft zu besorgen, doch muß ihr der Mann, wenn er bemittelt ist, eine Magd halten, um Holz

und Wasser zu holen, und die äussern Arbeiten zu besorgen.

Ist nach dreitägigem Zusammenleben der Gatte mit seiner Frau zufrieden, so schickt er seinen Freunden ein mit dem Blut einer Henne beflecktes weißes Tuch. Im entgegengesetzten Fall gibt er das Frauenzimmer ihrer Mutter zurück, und erhält von dieser seine Geschenke. Während diesen drei Tagen genießt die Gattin stark mit Zwiebeln gewürzte Hühnerbrühe. Sie hofft dadurch ihres Mannes Zuneigung zu verstärken, und in seinen Augen liebenswürdiger zu werden. Ist sie dagegen mit ihrer Wahl unzufrieden, kann sie ebenfalls vor Verlauf der drei Tage sich wieder zu ihren Aeltern begeben.

Die Vermählungen zwischen Kindern der Volksvorsteher, werden mit großer Feierlichkeit begangen. Das Hochzeit-Geschenk besteht aus einer zweiläufigen Flinte, mehrern Degen, reichen Stoffen, Salz und Vieh. Die Zeremonie wird auf einem großen viereckigen Platz vorgenommen, den man Daß nennt, und der mit Baumzweigen geschmückt wird. Die beiderseitigen Verwandten und Freunde, mit Ausnahme des Vaters, oder, lebt dieser nicht mehr, des nächsten Verwandten, der über die nothwendigen Vorbereitungen zu wachen hat, versammeln sich auf demselben. Die Gäste setzen sich an lange Tische, auf denen Brot und Maisbier im Ueberfluß sich befinden.

Ist Alles bereit, so erscheint der Bräutigam zu Pferde, umringt von Arkeys oder Reitern, die immer seine vertrautesten Freunde sind. Er steigt im Daß ab, die Lanze in der einen Hand, den Schild in der andern, nähert sich seiner Verlobten, die ebenfalls

von ihren Arkeys umgeben ist, und schildert ihr seine Thaten. Seine Begleiter ahmen sein Beispiel nach. Ist diese Szene beendet, so betrachtet der Summer Gildas die Geschenke, welche die Brautleute sich gegenseitig machen. Sie werden ihren Arkeys zugestellt, und von diesen in des neuen Gatten Wohnung geschafft.

Gleich darauf beginnt das Mahl. Rohes Fleisch, dem unter den Messerschnitten das Blut entströmt, geht von Hand zu Hand. Während dem sitzt die Verlobte, die ihr Zukünftiger oft noch nicht gesehen, auf einer Art Diwan, von ihren Dienerinnen und Arkeys umringt.

In Mitte der Mahlzeit, wenn die Gäste bereits trunken zu werden beginnen, steigt der Bräutigam wieder zu Pferde, und erzählt abermals seine Thaten. Seine Arkeys bemächtigen sich nun der jungen Frau, zwingen sie, ein Maulthier zu besteigen, auf das sich hinter ihr ein Arkey schwingt, und eilen im Galopp nach des Gatten Haus, wo sie von diesem empfangen werden.

Die Arkeys von Tigreh, oder die Musiers von Amhara, bilden eine Verbrüderung, deren Zweck darin besteht, sich gegenseitig Hilfe und Beistand angedeihen zu lassen, so wie ihren Frauen und ihren Familien.

Die Musikinstrumente der Abyssinier bestehen in Trompeten von Elephantenhaut, in Querpfeifen von hartem Holz, in der Tora, einer Art Klarinette, und in einer langen Trommel. Der Ton aller dieser Instrumente ist wild und unharmonisch. Sie haben auch eine viereckige Violine, die nur eine Saite hat, welche mit

einem Rohrfidelbogen, an dem einige Pferdshaare befestigt sind, gestrichen wird. Ihre Leier, Scharschamer genannt, ist nicht vollkommener. Sie hat sechs Seiten. Der Berganner, ebenfalls eine Leier, hat deren nur drei oder vier. Einige Leiern sind vier Fuß hoch, und ihre Noten sind angenehm. Man schlägt die Saiten mit einer hölzernen oder elfenbeinernen Ruthe, welche die Rechte Hand führt, während die linke die Saiten hält. Die Kinder haben noch mehrere Instrumente, größtentheils von Viehörnern.

Der Abyssinier Tanz besteht mehr in Bewegung der Schultern und des Kopfes, als der Beine und Füße. Die Tänzer bilden eine Runde, wonach die Männer springen, und die Frauen sich immer mehr neigen, bis sie endlich mit den Händen den Boden berühren. Nach einigen Augenblicken erheben sie sich mit vieler Grazie, und die Runde beginnt von Neuem.

Ihre Gesänge sind sehr einförmig. Sie bestehen meistentheils nur aus einer oder zwei Phrasen, die unaufhörlich mit derselben Härte wiederholt werden. Der Priester Gesang in den Kirchen und auf den öffentlichen Plätzen würde angenehmer sein, wäre er nicht mit lächerlichen Gesten und Zeremonien begleitet.

Die abyssinischen Priester erscheinen, in Pearce's Beschreibung, in keinem günstigen Lichte. Er schildert sie als Trunkenbolde, Vielfresser, Diebe, Zänker, Meineidige, mit einem Worte als vollkommene Taugenichtse. Wir glauben jedoch, daß es in diesem Stande, wie in jedem andern, auch Ausnahmen gibt; wir setzen sogar voraus, daß diese Ausnahmen nicht selten sind. Auf jeden Fall ist es gewiß, daß der dor-

tigen Geistlichen Benehmen viel zu wünschen übrig läßt.

Der Priester Zahl ist sehr beträchtlich. Sie können sich verheirathen; jedoch nur einmal. Viele junge Geistliche unterrichten die Kinder. Aber ihr Betragen ist so übel, daß sie nur wenig Vertrauen einflößen, und nicht viele Schüler finden. Sie ertheilen ihren Unterricht im Freien, ausgenommen während der Regenzeit. Die am weitesten fortgeschrittenen Kinder müssen die Anfänger unterrichten. Sie sind im Allgemeinen sehr ungezogen, und quälen ihre Lehrer auf alle erdenkliche Weise, die sodann ihrerseits sie wirklich barbarisch bestrafen.

Nur wenige Personen können schreiben, weshalb das Volksurtheil gewissen Zeichen eine zauberische Macht verleihet. Wer sie nachzuahmen im Stande ist, steht in großem Ansehen. Man glaubt, daß er Hagel und Heuschrecken abwenden, und alle Krankheiten heilen könne. Die Leute, welche dies Vorurtheil in ihrem Interesse nähren, gehören meistentheils zur Geistlichkeit, und haben so viel Kredit bei der großen Masse, daß man ihnen nicht ungestraft widersprechen kann. Wie groß jedoch der Priester Einfluß sei, scheitert er indessen an der Rauchlust der Abyssinier, die beständig das religiöse Gebot übertreten, sich des Tabaks zu enthalten.

Das Innere der abyssinischen Häuser ist unangenehm, für einen Europäer unbewohnbar. Das Land ist übel bebauet, aber ziemlich fruchtbar. Man bedient sich eines kleinen Pfluges, der von zwei Ochsen gezogen wird. Man ißt nie das Fleisch der Ochsen, dagegen ist das der Kühe sehr beliebt.

Beim Beginn der Regenzeit werden die von den Dörfern entfernten Felder oft von Schweinen und Affen*) verheert, die im Gebirg sehr häufig sind. Die Affen überfallen in starken Banden die Feldwächter, und schlagen sie in die Flucht. Müssen sie sich zurückziehen, geschieht es immer langsam und mit Ordnung, so lange man sich nämlich nicht des Feuergewehrs gegen sie bedient. Erscheinen die Leoparden, so begeben sich die Affen in ihre Waldungen. Aber der Landmann gewinnt dabei nichts. Denn bleibt auch einerseits seine Aerndte verschont, vermindert sich dagegen seine Heerde von Tag zu Tag.

Man säet im April und Mai, im Juni und Juli. Die Aerndte ist im September und Oktober, oder im Dezember und Januar. Die Regenzeit fällt in die Monate Juni, Juli und August. Man nennt sie Korrumpta. Das zweite Viertel wird Koi, und das letzte Asmerra genannt.

Die Erde erzeugt viel Unkraut, das die Aerndte zu vernichten droht, weshalb man es ausreissen muß, bevor sich die Getreide-Aehren bilden. Diese Arbeit, bei welcher sich die Einwohner gegenseitigen Beistand leisten, wird mit vieler Feierlichkeit verrichtet. Jeder Vorsteher erscheint an der Spitze seiner Soldaten. Die Arbeit wird mit Gesang begonnen und auf gleiche Weise beendet. Nach derselben erhalten die Soldaten rohes Fleisch und Mais, die vorzüglichsten Leckerbissen der Abyssinier.

---

*) Diese Affen sind sehr gefährlich. Sie greifen vorzüglich junge Mädchen an, und zerfleischen sie mit ihren Zähnen und Klauen, wenn sie den geringsten Widerstand finden.

Ungeachtet der Vorliebe für rohes Fleisch ist die Kochkunst in diesem Lande doch ziemlich weit gediehen. Wildpret, Fische und andere Speisen werden schmackhaft zubereitet, und mit einer Brühe versehen, Dillack genannt, die sehr stark ist und nicht jedem europäischen Gaumen behagen dürfte.

Wir finden in Pearce's Tagebuche noch viele andere Andeutungen, über Sitten, Gebräuche und Erzeugnisse Abyssiniens. Des Geldes bedient man sich dort nur als Austauschmittel. Die gewöhnliche Münze besteht in Kattunstücken, von drittehalb rheinischen Gulden Werth. Hat man weniger zu bezahlen, so zertheilt man diese Stücke in schicklichem Verhältniß. Eine schöne Kuh kostet vier oder fünf solche Kattunstücke, ein Schwein zwei oder drei, ein Hammel drei bis sechs. Honig, Butter und Getreide sind sehr wohlfeil. Man gibt acht Scheffel Aepfel für ein Kattunstück. Dies Austauschmittel ist um so allgemeiner, da der nördliche Theil Abyssiniens und dieses Landes Inneres viel Baumwolle erzeugen.

Die Abgaben werden in natura, manchmal auch in Goldstaub, oder in gediegenem Golde, entrichtet. Die Abyssinier haben ein regelmäßiges, dem alten Testamente entnommenes Gesetzbuch. Aber die Vorsteher beobachten dessen Verfügungen nicht immer, und urtheilen nach Laune und Willkühr.

Diese kleinen Despoten sind große Jagdliebhaber, doch verschonen sie Schnepfen, Gänse, Enten, überhaupt alle Wasservögel, die als unrein betrachtet wer-

---

Als die Kinderblattern Abyssinien verheerten, starben auch sehr viele Affen an dieser ansteckenden Krankheit.

den. Dasselbe Vorurtheil schützt auch den Hasen und das Spanferkel. Dieses letztern Fleisch wird jedoch gegen Rheumatismen, und in einigen andern Krankheiten gebraucht.

Es gibt in Abyssinien sehr schöne Pferde, und eine große Menge schädlicher Thiere, besonders viele Schlangen, die oft ausserordentlich groß und stark sind. Coffin hat eine solche gemessen, die noch jung zu sein schien. Sie war mehr als 40 Fuß lang. Ihre Stirn war mit Hörnern besetzt, aus denen die Einwohner Musikinstrumente machen. Ihr Leib war sehr hart, und die Haut war schußdicht. Um sie zu tödten, war man genöthigt gewesen, ihr nach den Augen zu zielen. Diese Schlangen verschonen eben so wenig Menschen als Thiere. Raubvögel, vom Geschlecht der Geier, sind ebenfalls häufig. Dagegen sind die Singvögel selten.

Die vorstehenden Thatsachen, deren Gesammtmasse ein getreues, wenn auch unvollständiges Gemälde der Sitten, Institutionen und natürlichen Hilfsquellen Abyssiniens bildet, zeigt uns dies Land noch auf einer der untersten Stufen der Leiter der menschlichen Gesellschaft.

Die Natur, die in ihrer Fruchtbarkeit dort eben so verschwenderisch mit Plagen als mit Wohlthaten ist, erwartet noch, um ihre Schätze zu läutern, einer weiter fortgeschrittenen Zivilisation Mitwirkung. Europa, dessen überlegene Aufklärung und Macht auf alle übrigen Erdtheile ihm einen großen Einfluß zusichert, hat auch berrits auf diesem Boden Keime niedergelegt, welche die Zukunft entwickeln wird. Aber dies Werk, das die Zeit allein befördern kann, ist kaum begonnen

Aberglaube, von Unwissenheit genährt, die Rivalitäten einer Menge Vorsteher, welche um eine schwankende Macht, von geringer Dauer, sich unaufhörlich bekämpfen, stellen dem Einflusse des europäischen Geistes beständig neue Hindernisse in den Weg.

Der Zustand des Theils von Abyssinien, über den wir unsere Leser unterhalten, scheint seit Pearce's Abreise sich nicht besonders verbessert haben. Welled Selasse's Ableben war Ursache eines blutigen Kampfes, zwischen mehrern Vorstehern, die auf das Erbe seiner Macht gegründete Rechte zu haben behaupteten.

Der Sieg neigte sich endlich auf Seiten Subegadi's, von dem Salt schon 1810 einen hohen Begriff hatte, und der sich eben so sehr durch seines Muthes, als durch seiner Karakterstärke Ueberlegenheit auszeichnete. Er war damals noch ein junger, tapferer, umsichtiger, unermüdlicher Mann, voll Kühnheit und Kraft, berufen, der Ali Pascha Abyssiniens zu werden.

Die letzten Nachrichten aus diesem Lande verkünden, daß er sich zu einem Feldzuge gegen Gondar vorbereitete. Es ist wahrscheinlich, daß er im gegenwärtigen Augenblicke schon den Thron bestiegen, um den sein Ehrgeiz sich bewarb.

Stufenweise Entwickelung des Menschengeschlechts, betrachtet unter dem Gesichtspunkte einer Philosophie der Geschichte.

Zweiter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel eine Reihefolge Begebenheiten in Rede gestellt, die bereits einen ganz andern Karakter als die der Urzeit hatten. Kosmogonie ist nicht mehr ausschließliche Religion. Das Wort wird nicht mehr ausschließlich angebetet, als ein sühnender Gott, sein eigener Priester, wie sein eigenes Opfer, Gott Schöpfer und Gott Geschöpf, offenbart im Kosmos, im Weltall. Des Logos-Menschwerdung erscheint unter eigenthümlicher Form, als Befreier, als Held. Dieser Karakter, der nur mit Mühe im Siwaismus sich individualisirt, zeigt sich glänzend in der Wischaureligion.

Zweimal erschien Wischau in Menschengestalt als Held, im Stamme der Ksatriyas, zuerst zu Agodya, in der Person Rama's, sodann zu Mathura, in der Krischna's. Als Eroberer von Dekan und der Insel Zeylon vertrieb Rama den Gott Skanda und die siwaitischen Krieger. Solches ist des erhabenen Heldengedichtes „Ramagana“ Inhalt. In seiner Eigenschaft als Krischna nahm Wischau Theil an einem Bürgerkriege, in welchem er sich für die Pandus, die seiner Lehre sich angeneigt, und gegen die Kurus, Anhänger Siwa's, erklärte. Solches ist der Gegenstand des andern, nicht minder großartigen Heldengedichtes „Mahabarata“.

Die Ksatriyas, wie sie im Mahabarata erscheinen,

sind vollkommen von priesterlicher Vormundschaft emanzipirt. Sie bekennen sich zu einer heroischen Religion, die, obgleich sie von den Bramanen angenommen worden, doch mit ihrem Ursprung fremden Formen und Karakter sich bekleidet. Alle Völker Nordindiens nahmen an diesem Kriege Theil, der zahlreiche Emigrationen veranlaßte, und der gewiß nicht ohne Wichtigkeit für das Schicksal der heldenmüthigen Stämme Transoxaniens war, deren Beziehungen mit den Ksatriyas Indiens sehr genau gewesen.

Zoroasters Reform ist augenscheinlich der Wischaureligion entsproßen, und von allen Mundarten des Sanskrit nähert der Zend sich am meisten dem zu Mathura (wo Krischna sich offenbart) üblichen Suraseni. Surya, zubenannt Mahat, der Große, die göttliche Sonne, im Zend: Ahuro Mazdae, bei den Griechen: Hormisdas oder Oromazes, entstellt im neuern Persischen: Ormuzd — das ist die vom Zoroaster angerufene Gottheit, die zu Baktria eine Zypresse als Zeichen der Freiheit gepflanzt.

Ueberall beurkundet sich bei ihm ein großer Puritanismus. Er übertreibt die Ehrfurcht für der Elemente Heiligkeit, welche die wedaische Religion streng geboten; und um nicht die jungfräuliche Erde, die reinigende Welle, die geheiligte Flamme zn beflecken, verordnete er der Todten Ausstellung in freier Luft, um sie den Vögeln als Nahrung darzubieten, was sich gänzlich von der alten Vorschriften Einfachheit entfernte.

Feridun, der Held dieser Reform, der Treotzono der Zendbücher, stürzte das kushitische Reich, und befestigte Zohak oder Azdahak (Astyages), König

der Schlangen, an den Gipfel des Damawend, eine Bestrafung, welche an die des skandinavischen Gottes Loki erinnert, der von den Asen mit Schlangen an einen Berg gefesselt wurde.

Beim Sturze der assyrischen Herrschaft verließen die Cephoenen Kapisagana, Gegend von Kabul, wo, nach dem Ramagana, Kaikaga herrscht, und Aswapati, der Ritterkönig, nach den Wedas. Die Griechen gedenken dieser Cephoenen und ihres Königs Cepheus, wie seines Schwiegersohns Perseus. Aber der Held von Argos ist den Cephoenen nur seines Namens wegen beigesellt. Denn die Cephoenen sind der Perser Vorfahren, und Perseus ist auf keine Weise ein Perser.

Die Cephoenen bemächtigten sich der kushitischen Länder Fars und Kerman, von wo in der Folge jene Perser hervorgingen, welche die medische Herrschaft stürzten. Sind sie weiter vorgedrungen? Findet man sie in Palästina, in Aegypten? Ist es Einfluß ihrer Lehren auf der Pharaonen Glauben, der Typhon Osiris, wie Arimon Ormuzd entgegengestellt? Oder gehört diese Opposition den letzten Zeiten der ägyptischen Religion, als die persische Lehre mit des Kambyses Eroberung in ihm Raum gewonnen? — Wir müssen diese Fragen unentschieden lassen.

Die Cephoenen, welche in ihrem alten Vaterlande blieben, sind die Rusthemiden des persischen Heldengedichts. Sie bewohnten Sedgistan, an den Grenzen von Kabul und Kandahar. Die Gesänge Rusthem's, im Schahnameh aufbewahrt, sind sehr energisch, von hoher moralischer Schönheit; doch sind sie nur Widerschein der alten, verlorenen Heldenpoesie. Fer-

dusi hat sie gut oder übel in Beziehung gestellt mit den Ereignissen der Monarchie der Meden und Perser.

Der große Gegenstand der Politik Zoroasters, mit seinem Kultus genau verbunden, war die Erhaltung der Unverletzlichkeit des von Feridun gegründeten iranischen Reiches, das den Angriffen der unter dem Namen Turanier bezeichneten Völker ausgesetzt war. Die Rusthemiden waren, nach Ferdusy, Grenzbewacher, sowohl gegen Indien im Osten, als gegen Turan im Norden.

Die Alten unterhalten uns oft von jenen Kriegen der Cadusii und Geli gegen die Meden, der Sazen und Geten gegen die Perser. Da ereigneten sich hohe Thaten, von denen nur unvollkommene Traditionen bis zu uns gelangt sind.

Man muß diese Kriege nicht mit dem großen szytheschen Einfall zu des Cyaxares Zeiten verwechseln. Dieser letzte rührte von den Nomaden des Ural her, die das kymmerische Reich umstürzten, und in den Kaukasus drangen, wo die Lesgis ihre Ueberreste zu sein scheinen. An dieser Nomaden Spitze befand sich ein erlauchter Stamm, die königliche Horde, von einem den Nomaden fremden Stamme, wahrscheinlich dem alanomedischen; denn alle Namen der Szythenkönige lassen sich durch der Meden Sprache erklären.

Die Turanier dagegen, deren wir vorstehend gedacht, gehörten zur großen Familie der Ksatriyas der arianischen Region, welche ursprünglich aus der Gegend südlich von Paropamisus abstammte. Jene Aswapatis, wie man sie im Sanskrit nannte, jene Aspier, wie man in der Zendsprache sagte, waren die Ariaspen oder Arimaspen, der Ritter der arianischen Race.

Herodot nennt sie Maspier. Mit den Sakas, Palawas, Paradas (Sazen, Parthen und Meder) hatten sie frühere Einfälle in Indien gemacht, Niederlassungen in Mittelindien begründet, und mit den Kurus und Yadus sich vermischt.

Vom Hindukusch und aus Baktrianien verdrängt, wieder konstituirt in Transoxanien, kehrten sie zu den Gegenden zurück, wo sie zuerst gewohnt, und deren Reichthum sie anlockte. Die Thaten der Arimaspen gegen die Greifen, welche die Schätze bewachten, die sie den Nagas oder Danawas, die auf gediegenem Golde in wilder Region ruheten, entrissen, bildeten eine kriegerische Fabel, der man eine tiefe moralische Bedeutung gegeben, als man den Heldenmuth an der vergifteten Quelle der Zauberei und düsterer Verbrechen trinken, dem Gelddurst unterliegen sah, der die Menschen wahnsinnig macht, und Zank und Streit im Schoose derselben Familie veranlaßt.

Man findet diese Fabel ebenfalls bei den germanischen Völkern, wo sie Grundlage aller Schöpfungen der epischen Muse ist. Die Griechen lassen sie von Aristeus aufnehmen, der die Arimaspen besang, nachdem er in ihrem Lande gereiset. Das ist ohne Zweifel das ursprüngliche Heldengedicht der Völker Turans.

Diese Fabel ist durch viele Jahrhunderte und Völker gegangen, bevor sie in den gothischen Dichtungen und in dem sikambrischen Heldengedicht erschien, welches sich in der skandinavischen Vulsunga Saga befindet, an die sich das Gedicht der Niebelungen knüpft.

Die großen Erscheinungen des Heldenlebens der Hellenen erinnern durch eigenthümliche, tiefe Züge an die nicht minder großen Züge der heidnisch-ritterli-

chen Existenz der Ksatriyas Indiens, der Palgwas Mediens, der Skjoldungen Skandinaviens, der sächsischen Wodenungen, der gothischen Amalen, der fränkischen Wolsungen, Vorfahren der Merowinger.

Der Heldenmuth, wenn er sich mit der Form des siwatischen Enthusiasmus bekleidet, ist kolossaler, wilder. Die Krieger Odins zeigen sich in derselben Größe. Der Heldenmuth der Wischaureligion ist milder, edler, reiner. Ein Widerschein desselben mag auch die Amalenfamilie treffen.

Dies so erhabene Phänomen des Heroismus in der alten Welt, hat, wenn man will, manche Zivilisationskeime erstickt, viele barbarische Handlungen veranlaßt. Dagegen hat es auch des Menschengeschlechts Angelegenheiten befördert, den Kastengeist vernichtet, das Genie vom patriarchalischen Leben isolirt, einen öffentlichen und einen Nationalkarakter erzeugt, die sich in ihren Eroberungen durch einen beständigen Aufruf an den Patriotismus ihrer Mitglieder, an die militärische Ordnung und an die brüderliche Gleichheit erhielten, die bei ihnen vorherrschend waren, und eines mächtigen Reiches politische Einheit bildeten. Es hat im Menschen den Geist der Unabhängigkeit erweckt, und ihn zur freien Handlung zurückgeführt, welcher er bis dahin fremd geblieben. Der Heroismus hat den Menschen der Sphäre der Selbstbetrachtung entrissen, und ihn in die der öffentlichen Angelegenheiten gestürzt.

Logos, der göttliche Geist, offenbarte sich in der heroischen Religion vereinzelt vom Kosmos, dem Weltall, und als Halbgott stritt er, an der Spitze der kriegerischen Menschheit, gegen die Mächte des

Kosmos. Nicht an die stolze, kämpfende, sondern an die duldende, bescheidene, demüthige Menschheit, an die Sklavenkaste wendeten sich die Theosophen des Heidenthums. Sie stellten die Wahrheit unter versöhnender Form dar, und führten durch Betrachtung den Kosmos oder das Weltall in den Logos, die höchste Vernunft, zurück. Die patriarchalische Religion zeigt uns dagegen den Geist Gottes, Logos, zerstückelt, dem Kosmos in allen seinen Theilen so zu sagen einverleibt, verbunden mit der großen Naturmasse.

Der neue Gott der Theosophie lehrt Unsterblichkeit in seiner Person. Seine Mission besteht darin, die Menschheit zu dem Prinzip zurückzuführen, von dem sie ausgegangen. Das Heidenthum beendet den ihm vorgezeichneten Kreislauf, indem es von Anbetung der Natur zu übertriebener Verachtung derselben gelangt. Wenn im vorgerückten Alter die Priester dieser Theosophie den Gipfel ihrer Existenz erreicht, fordert sie dieselben auf, sich lebendig den Flammen zu überliefern, um zu der Gottheit zurückzukehren, deren Verkünder sie sich nennen. Des Logos Abgötterei wird in ihrer Person vollbracht, wie die des Kosmos in der Person der Priester der ersten Weltalter vollbracht worden.

Der Budhismus ist dieses Glaubens merkwürdigstes Produkt. Aber er konstituirt nicht dessen Urstamm.

Dieser Stamm besteht, indischen Volkssagen zufolge, im Lande der Sakas oder Sazen. Aus jener Gegend kamen die Magas oder Magier, welche Samba, Sohn Krischna's, in Indien eingeführt. Nach ihrer Ansiedelung im Reiche Cikata, das Jarasanda unterthan war, breiteten sie sich dergestalt aus, daß das Land

nach ihnen den Namen Magada erhielt, den es noch jetzt trägt.

Waren die Budisi, die Herodot einen Magierstamm nennt, Budhisten? — Es ist nicht wahrscheinlich, daß der indische Budhismus den Magiern unbekannt gewesen. Zu den Zeiten der Manichäer wenigstens war es nicht also, denn diese letzten waren budhistische Magier, die sich dem Christenthum anneigen wollten. Das alleinige Wort „Budha“ deutet indessen noch nicht einen Budhisten an. Es gab einen Budha der siwatischen Religion, der sich an der Spitze jener Könige der Monddynastie Indiens befand. Budhi ist die Vernunft, die erkennt und entdeckt; es ist auch die Vernunft, welche betet und sich unterwirft.

Die indischen Bücher gedenken der Sakas unter sehr verschiedenen Beziehungen. Sie sprechen von denselben als von einer kriegerischen Nation. Sie erwähnen auch des heiligen Königs Saka, und der im Lande der Sazen blühenden Religion, wo Wischau in eigener Person sich aufhielt. Darf man den Griechen glauben, so stellten die Perser die Sazen bald als ihre natürlichen Feinde, als nordische Barbaren, bald als einen frommen Stamm dar, und sazäische Feste wurden in Medien gefeiert. Dies Volk ist von indisch-germanischer, oder, wenn man will, von indisch-medischer Race.

Die Lehre, welche die Gottheit unter dem Namen Gautama anruft, und die sich vom Lande der Sazen bis zu dem der Geten in Asien und in Europa verbreitet, indem sie sich in das alte lithauische, germanische, keltische, griechische und lateinische Europa verzweigte, ist gewiß nicht so metaphysisch und so ge-

lehrt gewesen, als die, welche tausend Jahr vor Christi Erscheinung sich in Magada entwickelte, und mit der andern durch Ursprung und Gedanken genau verwandt war.

Gautama ist der Kotys der Thraken und der meonischen Lydier, der Gaut der Gothen oder Gauten, die sich das Volk der Götter nannten, der Gothiod, wie andere Völker, nach andern Göttern, sich Aesar oder Asi genannt.

Dieser Gautama, Gott der Gothen, der Thraken und der meonischen Lydier, wird in den angelsächsischen Geschlechtsregistern Geata genannt, und erscheint ebenfalls in den Kottys der griechischen Fabel als ein Urgott, als eine der Mächte des Abgrunds. Ueberall wo er gewesen, läßt er seinen heiligen Fußtapfen, den Prabat der Budhisten Indiens. An allen Orten, wo er erschienen, um wieder geboren zu werden und zu verschwinden, ist er, nach der budhistischen Lehre, lebendig zum Himmel gefahren, und sein Fußtapfen wird angebetet. Bei allen Völkern Transoxaniens findet man denselben Kultus. Herodot sagt, daß man dem Reisenden im Lande der Geten, am Tyras, die Spur des göttlichen Fußes als ein Wunder zeigte.

Der Weg dieses Aristeus, dieses besten der Menschen, der erschien, um zu verschwinden, der in einem neuen Priester wiedergeboren wurde, nachdem sein Vorgänger gestorben war, führte bis Latium, und in die verschiedenen Staaten Griechenlands. Er ist Salmolxis bei den Geten, Dikenäus bei den Daken, Abaris bei den Kelten. Man findet ihn auch im Walde Ramowe, in Preussen und Litthauen, in Mitte der Waidelotten, einer Priesterkaste, die im unehelichen

Stande lebte, wie die Budhisten, und deren Name von Waidin (Wissenschaft), oder von Waidys, der Seher, der Prophet (im Sanskrit Widya: Wissenschaft) abgeleitet wird.

Wie die Druiden, bildeten diese Priester eine Hierarchie, an deren Spitze sich ein Kriw, oder Großpriester, dem Erzdruiden ähnlich, befand, der unter den ältesten Greisen erwählt wurde. Glaubte er das Ziel seines Daseins erreicht zu haben, und wollte er sich zu den Göttern begeben, so bezeichnete er seinen Nachfolger, bestieg sodann den Scheiterhaufen, und ließ sich lebendig verbrennen.

Die Religion dieser Unsterblichkeitsverkünder hatte nicht überall jenen Karakter der Milde, wodurch der indische Budhismus sich auszeichnet. Des Salmoxis Kultus war blutig, wie der des litthauischen Kriw und des Erzdruiden. Von Missionären und Aposteln verbreitet, zersplitterte sich dieser Glaube in tausend Formen, je nach den Begriffen der Völker, von denen er angenommen worden. Er kapitulirte auch mit allen ältern Religionen.

Der indische Budhismus selbst hat sich in Neapel und Butan mit dem Siwa-Kultus verbunden, wie früher in Dekan. Aber überall bestehen die großen Züge. Ueberall in diesem System zerreißt das Priesterthum die Familienbande: es ist ein eigentlich antibramanisches Priesterthum. Man wird nicht Budha oder Saka, oder Gautama geboren, eben so wenig als Salmolxis, oder Dikenäus, oder Abaris, oder Aristeus, oder Kriw, oder Erzdruide. Aber man erscheint als solcher in allen Ständen der Gesellschaft

ohne Unterschied, oft selbst in dem des Sklaven, wie Salmoxis unter andern, der Sklav gewesen.

Die Druiden rekrutirten sich im Volke, und nicht in sich selbst, weil sie unverheirathet lebten. Diese Organisation bei ihnen war neuern Ursprungs. Ihr Institut ist nicht älter als die Invasion der belgischen Kymmern. Die Irländer, welche in größerer Lauterkeit die ursprünglich keltischen Institutionen bewahrt, kannten die Organisation der Druiden Großbritanniens nicht.

Vor allem in der Familie konzentrirt, erkannte die ursprüngliche Religion noch nicht einen von der häuslichen Religion unabhängigen Staatskultus. Der Staat, während der patriarchalischen Aera, war nicht die Vereinigung politischer Menschen, Bürger. Er war ein großer Familienverein. Sein Kultus war nichts, als ein Kultus des patriarchalischen Herdes in größerm Maßstabe.

Solches ist das Schauspiel, welches uns die Kinder Brama's oder Baals darbieten, wie die Verehrer der Götter Latiums und Athens, als es noch pelasgisch war. Die Religion, deren Zweck Gottesverehrung in der Natur war, organisirte zugleich einen Kultus der Vorfahren, der Verstorbenen oder Laren, ein System der Opferung und der Holokauste am häuslichen Herde, wie an einem Altar, wo das heilige Feuer brannte, eben so wie es auf dem von den Alten, den Pantanen, bewachten Staatsherde brannte.

Ein solcher Glaube knüpft sich nicht nothwendigerweise an die unumschränkte monarchische Gewalt Babylons und China's; aber er führt leicht zu derselben. Er ist nicht willkührlich oder despotisch, obgleich er

die Eigenschaften der menschlichen Vernunft nur inner gewissen Grenzen beschränkt, entwickelt und eine mehr leidende als thätige Bevölkerung schafft und konstituirt.

Die heroische Religion, indem sie der Geschlechter Stolz begünstigt, überschreitet bereits die Grenzen der Familien, und schafft sich einen öffentlichen Kultus, der nicht mehr der häusliche, sondern eine Staatsreligion ist, mit ihrem Nationalgott, ihrer diesem Gott entnommenen politischen Gerechtigkeit, und ihrer Aufforderung an das gemeinschaftliche Vaterland.

Die theosophische Lehre strebt auf einen allgemeinen Glauben, auf eine Religion der ganzen Menschheit hin, und will die Völker in einem gemeinsamen Systeme vereinen, ohne besondere Nationalitäten anzunehmen. Sie will eine Religion des Menschengeschlechts begründen, und nicht einen häuslichen, oder einen Staatskultus.

Das predigt die Budhasekte, überall wo sie festen Fuß gefaßt. Die Bramanen griffen sie an, weil sie gegen die Kastenbildung war. Die Ksatriyas unterstützten sie. Mit Hilfe der Kaiser von Mogada war sie auf dem Punkte, eine Revolution zu verursachen. Aber bald verliessen die Ksatriyas diese Sache, als sie den Budhismus die Grundsäulen ihrer kriegerischen Herrschaft untergraben sahen. Bis zu den Waisyas und Sudras gedrängt, wurde die budhistische Religion endlich vollkommen besiegt, und genöthigt, nach tausendjährigen Kämpfen ihr Vaterland zu verlassen. Wäre ganz Indien budhistisch gewesen, würde es jetzt seit Langem christlich sein.

Die Wirkungen des Budhismus auf die Lehre der Magier haben ihren Gegenstoß in dem Streben der

Gnostiker der persisch-syrischen Schule gefunden welche das Christenthum persisch oder indisch zu machen sich bemühten. Der Manichäismus bietet ein vollkommenes Gemisch der Elemente der persischen, budhistischen und christlichen Religionen dar. Endlich der Nestorianismus hat sich dem Budhismus in der obern Tartarei einverleibt, und die Religion des Dalai-Lama ist das Erzeugniß einer Verschmelzung aller dieser Glaubensmeinungen.

Solches sind die drei großen Phasen der Entwickelung der heidnischen Natur, während dem Zeitraum der Götter, der Halbgötter und der Weisen. Die Ursachen, welche sie erzeugt, sind seit Langem unmächtig geworden. Das theosophische Heidenthum beurkundet sein letztes Streben in der Bekehrung des mogolischen Volkes, das mit Annahme der Religion des Dalai Lama einen durchaus friedfertigen Karakter sich zueignete.

Das heroische Heidenthum ist gestorben mit den Germaner, die es aufs Höchste gesteigert. Der skandinavische Odinismus gab davon den großartigsten Beweis. Als Athen seine demokratische Bildung zu des Klisthenes Zeiten beendete, erzeugte das Prinzip der kosmogonischen Religion nichts mehr in dieser Stadt, nachdem es, seit der Epoche der Erechtheiden und ihrer Anhänger, der Butaden, Priester der Athena Budeia, Beschützerin der Stadt, bis zu dem höchsten Punkte der dionysiakischen Religion, zu den Zeiten der Pisistratiden, eine so glänzende Existenz gehabt.

Bei den Griechen dauerte das Heidenthum fort als Kunst und als Poesie, nachdem es aufgehört, in

den Staatsformen zu erzeugen. In der Institution des Geheimnißvollen konzentrirt, nahm es nach und einen symbolischen Synkretismus (Religionsvereinigung) an, den die stoische Schule verfeinert, und den die Neoplatoniker noch mehr übertrieben.

Das Heidenthum Julius des Abtrünnigen war nichts weiter, als Anspiegelung, die alle ihre natürliche Macht verloren. Alles war in ihm genähert, verähnlicht. Aber man fand in ihm weder die Einfachheit der alten Zeiten, noch den Enthusiasmus der Helden, noch die mystische Tiefe des Theosophen in der Art des Epimenides, die das „orphische Leben" gebildet, und die Onomakrit schon zu den Zeiten der Pisistratiden verfälscht. Mit Euripides endete die Ehrfurcht für die Glaubwürdigkeit der alten Fabel, und von ihm an behandelten die Dichter sie als Rhetoriker und Sophisten, willkührlich je nach den Bedürfnissen ihrer Systeme, oder den Launen ihrer Einbildungskraft.

In Indien blieb des Heidenthums Tendenz tiefer. Sankara Ascharya, Romànuga und andere Sektirer erneuerten im XI. und XII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Lehren des Siwaismus, des Wischnuwismus und des Systems der Saktis, indem sie diesen Glaubensmeinungen den überspanntesten mystischen Karakter gaben. Diese Ader ist seit Langem erschöpft. Die Lehre Nanaks, voll morgenländischer Weisheit, ist nicht mehr Heidenthum. Es ist ein überdachtes, oft erhabenes Streben einer tiefen Mildthätigkeit und Seelenwärme, um die Religion der Wedas in den reinen Deismus umzugestalten, und ihn mit dem jüdischen und christlichen Gedanken in Uebereinstimmung

zu bringen, der in dem Arianismus der mohametanischen Sekte vorherrschend ist. Kaiser Akbar ging in der von ihm entworfenen Religion von denselben Grundsätzen aus.

In Betracht auf die Künste hat das patriarchalische Heidenthum oft das Kolossale, manchmal das Schöne, immer das Naive erzeugt, obgleich es sich auch den größten Uebertreibungen preisgegeben. In ihm ruhet die absoluteste Einigung der Poesie und der Philosophie, die in ihrer gemeinsamen Wiege schlummern und träumen.

Das heroische Heidenthum ist dem Ideal zugestrebt, indem es das Schöne unter des menschlichen Körpers Formen erzeugt, von dem eine göttliche Physionomie widerstrahlte. Man findet das vorzüglich bei den Griechen. Das theosophische Heidenthum seinerseits hat große kühne Gebäude aufgeführt, aber das Schöne hat sich ihm in den Künsten nicht offenbart.

Die Mythologie der Budhisten ist häßlich und antipoetisch, wie die der Gnostiker. Es gibt in ihr Persönlichungen abstrakter Ideen, willkührlicher Gebrauch der alten Fabel, woran die Theosophen nicht mehr glauben. Dagegen erscheint dort des Menschen Moral in größerer Unabhängigkeit. Es ist weder das Ideal der heroischen Religion, noch des patriarchalischen Glaubens Naivetät. Nie, in keiner Zeit, ist das Menschengeschlecht seines Gewissens beraubt gewesen. Aber dies Gewissen, das noch nicht über sich selbst nachgedacht, hatte noch nicht gelernt, in der Liebe Vertraulichkeit zu denken, bis die Theosophie es davon unterrichtete.

Als Religion konnte das Heidenthum alle dem

Menschengeschlecht nützliche Wahrheiten umfassen. Aber es mangelte ihm die „wirkliche Gegenwart“, die Auflösung des Menschen in der Substanz der göttlichen Natur selbst. Er fühlte das so stark, daß er beständig den kommenden Gott, den beim Falle des Menschen verkündeten Erlöser, erwartete.

In einer andern Abhandlung wollen wir erwägen, was dem Heidenthum als Philosophie gemangelt.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Das ehemalige Feudalschloß Gleon, im Audedepartement, ist von sehr ausgedehnten Haiden (garrigues) umgeben. Die Gemeinde Villeseques behauptete von jeher, daß das Eigenthumsrecht, oder wenigstens die Nutzniessung dieses Landes, als ein Gemeindegut, ihr zustehe, während anderseits der Besitzer des Schlosses die Haide, als zu demselben gehörig, in Anspruch nahm. Daher beständige Zwiste und Reibungen zwischen der Familie von Gleon und ihren ehemaligen Unterthanen.

Die Vermittelung der obern Verwaltungsbehörde schien diesen Streit für einige Zeit durch ihre Entscheidung ganz zu Gunsten der Familie Gleon beendigt zu haben. Aber es war nur ein Waffenstillstand. Die Bewohner von Villeseque waren wenig befriedigt von einem Ausspruch, der sie aller ihrer Rechte beraubte. Sie sagten laut, daß nur der Einfluß des Hrn. von Gleon ein so parteiisches Urtheil zu veranlassen vermocht, und daß sie ihres Eigenthums sich wieder versichern würden, sobald sich ihnen dazu eine günstige Gelegenheit darbiete.

Bald nachher wurde de Gleon, Vater, zum Unterpräfekten von Narbonne ernannt. Er glaubte der durch diesen Posten ihm gewordenen Macht sich bedienen zu können, um den fernern ungestörten Besitz der Haide sich zu sichern. Er suchte sich deshalb die nothwendigen Aktenstücke und Eigenthumstitel zu verschaffen, ein Begehen, das bald bekannt wurde, und den Unwillen der Bewohner von Villeseque, die im Durchschnitt sehr arm waren, und die durch Entziehung der Haide noch ärmer wurden, aufs Höchste steigerten.

Unter solchen Umständen brach die Julirevolution von 1830 aus, und Gleon wurde seiner Stelle, als Unterpräfekt, entsetzt. Von nun an betrachteten ihn die Bauern nicht mehr als eine mächtige Person, der man nicht widerstehen könne, weshalb sie sofort den Entschluß faßten, und in Ausführung brachten, des ihrer Behauptung nach ihnen ungerechterweise entrissenen Eigenthums sich wieder zu versichern.

Am 8. August begaben sie sich in Masse nach dem Schlosse Gleon, um desselben Besitzer von ihrem Vorhaben zu unterrichten. Sie verlangten von ihm, daß er schriftlich erkläre, wie jene Ländereien nicht ihm, sondern der Gemeinde gehörten.

Im ersten Augenblick wurde ihnen dies Verlangen rund abgeschlagen. Einige gegen die Familie Gleon ausgestoßene Drohungen vermochten jedoch bald nachher derselben Haupt, die von ihm geforderte Erklärung, mit seiner Privatunterschrift versehen, auszustellen. Aber bald wollte man sich damit nicht mehr begnügen, und begehrte ein vor Notar und Zeugen verfaßtes öffentliches Aktenstück. Während dem war

das Schloß auf allen Seiten von den Bewohnern von Villeseque umringt, die sich selbst bei anbrechender Nacht nicht zerstreuten.

Indessen waren der provisorische Unterpräfekt von Narbonne, wie der Befehlshaber der Nationalgarde, von diesen Vorfällen unterrichtet worden. Sie begaben sich sogleich mit genügender Mannschaft nach Villeseque, und die Ordnung wurde ohne Mühe wieder hergestellt. Gleich nachher zog die Familie Gleon größerer Sicherheit wegen nach Narbonne.

Die Bewohner von Villeseque hielten sich nun berechtigt, thätlichen Besitz von der Haide zu nehmen, und einen Theil derselben entweder urbar zu machen, oder von Bäumen und Gesträuchen die Rinde abzunehmen, und davon Gerberlohe zu machen. Hr. von Gleon wollte diese Verletzung seines Eigenthums verhindern; aber sein Einreden blieb unbeachtet. Die Bauern gaben sich vielmehr alle Mühe, ihn beständig zu necken. Sie sagten, es sei Vergeltung seiner Maßregeln als Unterpräfekt. Die Obrigkeit hielt es lange nicht für angemessen, entscheidend dazwischen zu treten, indem die Sache auf jeden Fall erst vor Gericht ausgefochten werden mußte. Auf der Familie Gleon dringende Vorstellungen gab sie jedoch endlich nach, und man stellte ihr eine Gendarmeriebrigade zur Verfügung, um ihres Rechts sich zu versichern.

Am 12. November 1830 begaben sich de Gleon Vater und Sohn, in Begleitung von eilf wohlbewaffneten Personen, von Narbonne nach Villeseque. Sie hatten die kräftigsten Maßregeln ergriffen, um eines entscheidenden Erfolgs gewiß zu sein. Auf Umwegen gelangten sie früh Morgens nach dem Schlosse Gleon.

Der Brigadier der Gendarmerie hatte den bestimmten Befehl erhalten, nicht zu erlauben, daß die Herren sich ihr anschlössen. Diese Vorsichtsmaßregel wurde, der Hartnäckigkeit dieser letztern wegen, nicht beobachtet, was die traurigsten Folgen hatte. Unter dem Vorwand, daß sie allein im Stande seien, anzudeuten, ob die Individuen, welche man arbeitend auf der Haide bemerken könne, wirklich auf ihrem Eigenthum seien, schlossen sie sich, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, dem Zuge an.

Der Brigadier verlangte nun, daß die Herren von Gleon, nebst zwei andern Personen, eine Art Reservekorps bilden, und von den Gendarmen entfernt bleiben sollten, die ihrerseits in zwei Abtheilungen geschieden wurden. So gelangte man auf die Haide. Die erste Abtheilung, an deren Spitze sich der Brigadier befand, bemerkte bald einige Personen mit Urbarmachung des Landes beschäftigt. Kaum wurden sie die Gendarmen ansichtig, so nahmen sie die Flucht. Nur ein Individuum konnte mit seiner Tochter ergriffen werden, als er eben Holz auf sein Pferd lud. Man befestigte ihm eine Kette um den Hals, während seine Tochter hilfeschreiend entfloh.

Gleich darauf erschienen Gleon Vater und Sohn. Sie glaubten in dem Verhafteten einen der Haupträdelsführer zu erkennen, und verlangten, daß man ihn nach Narbonne bringe. Aber schon hatte sich das Gerücht von dem Ueberfalle verbreitet. Eine ziemlich starke Truppe Bauern, theils mit Flinten, theils mit Ackergeräthen bewaffnet, erschien plötzlich auf der Höhe, gegen welche die Gendarmen marschirten. Jene forderten des Gefangenen Freistellung. Auf die Wei-

gerung, ihrem Verlangen zu entsprechen, vermehrte sich der Landleute Erbitterung, und in wenigen Augenblicken sah sich die Gendarmerie von allen Seiten umringt.

Der Brigadier hielt es nun für gerathen, nachzugeben und den Gefangenen loszulassen. Er schoß, zum Zeichen des Friedens, sein Gewehr ab. Die beiden Gleon allein zielten gegen die Bauern.

Ein Mädchen schreit: „Sie haben meinen Bruder erschossen.“ Sogleich hört man eine starke Explosion, und Gleon Vater und Sohn stürzen zu Boden. Sie hauchten bald darauf ihren Geist aus. Die Bauern stürzten sich nun auf die Leichen, rissen ihnen die Kleider ab, verstümmelten sie mit ihren Aexten, und bemächtigten sich einer Uhr, einer Meerschaumpfeife, und zweier kostbaren Pistolen, welche Gleon dem Sohn gehörten. Auf Seiten der Bauern waren von den beiden Gleon zwei Individuen verwundet worden, nämlich Anton Pujol im linken Arm, und German Abel überm Auge.

Nach diesem Ereigniß begaben sich Landleute und Gendarmen nach Villeseque, wo vom Maire ein Verbalprozeß aufgenommen wurde. Der Brigadier erklärte feierlich, wie er in seiner spätern Aussage wiederholt, daß die ersten Schüsse von Gleon Vater und Sohn zu gleicher Zeit gegen die Bauern gerichtet gewesen. Man fand zum Ueberfluß ihre Gewehre abgeschossen neben ihren Leichen.

Dieser Begebenheiten wegen erschienen 18 Personen vor Gericht, unter der Anklage, am 8. August 1830 durch Gewalt und Zwang Gleon Vater seine Unterschrift abgenöthigt zu haben, zu dem Zweck,

ihn zu Gunsten ihrer Kommittenten eines Theils seines Eigenthums zu berauben.

Weiter waren 27 Individuen angeklagt, am 12. November 1830, in einem Verein von mehr als 200 Personen, mit Gewalt die Gendarmerie angegriffen zu haben, welche in Vollstreckung der Gesetze und der von der Obrigkeit ihr ertheilten Befehle handelte, so wie den Aufforderungen derselben, sich zurückzuziehen, nicht Gehorsam geleistet zu haben.

Achtzehn Individuen waren angeklagt, die beiden Gleon, Vater und Sohn, mit Vorbedacht erschlagen, und ausserdem des Vergehens der Rebellion gegen die Gendarmerie sich schuldig gemacht, so wie die Ermordeten beraubt zu haben. Zwei endlich waren angeklagt, daß sie die gestohlenen Gegenstände sich ausschließlich zugeeignet.

Die Verhandlungen dieses wichtigen Prozesses, in welchem 69 beschuldigende und 9 entschuldigende Zeugen abgehört wurden, fanden vom 18. bis zum 24. Juni einschließlich statt.

Der Substitut des königlichen Prokurators, Lacombe, stellte besonders des Vergehens materielle Thatsachen in Rede, und entnahm denselben seine Folgerungen, die auf strenge Bestrafung hinzielten.

In ihren Vertheidigungsreden bemüheten sich der Angeklagten Advokaten, der traurigen Ereignisse Veranlassung und Schuld auf Gleon Vater und Sohn zu wälzen.

„Hört man auf die Anklage," sagte einer derselben (Ressigeac), „so sind von unsern Klienten Privateigenthum und Gendarmerie beleidigt, wie unschuldiges Blut vergossen worden; so hat sich Diebstahl

mit diesen drei Verbrechen vereint, um denselben einen Grad des Abscheues und der Schuld mehr zu geben. Aber wer sind die Menschen, welche solche Vergehen verübt haben sollen? Welches sind die Köpfe, die den vom Verbrechen geöffneten Abgrund auszufüllen haben?... Die männliche Bevölkerung eines ganzen Dorfes, die man kalt ihrem Verdikt darbietet, und die als Holokaust der Gerechtigkeit bestimmt wird. Es ist leicht möglich, daß der beiden Gleon Tod, den ich von Herzen bedaure, nichts anderes war, als die Sache des Privilegiums, und der auf der Haide von Villeseque besiegten Unterdrückung."

Er bewies sodann, daß der erste Angriff nicht von den Bauern hergerührt, und daß diese erst, nachdem zwei der Ihrigen von Gleon Vater und Sohn verwundet worden, auf diese geschossen und sie unglücklicherweise getödtet haben. Die Landleute haben sich gegen die Gendarmen nicht vergangen. Sie haben denselben nichts zu Leide gethan. Sie haben sie im Gegentheil zu Villeseque verpflegt, und ihnen mehr als einmal versichert, daß sie nicht gegen die Gendarmerie zu kämpfen Willens gewesen. Von einer Empörung gegen diese kann also die Rede nicht sein.

In seiner Entgegnung sagte der königliche Prokurator Fages unter andern:

„In einer so ernsten Sache ist es der Vertheidigung erlaubt, aller ihr sich darbietenden Mittel zu bedienen, um den Triumph der ihr anvertrauten Angelegenheit zu sichern. Aber es gibt Grenzen, welche sie der Schicklichkeit wegen, und im Interesse der Angeklagten selbst, nicht überschreiten sollte. Und ich sage es mit Bedauern, man hat sie überschritten.

„Wie hat man z. B. behaupten können, daß es der Gesellschaft nicht darum zu thun sei, die von den Bewohnern von Villeseque begangenen Verbrechen bestraft zu sehen? Es ist, sagt man, die Sache des Privilegiums und der Unterdrückung, die auf der dortigen Haide besiegt worden...

„Welcher Muth, großer Gott! Man hat 1815 Mörder gesehen, die, stolz auf ihren Royalismus, von der Autorität unterstützt, der sie ergeben waren, ungestraft ihre Dolche in die Brust der Gegner der Restauration senkten. Sie wurden nicht allein nicht verfolgt; sie fanden auch Lobredner, welche beinahe dieselbe Sprache hielten, welche wir heute gehört. Jetzt sind Privilegium und Feudalität besiegt, ertränkt in dem Blute der beiden Gleon. So waren 1815 die Stilete der Verdets und der Trestaillons gegen Bonapartisten und Liberale gerichtet. 1793 erlag die Aristokratie unter den Piken der Septembriseurs. Man erinnert sich noch jener Worte, die allein im Stande waren, die ganze Existenz eines bis dahin geachteten Mannes zu brandmarken, jener Worte: War denn ihr Blut so rein?...

„Nein, nie, zu keiner Zeit waren Mord und Empörung rechtmäßige Mittel. Ein Mörder ist immer ein Mörder, welches auch das Opfer sei, das unter seinen Streichen fällt; sei es, daß er schreit: Nieder mit der Aristokratie! oder: Es lebe der König, quand même! oder: Es lebe die Freiheit!

„Die Julirevolution hat den Meineid entthront; aber sie hat nicht die Anarchie an dessen Stelle erhoben. Im Juli wurden Privilegien und Absolutismus besiegt; aber am 12. November, auf der Haide

von Villesèque, war es nicht um einen Kampf zwischen Vorrecht und Gleichheit, zwischen Unterdrückung und Widerstand gegen dieselbe zu thun. Am 12. November sind nicht Privilegien und Unterdrückung unterlegen, sondern Recht unter Gewalt, und der beiden Gleon entsetzlicher Tod war nichts, als ein Triumph der Mörder über ihre unglücklichen Opfer."

Nach den Erwiederungen der Advokaten, legt der Präsident den Geschwornen hundert und fünfzig Fragen über die verschiedenen Angeklagten vor. Nach ziemlich langer Berathung wurden sie alle zu deren Gunsten beantwortet, wonach sie sogleich in Freiheit gestellt wurden.

Am 20. Februar 1831, gegen vier Uhr Abends, versammelten sich 200 bis 300 Personen auf dem Waffenplatze zu Perpignan (Departement der östlichen Pyrenäen) begaben sich durch die Uhrstraße nach der St. Johanniskirche, mit welcher das Seminar, unter Leitung der Jesuiten, in Verbindung steht, drangen durch die Christusgallerie in dieses, und begannen desselben Plünderung. Alle Fenster wurden zerschlagen; Fensterladen, Thüren, Geräthe, Matratzen, Linnen, Strohsäcke u. s. w. wurden in den Hof geworfen. Man erbauete aus dem Allem einen gewaltigen Scheiterhaufen, und zündete ihn an. Das Feuer war so stark, daß es sich bis über das Dach des dreistöckigen Hauses erhob.

Zu gleicher Zeit wurden die Kellerthüren eingeschlagen, Wein und Oel wurden ausgeschüttet; an zahlreichen Diebstählen fehlte es nicht. Einige Individuen drangen in die Sakristei der Johanniskirche,

erbrachen in ihr einen Schrank, nahmen aus demselben alles darin befindliche Kirchengeräth, trugen es auf den Platz und verbrannten es öffentlich.

In Folge dieser Unordnungen wurde eine Kriminaluntersuchung begonnen, welche mehrere Verhaftungen veranlaßte, die aber am 3. März Abends durch eine Insurrektion unterbrochen wurde, deren Zweck darin bestand, die Gefangenen zu befreien, was auch gelang. Solcher Exzesse wegen erschienen vom 10. bis zum 14. Juni einschließlich, neunzehn Personen vor dem Geschwornen-Gericht zu Perpignan. 80 Zeugen wurden abgehört. Die Antwort der Geschwornen war verneinend auf alle Fragen, weshalb die Angeklagten freigesprochen wurden.

Ein Prozeß ganz eigener Art, die gewaltsame Einsperrung eines jungen Mädchens in ein Kloster betreffend, um jenes zu zwingen, den Schleier zu nehmen, ist am 16. und 30. Juni vor dem Zuchtpolizeigericht in La Rochelle verhandelt, und am 4. Juli entschieden worden. Der Zudrang des Publikums war dabei so stark, daß man sich genöthigt sah, zur Erhaltung der Ordnung eine Abtheilung der Nationalgarde aufzubieten.

Die Angeklagten sind Susanna Herrmann, auch Schwester Zölestine genannt, Vorsteherin des Klosters der weißen Frauen (Dames-blanches), 44 Jahre alt, Angelika M....., 34 Jahre alt, und die Frau Roullet, 45 Jahre alt. Die Klägerin ist Emilie N., Frauenkleidermacherin zu La Rochelle.

Diese letzte war von Angelika M. unter dem Vorwand, im Kloster der weißen Frauen zu arbeiten, in

dasselbe geführt worden. Kaum befand sie sich jedoch in demselben, als man ihr zu verstehen gab, daß sie es zur Abbüßung ihrer Sünden betreten, und daß sie es nicht mehr verlassen werde. Man gab ihr eine Zelle, und unterzog sie der Klosterregel. Nur auf Verwendung ihres Verlobten, wie der Familie Obers, der sie genau bekannt war, und auf ausdrückliches Verlangen des Maire, wurde sie wieder freigelassen.

Man hatte ihren Geist, während ihrem kurzen Verweilen im Kloster, schon so gut bearbeitet, daß sie, als man sie benachrichtigte, sie könne es wieder verlassen, in demselben bleiben wollte.

Nach dreiviertelstündiger Berathung fällte das Gericht ein Urtheil, durch welches die Vorsteherin der weißen Frauen und die Frau Roullet der Klage enthoben, Angelika M. . . . . aber zu zweijähriger Gefängnißstrafe, 300 Franken Schadenersatz gegen Emilie N. und zu Bezahlung aller Kosten verurtheilt wurde.

Im März d. J. machte der Schriftsteller Cannes eine Flugschrift bekannt, unter dem Titel: „Ueber die Mittel die Regierung Aller, oder mit andern Worten die republikanische Regierung ohne Anarchie, ohne innere Zerrüttung, wie ohne Faktionen zu begründen.“ Man bemerkte in derselben, auf Seite 9. folgende Stelle:

„Einen unumschränkten Gebieter stürzen, entfernen, um sich einen neuen zu geben, heißt nicht seine Lage verändern, heißt kaum sie augenblicklich verbessern. Denn dieselben Grundsätze ziehen immer dieselben Folgen nach sich. Ein König, aus dem Grunde, weil er allein ist gegen Alle, wird sich immer bemühen, so

viel Macht als möglich zu usurpiren, folglich die Rechte der Bürger zu beeinträchtigen, bis er sie vollkommen unterjochen und zu Sklaven machen kann. Ein König muß Tirann oder Despot sein. Er ist es, er muß es sein, durch seine Lage selbst. Ich sage durch seine Lage, und füge hinzu, auch durch seine Erziehung, also gewissermaßen durch seine Natur."

Dieser Flugschrift wegen wurden Verfasser und Drucker (Chantpie) derselben, wie der Buchhändler Prevot, der sie verkauft, vor Gericht beschieden. Der Substitut des Generalprokurators, Partarrieu-Lafosse, deutete das Vergehen an, welches ihm zufolge aus der inkriminirten Stelle, wie überhaupt aus der ganzen Tendenz der Broschüre sich ergab, und das darin bestand, zur Beseitigung der gegenwärtigen Regierung, und zur Begründung des republikanischen Systems anzureizen.

Caunes seinerseits setzte mit vieler Wärme seine Meinungen auseinander, erinnerte, welchen Antheil er und sein Sohn an den Juliereignissen genommen, und wie der letzte vor Kurzem in Belgien gefallen. Er begnügte sich, die einfache Thatsache aufzustellen, daß der König nicht von der ganzen Nation ernannt worden. Vom Präsidenten unterbrochen, der ihn einlud, sich auf seine Sache zu beschränken, verlangte er, seinen Gedanken auszusprechen, was ihm jedoch nicht zugestanden wurde, worauf er verzichtete, sich weiter zu vertheidigen.

Nach einer Berathung von kaum 20 Minuten erklärten die Geschwornen die Angeklagten als nicht schuldig.

Vor den Assisen zu Orleans ist zu Ende Juni d. J. ein Vergiftungsprozeß verhandelt worden, der beweiset, wie viele Vorurtheile noch im französischen Volke vorherrschend sind. Eine junge, hübsche Frau war angeklagt, mit Hilfe ihres Geliebten und einer Vertrauten, so wie deren Vater, ihren ebenfalls jungen Mann vergiftet zu haben.

Julie war durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit gewissermaßen die Königin ihres Dorfs. Jedermann liebte und bewunderte sie. Man gab ihr den schmeichelhaften Beinamen Solette (Einzige). In einem Alter von 18 Jahren verheirathete sie sich mit einem Jüngling ihrer Wahl. Drei Jahre gingen vorüber, und sie war glücklich mit Jakob Allary. Sie hing an ihm mit eben so großer Liebe, als an ihren Eltern, die dicht neben ihr wohnten.

Plötzlich entfernte sie sich von denselben; sie schien ihre Blicke, ihre Fragen zu fürchten. Ihr Benehmen gegen ihren Mann war noch räthselhafter. Sie behandelte ihn mit der größten Kälte, machte ihm unverdiente Vorwüfe, wünschte sich oder ihm den Tod. Man schüttelte den Kopf; man befragte sich, welches von dem Allem die Ursache sein könne?

Die Ursache war folgende: Seit einigen Monaten hatte Allary einen Arbeiter in Dienst genommen, dessen Aeusseres mehr zurückstoßend als anziehend war, der aber den Ruf hatte, daß er es Frauen und Mädchen anthun könne, und daß sie ihn lieben müßten, sie möchten wollen oder nicht. Dieser Ruf hatte sich von einem weiblichen Munde zum andern fortgesetzt, und war endlich auch zu der Solette Ohr gelangt. Von diesem Augenblicke bildete sie sich ein, daß Franz

Lefebvre es ihr angethan, und daß sie ihn wider Willen lieben müsse. Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigt, war er bei ihr endlich zur fixen Idee geworden, die sie zu allen Ausschweifungen und Verbrechen antrieb.

Von nun an dachte sie nur an den furchtbaren Franz. Sie suchte ihn, und folgte ihm überall unter den sonderbarsten Vorwänden. „Ich weiß nicht was ihr von mir wollt,“ sagte sie eines Tages von ihm: „aber ich kann nicht mehr von Euch lassen. Mir ist nicht wohl, wenn ich Euch nicht sehe.“ Zu der Jungfer Lorris, die ihre Vertraute geworden, sagte sie, daß sie ihn mit wirklicher Wuth liebe, und daß es ihr vollkommen gleich sei, was die Welt von ihr sage.

So verhielten sich die Sachen, als ihr Mann im Dezember 1830 plötzlich heftige Leibschmerzen verspürte, worauf Erbrechungen folgten. Er verspürte eine gewaltige Hitze in den Eingeweiden, die durch keinerlei Getränk gemildert werden konnte. Vierzig Tage litt er auf solche Weise, ohne Linderung zu verspüren. Seine Qualen hatten ihn sehr geschwächt. Speise und Trank, die er entweder aus den Händen seiner Frau, oder von der Jungfer Lorris erhalten, hatten sein Uebel beständig erneuert. Er weigerte sich endlich, irgend etwas zu genießen, als ein erfrischendes Getränk, welches seine Schwiegerältern ihm bereitet, und wonach allein er sich besser befand.

Am Sontag, den 13. Februar, entfernte sich Julie mit Franz Lefebvre, und blieb zwei Tage mit ihm abwesend. Nach ihrer Rückkehr schien sie halb wahnsinnig. Sie bekümmerte sich weder um ihren Gatten noch um ihre Kinder, und als ihr Vater sie um die

Ursache ihres seltsamen Benehmens fragte, entgegnete sie: Ich kann und will nicht mehr leben mit meinem Manne. Morgen spätestens gehe ich mit Franz auf und davon. Ich folge ihm überall, wohin er geht. Auf solche Weise äußerte sie sich in Gegenwart ihres leidenden Gatten.

Während der Nacht schnürte sie ihr Bündel, doch war sie am andern Tage Mittags noch nicht aufgebrochen. In ihres Vaters Garten äußerte sie sich über Allary's Krankheit folgendermaßen: „Wenn mein Mann noch nicht abgefahren ist, liegt die Schuld nicht an mir. Auf Lefebvre's Geheiß habe ich alle möglichen Gifte an ihm probirt. Er hat mehr verschlungen, als zehn Personen hätten verdauen können. Ich begreife nicht, wie er noch am Leben ist.“

Man denke sich des Vaters Lage, als solche Mittheilungen durch seine Tochter ihm gemacht wurden. Diese bemerkte, was in seinem Geiste vorging. „Wenn Ihr wiedersagt, was Ihr erfahren,“ rief sie, „so kümmert mich das wenig. Mein Mann muß sterben, und nichts auf der Welt ist im Stande, mich von Lefebvre loszureißen. Lieber sterben, als von ihm lassen.“

Was sollte der unglückliche Vater thun? Er schwankte lange unentschlossen. Endlich bestimmte ihn die drohende Gefahr, der sein Schwiegersohn ausgesetzt war. Er begab sich zum Maire, und machte seine Erklärung.

Franz Lefebvre und Solette wurden verhaftet. Bei dieser Gelegenheit erreichte der letzten Ueberspannung den höchsten Punkt. Mit dem Ausdruck inniger Zufriedenheit rief sie: „Ich bin froh, mit ihm zu sterben.“ Sie war in der That stolz auf ihren Ge-

liebten, ergriff dessen Arm und schloß sich fest an ihn. Vor der Gerechtigkeit ging ihr erstes Streben dahin, ihn zu retten. Sie erklärte, daß sie aus eigener Bewegung unternommen, ihren Gatten zu vergiften, um sich sodann mit Franz zu verheirathen, der, behauptete sie, ihr Vorhaben nicht gekannt.

Aber bald veränderten sich alle ihre Gesinnungen, als sie erfuhr, daß Franz nie im Sinne gehabt, sie zu heirathen. Die Larve fiel, die Illusion war vernichtet. Verachtung und Haß traten an die Stelle der frühern Liebe. Die Gerechtigkeit erhielt nun von ihr die ausführlichsten Geständnisse.

Ihrem Geliebten gegenübergestellt, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen, seines Verraths und seiner Treulosigkeit wegen. Sie schleuderte ihm ein Ohrgehänge und einen Fingerring zu, welche sie von ihm erhalten. „Du bist ein Feiger, Franz!“ rief sie, „du bist es immer gewesen. Du wagst es nicht, die Wahrheit zu sagen. Aber ich will sie sagen, mag auch daraus entstehen was da wolle. So sehr ich dich geliebt, so sehr verabscheue ich dich jetzt. Ich mag dich nicht mehr sehen und hören. Du bist ein Ungeheuer für mich.“

Sie erzählte nun die Geschichte ihrer Verführung, ihres Falles, der gegen ihren Gatten verübten Verbrechen. Lefebvre seinerseits läugnete, Allary's Frau verführt zu haben. „Sie verfolgte mich überall, und ließ mir nicht einen Augenblick Ruhe. Ihre Liebe war für mich eine wirkliche Last. Ich hatte nicht das mindeste Interesse, ihrem Manne nach dem Leben zu trachten, denn wie ist es nur denkbar, daß ich nach dessen Tode mich mit einer Frau verheirathet haben

würde, die drei Kinder, und kein eigenes Vermögen hatte? Ich war kaum eine Woche in ihrem Hause, und schon suchte sie mich überall auf. Bald nachher sagte sie, daß sie ohne mich nicht leben könne. Sie verfolgte mich bis in mein Schlafzimmer, und als ich sie zurückstieß, fragte sie mich, ob ich besorge, von ihr die Krätze zu erhalten?"

Solette dagegen sagte: „Das Gerücht, welches ihm eine Macht über alle Weiberherzen zugestand, machte mir anfänglich bange. Nach und nach gewöhnte ich mich jedoch an den Gedanken, daß er auch mir etwas anthun könne, und von nun an fühlte ich mich angezogen zu ihm. Sobald er mich mit seiner Hand berührt, konnte ich nicht eine Viertelstunde bleiben ohne ihn, war mir nirgends wohl als in seiner Nähe. Einmal, im Anfang, drückte er mir seinen Finger gegen den Magen, rieb ihn und sagte: Das thuts noch nicht; aber etwas Anderes wird es thun. Ich verlor nun alle Kraft, ihm zu widerstehen.

Man begreift nicht den entsetzlichen Leichtsinn, mit dem die Jungfer Lorris und ihr Vater, ein Greis, der während der Untersuchung starb, Theil genommen an dem von Lefebvre erdachten, und von Allary's Frau gegen ihren Mann in Ausführung gebrachten Vergiftungsunternehmen. Ohne Haß, ohne Vortheil, ohne Rachsucht gesellten sie sich einem Todeskomplott bei, wie einer Lustparthie. Welchem Grunde ist ein solches Begehen entsprossen? Ist es tiefe Verworfenheit oder Blödsinn, Bosheit oder Dummheit? Man darf nur das letzte voraussetzen, und erkennt dadurch am besten, welcher Mittel die Regierung sich zu bedienen

hat, um das Volk allmählig aus seiner Brutalität zu erheben.

Nur das Benehmen der Schwiegerältern Allary's gegen den Unglücklichen vermag die durch so viele Schauderszenen gebeugte Seele ein wenig zu erheben. Die Sorgfalt, mit der sie ihn bewachten, seine Schmerzen zu lindern sich bemühten, der heldenmüthige Entschluß, den der Vater endlich gefaßt, seine eigene, leibliche Tochter als Giftmischerin anzugeben, um seinen Schwiegersohn zu retten, beweisen, wie auch noch edlere Gesinnungen in einer Bevölkerung sich erhalten, die seit länger als 40 Jehren durch alle möglichen Korruptionen verdorben worden.

Nach langer Berathung erklärten die Geschwornen Franz Lefebvre schuldig, und Julie Allary, wie die Tochter Lorris nicht schuldig. In Folge dieses Ausspruchs wurde der erste zum Tode verurtheilt; die beiden andern wurden freigesprochen.

Der Kommandant der Nationalgarde von Anneau, im Eure- und Loiredepartement verklagte die Vorsteherin des Nonnenklosters von St. Remi d'Anneau gegen ihn ausgestoßener Verdächtigungen und Beschimpfungen wegen. Sie hatte ihn nämlich öffentlich beschuldigt, ein Komplott angesponnen zu haben, um das Kloster zu plündern. Mehrere Personen bezeugten das. Die Vorsteherin sagte zu ihrer Entschuldigung, daß, wenn sie auch der inkriminirten Worte sich bedient, was sie nicht ableugnen wolle, sie doch zugleich hinzugefügt, daß sie daran nicht glaube.

Des Klägers Advokat, Doublet, äusserte sich folgendermaßen: „In dem Leben der Staaten, wie in

dem der Individuen, gibt es manchmal Epochen der Besorgniß und Aufregung. Beinahe immer werden sie durch vorübergehende Rückwirkungen der Parteien veranlaßt, die vielleicht bis zu einem gewissen Punkte unter einer freien Regierung unvermeidlich sind. Die Köpfe erhitzen, die Gemüther erbittern, die Meinungen bekämpfen sich; traurige Spaltungen sind davon die Folge. In diesem Kriege auf Leben und Tod zwischen den Parteien geschieht es oft, daß die besiegte, durch ihre Niederlage aufs Aeusserste getriebene, von Leidenschaftlichkeit irre geleitet, zu Verläumdung ihre Zuflucht nimmt. Gegenwärtige Streitsache gibt dazu den Beleg.

„Man weiß, wie mächtig bereits die Kongregation um sich gegriffen, wie sie Mittel gefunden, sich überall einzunisten, wie groß die Zahl ihrer Anhänger in den Provinzen war, und wie sehr ihre Unduldsamkeit das allgemeine Mißtrauen gegen die Geistlichkeit vermehrte. Zu Anneau erklärte sich der Pfarrer gegen die Autorität, und als bald nach den Juliereignissen die ehemalige Vorsteherin des Klosters St. Remi dem Kommandanten der Nationalgarde einen Besuch abstattete, um ihm für die Theilnahme zu danken, mit der er ihr Kloster bewacht, wurde sie, durch einen eigenmächtigen Staatsstreich des Pfarrers, abgesetzt, der an ihre Stelle ihre Magd, die gegenwärtige Vorsteherin, ernannte.

„Der Pfarrer wurde freilich vom Bischof auf einige Zeit ebenfalls seines Amtes entsetzt, und mußte im Seminar zu Chartres Buße thun; aber die von ihm begangene Ungerechtigkeit wurde nicht wieder gut gemacht. Mehr noch, der Pfarrer wurde bald darauf

nach Anneau zurückgeschickt, obgleich der Munizipalrath Vorstellungen gegen diese Verfügung gemacht. Die von ihm nach Chartres gesandte Deputation kehrte unverrichteter Sache zurück. Der Pfarrer traf mit ihr beinahe zu gleicher Zeit ein, und spazirte in den Straßen von Anneau, wie um die Einwohner herauszufordern.

„Sein Vorhaben gelang ihm nach Wunsch. Denn bald wurde das Pfarrhaus umringt, und der Geistliche wurde aufs Wachthaus geführt, wo er bis 1 Uhr Nacht blieb. Der Maire und der Kommandant der Nationalgarde, die während diesen Ereignissen abwesend, und erst in der Nacht zurückgekehrt waren, begleiteten ihn in ein Wirthshaus, vor welchem ein Posten aufgestellt wurde, um ihn vor der Einwohner Unwillen zu beschützen. Am andern Morgen kehrte er nach Chartres zurück, nachdem er durch eine Ordonnanz den Befehl erhalten, sich dahin zu begeben. . . . Die gegenwärtige Vorsteherin des Klosters, von denselben Gesinnungen beseelt, wie ihr Beschützer, hat in den Verläumdungen, welche sie gegen einen Mann verbreitet, der darüber erhaben, der es aber seiner Stellung schuldig ist, sie öffentlich zu rügen, vollkommen Jenes Vertrauen gerechtfertigt.“

Der Advokat der Verklagten ließ dem Karakter des Kommandanten der Nationalgarde von Anneau alle Gerechtigkeit widerfahren, fügte jedoch hinzu, daß er wohlgethan haben würde, hätte er das Beispiel der Nationalgarde von Paris nachgeahmt, die, nachdem sie auf Befehl der Minister dezimirt worden, dieselben Minister gegen die Volkswuth beschützt.

Das Gericht, in Betrachtung, daß die von der

Vorsteherin des Klosters ausgestoßene Beschuldigung nicht öffentlich gehalten worden, und man sie daher nicht als vom Gesetz bezeichnete Verläumdungen betrachten könne, erklärte jene als nicht schuldig, und verfällte die klagende Partei zu Bezahlung aller Kosten.

Vor dem Kriegsgericht zu Toulon erschien am 12. Juli d. J. der Lieutenant Itam, unter der Anklage, seinen Obern ungehorsam gewesen zu sein, indem er sich geweigert, mit seiner Kompagnie gegen einen Haufen Bürger zu marschiren, der auf dem öffentlichen Platze zu Tarascon um einen daselbst gepflanzten Freiheitsbaum sich versammelt.

Dieser Prozeß, der anfänglich zu Marseille verhandelt werden sollte, hatte, der Stimmung des Volks, und einer unvermeidlichen Explosion, im Fall einer Verurtheilung, wegen, die Behörde vermocht, ihn nach Toulon überzutragen. Aber auch da besorgte man eine starke Gährung, weshalb man es vermied, den Angeklagten unter militärischer Bedeckung nach dem Gerichtssaale führen zu lassen. Die Gattin des Kapitäns Rapporteur Serrent bot ihm den Arm und begleitete ihn dahin. Itam ist 42 Jahre alt und Lieutenant im 15. Linien-Infanterieregiment. Auf des Präsidenten Frage, warum er dem Befehl seiner Vorgesetzten nicht gehorcht, entgegnete er:

„Ich habe meine Grenadiere abgehalten, dem ihnen ertheilten Befehle zu gehorchen, um sie zu verhindern, einen Meineid zu begehen, und zugleich meinem Eide getreu zu bleiben. Der Freiheitsbaum war nur ehrenwerth für mich. Er war mit den drei Farben geschmückt. Auf seinem Wipfel weheten zwei dreifar-

bige Fahnen mit der Inschrift: „Freiheit, öffentliche Ordnung,“ auf der einen, und der: „Es lebe Ludwig Philipp, König der Franzosen,“ auf der andern. Am [untern Theile des Baumes war des Königs Büste angebracht.

„Ich hatte geschworen, den König und die Nationalfarben zu vertheidigen. Ich würde geglaubt haben, gegen meine Ehre zu verstoßen, meinem Eide ungetreu zu werden, wäre ich gegen die Büste Ludwig Philipps und gegen die Fahnen marschirt, welche uns die Julirevolution zurückerstattet.

„Noch eine andere Betrachtung bestimmte mich zur Weigerung. Eine zwischen zehn und eilf Uhr Vormittags, auf Befehl des Maire, bekannt gemachte Proklamation, schien die Einwohner der Stadt aufzufordern, sich gegen einander zu bewaffnen, oder wenigstens sich gegenüber zu stellen. Daraus mußte nothwendigerweise ein Beginn von Bürgerkrieg entstehen. Ungehorsam war also Pflicht, um unzuberechnenden Exzessen und Unheil vorzubeugen. Ich war überzeugt, daß mein Ungehorsam die Vergiessung französischen Bluts verhindern werde. Ich habe den Eingebungen meines Herzens gehorcht. Die Proklamation ist seitdem unterschlagen worden. Ich habe kein Exemplar davon erhalten können. Ein Zeugniß des neuen Maire von Tarascon beurkundet das....

„Als das Bataillon unter den Waffen war, stellte ich mich vor meine Grenadiere, und sagte: „Ihr marschiert nur anf meinen Befehl.“ Auf die Einrede des Jägerobersten entgegnete ich: „Meine Kompagnie marschiert nicht gegen französische Bürger, welche die

Nationalfarben vertheidigen.“ Der Oberst bemerkte, daß ich mich in einen schlimmen Fall versetzte. „Ich kenne meine Lage,“ sagte ich, „und thue meine Schuldigkeit. Marschiere ich, werden wir bald mehrere hundert Opfer zu betrauern haben. Marschiere ich nicht, bin ich das einzige Opfer. Die Wahl ist nicht schwer.“

„Zwei Parteien waren alltäglich auf dem Punkte, sich zu bekämpfen. An jenem Tage befanden sich 300 oder 400 Karlisten hinter dem Bataillon. Sie erwarteten nur einen günstigen Augenblick, um sich auf ihre politischen Feinde zu stürzen, und sie wie 1815 zu massakriren. . . .

„Ich wiederhole, daß was ich gethan, ich als guter Bürger thun zu müssen geglaubt. Ich habe Blutvergiessen verhindert; ich habe des Bataillons Ehre unbefleckt erhalten. Ich wußte sehr wohl, daß ich dem Verlust meines Grades, oder wenigstens einer zeitweisen Haft mich aussetzte. Aber ich habe nicht geschwankt, und mit Freuden der Nationalsache, für welche ich handelte, dies Opfer gebracht.“

Der rapportirende Hauptmann Serrent stellte die Lage, in welcher der Angeklagte sich befunden, in das hellste Licht; äusserte, daß seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung nach derselbe gehandelt, wie er handeln mußte, und daß er demzufolge frei zu sprechen sei. Der Präsident des Kriegsgerichts, Oberst L ü n e l, tadelte diese Schlußnahme, und protestirte im Namen des Königs und des Gesetzes gegen die in Rede gestellten Maximen, welche, als Grundsätze angenommen, alle Disziplin vernichten würden.

Nach einer halbstündigen Berathung erklärte das

Gericht, mit einer Mehrheit von sechs Stimmen gegen eine, den Lieutenant Itam als nicht schuldig, und schickte ihn zu seinem Regimente zurück, um nach wie vor seinen Dienst fortzusetzen.

Ein Sonntag in London.

Wer hat nicht jene Mährchen gern, welche die ganze Erde umkreiset haben, die sich von der Sündfluth herschreiben, die alle Mythologien durchschritten haben, und die uns noch heut vergnügen? Die Geschichte von den „Siebenschläfern“, ist sie nicht ein wirkliches Meisterstück des menschlichen Geistes? Man bedenke nur, wie alt diese bewunderungswürdige Fabel ist. Man erinnere sich, daß seit drei Jahrtausenden zwanzig verschiedene Völker dieselbe Dichtung angenommen.

Endymion und sein langer Schlaf; Epimenides und sein mit Erstaunen begleitetes Erwachen; Friedrich der Rothbart, eingeschlafen in einer Höhle, und verwandelt in einen Stein; bis auf Washington Irwings Helden, der nach zwanzigjährigem Schlaf erwacht, und seine Frau mit einem Andern verheirathet findet: alle diese Gestalten mit verschlossenen Augenliedern, defiliren vor mir vorüber. Ich erinnere mich selbst, daß Mahomet, dieser Deklamator ohne Einbildungskraft, dieser Flickschneider aller Glaubensmeinungen, den Epimenides in seinem Koran parodirt hat.

Wie Mahomet, Epimenides und des Phöbus Günstling, bin ich von einem langen Schlaf erwacht. Der

Augenblick, wo ich Albions Gestade berührt, die mir sieben Jahre entfremdet gewesen, hat mich in dieselbe Lage versetzt, in welcher sich die Vorgenannten befunden. Sieben Jahre waren verflossen. Penaten, englisches Dach, home, comfort, Wörter, auf die der Brite stolz ist, weil Niemand ausser seiner Insel sie begreift*), ihr waret verloren für mich!

Freilich waren meine Augen während diesem einem Jahrhundert gleichen Lustrum offen geblieben. Aber was hatten sie gesehen? Städte, Felder, Theater, Ruinen, eine Nachtwandlerspiegelfechterei, eine lange Vision, einen glänzenden Traum.

Der Engländer existirt nur in seinem Vaterlande. An jedem andern Orte ist sein Dasein erkünstelt. Es ist eine Illusion, ein Zwang; seine Genüsse selbst sind mühsam. Er kehrt nur zum Besitzthum seines Selbst zurück, er findet sich nur wieder in seinem Heiligthum, in seinem Bei sich, in der innigen Zurückgezogenheit seines Kabinets und seines Alkovens. Da, in diesem Mittelpunkte aller seiner Genüsse, erlangt er seine verlorne Energie wieder, wie Anteus, indem er seine Mutter umarmte.

Den 20. September 1820, es war ein Sonnabend, wurden etwa hundert Reisende, unter denen ich mich befand, durch ein Dampfboot gegen Abend auf den großen Hafendamm von Dovres geworfen. Das Wetter war sehr schön: ein herrlicher Sonnenschein, ein schlummerndes Meer. Mein Fuß berührte den heimathlichen Boden:

---

*) Man sieht, der Verfasser schreibt als ächter Sohn Altenglands.

O quanta natale solum dulcedine mulctus... Et cætera. Dieser Vers trat mir ins Gedächtniß, als ich die Augen um mich warf.

„Lieber Gott," sagte ich zu mir, „wie niedrig diese Häuser sind."

Die zahlreichen Stockwerke des Festlandes, ihre riesige Bauart lebten noch in frischer Erinnerung. Ich glaubte zu Lilliput zu landen. Herr Däumling, als er seine Siebenmeilenstiefeln auszog, konnte keine sonderbarere Empfindung verspüren. Kleine Fenster, enge Thüren, höchstens zwei Stockwerke. Ein Sprachzimmer wie eine Schachtel, kleine Gabeln mit drei Zacken, eine leichte Kutsche mit vier Plätzen im Innern, eine große Landstraße, einem Parkwege ähnlich, niedrige Hecken, allerliebste Hüttchen, mikroskopische Gärten, ein feiner Sammetrasen: Alles war in Diminutivharmonie. Ich fühlte mich klein. Ich kehrte zurück in meine Schale. Alles, selbst des Postknechts feine Stiefeln, lehrten mir Demuth.

Vale, Brobdingnag*), ich bin wieder in Lilliput. Anderwärts ist die Gesellschaft künstlich. Hier hat der Mensch begriffen, wie wenig er ist, falls er noch „Etwas" ist. In Italien thürmt er Steinwälder auf. In Frankreich läßt er auf den Landstraßen für sechs Postkutschen nebeneinander Platz. Dieser Titanenkampf gegen die Natur ist eitle Narrheit. Ich schwöre sie ab. Ich muß mich wieder gewöhnen an die sparsame Einfachheit, an die symetrische Ordnung meines Vaterlandes, wo man so arg geizt mit Zeit, Raum und Geld.

*) Riesenland in Swifts Roman.

Ich kam nach London am Sonntag Morgen. Eine jener himmlischen Nächte, wo das den Dichtern so werthe Gestirn in seiner reinen, melancholisch-feierlichen Klarheit glänzte, hatte die süßesten Gefühle in meiner Seele aufgeregt. Ich bereitete mich vor, in seiner ganzen Ausdehnung das Entzücken der Rückkehr zu geniessen.

Es war fünf Uhr Morgens, als ich über die Westminsterbrücke fuhr. Tiefes Schweigen. Eine schlummernde Stadt. Nicht ein Laut, nicht ein Spaziergänger, nicht ein Lebenszeichen. Es ist ein an Anregungen fruchtbares Schauspiel, eine Stadt zu sehen, wo so viele Leidenschaften, Intriguen, Laster, Verbrechen, Genie, Industrie, Thätigkeit schweigen, versenkt in einen gemeinsamen, vorübergehender Schlaf.

Als ich um zehn Uhr erwachte, fühlte ich mich durch den in dem bequemen Bette meines Gasthofes genossenen Schlaf gestärkt. Ich frühstückte auf englische Weise mit Thee, Butter und Rolls, die meine Wirthin „französische Brötchen“ nannte, und die nichts Französisches haben, als den Namen. Vergnügt ging ich aus, um einige Besuche zu machen.

Welche Freude, meinen alten Schulgefährten G. wieder zu sehen! Ich schritt gegen Grosvenor Square*), wo er wohnte. Die verschlossenen Laden, die stumme Stadt, lange nach der gewöhnlichen Erwachungsstunde, erregten in mir ein melancholisches Erstaunen. Ich hob den Faunenkopf, der als Klöpfel an G's Thür diente. Das schwere Bronzestück schlug donnernd an, und der im Innern wiederholte Schlag tönte dumpf

*) Fashionables Stadtviertel.

zurück. Mehrere Minuten verstrichen; keine Antwort. Endlich erschallte eine schneidende Stimme aus der Küche, die, wie man weiß, unterm Erdgeschoß sich befindet.

„Was gibt's? Was wollt Ihr? Warum macht Ihr so viel Lärm? Könnt Ihr nicht die Klingel ziehen?“ fragte sie.

Man hätte vermuthen sollen, eine in ihrem Schlummer gestörte Bachantin zu hören, so sehr hatte mein Hammerschlag diesem Frauenzimmer mißfallen, dessen Unhöflichkeit mich empörte. Ich rief mir jedoch die großen Grundsätze der britischen Gleichheit und Unabhängigkeit ins Gedächtniß, und entgegnete sehr ruhig:

„Ist Euer Herr zu Hause?“

— Geht, und sucht ihn in Norwich.

Sie schlug ihr Küchenfenster zu, und murmelte, ich weiß nicht welche unzusammenhängende Verwünschung, zwischen den Zähnen, die sich gegen ihren Feuerherd verlor. Zugleich wendete sie mir ohne Weiteres den Rücken.

Mein Freund war zu Norwich; vielleicht auf Rebhühnerjagd. Er plagte seine Meier durch unerträgliche Wachsamkeit. Das begriff ich sehr wohl. Aber seiner Köchin Grobheit setzte mich in Erstaunen. Warum behandelte sie mich wie einen Dieb? Konnte man nicht an die Thür schlagen, um nach ihrem Herrn zu fragen, ohne ihre Galle aufzuregen? Ich betrachtete genau meinen Anzug. War mein Hut abgeschabt? War mein Hemde gelb? Waren meine Schuhe beschmutzt?

Nein, Alles befand sich in vollkommener Ordnung.

Ich hatte das Ansehen eines Gentleman. Leider erinnerte ich mich nicht, daß, weil ich nur einmal mit dem Klöpfel angeschlagen, ich mich selbst als einen gemeinen Menschen angekündigt; daß der Plebejanismus meines Schlages aufgenommen und behandelt worden, wie er es verdiente; endlich, daß alle drei Monate die fashionable Art an die Thür zu schlagen, zu London eine Metamorphose erleidet, und daß Derjenige, welcher die neue Mode nicht kennt, und sich derselben bedient, der Gefahr sich aussetzt, zu den Leuten ohne Weltkenntniß, zu dem aussergesellschaftlichen Pöbel gezählt zu werden, der in dem aristokratischen England für Nichts gerechnet wird.

Mein langer Aufenthalt in der Fremde hatte mir alle diese Schattirungen spezieller Sitten, die England allein kennt, vergessen lassen. Ich wußte nicht mehr, daß der Sonntag zu London ein Tag ohne Gleichen ist, ein dem Nichts gewidmeter Zeitraum von vierundzwanzig Stunden, wo man weder fromm, noch frivol, noch ernsthaft ist, wo man sich zu einer Totaleinstellung aller menschlichen Eigenschaften verdammt, wie ein mechanisches Räderwerk, dessen Bewegung plötzlich stockt, und einen Trauerflor über die Stadt, einen Bleidom über ihre Gebäude, eine unbeschreibliche Lethargie über ihre Bewohner wirft. Könnten sie an diesem Tage den Umlauf ihres Blutes, den Gang ihrer Gedanken hemmen, ich glaube sie würden es thun. Die Anwendung einer ungeheuern moralischen und intellektuellen pnevmatischen Maschine, würde nicht eine größere Leere erzeugen.

Ich klopfte an sechs oder sieben Thüren meiner Bekannten: die Einen brauchten Seebäder, die Andern

durchstreiften Schottland. Diese liessen mir sagen, daß sie krank, jene, daß sie in der Kirche seien. Der Wachtbefehl war allgemein.

Wo sind, fragte ich mich, der Corso von Rom, die Boulevards von Paris, der Prado von Madrid? — Man vergleiche mit diesem regen Leben, mit dieser glänzenden Szene, des englischen Sabbats düstre Grabesfeierlichkeit.

Meine Empfindungen, ich muß es gestehen, waren meinem Vaterlande nicht besonders günstig. Ich fand in dieser strengen Beobachtung des Sonntags eine religiöse Maskerade, die mich empörte. Ich erkannte in ihr den alten Sauerteig des Puritanismus in seiner gefährlichsten Entwickelung.

Wozu gut, den Menschen zur Traurigkeit zu zwingen, wenn diese Traurigkeit ihn mit keiner Tugend bereichert? Seht Ihr lieber den Handwerker sich betrinken, als tanzen? Ich gebe einer unschuldigen Freude vor mürrischen Lastern den Vorzug. Gebietet uns der Himmel langweilig zu sein und Andere zu langweilen? Ist Unbeweglichkeit eine in den zehn Geboten vorgeschriebene Tugend? Warum verhindert man das Volk zu lachen? Eine düstere Nation ist wahrlich nicht besser als eine heitere....

Klägliches Schauspiel, der Hauptstadt Englands verödete Straßen an einem Sonntag zu sehen; diese langen Prozessionen gähnender Spaziergänger, die das Ansehen haben, in der Themse ein Mittel gegen das Leben und dessen Verabscheuung zu suchen. Alles wendet sich, mit wirklichen Leichenschritten, der Kirche oder dem Park zu.

An allen andern Orten findet man nichts als Einsamkeit und Schweigen. Diese Abwesenheit der Be-

völkerung vergönnte mir, um so aufmerksamer die Veränderungen zu beobachten, welche der Westtheil von London durch die neuern Baumeister erlitten. Ich fand hier Beweise von dem schlechtesten Geschmack, dessen Lizenz eine Nation sich erlauben kann. Ich bewunderte dies Gemisch aller Ordnungen, oder vielmehr aller Unordnungen der Architektur: den ägyptischen Styl neben dem arabischen, eines griechischen Tempels Profil, verschwistert mit den spitzen Lanzetten gothischer Kirchen. Wie viele Halbmonde, Hufeisen, Freitreppen, Karyatiden, lächerliche Anmaßungen, heterogene Durcheinandermischungen! Welche traurige Nachahmung alter und neuer Kunst!

Ich durchschritt alle von der schönen Welt bewohnte Straßen, ohne eine einzige meiner alten Bekanntschaften zu finden. Von dieser unglücklichen Nachforschungs-Expedition ermüdet, wendete ich meine Segel ebenfalls gegen den Park, wo ich das Gewühl fand, welches ich in den Straßen vermißt hatte; aber ein schweigendes, bemaulkorbtes Gewühl, voll alberner Affektation und lächerlicher Etikette.

Warf man einen oberflächlichen Blick auf dies schwarzgekleidete Volk, hätte man alle Schattirungen des Ranges und Vermögens verwischt glauben mögen. Um einige Guineen miethet der Ladendiener ein zierliches Tilbury, und gibt sich das Ansehen eines großen Herrn. Euer Kleidermacher trägt ein prächtiges Jabot, und schreitet so schwerfällig einher, wie ein Pair von England. Der falsche bon ton folgt dem wahren bon ton auf der Ferse. Der Plebs äfft die Aristokratie nach, und da man, um dem Original ähnlich zu sein, nur zu schweigen, sich ein unverschämtes

Ansehen zu geben, steif einherzuschreiten, und die Leute mit den Blicken zu messen braucht, scheint die Aristokratie sich zu vervielfältigen, überall zu sein.

Im Innern der Gärten von Kensington verändert sich die Szene. Dieser köstliche Park ist der Frauen eigentlicher Spaziergang. Die in England so gewöhnliche Schönheit, zeigt sich hier unter allen Formen, unter allen Trachten, unter allen Stoffen, von der durchwirkten Seide bis zum groben Zeuge.

Kensington Garden versöhnte mich ein wenig mit dem englischen Sonntag. Ich verwünschte nur noch die gewaltig geputzten Reiter, die vor der kleinen Mauer vorüberreitend, welche den Garten von dem Park scheidet, ihre Miethpferde quälten, um die Blicke der Spaziergängerinnen auf sich zu ziehen; eine Geckerei, die in meinen Augen mit der unleidlichsten Pedanterei gemischt war.

Des schönen Wetters ungeachtet, ermüdeten mich doch endlich alle diese sich langweilenden Gesichter. Ich bestieg die erste Diligence, welche vorüberfuhr, und stieg ab bei der Gräfin von ***, zu Richmond.

Die ganze Familie war im großen Saal. Ein kleines improvisirtes Konzert schallte von den mit Mohr und Vergoldung bekleideten Wänden wieder. Die Aeltesten spielten Karten, und Goldhaufen bedeckten den grünen Teppich. Ich verweilte einige Zeit in dieser Gesellschaft, nicht ohne mich innerlich zu wundern, über den befremdenden Kontrast zwischen den Sitten des Volks und denen der großen Welt.

Am Abend durchschritt ich von Neuem die City, den Strand und Grosvenor Square. Betrunkene taumelten in den Straßen. Unzucht und Ausschwei-

fungen jeder Art waren auf des Tages düstere Einförmigkeit gefolgt. Ich kehrte tief betrübt in meine Wohnung zurück. Es war für mich etwas Empörendes in diesem Gemisch von Laster und Heuchelei, puritanischer Gewohnheiten im Aeussern, und stinkender Entehrung in der Wirklichkeit. Meines Vaterlandes Sitten, ich muß es gestehen, flößten mir mehr als eine bittere Bemerkung, mehr als eine Besorgniß für die Zukunft ein.

Gegenwärtiger Zustand der astronomischen Kenntnisse in China *).

Es ist nicht zu verwundern, daß bei einer Nation, wo der Unterrichtung höchster Punkt, welchen ein „Gelehrter" erlangen kann, darin besteht, aus dem Grunde des Landes Gesetze, Gebräuche und Zeremonien, so wie die größtmöglichste Menge Karaktere der Schriftsprache zu kennen, die exakten Wissenschaften so lange stationär geblieben sind. Es scheint jedoch, daß die chinesische Regierung diesen Kenntnissen jetzt einige Beförderung angedeihen lassen wolle, um sie auf denselben Punkt zu bringen, auf welchem sie sich bei den abendländischen Völkern befinden. Ein solcher Entschluß scheint uns höchst beachtungswerth, und kann als ein neuer Beweis von dem fortschreitenden Geiste betrachtet werden, der jetzt bei allen Völkern vorherrschend ist.

*) Man vergleiche mit dem Artikel: „Neue Entdeckungen der Astronomie", im eilften und zwölften Bande des Jahrgangs 1828 dieses Werks.

Seit undenklichen Zeiten theilen die Chinesen das Sonnenjahr in 365 Tage und 6 Stunden, und fügen alle Jahre einen Tag hinzu, wodurch ein Schaltjahr entsteht. Sie haben mehrere Finsternisse beobachtet, den Gang einiger Konstellationen angedeutet, und besitzen ausserdem einige andere astronomische Kenntnisse, die jedoch nur elementarisch sind und auf keinerlei Theorien beruhen. Denn ihre Unwissenheit und ihr Aberglaube sind so groß, daß sie die Finsternisse den Erscheinungen eines ungeheuern Thieres, Hampha genannt, zuschreiben, das unter der Gestalt einer dreibeinigen Kröte Sonne und Mond anfällt, um sie zu verschlingen. Um nun dies Ungethüm zu verhindern, ein so abscheuliches Verbrechen zu begehen, lösen sie, wie in Zeiten öffentlichen Ungemachs, eine Menge Sprengbüchsen und schlagen aus allen Kräften auf den Tam-Tam (Trommel).

Die Art und Weise, wie sie den Tag eingetheilt, ist beinahe so einfach, wie die unsrige, mit der sie viel Aehnlichkeit hat. Ihr Tag beginnt um ein Uhr nach Mitternacht. Sie scheiden ihn in zwölf Theile, von denen jeder zwei unserer Stunden begreift. Aber statt die Stunden durch ihre Zahlenordnung zu bezeichnen, geben sie jedem dieser zweistündigen Zeiträume einen andern Namen. Der Zeitraum zerfällt alsdann wieder in acht Theile, die mit unsern Viertelstunden korrespondiren, die kleinste Unterabtheilung, welche sie bis jetzt erdacht.

Von dem gewaltigen Zurückstehen der astronomischen Wissenschaften, im Vergleich mit dem Zustande derselben bei den abendländischen Nationen unterrichtet, hat die chinesische Regierung seit Kurzem zu Pecking

ein astronomisches und ein mathematisches Bureau gestiftet, jedes aus sieben Mitgliedern bestehend, von denen drei Europäer sind. Ihr Präsident ist ein Prinz von Geblüt.

Die Mitglieder dieser beiden Bureaux sind von jeder Bestrafung für Vergehen, welcher Art sie auch sein mögen, mit Ausnahme dessen des Hochverraths, frei. Aber wenn sie ihre Pflicht vernachlässigen, erhalten sie hundert Stockschläge *), von denen sie sich jedoch durch Bezahlung einer Strafe freikaufen können, eine beispiellose Ausnahme in China, welche beweiset, wie hohe Wichtigkeit die Regierung auf das Studium der Himmelskunde legt.

Der Chinesen geographische Kenntnisse erstrecken sich nicht über die in Griechenland zu den Zeiten Herodots verbreiteten. Sie glauben, daß die Erde viereckig ist, und daß China, ebenfalls von viereckiger Form, derselben Mittelpunkt bildet. Um dieses Reich gruppiren sie sodann, ohne alle Ordnung und ohne alles Verhältniß, die benachbarten Länder, über welche sie einige Kenntniß haben. Die entferntern verursachen ihnen viel Verlegenheit und sind auf den meisten ihrer Karten nur durch Punkte angedeutet.

Die Stiftung der obgedachten Gesellschaften wird wahrscheinlich auch der geographischen Wissenschaft einen größern Schwung verleihen.

---

*) M. s. den Aufsatz! „Merkwürdige Auszüge aus dem chinesischen Strafgesetzbuche", im fünften und sechsten Bande des Jahrgangs 1831 dieses Werks.

Ausdehnung, Grenzen, Verwendung und Mißbrauch des Talents.

Man glaubt die Talente selten; Irrthum. Man glaubt das Talent anwendbar auf Alles; noch ein Irrthum. Die intellektuellen Eigenschaften, welche wir unter dem Namen Talent bezeichnen, haben ihre bestimmten Grenzen, die sie nicht überschreiten können. Jedem Individuum hat die Natur eine spezielle Tendenz, eine eigenthümliche Neigung, eine Fähigkeit gegeben, welche des Lebens Zufälle oder Mangel der Erziehung nicht immer genügend benutzen.

Woher jene Menge menschlicher Wesen, die entweder für dumm oder für nichtig gehalten werden? Tritt man in eine Gesellschaft: man wird darin einen geistreichen Mann von vierzig Nichtigkeiten umringt finden. Besucht man eine Akademie: die geistigen Nichtigkeiten sind auch hier noch vorherrschend. Befragt man einen Schulmeister: er wird seinen Lieblingsschüler bezeichnen, die Uebrigen mit Verachtung schlagend. Sie verdienen nicht genannt zu werden. Sie sind geboren, wie Horaz sagt, um der Erde Früchte zu verzehren, doch unbeachtet zu sterben.

Diese ungerechte Anklage gegen Gott, Vertheiler alles Vortrefflichen, folglich auch des Talents, hat, als Folge- und Gegensatz, die unsinnigste Uebertreibung in Würdigung anerkannter Talente erzeugt. Man nimmt den Einen Alles, um es den Andern zu geben. Schreibt man der großen Masse eine Beschränktheit zu, welche sie verläumdet, so gewährt man einigen vereinzelten Genie's eine riesige Allgemeinheit, die ihnen nicht eigenthümlich sein kann.

Ich bin weit entfernt, diese Doppelmeinung zu theilen, die ich als Doppelirrthum betrachte. Es ist, meines Erachtens, eine größere Distanz zwischen dem alltäglichen Menschen mit gemeiner Verstandeskraft und dem Tropf, der keinen Verstand hat, als zwischen Plato oder Aristoteles und einem Narren.

Der Mensch, den wir für geistlos halten, ist ohne Zweifel mit weniger glänzenden Eigenschaften, mit einer weniger vollkommenen Organisation begabt. Aber bei Allem dem räsonnirt er doch. Er bedient sich, mit weniger Leichtigkeit und Energie, derselben geistigen Springfedern, mit deren Hilfe Bakon und Shakspeare ihre Meisterwerke erzeugt. Des Gedankens Grenzen, sehr beschränkt bei gewissen Leuten, sehr ausgedehnt bei andern, existiren immer. Beim Tropf allein bestehen sie nicht. Dies der allgemeinen Regel entfremdete Wesen ist ein Ungethüm. Der ihm mangelnde Gedanke wird selbst nicht durch des Thieres Instinkt ersetzt, das also vollkommener ist, als der Tropf.

Es gibt kein Genie, fähig zu Allem; keinen wohl organisirten Menschen, fähig zu nichts. Dem Mangel an Erziehung allein muß man der menschlichen Fähigkeiten übeln Gebrauch zuschreiben. Erziehung sollte Uebung der speziellen Talente eines Jeden sein. Man müßte so zu sagen Experimente anstellen mit diesem jungen, kaum entwickelten Gehirn, um zu wissen, wozu es geeignet sein kann. Statt dreißig Schüler in eine Art Gefängniß zu sperren, ihre Lektionen wiederholen zu lassen, welche die meisten von ihnen nicht begreifen, müßte man den natürlichen Eigenschaften freien Spielraum lassen, ihren Schwung befördern, ihre Fortschritte unterstützen.

Man trete in eine Schule. Trauriges Schauspiel! Statt die Intelligenz zu entwickeln, erstickt man sie; statt sie zu pflegen, wird sie beherrscht, zermalmt. Sie muß sich den langweiligen Regeln der Grammatik, den Foltern der Anfangsgründe unterwerfen. Es ist ein Wunder, wenn die meisten, einer solchen Unterrichtsmethode unterzogenen Geistesfähigkeiten nicht unter so schweren Fesseln erliegen.

„In einer Art Sklavenhaus," sagt irgendwo Cervantes, „sind arme Wesen eingesperrt, die man von Zeit zu Zeit hinausgehen läßt, um gemeinsam eine Aufgabe in Ausführung zu bringen, von der Niemand Vortheil gewinnt. Man läßt ihnen Freiheit, sich gegenseitig zu necken, zu prügeln, zu schaden, während es dem Herrn freisteht, sie einzukerkern, zu martern, zu verstümmeln. Eins wiegt das andere auf. Der Sklaven übertriebene Lizenz kommt dem willkürlichen Despotismus ihrer Henker gleich."

Ohne Zweifel werden die Kinder in den Schulen nicht auf eine so barbarische Weise behandelt. Aber im Verhältniß ist ihr Schicksal das von Cervantes beschriebene, jener Unglücklichen, deren Leiden er während seiner Gefangenschaft zu Algier getheilt.

Ein Schulmeister ist ein unerbittlicher Despot. Er richtet ohne Appel. Er straft nach seiner Laune Eingebungen. Der Schüler kann sich übel betragen; der Schulmeister kann ungerecht sein. Da es unmöglich ist, alle Fehler zu bestrafen, oder dem pedantischen Tirannen einen Zügel anzulegen, ergibt sich aus diesem Zustand der Dinge ein abscheulicher Kompromiß.

Das Kind genießt eine ungewisse Freiheit, der Schulmeister eine von jenes Lizenz gemilderte Macht.

In diesen beständigen Saturnalien erwartet der Schüler immer den Schlag, der ihn treffen soll; daher eine Gewohnheit der Unmoralität, die sich nach Ungerechtigkeit bildet, sich rächt durch List.

Bis wann wird er ungestraft bleiben? Er weiß es nicht. Der arme, der Ruthe des strengen Patriziers unterworfene Paphlagonier war weniger unglücklich. Er wußte genau, wann und wo seine Freiheit endet.

Nichts Grausameres, als ein Zustand der Halbfreiheit, des Halbdespotismus, wo die bestehenden Gesetze nichts Bestimmtes, nichts Entschiedenes haben; wo das exemplarischste Betragen durch launische Strafe geschlagen werden kann, während ein wirklicher Fehler unbeachtet bleibt. Das ist der Kinder Erziehung in ihren Erholungsstunden. Schlägt die Unterrichtsstunde, ist es noch ärger.

Das Kind in seiner Klasse bemühet sich nicht, so gut als möglich sich zu benehmen, sondern nur der Strafe zu entgehen. Es wiederholt, es antwortet, es hört scheinbar. Seine Beweggründe sind Gewalt, Furcht, Zwang, selten Eigenliebe, nie Verlangen, recht zu thun, Wunsch geistiger und moralischer Vervollkommung.

Man sehe nur, wie der junge Sklave die von ihm geforderte Antwort ertheilt. Man bemerke die klagende Stimme, den dumpfen, einförmigen Ton. Man sollte meinen, den Dolon der Ilias zu vernehmen, dem Ulyß mit seines Degens Spitze die Worte entreißt. Sie erschallen langsam, traurig, auf mechanische Weise, wie durch ein von dem Schulmeister in Bewegung gesetztes Räderwerk. Des Zöglings Wille

ist in dieser Antwort für nichts. Und man wundert sich noch, daß die meisten jungen Schüler das Ansehen wahrer Tröpfe haben in ihren Klassen! Ein solches System ist im Stande die lebendigsten Geistesfähigkeiten herabzuwürdigen. Intelligenzträgheit, Furcht, Langeweile, Untheilnahme: das sind die Musen unserer Kollegien.

Diese Tirannei des Schulmeisters endet, wenn der Jüngling in die Welt tritt. Die Geissel verschwindet. Aber das schwere Gesetz der Konvenienz lastet nun auf ihm. Er tappt im Finstern. Er bemühet sich, die neue Sphäre kennen zu lernen, in die er geworfen worden.

Eine zweite Erziehung, ein zweites Studium beginnen. Sie sind nicht weniger wichtig, nicht weniger tief. Was kann er thun? Wie weit geht seine Straflosigkeit? Wo findet sie ihre Grenzen? Wie viel noch zu lernen! —

Man folge dem Jüngling auf dieser Laufbahn. Jeder seiner Schritte ist eine neue Erfahrung. Die Gesellschaft gesteht ihm einen gewissen Schutz zu. Aber sie überläßt ihn mehr als einer Ungerechtigkeit, legt ihm mehr als eine Fessel an.

Es ist darum zu thun, genau diese Fesseln, diese Gefahren zu kennen. Unter Form und Namen von Gerechtigkeit und Jurisprudenz wird er von zahllosen Uebeln befallen, gegen die er sich nicht schirmen kann. Einige Gewaltthätigkeiten des natürlichen oder wilden Zustandes können ihn noch erreichen. Wie soll er diese sonderbare Verschürzung entwirren? Hier Gefahren, anderseits Sicherungen dagegen. Neben einer Zivilisation, die ihm dient, eine gesellschaftliche

Organisation, die ihn zermalmt oder unterstützt, je nachdem Zufall oder Geschicklichkeit zu seinen Gunsten, oder gegen ihn bestimmen.

Sein erstes Gefühl ist das einer ihn entzückenden Befreiung. Er entgeht dem Ergastulum. Kein physischer Zwang, keine harten Strafen mehr. In seiner Unabhängigkeit erstem Genuß überläßt er sich einigen Ueberspannungen der Freude, der Emanzipation, die ihn berauschen. Sein Betragen hat viele Aehnlichkeit mit den lustigen Sprüngen eines jungen Pferdes, das sich frei fühlt. Es sind die ersten Hufschläge, die sein Vergnügen bezeugen.

Aber diese Zeit geht bald vorüber. Er wird gesetzt, vernünftig, oder vielmehr berechnend. Erfahrung auf Erfahrung, wendet jeden Tag die Blätter des so schwer zu lesenden Buches, der Welt, um. Und ach, wenn die beiden Erziehungen, die der Schule und die des Lebens vollendet sind, ist er seinem Ende ziemlich nahe. Seit Langem hat man sein Geschick bestimmt. Man hat ihn zur Magistratsperson gemacht, wenn er geboren war, um Künstler zu sein; zum Künstler, wenn die Natur ihn zum Handwerker bestimmte.

Man hat blindlings seine ursprüngliche Bestimmung verändert. Niemand in der Schule, Niemand in der Gesellschaft hat sich zu erforschen bemühet, wessen er fähig sei. Vor der Zeit, wo mit Jahren, und vielleicht mit Mängeln, belastet, er fühlt, was er wirklich werth ist, und jenes ruhigen Besitzes seines Selbst genießt, sieht er sich an ein Geschick gefesselt, an ein Gewerbe gebunden, in welchem das Talent, dessen Keim er in sich trägt, sich nicht

entwickeln kann. Auf immer in eine Bedingung versenkt, für welche er keine Neigung hat, lebt er mißvergnügt, stirbt er ungekannt. Er ist nicht nützlich, und dieser falschen Stellung Bewußtsein, der ihn keine innere Kraft entreissen kann, macht ihn unglücklich.

Von Generation zu Generation sieht des Menschengeschlechts Mehrheit auf solche Weise die meisten ihrer intellektuellen Fähigkeiten mit Unmacht geschlagen. So verliert sich eine ungeheure Summe Talent jeder Art, so erschliessen sich, unter unsern unwissenden Händen, alle uns umgebende Mittelmäßigkeiten.

Des Uebels Quelle ist in der gleichförmigen Erziehung, die wir ohne Unterschied allen Kindern geben. Wie wenn man Professoren, Schriftsteller, Geistliche, oder bloße Philosophen, aus Allen machen wollte; wie wenn die Gesellschaft ohne andere Gewerbe bestehen könnte.

Man sollte glauben, Rekruten zu sehen, die ein Unteroffizier exerziren lernt. Allen wird dieselbe Richtung angewiesen, derselbe Schwung, derselbe Unterricht gegeben. Sieben Jahre lang werden sie mit dem Lateinischen, dem Griechischen, der Rhetorik gequält, wie wenn Philologie des menschlichen Daseins einziger Lebenszweck wäre....

Narrheit! Man lasse Denen, die einem durchaus literarischen und intellektuellen Stande sich widmen wollen, dies lange Wörterstudium. Für alle übrigen Kinder ist ein sechsmonatlicher oder einjähriger grammatikalischer Unterricht hinreichend. Während dem kann man sich versichern, ob der Zögling Neigung hat für die ihm auferlegten Arbeiten. Man

gebe ihm eine gewisse Kenntniß der Gesetze und der Schattirungen der Sprache. Aber man quäle ihn nicht mit den Anfangsgründen, man schmiede ihn nicht an jene lateinische Grammatik, die er noch schneller vergißt, als er sie gezwungen erlernt.

Wozu kann jedes Kind geeignet sein? Dies Erziehungsproblem ist schwer zu lösen. Die menschlichen Eigenschaften zeigen sich nicht immer klar, augenscheinlich. Das Kind selbst kennt sie nicht. Sein vorübergehender Drang, seine augenblicklichen Neigungen können kein Gewicht haben in der großen Wagschale. Man kann leicht für Offenbarung eines angebornen Talents, das Bedürfniß einer blos maschinenmäßigen Nachahmung halten.

Man zeige mir den Lehrmeister, der einer solchen Errathung fähig wäre, der des Talentes Keim entdecken, die vorherrschende Eigenschaft eines Jeden andeuten könnte.

Jeder Lehrer bildet den Schüler nach sich selbst; er lehrt ihn, was er weiß. Der Erziehung Ideal ist für ihn, der Grammatik und des Wörterbuchs genaue Kenntniß.

Die Verwandten sind noch weniger geeignet, in dieser Hinsicht gut zu urtheilen. Eitelkeit leitet sie. Ihr Sohn soll einen hohen Rang einnehmen im geistlichen oder weltlichen Stande. Man rede ihnen nicht von einem mechanischen Gewerbe. Man sage ihnen nicht, daß ihr in der Schule mit Substantiv und Ablativ gequältes Kind ein Dummkopf werden dürfte, während es in den Künsten ein Genie hätte sein können. Sie schicken es demungeachtet zur Schule. Ihre Trägheit, ihre Eitelkeit finden dies Mittel bequem.

Ueberdem verfährt alle Welt auf gleiche Weise.... Der Lehrmeister und der Aeltern Erziehung müßte, auf jeden Fall, derjenigen der Kinder vorangehen.

Ich bin zu behaupten weit entfernt, daß die Natur zu Diesem gesagt: „Du sollst Schmied sein“; zu Jenem: „Du sollst Gerichtsdiener werden.“ Sie hat in ihren Schöpfungen sich nicht nach den künstlichen Klassifizirungen der menschlichen Gesellschaft modellirt.

Aber man muß wenigstens gestehen, daß es dem Einen leichter ist, eine Aufgabe zu vollstrecken, als dem Andern. Die Natur schafft uns nicht Astronom, Advokat, Metaphysiker oder Seiltänzer. Sie begabt uns mit einer Organisation, die mit diesen Dingen oder jenen Ideen in Beziehung steht. Sie hat unsere körperliche Konstitution schwach oder stark gemacht. Sie hat unsern Organen Zartheit oder Energie verliehen. Unser Geist, der von unsern Sinnen abhängt, deren Spezialität seine Wendung bestimmt, ist beugsam oder starr, logisch oder glänzend.

Es ist falsch, daß alle Kinder sich ähnlich sind. Wer sie in der Nähe beobachtet, hat in ihren Karakteren einer bestimmten Individualität Keim bemerkt. Unsers Daseins erste Monate bieten auffallende Andeutungen dar von dem, was wir einst sein werden. Alle haben wir unsere leicht bewegliche Saite, einen Punkt, den man berühren muß, um uns zu bewegen, der gewaltig bebt, sobald er angegriffen wird.

Bleibt dies Element unserer Kraft unbemerkt oder schlummernd, verlieren wir den größten Theil unsers Werths. Hätte Shakspeare in einem Lande ohne Drama gelebt, Raphael in einer Gegend ohne Kunst und Malerei, Demosthen bei einem der Beredsamkeit

fremden Handelsvolke, wären diese großen Männer unbeachtet geblieben.

Erziehung ist also nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt. Es ist nicht um grammatikalische Uebung zu thun, sondern um ein tiefes Studium der Menschheit in ihrer Entwickelung, wie in ihrem Keime

Einige glänzende, aussergewöhnliche Eigenschaften, offenbaren sich von der Wiege an. Dichter, Musiker, Maler haben von der Natur ihr unterscheidendes Zeichen erhalten. Berghem bei dem Pastetenbäcker, Lafontaine, Malherbe lesend, Mozart der zwölfjährige Klavierspieler, haben sich entwickelt, wie die Blume sich erschließt, wie die Frucht am Baume reift.

Alle andern menschlichen Eigenschaften sind für uns tiefe Geheimnisse. Man kann nicht sobald, weder den zukünftigen Philosophen, noch den Staatsmann, noch den Mechaniker oder den zukünftigen Chroniker errathen. Und da unser gegenwärtiges Schulsystem zur Uebung des Verstandes nur eine einzige Arbeitsmethode darbietet, allen Zöglingen nur einen einzigen Weg eröffnet, scheinen die meisten Kinder beinahe dumm, und die, welche sich über den großen Haufen zu erheben scheinen, sind nicht allein in geringer Zahl, sie erfüllen auch oft, in ihrem reifen Alter, die trügerischen Hoffnungen ihrer Jugend keinesweges.

Statt den Schülern eine einförmige Aufgabe vorzuschreiben, die in keiner Beziehung steht mit den Schattirungen ihrer eigentlichen Fähigkeiten, müßte man jeder Fähigkeit Geheimniß und Karakter zu erforschen sich bemühen. Man erblickt in den untern und höhern Schulen jetzt nur Rebellen, die ihre Meister

verwünschen. Verführe man anders, würde man glückliche Zöglinge haben.

Schulmeister und Schüler sind geschworne Feinde. Der Eine verdammt den Andern, seinen Unterricht anzunehmen. Der Letzte entzieht sich demselben so viel er kann. Man glaube nicht, daß er sich unterrichten will. Sein Blick ruhet im Allgemeinen mit Abscheu auf seiner Aufgabe. Er lernt nur, weil er Strafe fürchtet, das wenige, was er weiß, ist nichts als ein Zeichen seiner Knechtschaft, d. h. eines Lasters, das man ihm mit jener so gerühmten Wissenschaft gibt.

Kann dagegen das Kind ein Talent, welches die Natur ihm gegeben, in Anwendung bringen, verändert sich Alles. Es wünscht, es hofft, daß sein Streben ihm gelinge. Es erhebt sich, es rafft sich empor aus seiner Lethargie. Der allen Menschen angeborne Stachel des Ehrgeizes treibt es an, entreißt es seinen Vergnügungen: es kann etwas aus ihm werden. Es wird nicht auf dem großen Schachbrett der Welt denselben unbedeutenden Platz einnehmen, wie ein Stein im Damenspiel. Es hat einen Zweck zum Handeln, einen Beweggrund der Energie.

Man hat bereits gesehen, daß dieser Beweggrund Niemand mangelt. Wenn alle lebendige Wesen ihre Bestimmung und ihre Verwendung haben, warum sollte es dem Menschen allein daran gebrechen? Welche Wonne, wenn wir fühlen, daß die Luft, die wir einathmen, uns wohlthätig ist, wenn wir in unserm eigenthümlichen Elemente leben; wenn alle Streiche unserer Hand eine bestimmte Wirkung erzielen; wenn ein Zweck, den wir erreichen können,

sich uns darbietet, unserm Streben uns immer näher und näher führt....

Wie, die meisten Menschen wären, wie Horaz sagt, nur gut, um der Erde Früchte zu verzehren, und, durch ihre Nichtigkeit selbst, den Glanz einiger glücklichen Vorausbestimmten zu erhöhen, welche die Natur mit aussergewöhnlichem Talent begabt?

Man kann das Menschengeschlecht nicht auf solche Weise herabsetzen, ohne sich der Uggerechtigkeit schuldig zu machen. In den untern Gesellschaftsständen findet man selbst jetzt, unter dem Joche unserer alten Gewohnheiten, Menschen mit unbekannten Talenten ausgestattet.

Es gibt Handwerker, die, nachdem sie mit Geschmack und Geschicklichkeit ihre Arbeit vollendet, sehr verständig über spezielle Industrie sprechen würden, wollte man auf sie hören. Leute, deren Geist durch vielseitigen Unterricht kultivirt worden, verachten solche einfache Erläuterungen, und schrecken dadurch gerade die Personen zurück, welche sie am treffendsten geben könnten.

Was des Helvetius Lehrsätze anbelangt, die beinahe von Allen angenommen werden, welche an menschliche Vervollkommlichkeit glauben, ehren sie die Menschheit wohl. Aber hat man unsere Natur studiert, wird man nicht leicht an ihre Richtigkeit glauben.

Helvetius zufolge, werden wir Alle mit denselben Eigenschaften geboren. Erziehung allein entwickelt sie verschiedenartig.

Das heißt behaupten, daß alle Kinder bei ihrer Geburt dieselbe Bildung, denselben Karakter haben;

eine Angabe, die durch alle Zeugnisse der täglichen Erfahrung widerlegt wird.

Es wird immer schwer zu glauben sein, daß in diesem athletischen Knaben, dem es an jeder Feinheit des Gedankens gebricht, der nur in heftigen Leibesübnngen Vergnügen findet, der Keim eines Bakon, der Urstoff eines Leibnitz, das Element eines Locke liege.

Gott, was man auch sagen mag, hat nichts Gleichförmiges, nichts vollkommen Uebereinstimmendes in dieser Welt geschaffen. Unserer Systeme Einförmigkeit ist ausser seinen Planen, steht mit der unermeßlichen Mannichfaltigkeit seiner Schöpfung im Widerspruch.

Man suche im Walde zwei durchaus gleiche Blätter: findet man sie, will ich zugestehen, daß auch zwei Menschen sich vollkommen ähnlich sein können.

Falsch im Prinzip, bietet diese Theorie die Gefahr einer jedem schwankenden Ehrgeiz zugestandenen Prämie dar. Ist jeder Mensch gut zu Allem, kann jeder auch Anspruch machen, eine vollständige Souveränität zu theilen. Wer soll die Loose vertheilen? Warum bist Du Advokat, und ich Handlanger? Warum ist Jener General, und Dieser Soldat? —

Helvetius System ist die Volkssouveränität in ihrer größten Uebertreibung, d. h. in der gefährlichsten, unausführbarsten Art. Man beseitige dagegen die für den Geist so schädlichen heutigen Schuleinrichtungen; man wolle nicht mehr, mit eben so viel Albernheit als Nichterfolg, das Wunder jenes römischen Auguren erneuern, der mit seinem Scheermesser den Stein durchschnitt, indem man Verstandeskräfte, die für

Wörterbuch und Grammatik keine Neigung haben, demungeachtet in das allgemeine Sklavenjoch zwängt. Man wolle, daß des Lehrers Scharfsinn auf dem sich entwickelnden Menschen sich übe, daß er nicht durch seine Adjektive und Substantive aller Talente Keim in ihm ersticke.

Man sieht, daß um die schädliche Aechtung zu beseitigen, mit welcher unsere Verstandeskräfte von Kindheit an geschlagen werden, man in Betracht der Erziehung Alles verändern müßte. Den Knaben ermuthigen, unterstützen, seine Schwäche wie seine Stärke erforschen, ihm in seinen Studien behilflich sein: das ist des Lehrers wahre Aufgabe.

„Die Scheidungslinie zwischen einem Dummkopf und einem genialen Menschen ist unbemerklich," sagt Voltaire. Sagen wir mehr noch: der Dummkopf ist nur ein außer seiner Bestimmung gestellter Mensch. Die Natur hat nichts Unnützes geschaffen; und wenn der Rasen auch nicht Eiche ist, bleibt er nichts desto weniger nothwendig in dem allgemeinen Weltplan.

So heißt man also jene leichte Erziehungsmethode gut, welche die Wissenschaft ebnet für die Kinder, ihnen ein Vergnügen daraus macht, sie an Geistesspielerei gewöhnt, ihnen nicht jenen beständigen Fleiß erlaubt, ohne den es kein Genie, keine Gedankenkonzentrirung, keine Kraft im Entschlusse gibt? —

Nein; das ist ein Uebel anderer Art. Das Talent bedarf der Hindernisse. Der Mensch muß, schon von frühester Jugend, Schwierigkeiten zu übersteigen haben: nicht die eisige Armuth, nicht das entsetzliche Elend, das Alles erstickt, Tugend und Genie, sondern Hindernisse, über welche Seelenstärke triumphiren

kann, welche die entstehenden Eigenschaften nicht gradezu ersticken.

Des Lehrmeisters Pflicht besteht darin, den Zögling in seinem Streben zu unterstützen. Warum ihm unaufhörlich wiederholen, daß er nichts lernen, nichts wissen wird? Nimmt man ihn für ein nichtiges Wesen, so ist man blind über das ihm eigenthümliche Verdienst. Man straft ihn eines Irrthums wegen. Wozu beständige Demüthigungen? Weshalb ihn herabsetzen in seinen eigenen Augen? Man muß ihm, im Gegentheil, Achtung einflößen für sich selbst, ihn lehren, daß er einen Platz einzunehmen hat in der Welt; man muß seines Herzens männliche Tugenden, das Gefühl seiner Würde zu wecken sich bemühen.

Die meisten der abgeschmackten Bestimmungswahlen, die aus einem guten Perückenmacher einen schlechten Dichter, aus einem nützlichen Handwerker einen ausgepfiffenen Schauspieler machen, entspriessen aus Eitelkeit. Der Glanz, welcher den genialen Mann umgibt, verführt den Dummkopf, der jenen nachahmen will. Eine Masse Mittelmäßigkeiten folgt seiner Spur, um Mißvergnügen und Verachtung zu ärndten. Ungeheure, mit Dinte oder Druckerschwärze befleckte Papierballen sind dieser Täuschung der Eigenliebe klägliches Resultat.

Alle Lächerlichkeiten des Menschen erklären sich durch ein Wort: Eitelkeit. Man sehe Golsmith, geboren für Dichtkunst. Er glaubte sich begabt mit allen Talenten; er wollte alle Arten Berühmtheit erlangen. Beklatschte man einen Tänzer; er beneidete ihn und — tanzte. Er hatte nur geringe Begriffe

von Musik, demungeachtet wollte er mit einem berühmten Musiker wetteifern. Seine Sucht bestand darin, es allen berühmten Männern seiner Zeit gleich zu thun. Seine Verse, die in der That gut waren, er schätzte sie nur wenig. Glück für ihn war, die den Gewohnheiten seines Geistes wie seines Lebens fremdartigsten Versuche zu unternehmen. Er war dem Bauer ähnlich, der, ohne je lesen gelernt zu haben, eine Brille kaufte, weil er mit derselben lesen zu können hoffte.

Wir Alle, in unserm Eifer bewundert zu werden, gelangen beinahe zu demselben Resultat. Des Erfolges Glanz erweckt in uns das Bedürfniß, dieselbe Palme zu gewinnen. Des Miltiades Trophäen lassen uns kaum schlummern. Wir rufen mit Guido Reni: anch' io sono pittore (auch ich bin Maler)!

Rühmt man in unserer Gegenwart eines Andern Verdienst: ein halberstickter Seufzer entfährt unserer Brust, und wir sind weit entfernt, uns zu fragen, ob auch wir von Natur zu ähnlichen Erfolgen geeignet sind. Immer bereit, eine nützliche aber glanzlose Bahn zu verlassen, auf der wir festen Schrittes wandeln, betreten wir einen Weg, der uns zum Ruhm oder zur Lächerlichkeit führen kann; der aber leider meistentheils dies letzte Ziel erreicht. Schon Horaz hat gesagt: Optat ephippia bos piger*). Wir kennen uns selbst nicht. Der größte Dichter hat in seiner Jugend nur eine verworrene, unvollständige Ahnung von den Schätzen gehabt, welche Gott in ihm niedergelegt.

*) Der träge Ochs, der des Wettläufers Geschirr tragen möchte.

Fügen wir noch hinzu, daß diese Keime selbst beschränkt, erstickt werden können. Glanz, Mannigfaltigkeit geistiger Hilfsmittel sind nicht hinlänglich zu des Talentes Entwickelung. Wie viele fremdartige Umstände können sie mildern. Wie viele tödtliche Beweggründe, wie viele Hindernisse können sich ihnen entgegenstellen. Das Genie braucht, auf seinem mächtigen Gange, nur auf einen Gegenstand zu stoßen, der es abwendet, es braucht nur eine Hand zu begegnen, die es zurückhält, nur einen Hauch, der seinen Schwung hemmt, und plötzlich wird man es von seiner Bahn abweichen sehen.

Es ist wunderbar, wie groß die Zahl der Kombinationen, der glücklichen Zufälle, der günstigen Ereignisse sein muß, um einen Shakspeare, einen Raphael, einen Mozart zu bilden. Der Pfeil, um sein Ziel zu erreichen, muß nicht allein leicht, befiedert, von kräftiger Hand abgeschossen, von sicherm Blicke geleitet sein; ein einziger Windstoß auch kann ihn von seiner ursprünglichen Bestimmung weit wegtreiben. So kann der glücklichste Beginn oft nichts als eine lügnerische Verkündung sein.

Dies Mißlingen zeigt sich vorzüglich in den Werken der Intelligenz. Ich habe einen Mann gekannt, dem die Natur alle Schätze des beharrlichsten Denkens, des unerschütterlichsten Gedächtnisses, des umfassenden Scharfsinnes gegeben, den er überdem mit großer Geschicklichkeit und Geduld ausgestattet, und der demungeachtet gestorben ist, ohne eine einzige Spur seines Daseins zu hinterlassen.

Und man glaube nicht, daß ich, mit mehreren anderen Personen, über dieses Mannes geistige Ueberle-

genheit mich getäuscht. Diese Ueberlegenheit war reell; es fehlte ihr nur ein Organ und Ausdruck. Sie verstand es nicht, den Menschen sich mitzutheilen.

Es ist nicht genügend, zu wissen, zu begreifen, man muß auch seinen Gedanken wiederzugeben verstehen. Der Geist muß die Gewohnheit, die Geschmeidigkeit erlangen, auf andere seine innersten Anregungen überzutragen; eine Arbeit, die eine nicht gemeine Organisationsstärke erfordert. Man muß sich überdem noch einen Weg bahnen durch der Sprache Labyrinth, jenen herzynischen Wald, in welchen das Genie sich versenken und verlieren, der Gedanke sich oft verirren kann.

Man denke nur an Bentham. Dieser Gelehrte hat unstreitig eines der größten Verstandesvermögen der neuern Zeit. Schreibt er, so gewähren seine zusammengesetzten, geschraubten Phrasen ohne Ende, mit seltsamen Parenthesen untermischt, eine beinahe chaotische Idee. Nichts Einfaches, Klares, Scharfgezeichnetes in seinem Vortrage, in welchem im Gegentheil Alles Verwirrung und Unordnung ist. Ein Gedanke stößt sich an den andern, erdrückt, verdunkelt ihn. Man sieht, daß der Schriftsteller sich Mühe gibt, einen klaren, bestimmten Sinn aufzustellen, ohne es je zu vermögen. Wie ein auf den unermeßlichen Ozean hinausgeschleuderter, unerfahrener Matrose, stößt er auf alle Klippen, wird er ein Spiel aller Winde.

Man verspürt ein großes Vergnügen, eine Art Trost und Erleichterung, wenn eine mit der Bentham mangelnden Eigenschaft ausgestattete Intelligenz (der verstorbene Dumont von Genf), das Steuerruder die-

ses Gedankens ergreift, der unfähig ist, sich selbst zu lenken, wenn sie des prächtigen Schiffes sich bemächtigt, und es nöthigt, einen umsichtig vorgeschriebenen geraden Weg zu verfolgen.

Alles, was der erste Schriftsteller gedacht; aber was er nicht aussprechen konnte, der zweite entwickelt es ohne Mühe, ohne Verlegenheit, ohne Zwang. Er entreißt alle diese fruchtbaren Keime der Hülle, in welcher sie erstickten.

Des Geistes Unbeständigkeit ist hinlänglich, einem talentvollen Menschen seine Macht zu rauben. Er entwirft zahllose Pläne, häuft Versuche auf Versuche, Skizzen auf Skizzen, und vollendet nichts. Alle diese Grundsteine erzeugen nicht ein einziges Gebäude. Eine aus Indolenz entstehende Unentschlossenheit verschlingt alle Momente dieses Individuums, das sein eigenes Opfer, sein eigener Henker ist.

Unvollständige Fruchtbarkeit, zu mannigfache Versuche, führen zu nichts. Man behandelt Alles leichthin, man versucht so zu sagen alle Genüsse, man umfaßt tausend verschiedenartige Gedanken, entdeckt tausend Gesichtspunkte, überläßt sich tausend Plänen; und was ergibt sich aus allen diesen unendlichen Versuchen, Ideen, Schimären, Wünschen, Hoffnungen? Nichts.

Es gibt Individualitäten, deren leichtes, glänzendes Talent, mit unerschöpflicher Gedankenfülle begabt, in vertrauter Unterhaltung gewissermaßen verdunstet, ohne auf das Papier übergetragen werden zu können. Betrachtungen und Theorien verschwinden, sobald solche Personen die Feder ergreifen, um sie niederzuschreiben.

Mit Sprachleichtigkeit und Kühnheit kann man in kurzer Zeit ein ziemlich guter Saalredner werden. Der Weltmann, der nicht auf Gedankentiefe Anspruch macht, überrascht uns, sobald er ein Talent beurkundet, das man bei dem Literator nicht bemerkt. Es ist nicht sein Gewerbe. Man erwartet nichts von ihm. Er hält mehr, als er verspricht. Des Liebhabers Gemälde scheint vortrefflich, ist nur erträglich. Wir bewundern es, wie der menschlichen Sprache Nachahmung durch Elster oder Papagei.

Vergleicht man nun aber ernstlich dieser leichtfertigen Schöpfung Früchte, mit denen eines beharrlichen Studiums, dann erkennt man die ungeheure Distanz, welche sie trennt. Man erfährt jetzt, daß Caylus und Walpole, die Hofleute der Poesie und Wissenschaft, die Stutzer der Literatur, wenig gethan für die Fortschritte der Zivilisation.

Es ist Heldenmuth, man glaube mir, die zerstreuten Kräfte seiner Einbildungskraft und Umsicht, auf eine der Menschheit wahrhaft nützliche Weise zu konzentriren. Man widmet sich diesem Priesterthum nicht, ohne vielen Entbehrungen sich zu unterwerfen, ohne seine Seele in sich selbst zu stählen. Man findet Abgründe unter seinen Schritten; man erblickt vor sich steil abgerissene Berge. Je fähiger das Gedächtniß, je fruchtbarer die Ideenquelle ist, um so schwerer läßt sich Ordnung einführen in diesem Chaos.

Dieser Philosoph ist gewissenhaft. Kenntniß der Wirkungen ist ihm nicht genügend. Er will auch ihre ersten Ursachen kennen. Er will Meister seines Gegenstandes sein. Er wünscht ihn in jedem seiner Theile zu erleuchten. Seine Bahn erweitert sich in dem Maße,

als er vorwärts schreitet, und oft stirbt er, wie Moses, im Angesicht des verheissenen Landes.

Des Menschen Eigenschaften sind also nicht allein schwer anwendbar, sie gehen nicht allein oft verloren, oder verirren sich, werden erstickt, verschleudert, es bedarf nicht allein bei den am besten konstituirten Subjekten einer Uebereinstimmung beinahe unmöglich zu vereinigender Umstände: unsere Unvollkommenheit ist auch so groß, daß der mit dem höchsten Genie begabte Mensch in sich selbst dieses Genies Grenzen findet.

Sprechen wir klarer: kein Genie ist vollkommen. Jede Intelligenz hat ihre schwache, ihre verletzbare Seite. Die Bildsäule, die von Gold scheint, hat Füße von Thon. Der Porphyr, dessen Härte und Glanz man bewundert, ist gespalten an einem Orte, den unser Auge nicht zu entdecken vermag. So wenig Ursach hat das Geschlecht, zu dem wir gehören, stolz zu sein.

„Allgemein;“ dies so oft auf menschliches Genie angewandte Wort, erregt nur des Denkers Lächeln. Man nenne mir, ich will nicht sagen ein Universalgenie, sondern nur ein vollkommenes Werk. Die Natur bildet Diamanten, deren Wasser rein ist, die durch keinen Fleck getrübt werden; aber sie schafft keine Intelligenz, die Alles umfaßt. Dies Privilegium steht Gott allein zu. Er hat es sich vorbehalten. Allgemeinheit ist sein eigenthümlicher Karakter.

Aristoteles, Homer, Dante, Shakspeare, Voltaire, Göthe: alle haben ihre natürlichen Mängel und Gebrechen. Achill, mit der verletzbaren Ferse, Simson, dem eine Delia alle Stärke rauben

kann; man würde blind sein, wollte man sie für fehlerfrei halten.

Kein Menschenwerk kann je vollkommen sein. Absolute Unmöglichkeit verhindert das. Man macht Cervantes seine Theaterstücke und seine Romane, Shakspeare die meisten seiner Sonette, Bakon seine Allegorien und Räthsel, dem großen Aristoteles seine falschen Ideen über Republik und Sklaverei, Cicero seine Verse und seine Weitschweifigkeit, Voltaire seine Lustspiele, Walter Scott seine höckrige Prosa zum Vorwurf.

Grandisson ist ein Prediger, nicht ein Mann von gutem Ton. Pamela ist eine puritanische Pedantin. Gefallsüchtige oder leichtsinnige Frauenzimmer werden empörend unter dieses Verfassers Feder. Richardson selbst war, wie seine Briefe es beweisen, nichts als ein starrköpfiger Federkauer. Er kannte weder das weibliche Geschlecht, noch die Welt, um so mehr muß man die Feinheit seiner Bemerkungen, die Mannigfaltigkeit seiner Karaktere, mit einem Worte die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er die ihm mangelnde Beobachtungsgabe ersetzt.

Um keinen Theil unsers Gegenstandes unbeachtet zu lassen, möge unser Blick selbst hinausdringen über das Grab. Der Mensch allein überlebt sein irdisches Dasein; er allein läßt sein Gedächtniß zurück. Aber selbst über dies edle Privilegium, welches Gott ihm zugestanden, das uns so viele Ehrfurcht, so vielen Stolz einflößt, verfügt der Zufall noch.

Besitzen wir die Eigenschaft, den in unsern Geist niedergelegten Erztypus festzuhalten, ihn zu übertragen; gehorchen uns die materiellen Substanzen, und

bilden sie sich aus nach unserm Willen; bescheinigt die von uns bewohnte Erde, mit unsern Schlössern und Festungen, mit unsern Dörfern und Städten geschmückt, unsern siegreichen Kampf mit der physischen Natur; kann der Mensch (was noch größer und ausserordentlicher ist) seinen Gedanken, d. h. das Flüchtigste, das Leichteste, das Unergreifbarste verewigen; findet er, in einem so kurzen Leben, von dem drei Viertel durch seiner Erhaltung Sorge verschlungen werden, das Mittel, seiner Zeit Abschnittzel in Unsterblichkeit zu verwandeln: darf man auch nicht verbergen, wie launisch oft der Zufall über diese Unsterblichkeit selbst verfügt.

Die Dauer der intellektuellen Denkmale, oder der Werke der Industrie ist in keiner Uebereinstimmung mit ihrem innern Werth.

Eine Backsteinmauer steht noch aufrecht, während des Lysippus Bronzebildsäule untergegangen ist, in dem Schiffbruch der Zeiten. Bei unsern Lebzeiten ist Popularität eben so ungewiß, als Ruhm nach unserm Tode. Diese Ungerechtigkeit trifft nicht allein Individuen, sondern Epochen und ganze Jahrhunderte.

Man hat allgemein als eine Zeit der Barbarei das Mittelalter betrachtet, dessen fruchtbarer Schooß doch die ganze neuere Zivilisation und Industrie enthielt. Man hat die Klöster verwünscht, obgleich sie die alleinigen Erhalter dieser ihrem Untergange nahen Zivilisation, wie der von Barbaren unterdrückten Wissenschaften und Künste waren. Das Feudalsystem, Erzeuger des Ritterthums, das unsere neuern Gesellschaften so mächtig modifizirt, dies System, eine der sinnreichsten und tiefsten Kombinationen, welche der

Mensch erfunden, ist verläumdet worden. Die scholastischen Philosophen, in Hinsicht des überraschenden Genies den Alten untergeordnet, ihnen jedoch überlegen durch ihre logische Ideenbildung, Thomas von Aquin, Duns Scott, Okkam, Roger Bakon, alle jene Denker, welche am auffallendsten den Gedanken zergliedert, am weitesten der Unterscheidungen Feinheit ausgedehnt, haben nur einen schnell vorübergehenden Ruhm genossen.

Wer hat nicht die verschiedenartigsten philosophischen Theorien entstehen und verschwinden sehen? Es sind Luftschlösser, wie Hume sagt, welche der Wind bauet und färbt, um sie wieder zu bilden, nachdem er sie zertheilt und vernichtet*). Demungeachtet bleibt die Philosophie des Geistes edelste Beschäftigung.

Unbeständigkeit des Ruhms bedarf vieler Beweise nicht. Peiresk war der Voltaire seiner Zeit. Saumaise beherrschte das intellektuelle Europa. Ronsard wurde mit Homer verglichen. Dubartas sah sechs Auflagen seines Gedichtes, die Schöpfung, erscheinen. Die meisten Dichter, welche zu Shakspeares Zeiten lebten, sind jetzt vergessen, obgleich einige derselben Meisterwerke erzeugt. Der Deklamator Otway erstickte Shakspeare's Ruhm, der schwülstige Dryden bemächtigte sich der Szene. Cowley, ehemals als der erste Dichter seiner Zeit bewundert, der Pindar, der Virgil, der Horaz Englands (wie ihn Buckingham in seiner Grabschrift nennt), wird jetzt nicht mehr gelesen. Cleveland ist gänzlich vergessen.

---

*) Essais, erster Theil, 32. Versuch.

Beide hatten Geist, Schwung, Genie; demungeachtet haben sie keine dauernde Werke erzeugt.

Nur wenige Erzeugnisse überleben ihre Verfasser. Gott weiß, wie wenige fest genug gebaute Schiffe triumphirend der Zeiten Ozean durchschneiden, und von einem Geschlecht zum andern gelangen, das, wie eine Welle die andere, verschlingt.

Giftbäume auf Neuseeland.

Der Baum, den man Karako (coryno corpus Cævigato von Forster) nennt, und den die Eingebornen von Neuseeland unter dem Namen Kop bezeichnen, ist diesem Lande eigenthümlich, und wächst in Menge in demselben. Es ist ein großer, schöner Baum, mit glänzend braunem Laube. Er wird 40 bis 50 Fuß hoch, hat aber selten mehr als 6 Fuß im Umfang. Er wächst gewöhnlich an niedrigen Stellen, und nur in fruchtbarem Boden. Sein Holz ist so weich, daß man es nur zum Verbrennen gebrauchen kann. Die Blüthe ist klein weiß und in Sträußer vertheilt. Seine Frucht hat die Form eines Ei's, die Größe einer Pflaume und ist von gelbrother Farbe. Das Fleisch, welches den Samenkern umschließt, ist markicht, aber nicht dick. Sein Geschmack ist süßlich. Die Eingebornen essen es, wenn die Frucht vollkommen reif ist, weil sie alsdann keine schädliche Eigenschaft mehr hat.

Seiner Früchte wegen steht dieser Baum bei den Neuseeländern in besonderem Ansehen. Die Samenkörner werden ebenfalls sehr geschätzt. Man kann sie länger als ein Jahr aufbewahren. Der Kern, in

welchem sie sich befinden, ist von einer weichen, fleischigen Muschel umschlossen. Sind sie zubereitet, so geben sie eine mehlige Substanz von fadem Geschmack. In ihrem natürlichen Zustande ist sie hart und von weißlicher Farbe. Dieser Baum blühet im Juli und August. Seine Früchte reifen im November, Dezember und Januar.

Vor der Zubereitung der Samenkörner dieses Baumes, wodurch sie eßbar werden, sind sie giftig. Die schädlichen Substanzen werden ihnen auf folgende Weise entnommen. Man läßt sie zuerst 24 Stunden kochen, sodann verscharrt man sie in Sand, wo sie sechs Tage bleiben. Nach dieser Zeit betrachtet man sie als gereinigt. Man behauptet auch, daß wenn sie nur zwei Tage in Salzwasser gelegen, man sie geniessen könne.

Ißt man sie dagegen, ohne diese Vorsichtsmaßregeln in Anwendung gebracht zu haben, so wirken sie als ein sehr heftiges Gift. Man verspürt starke Schmerzen im ganzen Körper, begleitet von Krämpfen, Schwindel rc. Nach einem schrecklichen Todeskampfe stirbt man gewöhnlich binnen 12 Stunden. In mehreren Fällen haben selbst des unglücklichen Vergifteten Verwandten ihn getödtet, um seine furchtbaren Schmerzen zu beenden. Von der Körner Zahl, welche man genossen, hängt die Schwere der Symptome, selbst der Genesung Möglichkeit ab. Man glaubt, daß 12 Körner hinlänglich sind, einen Menschen zu vergiften.

Ein Volksvorsteher hat dem britischen Missionär B e n n e t die Qualen beschrieben, welche er ausgestanden, nachdem er einige solcher unzubereiteten Kör-

ner gegessen. Er fühlte noch Nachwehen davon, obgleich seitdem mehrere Jahre verstrichen waren. Kurz nachdem er die Körner genossen, war er wie betäubt. Er verspürte stechende Schmerzen; ein Theil seiner Glieder war vollkommen gelähmt. Man wusch ihn mit warmem Wasser. Aber die Schmerzen dauerten acht Tage, während er nicht gehen konnte. Erst nach einem Monat war er wieder hergestellt. Wenn man ihn in warmes Wasser tauchte, verspürte er nicht im Mindesten dessen Hitze.

Auf die Frage, warum er jene Körner gegessen, da er doch ihre schädliche Eigenschaft kannte, entgegnete er, es sei aus Ungeduld geschehen. Man bemerkt in der That, daß bei den Eingebornen die meisten Vergiftungen nur dem Grunde zuzuschreiben sind, daß sie die Zeit nicht erwarten können, wo die Körner vollkommen zubereitet sind. Derselbe Vorsteher äusserte, daß er nur vier Personen kenne, welche wie er, nach solchem voreiligen Genuß genesen, während mehrere andere davon gestorben seien.

Die Eingebornen gebrauchen noch ein anderes Behandlungsmittel in ähnlichen Vergiftungsfällen. Sie bedecken den Kranken vom Kopf bis zur Ferse, mit Ausnahme des Gesichts, mit Schlamm. In diesem Zustande lassen sie den Armen so lange, bis er geneset oder stirbt.

Der Topokihi, von den Einwohnern Tutu genannt (der coriaria sarmento Forster's), ist ebenfalls ein Neuseeland eigenthümlicher Giftbaum. Er wächst in großer Menge in gutem Erdreich und in Niederungen. Man betrachtet ihn als ein Anzeichen von des Bodens Fruchtbarkeit.

Dieser Baum wird selten höher als 6 oder 7 Fuß. Seine zur Erde sich hinabsenkenden Zweige geben ihm das Ansehen unserer Trauerweiden. Die Blüthe zeigt sich längs einer langen, schmalen Traube. Sie ist sehr klein und von weißgräulicher Farbe. Die Frucht besteht in einer kleinen Beere, die reif, glänzend schwarz ist, und einen für den Geschmack sehr angenehmen röthlichen Saft enthält, der keinesweges schädlich ist. Die Samenkörner dagegen, wenn man eine gewisse Menge davon genießt, sind giftig.

Die Missionäre von Paihai bereiten einen vortrefflichen Wein aus den Beeren dieses Baums, wobei sie jedoch sorgfältig Acht geben, daß keine Körner darin bleiben. Zu 30 Gallonen Wein fügen sie eine Gallone Branntwein. Auf solche Weise läßt sich dies Getränk mehrere Jahre aufbewahren.

Die Wirkung, welche man verspürt, wenn man Tupokihikörner genossen, ist nach ihrer Menge verschieden. Es treten heftige Zuckungen ein, die ununterbrochen 36 Stunden dauern, und oft durch den Tod beendet werden. Das Heilmittel, dessen sich die Eingebornen bedienen, hebt manchmal das Uebel in weniger als 24 Stunden. Sie binden den Kranken, bedecken ihm des Kopfes Obertheil mit nassem Schlamm, und machen ihm sodann mehrere Einschnitte auf der Stirn. Dies Mittel wird als unfehlbar betrachtet.

Einer der britischen Missionäre gab zwei eingebornen Knaben den Auftrag, Tupokihibeeren zu pflücken, um daraus Wein zu machen. Obgleich sie sehr gut die üble Wirkung kannten, welche die Körner erzeugen, aß doch der Eine davon, und stürzte, nach seiner Rückkehr, wie vom Blitz gerührt nieder. Gleich

darauf folgten heftige Zuckungen im Gesicht und in den Gliedern. Der Missionär gab dem Kranken abführende Mittel, welche die gehoffte Wirkung erzeugten. Aber die Zuckungen erneuerten sich noch mehrmals, bis zur vollständigen Genesung.

Zivilliste des Königs von England, und Vergleich mit der anderer konstitutioneller Fürsten.

Auf den ersten Blick scheint des Königs von England Zivilliste mit strenger Sparsamkeit bestimmt. Man bedenkt nicht, daß neben den offiziellen Einnahmen, welche das Parlament bestimmt, der Monarch auch noch andere hat, die nicht auf dem Staatsbudget figuriren. Der erstern Betrag, welcher jährlich von der Schatzkammer gezahlt wird, beläuft sich auf 1,100,000 Pfund Sterl. oder 13,200,000 rh. Gulden.

Die davon bestrittenen Ausgaben sind folgende:

	Pf. Sterl.		Rh. Guld.
Privatbörse des Königs . .	60,000	oder	720,000
Richtergehalte	32,000	„	384,000
Diplomatengehalte . . .	226,000	„	2,712,000
Königliche Lieferanten . .	209,000	„	2,508,000
Großwürdeträger u. verschiedene Besoldungen . . .	573,000	„	6,876,000
Im Ganzen:	1,100,000	„	13,200,000

Diese Summe bildet jedoch nur die Hälfte der Ausgaben des Königs von England. Die der übrigen Mitglieder der königlichen Familie belief sich 1829 überdem noch auf 248,500 Pfund Sterling oder

2,982,000 rhein. Gulden *), die Gehalte nicht inbegriffen, welche einige Prinzen ihrer Aemter wegen bezogen. Dagegen werden nicht alle Richter der vereinigten Königreiche aus der Zivilliste besoldet, indem die Verwaltung der Gerechtigkeitspflege jährlich 500,000 Pf. St. oder 6 Millionen rh. Gulden kostet, wozu der König nur 32,000 Pf. St. oder 384,000 rhein. Gulden beiträgt.

In den Zeiten der Monarchie besaßen die Könige von England, wie die der übrigen europäischen Staa-

*) Diese Summe war folgendergestalt vertheilt:

	Pf. St.		Rh. Gl.
Prinz Leopold, jetzt König der Belgier	50,000	od.	600,000
Herzog von Clarence, jetzt König von England	32,500	.	390,000
Herzogin von Clarence, gegenwärtige Königin	6,000	.	72,000
Herzog von Cambridge, des Königs Bruder	27,000	.	324,000
Herzog v. Sussex, des Königs Bruder	21,000	.	252,000
Herzog von Cumberland, des Königs Bruder	21,000	.	252,000
Prinz Georg von Cumberland, des Königs Neffe	6,000	.	72,000
Prinzes. Auguste, des Königs Schwester	13,000	.	156,000
„ Maria, id. id.	13,000	.	156,000
„ Elisabeth, id. id. Wittwe des Landgrafen von Hessen-Homburg	13,000	.	156,000
Prinzes. Sophia, des Königs Schwester	13,000	.	156,000
Herzogin von Kent, des Königs Schwägerin, Mutter der Prinzessin Viktoria, muthmaßlicher Thronerbin	12,000	.	144,000
Herzog v. Glocester, Vetter des Königs	14,000	.	168,000
Prinzessin Sophie von Glocester, des Königs Muhme	7,000	.	84,000
Im Ganzen:	248,500	.	2,982,000

ten, ungeheure, seit langen Jahren aufgehäufte Güter, mit deren Einkommen ihres Hofes Luxus unterhalten wurde. Wilhelm der Eroberer hatte ein jährliches Grundeinkommen von 400,000 Pfund Sterling (4,800,000 rh. Gl.), was sehr viel war für jene Zeit. Seitdem verminderte sich der Könige von England Reichthum bis zu Heinrich VIII, der ihn durch Einziehung der Kirchengüter bedeutend vermehrte. Unter der Königin Elisabeth belief sich der Krone Einkommen auf 500,000 Pf. Sterl. (6 Mill. rh. Gulden).

Seit das neue System den Vorzug erhalten, seit die Völker sich regelmäßige Abgaben aufbürden, und sich verpflichtet haben, alle Ausgaben des Staatshauptes zu bestreiten, hätte der ehemaligen fürstlichen Leibgedinge Ertrag in den öffentlichen Schatz fliessen sollen. Man hat eine sinnreichere Kombination angenommen. Man hat es bequemer gefunden, das alte Einkommen größtentheils zu behalten, und das zu nehmen, was die Völker noch hinzufügen wollten, ein geschicktes Monöver, das des Fürsten Vermögen zu Gunsten seiner Höflinge verdoppelt hat.

Georg III nahm zuerst, im Austausch seines erblichen Einkommens, das er nur theilweise aufgab, die jährliche Summe von 800,000 Pf. St. (9,600,000 rh. Gulden) für seine Zivilliste an. Er erhielt nach und nach vom Parlament noch Zuschüsse, wodurch sie bedeutend verstärkt wurde. So erhob sie sich

1766	auf	900,000 Pf. St.	oder	10,800,000 rh. Gl.
1768	=	960,000	=	11,520,000 = =
1780	=	1,030,000	=	12,360,000 = =
1804	=	1,090,000	=	13,080,000 = =

Dieser Erhöhung ungeachtet war der öffentliche Schatz oft genöthigt, der Zivilliste Schulden zu bezahlen. Die zu diesem Zwecke von dem Parlamente während Georg III zugestandene Summen waren folgende:

1769	513,511	Pf. St.	oder 6,162,132	rh. Gl.
1777	618,340	"	7,420,080	"
1784	60,000	"	720,000	"
1786	210,000	"	2,520,000	"
1802	990,000	"	11,880,000	"
1804	591,000	"	7,092,000	"
1805	10,458	"	125,496	"
1814	218,857	"	2,626,284	"
1815	480,000	"	5,760,000	"
1816	255,768	"	3,069,216	"
Im Ganzen:	3,947,934	St. Pf.	oder 47,375,208	rh. Gl.

Diese verschiedenen Summen, gleichmäßig unter alle Jahre der Regierung Georgs III vertheilt, erhöhen die jährlich von der Schatzkammer der Zivilliste gezahlte Summe um die Hälfte. In diese Summe sind jedoch noch nicht inbegriffen: die 100,000 Pf. St. (1,200,000 rh. Gl.), welche der Königin Charlotte als Zuschuß bewilligt wurden; die dem Prinzen von Koburg zu seiner ersten Einrichtung zugestandenen 60,000 Pf. St. (720,000 rh. Gl.), und die 300,000 Pf. St. (3,600,000 rh. Gl.) zur Bezahlung der Gnadengehalte der ehemaligen Diener Georgs III, der Königin Charlotte und der Königin Karoline.

Seit Georgs IV Thronbesteigung, ist das Einkommen der Krone nicht besser verwaltet gewesen. Man hat immerfort neue Zuschüsse zur Zivilliste verlangt, die selten verweigert wurden. Man weiß übrigens,

auf welche Weise der letzte König von England sein Einkommen verwendet*). Beschäftigen wir uns jetzt mit Schätzung des erblichen Einkommens.

Mehrere der alten Besitzungen der Krone sind in der That überlassen worden, doch hat sie immer noch die beträchtlichsten Theile davon bewahrt. Diese Besitzungen bestehen in Waldungen, Jagden, Schlössern, Fischereien, Regalien, Grundeigenthum, geistlichen Pfründen, Renten von abgetretenen Lehen, Häusermiethe, Ertrag der Steinkohlen-, Zinn- und Kupferminen. Es gibt nicht eine einzige Grafschaft in England, wo die Krone nicht irgend ein Eigenthum hat. Die meisten ihrer Grundstücke sind jedoch zu London, in der Grafschaft Middlesex, im Fürstenthum Wales und in Irland. Die Oberfläche derselben umfaßt, nach Davenant, 300,000 Acres (Morgen). Ihr Kapital (der Werth der Minen, der Wälder und der Parke der Krondomänen, eben so wenig als der dem König gehörigen Schlösser nicht mit inbegriffen) läßt sich auf folgende Summe anschlagen:

---

*) M. s. den Artikel: „Karakteristische Züge aus dem Leben Georgs IV, Königs von England", im sechsten und siebenten Bande des laufenden Jahrgangs dieses Werks. Seine persönlichen Ausgaben beliefen sich 1820 auf 159,505 Pfund Sterling (1,914,060 rh. Gulden), und 1829 auf 140,061 Pf. St. (1,680.732 rh. Gl.). Von 1783 bis 1786 machte er bei zwei Millionen rh. Gl. Schulden, die der Staat bezahlen mußte. Sein Einkommen wurde um fast eine Million vermehrt, demungeachtet hatte er 1795, bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Karolina von Braunschweig abermals über sieben Millionen neue Schulden.

Hundertdreißig Schlösser und königliche Residenzen . . .	130,000 Pf. St.
Kammergüter	15,000,000 „
Grundeigenthum in Middlesex*)	4,000,000 „
Häuser	360,000 „
Haiden und Steppen (86,000 Acres)	430,000 „
Geistliche Pfründen . . .	100,000 „
Erbzinsgüter	150,000 „
Eingeschlossene Ländereien .	242,000 „
Besitzungen in Irland . .	2,000,000 „
Im Ganzen:	22,412,000 Pf. St.

oder 268,944,000 rhein Gulden.

Es ist jedoch nicht hinreichend, den Werth der Krongüter zu kennen, man muß auch prüfen, welchen Vortheil eine Verwaltung davon bezieht, die auf keine Weise kontrollirt wird. Diese Prüfung ist sehr schwierig. Wir können sie nur über die zu London befindlichen Besitzungen ausdehnen. Aber danach kann man davon schon entnehmen, wie derselben Verwaltung in den andern Theilen des Landes ist, wo sie sich nicht mehr so zu sagen unter den Augen des Parlaments befinden.

Die Miethe der zur ehemaligen Krondomäne gehörigen Häuser ist so gering, daß das dadurch bezogene Einkommen kaum zur Bestreitung der Unterhaltungs- und Ausbesserungskosten hinlänglich ist. Die meisten Häuser sind an Freunde oder Verwandten der Minister und Hofbeamten überlassen, die sie selbst bewohnen, oder mit bedeutendem Vortheil an andere Personen vermiethen.

*) Das jährliche Einkommen davon beläuft sich auf 105,000 Pf. Sterling, oder 1,260,000 rhein. Gulden.

Die 31 Häuser von Piccadilly, einem reichen, sehr besuchten Stadtviertel, sind jedes für 125 Pf. Sterling (1500 rh. Gl.) vermiethet. Neunzehn Häuser in der Holbornstraße werfen zusammen nur 564 Pf. Sterl. (6768 rh. Gl.) ab, während die benachbarten Häuser, welche Privatleuten gehören, und ungefähr von derselben Größe sind, jedes 120 bis 130 Pf. St. (1440 bis 1560 rh. Gl.) jährlich eintragen. In Spring Garden Terrace, einem fashionablen Stadtviertel, hat die Krone drei Häuser, welche um 200 Pf. St. (2400 rh. Gl.) vermiethet sind, obgleich jedes einzelne wenigstens so viel Miethzins abwerfen könnte. Das Haus No. 17 in der Karlsstraße wurde an ein Mitglied des Oberhauses auf 30 Jahre, zu 110 Pf. Sterling (1320 rh. Gl.) jährlich, vermiethet. Einen Monat nach Abschluß des Vertrags vermiethete er es seinerseits für 230 Pf. St. (2760 rh. Gl.) jährlich. Er gewann also dabei mehr als hundert Prozent.

Das Einkommen von allen der Krone gehörigen Häusern und Ländereien in London belief sich 1828 auf 105,000 Pf. St. (1,260,000 rh. Gl.). Huskisson schätzte, daß wenn man diese Besitzungen öffentlich verlehnte, man wenigstens 400,000 Pf. St. (4,800,000 rh. Gl.) jährlich davon beziehen würde.

Die Erbauung der Regentstraße hat 1,833,000 Pf. St. (21,996,000 rh. Gl.) gekostet. Die von der Kronverwaltung dort aufgeführten Häuser sind an Schmarotzer und Günstlinge zu den niedrigsten Preisen vermiethet worden, dergestalt, daß ihr jährlicher Ertrag nicht 36,000 Pf. St. (432,000 rh. Gl.), folglich nicht über 2 Prozent des Kapitals,

beträgt, während die auf demselben Boden von der Gesellschaft, deren Direktor Nash war, unternommenen Bauten, die lange nicht so viel gekostet haben, viermal mehr abwerfen.

Das Kroneigenthum in Irland besteht, wie das in England, aus Grundstücken, Fruchtgülten und Zinsgütern. Das von diesen Besitzungen herrührende Gesammteinkommen belief sich 1796 auf 61,340 Pf. St. (736,080 rh. Gl.). Seitdem hat es sich, statt sich zu vermehren, beständig vermindert, und 1829 überstieg es nicht 56,354 Pf. St. (676,248 rh. Gl.).

Das mittlere Einkommen von den Kronländereien, in den beiden Königreichen, von 1793 bis 1829, belief sich auf 560,000 Pf. St. (6,720,000 rh. Gl.) jährlich. Nur ein sehr geringer Theil dieses Einkommens ist zum allgemeinen Besten verwendet worden. Von den anderthalb Millionen Pfund Sterling, welche die Krone in den drei letzten Jahren bezogen, ist nicht ein Farthing (Pfennig) in den öffentlichen Schatz geflossen. Von den 14 Millionen Pfund Sterling (168 Millionen rhein. Gulden), welche sie in 26 Jahren erhalten, sind dem Schatze nur 234,000 Pf. St. (2,808,000 rh. Gl.) zugestanden worden. Der Ueberrest ist an Höflinge und Verwalter, oder zur Ausschmückung der königlichen Paläste u. s. w. verschwendet worden.

Die mittlere Ausgabe, während den Jahren 1827, 1828 und 1839, zur Einziehung der Einnahmen u. s. f., belief sich auf 169,020 Pf. St. (2,028,240 rh. Gl.), also auf ungefähr 20 Prozent des Ertrags der Krongüter.

Als das Parlament der Krone die Verwaltung ihrer Waldungen überließ, setzte es zugleich fest, daß

das davon herrührende Einkommen zu Ausgaben im öffentlichen Interesse verwendet werden solle. Sehen wir, welchen Gebrauch man von den auf solche Weise bezogenen 39,973 Pf. St. (479,676 rh. Gl.) gemacht.

Wir finden vor Allem 25,000 Pf. St. (500,000 rh. Gl.) Verwaltungskosten u. s. w. Der Ueberrest dient zur Unterhaltung des dem Prinzen von Koburg (gegenwärtigen König von Belgien) gehörigen Schlosses Claremont, und zu andern Luxusausgaben. Verlohnte es sich der Mühe, daß das Parlament ein Bill votirte, um es so feierlich nichtachtet zu sehen?

Das ist noch nicht Alles. Die Unterhaltung der Parke und der Paläste verschlingt noch viel beträchtlichere Summen. Die Gesammtausgaben für Unterhaltung der Parke von St.-James, Hyde-Park, Richmont, Hampton-Court, Busley, Greenwich und Windsor belief sich

1826	auf	48,810	Pf. St.	oder	585,720	rh. Gl.
1827	„	92,200	„	„	1,106,400	„
1828	„	116,143	„	„	1,393,716	„

Die Ausbesserungen und Ausschmückungen im Schlosse Windsor, die noch nicht beendet sind, haben 400,000 Pf. St. (4,800,000 rh. Gl.) gekostet. Die Bauten des Buckingham-Palastes haben bereits 500,000 Pf. St. (6 Millionen rh. Gl.) verschlungen. In dieser Summe ist jedoch weder die Bildhauerrechnung, mit 35,000 Pf. St. (420,000 rh. Gl.), noch die des Baumeisters und anderer Agenten, mit 63,343 Pf. St. (760,116 rh. Gl.) mit inbegriffen.

Die Gesammtsumme der ordentlichen Einnahmen von den Krongütern in England und Irland betrug 1827 bis 1828: 362,926 Pf. St., und die der auf-

serordentlichen 162,823; im Ganzen also 525,749 Pf. St. (6,308,988 rh. Gl.). In derselben Zeit beliefen sich die ordentlichen Ausgaben auf 142,616 Pf. St. und die ausserordentlichen auf 322,318; im Ganzen 464,934 Pf. St. (5,579,208 rh.). Es blieb demnach ein Ueberschuß von 60,815 Pf. St. (729,780 rh. Gl.).

Nach dem Ertrag der Grundbesitzungen ist die wichtigste Quelle des „erblichen Einkommens" die von den Rechten der Krone und der Admiralität herrührende, welche ehemals dem König, als Lordadmiral von Großbritannien, zustand. Der Hauptzweig, welcher das meiste Geld abwirft, rührt von dem Verkauf nachstehender Gegenstände her:

1. Der an der Küste gescheiterten Waaren und der von Staatsschiffen Seeräubern abgenommenen Prisen;

2. Der in Folge einer Kriegserklärung zurückgehaltenen Schiffe;

3. Derjenigen, welche nach dem Beginn der Feindseligkeiten im britischen Hafen verweilt, sei es, daß sie vom Sturm dazu gezwungen worden, sei es, daß sie von der Kriegserklärung keine Kenntniß gehabt;

4. Die von nicht zum Kapern beauftragten Schiffen gemachten Prisen;

5. Die selbst vor der offiziellen Kriegserklärung sequestrirten Schiffe.

Nach vorstehender Andeutung bemerkt man, daß die meisten dieser Rechte nicht auf einer besonders rechtlichen Basis beruhen. Denn wie kann man, ohne Ungerechtigkeit, als gute Prisen die vor der Kriegserklärung genommenen Schiffe betrachten, oder solche, die, aus entfernten Gegenden kommend, ohne Mißtrauen

die britischen Hafen betreten? Demungeachtet wird diese Verfügung aufs Strengste in Ausführung gebracht. Man erinnere sich nur der Wegnahme der dänischen Flotte zu Koppenhagen, und die der spanischen Galionen, auf ihrer Rückkehr aus Amerika.

England hatte Dänemark noch nicht den Krieg erklärt, als es die Nachricht erhielt, daß Napoleon mit diesem letztern Unterhandlungen angeknüpft. Sogleich schickte es ein Geschwader nach der Ostsee, das mit Gewalt in den Hafen von Koppenhagen dringt und sich der darin befindlichen Schiffe bemächtigt. Man kann zur Entschuldigung dieser Maßregel sagen, daß sie von Politik geboten wurde, und daß, hätte England der dänischen Schiffe sich nicht bemächtigt, sie bald, mit französischen Soldaten bedeckt, an den britischen Küsten erschienen sein würden.

Eine solche Entschuldigung läßt sich jedoch auf die Beschlagnahme der spanischen Schiffe im J. 1805 nicht anwendbar machen. Besorgte man, daß diese Kauffahrteifahrzeuge sich in Kriegsschiffe verwandeln könnten? Wahrlich nicht. Einiger Höflinge Habgier allein konnte einen solchen Entwurf erzeugen. Was man auch sage, und der Entscheidung des Admiralitätsgerichts ungeachtet, wird diese Wegnahme immer als eine wirkliche Räuberei betrachtet werden.

Die beiden Mächte waren im Frieden mit einander. Der spanische Gesandte zu London, wie der britische Gesandte zu Madrid, waren beschäftigt, einer neuen Allianz Grundlagen zu bestimmen. Mitten unter diesen Präliminarien verließ eine englische Flotte den Hafen, überfiel ein mit Schätzen beladenes, aus Amerika zurückkehrendes Geschwader, und bemächtigte sich

desselben, nachdem man die Bemannung ohne Barmherzigkeit niedergehauen.

Die Einnahmen der Krone, von allen diesen Prisen, betrugen, laut der offiziellen Angabe, von 1793 bis 1818:

	Pf. Sterl.
Allgemeine Einnahme von Seite des hohen Admiralitätshofes	5,077,216
Verschiedene Rechte	489,885
Holländische Prisen	1,286,042
Spanische Prisen	1,293,313
Dänische Prisen	348,261
Im Ganzen:	8,494,717

Pf. Sterl. oder 101,936,604 rhein. Gulden.

Im Frieden sind diese Rechte nicht bedeutend. Seit 1815 haben sie in mittlerer Schätzung jährlich nicht 120,000 Pf. Sterl. (1,440,000 rhein. Gulden) überstiegen.

Eine dritte Quelle des Einkommens der Krone verdient ebenfalls bemerkt zu werden, nicht sowohl ihrer Wichtigkeit, als ihres Ursprungs und ihrer Bestimmung wegen. Sie rührt her von einer Abgabe von 4½ Prozent auf alle Erzeugnisse der Antillen und der Barbaden. Dieser Abgabe Beziehung wurde, vor ungefähr zweihundert Jahren, durch einen Kolonialakt bestimmt. Derselben Ertrag sollte zur Erbauung von Staatsgebäuden, Landstraßen und Verschönerungen, auf den Inseln unterm Winde, verwendet werden.

Unter der Regierung Karls II erhielt der Statthalter dieser Inseln, man weiß nicht unter welchem Vorwande, Befehl, den Betrag der Steuer an die königliche Kasse zu zahlen. Auf der Einwohner von

Barbados Vorstellung, welche das Parlament unterstützte, verordnete die Königin Anna, daß diese Summen wieder zu ihrem ursprünglichen Zweck zu verwenden seien. Nach ihrem Tode wurden sie von Neuem von königlichen Mätressen und Bastarden, von Mitgliedern beider Kammern, Hofleuten, Verwandten oder Freunden derselben verschlungen.

Unter den Personen, welche, obgleich sie bereits ein großes Vermögen haben, dennoch größere oder geringere Gnadengehalte, auf Rechnung obiger Summen, beziehen, zeichnen sich besonders folgende aus: Sir William Home, dessen Pension von 500 Pfund Sterl. (6000 rh. Gl.) nach seinem Tode auf seine Wittwe übergegangen; Karl Long, jetzt Lord Starnborough, der seit 1801 von dem Betrag obiger Steuer mehr als 43,000 Pf. St. (516,000 rh. Gl.) bezogen; der General Cranford, mit 1200 Pfund Sterling (144,000 rh. Gl.) dotirt; Edmund Burke, der von 1795 bis zu seinem Tode 87,500 Pf. St. (1,050,000 rh. Gl.) erhalten; Lord Grenville, der, unbeschadet seiner Sinekur von 4000 Pf. St. (48,000 rh. Gl.) als Auditor der Schatzkammer, noch ein Gnadengehalt von 1500 Pf. St. (18,000 rh. Gl.) genießt, welches nach seinem Tode auf seine Gattin übergeht; der Marquis von Buckingham, der, obgleich er ein ungeheures Vermögen und eine starke Sinekur besitzt, dennoch jährlich 2000 Pf. St. (24,000 rh. Gl.) erhält. Endlich, unter vielen weniger berühmten Namen, sieht man die Lord Braybrooke's und Lord Carysfort's, Schwiegersöhne Lord Grenville's, von denen jeder jährlich 1500 Pf. St. (18,000 rhein. Gulden) bezieht.

Beschäftigen wir uns jetzt mit der allgemeinen Verwendung des Kolonialeinkommens. Die von den Antillen erhobene Abgabe von 4½ Prozent wirft jährlich, in mittlerer Schätzung, 50,000 Pfund Sterl. (600,000 rh. Gl.) ab. Die Gnadengehalte verschlingen davon mehr als die Hälfte, nämlich 27,466 Pf. St. (329,592 rh. Gl.). Verwaltungskosten und Besoldungen betragen 15,338 Pf. St. (184,056 rh. Gl.). Die noch übrigen 7200 Pf. St. (86,400 rh. Gl.) fliessen in die Kassen der Zivilliste.

Die Opposition forderte 1825 Beseitigung dieses Mißbrauchs, und das Parlament entschied, daß künftighin auf diese Summen keine Gnadengehalte mehr bewilligt werden könnten. Das Ministerium brachte es nun dahin, daß sie auf Unterstützung der Missionen in Indien anwendbar gemacht wurden. Durch dies Manöver ergab sich für die Kolonialbewohner keinerlei Vortheil, und die Minister verloren nichts von ihrem Einflusse.

Um diese Zeit berechnete Creevy, Deputirter von Appleby, daß die von den Antillen seit der Thronbesteigung Georgs III bis 1812 bezogenen Summen sich auf 1,684,000 Pfund Sterl. (20,208,000 rhein. Gulden) belaufen, welche folgendergestalt verwendet worden:

Gnadengehalte	740,000 Pf. St.
Geheime Ausgaben	326,000 - -
Besoldung der Statthalter . .	400,000 - -
Ausgaben der Zivilliste . . .	170,000 - -
Wahlausgaben	48,000 - -
Wie oben:	1,684,000 Pf. St.

Die andern Quellen des Kroneinkommens sind die

von Schottland zur Vermehrung der Zivilliste zugestandenen Summen, die Zinszahlung von Gibraltar, die Rechte auf herrenloses Gut, die von den Gerichten verordneten Strafen und Konfiszirungen, endlich das Einkommen der geistlichen Pfründen und der Herzogthümer Kornwallis und Lankaster, sobald sie keinen Titularinhaber haben.

Die Supplementardotation, welche der Zivilliste von Schottland zugestanden wird, beläuft sich auf 100,000 Pf. St. (1,200,000 rh. Gl.) jährlich. Ausser dieser Summe bezieht das Ministerium jedoch noch mehrere Rechte, deren Ertrag nicht in die Kasse der Zivilliste fließt, und zu andern Zwecken verwendet wird. Ueberhaupt erhält die Zivilliste von Schottland jährlich mehr als eine Million Pfund Sterling (zwölf Millionen rhein. Gulden), wovon ihr jedoch nur 100,000 Pf. St. unmittelbar überlassen werden. Die übrigen 900,000 Pfund werden zu geistlichen Pfründen der bischöflichen Geistlichkeit und zu Gnadengehalten verwendet. Der König allein kann über diese letztere Summe verfügen, durch welche er sich einen großen Einfluß zusichert. Im J. 1760 überstieg die Zahl der in Schottland auf das Einkommen der Krone zugestandenen Pensionen nicht 19; 1797 erhob sie sich auf 185, 1808 auf 351 und 1816 auf 402.

Der Tribut, den Gibraltar der Krone zahlt, rührt her von den Zugestehungen, welche 1704 dieser Stadt bewilligt wurden, um ihres Handels Entwickelung zu begünstigen. Eine von der Königin Anna gegebene Charte befreiet von allen Abgaben Waaren und Eigenthum ihrer Einwohner, wie die ihren Hafen berührenden Schiffe, wofür sie einen jährlichen Zins-

betrag von 3000 Pf. St. (36,000 rh. Gl.) zu zahlen hat. Sir William Knighton versichert jedoch, daß seit der Thronbesteigung Georgs III, den förmlichen Bestimmungen obgedachter Charte zuwider, Stadt und Hafen Gibraltar mit willkührlichen Abgaben belegt worden, die, wenn sie auch nicht beträchtlich sind, doch eine heilige Zusage verletzen.

Der Betrag des Eigenthums der ohne nachgelassene Testamente und natürliche Erben gestorbenen Personen fließt der Krone unter der Bezeichnung „Escheats" zu. Während Georgs III Regierung belief sich dies Einkommen im Ganzen auf 323,424 Pfund Sterling (3,881,088 rhein. Gl.). Des Königs Antheil auf die von einem einzigen Individuum, Namens Newport, hinterlassenen Güter betrug 113,000 Pfund Sterling (1,356,000 rh. Gl.).

Geben wir jetzt einen Uebersicht von allen den Summen, welche, unter verschiedenen Rechtstiteln, zur Verfügung der Zivilliste und der königlichen Familie, während der Regierung Georgs III und Georgs IV, d. h. von 1760 bis 1830, gestellt worden.

Regierung Georgs III.

1. Zahlungen von Seite des öffentlichen Schatzes.

	Pf. St.
Zahlungen an die Zivilliste von 1760 bis 1815	51,623,564
Vom Parlamente der k. Familie zugestandenen Summen, und zum Dienst der Zivilliste .	9,561,590
Bezahlung der nicht liquidirten Schulden der Zivilliste vom 1. Januar 1815 .	421,000
Betrag der Zivilliste von 1816, mit Inbegriff der Zuschüsse	1,480,000
Idem der von 1817 bis 1820 . .	4,334,916

	Pf. St.
Bewilligung für das Schloß Windsor .	440,000
Gnadengehalte, Besoldungen und andere Kosten der Zivilliste	1,358,000
Begabung der Mitglieder der königl. Familie	1,333,000
Zuschuß an die Königin Charlotte im J. 1818	116,000
Hauptsumme, welche von der Schatzkammer der Zivilliste oder der königlichen Familie während der Regierung Georgs III (von 1760 bis 1820) bezahlt worden . . .	70,669,870

Pfund Sterling oder 848,038,440 rhein. Gulden.

2. Ertrag des Erbeinkommens.	Pf. St.
Ertrag der Kronengüter von 1760 bis 1820	31,500,000
Admiralitätsrechte der Krone id. .	9,562,000
Die 4½ Prozent von den Antillen id.	3,116,484
Zinsbetrag von Gibraltar id. . .	124,256
Zuschuß von Schottland zur Zivilliste id.	6,000,000
Ertrag der Escheats id. . . .	323,434
„ der Prisen id. . . .	108,777
„ der franz. Besitzungen in Indien id.	106,300
Steuern, bezogen von Minorka, Martinique, St. Croix und Surinam .	159,816
Steuern von britischen Kolonien u. s. w.	104,856
Hauptsumme des Erbeinkommens von 1760 bis 1820	51,106,546

Pf. Sterl. oder 613,278,552 rh. Gl.

Rechnet man dazu obige . .	70,669,870
so findet man im Ganzen . . .	121,776,416

Pf. Sterl. od. 1,461,316,992 rhein. Gl., folglich in mittlerer Schätzung jährlich 2,029,606 Pf. Sterl. oder 24,355,272 rhein. Gulden.

Regierung Georgs IV.

1. Zahlungen von Seite des öffentlichen Schatzes.

	Pf. St.
Betrag der Zivilliste von 1820 bis 1830	10,570,000
Gnadengehalte, Besoldungen und andere Kosten der Zivilliste . . .	3,397,680
Begabung der Mitglieder der kön. Familie	3,575,000
Entschädigungen und Pensionen der Diener Georgs III, wie der Königinnen Charlotte und Karoline . . .	350,000
Zu Erbauung des Buckinghampalastes	496,269
Zur Ausbesserung und Ausschmückung des Schlosses zu Windsor . . .	527,500
Im Ganzen:	18,916,449

Pf. Sterling oder 226,997,388 rhein. Gulden.

2. Ertrag des Erbeinkommens.

Ertrag der Krongüter von 1820 bis 1830		5,200,000
Admiralitätsrechte der Krone	id.	1,200,000
Die 4 ½ Proz. von den Antillen	id.	500,000
Zinsbetrag von Gibraltar	id.	30,000
Zuschuß v. Schottland z. Zivilliste	id.	1,000,000
Ertrag der Escheats	id.	50,000
Verschiedene Rechte	id.	18,000
	Im Ganzen:	7,998,000
Pf. St. od. 95,976,000 rh. Gl.	Dazu obige	18,916,449
	Hauptsumme:	26,914,449

Pf. Sterling oder 322,973,338 rh. Gl.

Also in mittlerer Schätzung jährlich: 2,691,444 Pf. St. oder 32,297,328 rh. Gl.

In dem Zeitraum von 70 Jahren hat die Krone folglich die ungeheure Summe von 1,784,290,380 rh. Gl., oder im Durchschnitt jährlich 25,489,862 rh. Gl.

verbraucht, wovon die britische Aristokratie jedoch einen bedeutenden Theil verschlungen.

Ohne Zweifel hat, von allen konstitutionellen Fürsten Europa's, der König von England das bedeutenste Einkommen. Demungeachtet wird davon wenig oder nichts zum Besten des Volkes oder zur Verschönerung des Landes verwendet. In Frankreich hatte die Zivilliste alle Gnadengehalte der ehemaligen Diener der Krone zu bezahlen. Sie unterhielt Museen; sie gestand den vorzüglichsten Theatern bedeutende Unterstützungen zu; sie ließ Denkmünzen schlagen; sie besoldete einen zahlreichen Militärstand des königlichen Hauses; sie bestritt die Kosten der Porzellanmanufaktur zu Sevres, wie die zweier Tapetenfabriken, deren Erzeugnisse die persischen übertreffen; und bei allem dem beklagte man sich noch über die von ihr besoldeten Sinekuren, über die von ihr unterstützten Mißbräuche.

In einigen konstitutionellen Staaten Europa's verhielten sich, vor den Ereignissen im Juli 1830 in Frankreich, die Zivillisten zu dem öffentlichen Einkommen folgendermaßen:

Staaten.	Bevölkerung.	Oeffentliches Einkommen. Franz. Fr.	Zivilliste. Franz. Fr.	Jeder Einw. zahlt zur Zivilliste Fr	Cnt.
Großbritannien	24,000,000	1,585,000,000	27,500,000	1	15
Frankreich	33,000,000	987,620,000	25,000,000	—	76
Niederlande	6,118,000	175,000,000	5,460,000	—	89
Baiern	4,970,000	69,733,000	6,460,750	1	30
Würtemberg	1,520,000	20,000,000	2,592,700	1	71
Baden	1,130,000	20,000,000	2,327,925	2	10
Hessen-Darmstadt	700,000	12,600,000	1,803,650	2	59
Schweden	3,866,000	49,000,000	3,183,425	—	83

Beschliessen wir diesen Aufsatz mit einer genauen Uebersicht des Einkommens der Krone in Frankreich während der Regierung Karls X. Man wird daraus entnehmen, daß hier, wie in England, der Hofleute Habgier einen beträchtlichen Theil des Kroneinkommens verschlang. Den Pensionsfond nicht inbegriffen, wurden bei 10 Millionen Fr. an 2000 Personen von der Zivilliste bezahlt, was im Durchschnitt 5000 Fr. für jedes Individuum macht. Die Krone hatte 1829 folgende

Einnahmen.		Franken.
Zivilliste des Königs . . .		25,000,000
Begabung der Prinzen . . .		7,000,000
Ertrag des Medizinverkaufs der königlichen Apotheke		6,000
Gebäude: 1. Ordentl. Ertrag, Miethe u. s. w. . .	26,035	100,000
2. Ausserordentl. Ertrag, Holz, Heu u. s. w. . . .	73,965	
Wälder: 1. Ordentl. Ertrag	3,052,000	3,500,000
2. Ausserordentl. Ertrag	448,000	
Domainen: 1. Ordentl. Ertrag	146,669	180,000
2. Ausserordentl. Ertrag .	33,331	
Museum. Verschiedene Verkäufe .		15,000
Medaillenverkäufe u. s. w.		320,000
Manufaktur von Sevres, Verkäufe*) .		30,000
Immobilienverkauf im Impasse (Sackgasse) Mont-Tabor		221,000
Hauptsumme der Einnahmen:		36,372,000

Franken oder 17,245,400 rh. Gulden.

*) Die Erzeugnisse der Tapetenfabriken der Gobelins und zu Beauvais wurden nicht verkauft.

Ausgaben.

	Franken.
Gehalt des Staatsministers, Generalintendanten des königl. Hauses . .	100,000
Verwaltung der Generalintendanz .	438,170
Große Almosenpflegerei. Gehalte von 69 Geistlichen in den königl. Palästen .	380,000
id. id. von 27 Laien .	50,000
Kultuskosten, Almosen u. s. w. . .	263,900
Hoteldienst. Küche, Keller u. s. w. .	1,300,000
Personal	400,000
Gouverneurs der königl. Schlösser .	809,352
Unterhaltung des Materials der Schlösser	1,143,930
Großoffiziere, Edelleute und Unterbeamten der Kammer (des Königs) . .	1,228,500
Garderobe des Königs . . .	182,575
Gesundheitsdienst	176,000
Stalldienst. Gehalt des Oberstallmeisters	100,000
Material und Besoldungen . .	700,000
Stallknechte, Futter und Unterhaltung der Pferde . . .	1,500,000
Jägerei	690,000
Gehalt des Oberzeremonienmeisters und verschiedene Kosten	114,000
Pensionsdienst	4,500,000
Entschädigungen, Hilfleistungen, Geschenke u. s. w.	1,334,000
Schatulle (cassette) des Königs und Reservefond	900,000
Partikularkasse des Königs . . .	118,000
Unterstützung der königl. Theater .	584,306

	Franken.
Ausserordentliche Unterstützung der komischen Oper	600,000
Verschiedene Besoldungen	403,000
Archive der Krone	23,500
Immobilienankauf	350,000
Königliche Orden	24,000
Wohnung des Hofes und Gefolges (auswärts)	59,000
Schatzkammerdienst und Unterhandlungskosten	323,000
Unterhaltung der königl. Gebäude, Parke und Gärten . . .	3,050,000
id. der Domänen . . .	302,700
id. der Krongeräthe . . .	1,078,601
id. der Wälder	1,200,000
Bibliotheken der königl. Schlösser .	201,807
Geschenke	260,000
Alte Schulden	370,000
Rückzahlungen alter Vorschüsse . .	366,000
Militärhaus des Königs	2,300,000
Begabung der Prinzen und Prinzessinnen	5,200,000
Generaldirektion der schönen Künste .	150,000
Museum: Ankäufe neuer Gemälde und Unterhaltungskosten	786,000
Medaillen	406,000
Fabrike von Sevres	326,560
id. der Gobelins	290,000
id. von Beauvais	78,400
Hauptsumme aller Ausgaben:	35,161,464

Franken oder 16,671,500 rhein. Gulden.

Gegenwärtiger statistisch-politischer Zustand des Kaiserthums China.

Der Zustand des chinesischen Reiches ist seit länger als zwei Jahrhunderten für die europäischen Gelehrten ein Räthsel gewesen, das sie vergebens genügend zu lösen sich bemühet. Die Missionäre haben dies Land zu hoch gerühmt. Einige Geographen, wie Maltebrun und Sonnerat, haben es zu tief herabgesetzt. Auf jeden Fall ist es eben so ausserordentlich als interessant, und verdient so genau als möglich studirt zu werden.

Man schreibt dem Klima Gebrechen und Eigenschaften der Nachkommen der alten Seren *) zu. Das Klima hat jedoch weniger Einfluß auf die Menschen, als ihre Organisation, ihre Erziehung, ihre Religion und ihre Regierung. Denn wie sehr wahr der chinesische Dichter Lieu-Schi sagt: „Kein Klima vermindert des Tigers Wuth oder vermehrt des Kaninchens (Hasen) Muth."

Das chinesische Reich — mit Inbegriff aller tributpflichtigen Staaten, wie das eigentliche Thubet (Tibet) und Butan, Klein-Thubet, die kleine Bucharei oder das östliche Turkestan, Oigurien, das Kalmuckenland oder die westliche Mogolei, die Dsungarei (die große Kalmuckenhorde), Daurien, das Land Monju, das Mandschuckenland, die Mogolei, mit Groß-Schamo oder der Wüste Kobi, Tangut oder

*) Man darf annehmen, daß China das Land der alten Seren des Plinius und Ptolomäus ist, und nicht die Gegend Sinae, die man wahrscheinlich im jetzigen Birmanenreiche suchen muß.

das Eleuthenland von Kokenoor (die östlichen Kalmucken), die Halbinsel Korea, die große Insel Segallien oder Schoka, die von Formosa (Tai-Wan) und die von Hay-Nan (eigentlich Hai-Lam oder westliche Gegend) — grenzt im Norden an Sibirien; im Westen an die große Kirgisen- oder nördliche Tatarenhorde und an die große Bucharei oder Süd-Tatarei (welche die Europäer die unabhängige Taturei nennen); im Süden an die Staaten Ranget-Sings, Indostan, das Birmanenreich, das Königreich Layn-sayn-schan (Laos), das Kaiserthum Annam und das chinesische Meer; im Osten an das östliche, das gelbe und das japanische Meer.

Das ganze chinesische Reich ist 1400 Stunden lang (von Kaschgar im Westen bis zum Vorgebirg Lessep im Osten) und 760 Stunden breit (von dem entferntesten Gipfel des Daba-Gebirges im Norden bis zur Seestadt Lui-Scheu, in der Provinz Kuang-Tung oder Kanton, im Süden). Seine Seeküsten haben eine Ausdehnung von mehr als 1000 Stunden.

Die geometrische Oberfläche dieses großen Landes kann auf ungefähr 674,000 Geviertstunden, also beinahe auf ein Zehntel der bewohnbaren Erde, angeschlagen werden. Es ist folglich größer, als das alte römische Reich unter Trajan, größer als das Reich Alexanders, größer als ganz Europa. Es wird an Ausdehnung nur durch die von dem Mogol Dgengis-Kan und von dem Tataren Timur-Lenk (Tamerlan) gegründeten Reiche, so wie durch das riesige russische Reich übertroffen, das ihm jedoch an Reichthum, an Gewerbthätigkeit und an Bevölkerung weit untergeordnet ist.

Das eigentliche China, von den Chinesen Schonku (Mittelpunkt der Erde) genannt, erstreckt sich vom 21. bis zum 41. Grad nördlicher Breite und vom 95. bis zum 120. Grad östlicher Länge. Es hat keine genau bestimmten Grenzen. Im Norden wird es von der Mogolei durch die berühmte, 456 Stunden lange Mauer geschieden. Im Westen stößt es an Thubet, an die Eleuthen von Kokenoor *), die Sifanen und die Kalmucken. Im Süden ist der Ozean, im Osten Korea und das japanische Meer. Seine geographische Gestalt ist beinahe die eines Zirkels. Das eigentliche China hat eine Oberfläche von 195,209 Geviertstunden oder 1,400,960,800 Morgen.

Der Name China kommt von Thsin. Er wurde dem Reiche Kitay (Katai) von der Dynastie Thsin gegeben, die 256 Jahre vor Christi Geburt zu regieren begann. Dieser Name, der von den Portugiesen den malayischen Bootsen (welche ihn China, statt Thsin, aussprachen) entlehnt und nach Europa gebracht wurde, ist seitdem von allen zivilisirten Völkern zur Bezeichnung des „himmlischen Reiches" angenommen worden.

Die chinesische Nation theilt sich in vier Klassen: die Gelehrten, die Landarbeiter, die Handwerker und die Kaufleute. Man sieht, daß die Professionen nach ihrer Nützlichkeit und nach der Achtung, welche sie geniessen, geordnet sind. Diese Klassen stehen übrigens in keiner Beziehung mit dem abscheulichen Kastensystem bei den guten, aber schwachen und unglücklichen Hindus.

*) Am Kokenoor- oder blauen See.

Man kennt in China keinen Erbadel. Jeder ist der Sohn seiner Werke. Ein durch seine Talente oder durch seine Tugenden ausgezeichneter Chinese adelt seine Vorfahren, was viel vernünftiger ist, als der absteigende Adel.

Die Gelehrten bekleiden die höchsten Aemter und bilden gewissermaßen des Landes lebenslänglichen Adel. Jedes Individuum aus den andern Klassen kann durch Studium und Eifer zu dieser Ehre gelangen.

Der Monarch und die Prinzen seiner Familie allein geniessen das Vorrecht der Erblichkeit, eben so die Nachkommen des großen Gesetzgebers, des erhabenen Moralisten Konfutze (Confucius), dem man Tempel erbauet hat.

Die Krone ist erblich in männlicher Linie, doch nicht ausdrücklich nach dem Rechte der Erstgeburt. Die höchste Gewalt ist in den Händen des Kaisers, der sich selbstherrschender Gebieter und Sohn des Himmels nennt.

Das Prinzip der Regierung ist der asiatische Despotismus, verborgen unter patriarchalischen Formen, gemildert durch den Einfluß der Maximen des Sching-sing (Weisen: Konfuzius), durch im Allgemeinen gerechte Gesetze, durch das gewissen Magistratspersonen zugestandene Vorstellungsrecht, und durch die Verpflichtung, in welcher sich der Monarch befindet, die Beamten nach unveränderlichen Regeln und aus der Gelehrtenklasse zu wählen. Bei allem dem schreiten Peitsche, Bambusrohr und Henker dem Monarchen, wie seinen Agenten, immer voran. Seine Person wird auf gleiche Weise angebetet, wie der Thian (Himmel), und alle Personen, welche sich von unge-

fähr auf seinem Wege befinden, werden ohne Barmherzigkeit umgebracht, wenn sie sich nicht sogleich flach zu Boden werfen.

Des regierenden Kaisers Religion ist die des Dalai-Lama, der unter seinem Schutze lebt. Sehr viele Mandschucken bekennen sich zu derselben. Das Volk überläßt sich dem Pantheismus (der Vielgötterei). Es verehrt eine zahllose Menge Götzen. Die Gelehrten haben eine Art Spinozismus. Sie scheinen an Stoff und Seele des Weltalls, oder an das männliche und weibliche Prinzip zu glauben, wie Pythagoras, die Aegypter und die meisten Völker des Alterthums; aber nicht an einen schaffenden Gott, obgleich einige chinesische Schriftsteller, Li, andere Tau, Ewigkeit und Geistigkeit zuschreiben, und eine Art Logos daraus machen. Sie verehren bloß einen Geist im Himmel. Deshalb nennen sie auch ihren Hoan (Kaiser) den Sohn des Himmels, oder Thian-Tseu. Es gibt mehrere Sekten, unter andern die von Lao-Kiun (China), die einige Aehnlichkeit mit den Anhängern Epikurs hat.

Die Regierung besteht aus zehn souveränen Räthen oder Ministerien. Minister und Mandarinen sind, obgleich unumschränkt, denselben Züchtigungen ausgesetzt, wie der niedrigste Kuli (Lastträger).

Die Polizei und Strafgesetze sind höchst merkwürdig, und verdienen genauer studirt zu werden. Wir verweisen in diesem Betrachte auf einen früher gegebenen Artikel *).

---

*) M. s. „Merkwürdige Auszüge aus dem chinesischen Strafgesetzbuche“, im fünften und sechsten Bande des Jahrgangs 1831 dieses Werks.

Der Handel im Innern des chinesischen Reiches, zwischen den verschiedenen Provinzen, ist bei weitem beträchtlicher, als mit dem Auslande. Nirgends, selbst nicht in England, findet man so viel Patriotismus und Arbeitsliebe, als bei den Chinesen. Das sind ihre größten Tugenden. Ihre hervorstechendsten Laster sind Ausschweifung, Habgier, Lüge und Feigheit.

Es gibt nur wenige Chinesen, die nicht lesen und schreiben können. Das Volk ist im Durchschnitt mehr unterrichtet als in Großbritannien und Deutschland, der übrigen europäischen Länder nicht zu gedenken, wo der öffentliche Unterricht noch viel mehr zurücksteht.

Man weiß, daß die chinesische Sprache ursprünglich hieroglyphisch war, und daß sie jetzt aus einsilbigen Worten besteht. Ihre ideographischen Schriftzüge gewähren ihr mehrere Vortheile über andere Sprachen. Es bedurfte eines Volkes von so feinem Gehör, wie die Chinesen, um eine aus 330 Silben zusammengesetzte Sprache zu bilden, deren Silben sich in eine Menge Worte theilen, denen sechs verschiedenartige Betonungen eben so viele verschiedenartige Bedeutungen geben, und deren Schattirungen so zart sind, daß sie nur von jemand, der in China gelebt, bemerkt werden können.

Ihre Literatur ist sehr reich in Dichtkunst, besonders an Romanen und Novellen. Ihre Musik steht unter jener der Araber, Perser und Hindus. Die Chinesen sind vielleicht das einzige Volk, das nie tanzt.

Der Ackerbau steht in China in hoher Achtung; er ist des Landes vorzüglichster Reichthum. Nichts

Merkwürdigers als die chinesischen Gärten, und die Mittel, deren man sich bedient, um die verschiedenartigsten Früchte auf einem und demselben Baume zu erzeugen.

Die Chinesen kannten Buchdruckerkunst, Schießpulver, Bomben, Feuerwerke, Telegraphen, die Magnetnadel (Ting-nan-sching), die dramatische Kunst und andere sogenannte europäische Erfindungen viele Jahrhunderte früher, als wir sie ersonnen. Nichts läßt sich vergleichen mit der Zierlichkeit ihrer Barken (Sanpans), der Härte ihres Porzelans, der Schönheit ihres Lacks, der Pracht ihrer Brücken und Kanäle.

Um das erste aller Völker der Erde zu werden, mangelte den Chinesen vielleicht nichts, als die Bildung von Kolonien, um des Landes Uebervölkerung zu vermeiden, die Begünstigung der Freiheit des Gedankens und der Erfindung. Sie wären dann nicht von den Mandschucken unterjocht worden. Sie hätten ihre Künste vervollkommnet, die stationär geblieben sind. Mit einem Worte, sie wären freier und glücklicher gewesen.

Indessen ist das Gefühl der Freiheit noch nicht ganz erloschen. Die geheime Gesellschaft der Trias und die des Nenuphar anerkennen ein chinesisches Oberhaupt, das die Mandschuckenpolizei noch nicht hat entdecken können. Dieser Gesellschaften Zweck besteht darin, das Joch der Barbaren abzuwerfen, und zu beweisen, wie tief gewurzelt der Haß fremder Beherrschung im Herzen der chinesischen Patrioten ist.

Die Empörung des Tataren Schang-ki-ui ist ihnen zu ihren Absichten beförderlich, und der von ihm er-

littenen Niederlagen ungeachtet, ist dieser Krieg noch nicht beendigt. Werden aber auch die Insurgenten von Kaschgar besiegt, haben die geheimen Gesellschaften in Schau-Yu-Long einen starken, tapfern, geduldigen und geschickten Vorsteher, und mit Eintracht und Zeit können die Chinesen vielleicht endlich doch der Gewaltmacht der Ketten und des Bambus sich entledigen.

Geben wir jetzt eine statistische Uebersicht von der neuen Eintheilung China's.

Nördliche Provinzen.

	Zahl d. Einw. *)
Pe-Tschi-Li	3,402,000
Schan-Si	1,920,142
Schen-Si	582,000
Schan-Tung	24,841,504
Kan-Su	840,000

Zentralprovinzen.

	Zahl d. Einw. *)
Kiang-Su } ehemals Kiang-Nang	28,853,198
An-Hoei } ehemals Kiang-Nang	1,148,023
Ho-Nan	2,614,000
Kiang-Si	6,127,425
Sze-Sschuan	7,813,000
Tsche-Kiang	18,975,000
Hu-Nan } ehemals Hu-Kuang	10,000,000
Hu-Pe } ehemals Hu-Kuang	24,132,408
Fu-Kian	2,312,000

Südliche Provinzen.

	Zahl d. Einw. *)
Kuei-Tscheu	2,018,109
Yun-Nan	3,209,000

*) Die Chinesen sagen: Zahl der Münder.

	Zahl d. Einw.
Kuang-Si	3,081,000
Kuang-Tung	3,604,000
Im Ganzen:	145,456,809.

Dazu kommen noch die Einwohner, welche auf dem Wasser leben	2,418,237
Die Armee, bestehend aus regelmäßiger Infanterie	300,108
unregelmäßiger Inf.	400,000
regelmäßiger Kavallerie	227,000
unregelmäßiger id.	273,000
Artillerie (in übelm Zustande) . . .	17,000
Gefolge der regelmäßigen Armee . . .	30,000
Offiziere id.	6,892
id. der unregelmäßigen Armee . .	5,201
Seemacht	32,440
Die 9 Mandarinen- und Unterbeamten-Klassen	102,379
Im Ganzen:	3,812,257
Dazu obige Zahl:	145,456,809
Hauptsumme:	149,269,066

Ausserdem gibt es noch bei zehn Millionen Chinesen, die in Liu-Kieu, auf Formosa, in Korea, Japan, der Tatarei, Thubet, Turkestan und Armenien, auf der Moritz-Insel, auf St. Helena und dem Vorgebirg der guten Hoffnung, in Brasilien und in der französischen Guiane, in Bengalen und Indostan, in den Königreichen Siam, Annam und im Kaiserthum Birmanien, zu Malakka und in der Halbinsel dieses Namens, zu Pulo-Pinang, Singapora, Sumatra,

Bintang, Banka, Lingin und Lingan, auf den Inseln Jawa und Sunda, auf Zelebes und in den Molukken, im Jolo-Archipel, auf Borneo und auf den Philippinen, in Neuguinea, auf Waigiu und bis auf den Inseln des Südmeers, sich angesiedelt haben. Es wohnen selbst einige Chinesen in Petersburg, London, Lissabon, Rom und Paris. Die Chinesen sind im ganzen Orient beliebt als die besten Makler, die besten Ackerbauer und die besten Arbeiter.

Rechnet man diese zehn Millionen Chinesen, welche in der Fremde wohnen, oder die, ihrer Handelsunternehmungen wegen, fast beständig abwesend sind von ihrem Vaterlande, zu der oben angegebenen Summe, so sieht man, daß die Gesammtbevölkerung von chinesischer Race (die ihr unterworfenen Staaten nicht mit inbegriffen) sich auf beinahe 160 Millionen beläuft, und nur um 18 Millionen geringer ist, als die des ganzen Europa's, während sie die des ungeheuern russischen Reiches um beinahe 100 Millionen übertrifft.

Um nichts dem Zufall zu überliefern, haben wir nicht die Statistik der China unterworfenen Länder geben wollen. Wir können jedoch eine ziemlich genaue Uebersicht ihrer Bevölkerung, nach dem kaiserlichen Kalender, verschiedenen kaiserlichen Edikten und andern offiziellen Aktenstücken u. s. w. aufstellen.

	Einwohner.
Karea (ehemals Kao-Li, jetzt Tschao-Sien) hat	8,463,000
Thubet und Butan hat	6,800,000
Die Mandschurei, Mogolei, Kalmuckenland, die kleine Bucharei, Klein-Thubet,	

	Einwohner.
die Dsungarei, die große Insel Schoka, und andere tributpflichtige Länder, haben	9,000,000
Im Ganzen:	24,263,000
Dazu die Bevölkerung des eigentlichen China	149,269,066
und die der Kolonien in der Fremde .	10,000,000
gibt eine Hauptsumme von	184,000,000

Die vorzüglichsten Städte in China sind folgende:

	Einwohner.
Pecking *), Hauptstadt des Reichs . . .	1,700,000
Koang-Tscheu-fu (Kanton)	845,729
Hang-Tscheu	700,000
Wu-Schang	580,000
Nanking	514,000
King-Tschin	500,000
Fok-Han	320,000
Nang-Schang	300,000
Su-Tscheu-fu	214,017

Diese letzte, bisher wenig bekannte Stadt, liegt an dem großen kaiserlichen Kanal, der 600 Stunden lang ist, die schönsten Brücken trägt, und zum Theil von prächtigen Steindämmen eingeschlossen ist. Man findet an ihm unzählige Dörfer und Städte. Su-Tscheu ist das chinesische Paris, in Betreff seiner Moden, seines guten Geschmacks, seiner zierlichen Sprache und seiner Theater. Man findet dort die schönsten und liebenswürdigsten Frauen, die talentvollsten Schriftsteller und Künstler jeder Art, wie die geschicktesten Schauspieler und Gaukler. Die reichsten Personen des Landes siedeln sich dort an,

*) Das alte Kambaluk, das Marco Polo Gamulecco nennt.

und führen ein wahres Sybaritenleben, daher das chinesische Sprichwort: das Paradies ist im Himmel, was Su-Tscheu-fu auf Erden ist.

Ngao-Men (Makao) hat 32,268 Einwohner, wovon 20,000 Chinesen, 10,000 Portugiesen und andere europäische Nachkommen. Der Ueberrest besteht aus Malayen, Manilois, Kaffern, Timoriern, Hindus, Parsis u. s. w.

Kanton ist jetzt die reichste und handeltreibendste Stadt in China. Sie besteht aus zwei Theilen, dem chinesischen und dem mandschuischen, nebst der hübschen Insel Honan, im Flusse Ta, wo die reichen Kaufleute ihre Harems haben. Von der Gesammtbevölkerung dieser Stadt (s. oben) leben 128,000 Individuen, in 43,021 Saupans, oder Häuserschiffen, auf dem Wasser, und dürfen sich auf dem Lande nicht niederlassen.

Nach einer Volkszählung, beim Beginn der christlichen Zeitrechnung, hatte China damals eine Bevölkerung von 60 Millionen Seelen. Sie hat sich also in achtzehn Jahrhunderten um hundert Millionen, oder um die zwei Drittel, vermehrt.

Die Abgaben werden in China in Geld, Getreide und Reis entrichtet. Man rechnet nach Taels oder Thalern, von denen jeder den Werth von nicht ganz 4 rh. Gulden hat. Ein beträchtlicher Theil von dem auf solche Weise einkommenden Getreide und Reis wird für Zeiten der Hungersnoth in großen Speichern aufbewahrt. Der chinesische Sei oder Scheffel Getreide wiegt 185 Pfund. In den öffentlichen Speichern befinden sich in mittlerer Schätzung 25,481,164 Sei Getreide und 5,115,625 Sei Reis. Im Ganzen

30,596,789 Sei oder 5,658,804,805 Pfund, die einen Werth von 41,112,331 Taels oder von 164,449,000 rh. Gulden haben.

Von jedem Mu (1/7 Morgen) Land zahlt man den Werth von 2½ rhein. Gulden. Die übrigen Abgaben werden von Salz, Kohlen u. s. w. erhoben. Die von allen Provinzen jährlich zu zahlende Abgabensumme beläuft sich in baarem Gelde auf 33,288,276 Taels oder 133,153,000 rhein. Gulden, und in Getreide auf 4,230,959 Sei oder 782,707,255 Pfund. Dazu kommen noch 30,596,789 Sei oder 5,658,804,805 Pfund Getreide und Reis, welche in die öffentlichen Speicher geliefert werden, was im Ganzen 34,827,748 Sei oder 6,441,512,060 Pfund macht, die nach dem gewöhnlichen Preise 74,400,607 Taels oder 297,600,000 rhein. Gulden werth sind.

Die jährlichen Zivilausgaben im ganzen Reiche betragen 3,614,903 Taels oder 14,455,000 rh. Gl., und die Militärausgaben (für 1,256,201 Mann) 20,812,341 Taels oder 123,249,000 rh. Gl. Die Ausgaben für das Seewesen lassen sich nicht genau bestimmen. Sie mögen, nebst andern Nebenausgaben, sich auf 3 Millionen Taels oder 12 Millionen rhein. Gulden belaufen.

Die Gesammtsumme aller Ausgaben beträgt also 27,427,544 Taels oder 133,153,000 rh. Gulden. Die Gesammtsumme aller Einnahmen beträgt 33,288,276 Taels oder 149,704,000 rh. Gulden. Folglich bleibt ein jährlicher Ueberschuß von 5,860,732 Taels oder oder 16,551,000 rh. Gl., der in den kaiserlichen Schatz fließt, oder zu Palastbesoldungen u. s. w. verwendet wird. In obiger Einnahmesumme sind jedoch weder

der Werth des in die Speicher gelieferten Getreides, noch die von den Fremden zu Kanton, Makao, Ningpo, Linting u. s. w. erhobenen Taxen begriffen, welche sich allein in Kanton auf 3 Mill. rh. Gulden jährlich belaufen, eben so wenig als die Steuer von der Seide (24 Millionen rh. Gl.), und von verschiedenen Stoffen, das Einkommen der kaiserlichen Krongüter, das von dem Jin-Schen (Ginseng) Monopol, das von den Konfiszirungen herrührende, u. s. w., was im Ganzen noch bedeutende Summen abwirft, die jedoch nie in Rechnung gestellt werden.

Wir könnten zu unsern vorstehenden Angaben noch eine Uebersicht von der Bevölkerung der 1659 Städte (wovon 214 ersten Ranges), nach der zweiten Ausgabe des Werkes von Wang-Kuoi-Sching, hinzufügen, welche vor Kurzem in Kanton erschienen ist; aber dieser Theil scheint uns viel weniger genau, als der erste, weshalb wir ihn nicht umständlicher in Rede stellen wollen.

Nach der letzten Zählung gab es im ganzen chinesischen Reiche 64,327 Christen, welche 40 chinesische und 14 europäische Priester, 36 Knaben- und 58 Mädchenschulen, ein kleines Seminar im St. Josephkollegium zu Makao, und eine von dem Abbé Lamiot gehaltene Schule in dieser Stadt, haben.

Trümmer von Persepolis.

Farsistan ist der klässische Boden Persiens. Es scheint, daß dieses Land, Wiege der Familie des Zyrus, unter den Königen, seinen Nachfolgern, eine Art heiliges Gebiet wurde, wo sich die Fürsten mit der souveränen Macht bekleiden liessen, und wo ihr Begräbnißort war. Nach Persiens Eroberung durch Alexander wendete andere Vorliebe, oder andere Erinnerungen, der persischen Monarchen Aufmerksamkeit davon ab.

Aber nachdem, im Jahr 227 unserer Zeitrechnung, Artaxerces oder Ardeschir, der von Zyrus abstammte, des Throns sich bemächtigt, gewann Farsistan seine Vorrechte wieder, und jenes Nachfolger, bis zu des Landes Eroberung durch die Muselmänner, liessen diesem Distrikt mehr als ein Zeichen ihrer Erinnerung. Man findet dort noch viele Ueberreste der in verschiedenen Zeiten errichteten Denkmäler.

Die wichtigsten von allen sind die, welche man unter dem allgemeinen Namen Persepolis bezeichnet. Ihre Trümmer befinden sich in einiger Entfernung nordöstlich von Schiras, und dehnen sich über einen Raum von mehr als sieben Stunden gegen Norden aus. Man findet, mit ihnen vermischt, fruchtbare Felder, nebst mehreren Dörfern, von denen die vorzüglichsten Merdacht und Murgab sind.

Nahe bei Merdacht, am Fuße eines hohen Berges von grauem Marmor, bemerkt man eine Art in den Felsen gehauenen Altar, dessen vier Seiten mit den vier Kardinalpunkten übereinstimmen. Dieser Ort wird von den neuern Persern Tschihil Minar,

oder die vier Säulen, genannt. Er scheint die Stelle zu sein, wo der von Alexander zum Theil verbrannte Palast der persischen Monarchen gestanden.

Das Ganze zeigt sich in Form eines Amphitheaters, und besteht aus mehreren übereinander sich erhebenden Abdachungen. Man gelangt von der einen zur andern auf so bequemen Treppen, daß zehn Reiter neben einander hinaufreiten könnten. Auf jeder dieser Abdachungen findet man Ueberreste von Säulengängen und Gebäuden, mit Zimmern, die ehemals bewohnt gewesen scheinen. Endlich im Hintergrunde, am Berge, gegen den dies ungeheure Gebäude sich gelehnt, sind zwei in den Felsen gehauene Gräber, deren Eingang man bis jetzt nicht hat entdecken können. Treppen, Säulengänge und Gemächer sind aus Marmor erbauet, ohne Kalk noch Mörtel; demungeachtet sind die Steine so dicht aufeinander gefügt, daß man zwischen denselben kaum eine schmale Ritze bemerkt.

Was dieser Bauwerke Interesse noch erhöht, ist, daß die Mauern mit Basreliefs und Inschriften bedeckt sind, von denen der Gelehrten Scharfsinn den Schleier gehoben, der sie bisher für Europa unverständlich machte.

Einige Basreliefs stellen den Monarchen dar, wie er den Großen seines Hofes Audienz ertheilt, oder wie er irgend einer religiösen Feierlichkeit beiwohnt. Weiterhin sieht man Prozessionen abgebildet. An andern Orten bemerkt man Thiere, die entweder unter einander, oder mit Menschen kämpfen. Diese Thiere sind im Allgemeinen fabelhaft. Ihre Körper sind gewöhnlich aus einzelnen Theilen wirklicher Thiere zu

sammengesetzt, die in den Ländern gegen die Quellen des Oxus, zwischen der Bucharei und Tibet zu Hause sind. Die vorzüglichsten unter den bezeichneten Thieren sind der Greif, das Einhorn u. a.

Die Inschriften sind in Nagelform. Einige derselben sind dreimal wiederholt, jedoch auf verschiedene Weise, wahrscheinlich weil sie in verschiedenen Sprachen waren. Auf der am wenigsten verschürzten, auf welcher die Worte durch einen Zwischenraum, oder durch einen schräg liegenden Nagel getrennt sind, hat Grotefend die Namen des Darius, Sohns des Hystaspes, und seines Sohnes Xerxes, gelesen. Es scheint demnach, daß diese imposanten Denkmäler unter des Zyrus ersten Nachfolgern erbauet worden. Die Thierfiguren, wie die Kultuszeremonien, erinnern an die Lehre Zoroasters, die, wie man weiß, in Baktrianien entstand, und die unter dieser mächtigen Race Gesetzeskraft hatte.

Ungefähr eine Stunde nördlich von Tikh Minar ist ein anderer Berg, in welchem vier Gräber, in Allem den beiden ersten ähnlich, ausgehauen sind. Ker-Porter, der eins davon besucht, hat noch Spuren von der Gewalt entdeckt, die man hat anwenden müssen, um hineinzudringen.

In der Nähe sind sechs neuere Basreliefs, die unter der Dynastie der Sassaniden, vom dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an, verfertigt worden. Auf dem einen bemerkt man Ormuzd, das gute Genie in der Magier-Religion, welches Artaxerces, dem Begründer der Sassaniden-Dynastie, einen Ring darreicht, von dem Bänder hinabhängen, und der das Sinnbild der königlichen Macht sein soll.

Zwei Inschriften in Pelwi, und eine in griechischer Sprache, die jener Uebersetzung ist, lassen über dieser kostbaren Bildhauerei Gegenstand keinen Zweifel.

Ein zweites Basrelief stellt eine Prinzessin dar, welche denselben Ring von einer Person erhält, die der König, ihr Gemahl, zu sein scheint. Man sieht auf einem andern einen Monarchen zu Pferde, die Hände eines neben ihm stehenden Mannes ergreifend. Hinter diesem liegt ein Individuum auf den Knien, in der Stellung eines Bittenden. Da derselbe Gegenstand auch auf den Denkmälern von Schapur dargestellt ist, und da der stehende Mann, wie der auf den Knien, in römischer Tracht sind, darf man voraussetzen, daß beide Anspielung machen auf des Kaiser Valerians Unglück, der in Sapor I Gewalt fiel.

Der Berg, in welchem die vier Gräber und die sechs Basreliefs eingehauen sind, wird im Lande Nakschi Rostam, oder Gestalt Rostam's genannt, weil das Volk dort das Bild dieses alten Helden Persiens zu erkennen geglaubt.

Ein Dritter, wenig von Nakschi Rostam entfernter Ort, Nakschi Redgeb genannt, hat drei ebenfalls in dem Felsen gehauene Basreliefs, darstellend einen König zu Pferde, nebst einem Gefolge von neun Personen. Aus religiösem Fanatismus haben die Muselmänner des erstern Kopf verstümmelt. Auf den andern Basreliefs sind zwei Personen, welche sich um ein Diadem zu streiten scheinen. Eine Inschrift in Pelwi und in griechischer Sprache besagt, daß die Person zu Pferde Sapor I ist.

Endlich nördlich von Nakschi Rostam und Red-

geb, in der Ebene von Murgab, findet man ein kleines viereckiges Gebäude, mit einer ungeheuer großen Basis von weißem Marmor. Das Volk nennt dies Denkmal Medsched mader i Soleiman, oder Grab der Mutter Salomons, in Folge der Gewohnheit der Morgenländer, dem großen Salomon alle Denkmäler zuzuschreiben, deren Ursprung sie nicht kennen. Da dies Gebäude durch seine Form mit der Beschreibung übereinstimmt, welche Diodor von Sizilien von dem Grabe des Zyrus gemacht, hat Ker-Porter keinen Anstand genommen, in demselben das Mausoläum dieses großen Fürsten zu erblicken. Er hält die Ebene, in welcher es sich befindet, für die Passargada.

Das sind die herrlichen Ueberreste aus dem Alterthum, welche der Boden von Persepolis darbietet, und deren Interesse sich wahrscheinlich durch neue Entdeckungen noch vermehren wird. Man muß hinzufügen, daß ein Theil dieser Denkmäler, durch ihre Lage am Fuße der Berge, noch unter Schutthaufen begraben ist, und daß in den Ebenen und Thälern man hier und da Bruchstücke von Säulen, Inschriften und Basreliefs findet.

Oft, neben diesen prächtigen Trümmern des ehrwürdigen Alterthums, entdeckt man auch arabische Inschriften, von denen mehrere der Regierungsepoche der bonidischen Fürsten, welche einige Zeit großen Glanz über Persien verbreiteten, angehören. Andere sind von einem Enkel des großen Tamerlan; und wie wenn das Schauspiel so vieler verschwundenen Größe noch nicht hinreichend wäre, den Menschen an seine

eigenthümliche Schwäche zu erinnern, sprechen diese Inschriften vorzüglich über der menschlichen Dinge Unbeständigkeit.

Kritik.

Viktoria Iturbide. Historisch-romantisches Gemälde des mexikanischen Freiheitskrieges, von Wilhelm von Lüdemann. Drei Theile in kl. 8. von VI und 515 Seiten. Zwickau, im Verlage der Gebrüder Schumann. 1830.

„Geschichte war Hauptsache der Aufgabe", sagt der Verfasser in seinem Vorwort. „Alles schien wohlgeordnet, wurde nur sie nicht aufgeopfert. Von selbst spann alsdann die Erzählung sich an dem Faden der Begebenheit ab. Leider ist diese selbst dunkel; die Quellen sind im Widerspruch. Es kam also darauf an, gut zu wählen, das Zweifelhafte zu benutzen mit Geschick. — Der Verfasser hat sich, für die Geschichte des Bürgerkrieges, vorzüglich an Bustamentes treffliches, aber geschmackloses Werk über denselben gehalten, nur selten zu andern Darstellungen seine Zuflucht genommen.

„Doch seiner historischen Quellen Reinheit würde ihn nicht schützen, wenn der Leser in diesem Werke nicht eine angenehme Unterhaltung fände. All' sein mühsames Studium wäre dann für verloren zu achten. Der Verfasser hofft, dies soll nicht gesagt werden, und das Interesse an seinem Buche ist nicht das, worüber er Besorgnisse hegt; die Anziehungskraft der erzählten Begebenheit selbst bürgt ihm dafür."

Was der Verfasser über sein Werk sagt, wir stimmen ihm bei. Das vorherrschende geschichtliche Interesse ist so groß, daß selbst einige matte Seiten der dazwischen geschobenen romantischen Darstellung, es nicht zu schwächen vermögen. Im Ganzen ist jedoch die geschichtliche und die erdichtete Verflechtung glücklich zu nennen. Einzelne Szenen machen dem Erfindungsgeiste wie dem Geschmack des Verfassers Ehre. Sein historischer Roman ist leicht, mit Harmonie und Grazie geschrieben. Man findet in demselben eine zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lektüre. Die geschichtlichen Karaktere sind richtig und ergreifend gezeichnet; selbst den erdachten Figuren fehlt es nicht an Wahrheit und Energie.

Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker. — Die Geschichte von Schottland. Aus dem Englischen des Walter Scott, von Dr. G. N. Bärmann. Sieben Bändchen in 32, von 1603 Seiten. Zwickau, im Verlage der Gebrüder Schumann. 1830.

Es ist ein gutes Unternehmen zu nennen, die Werke der vorzüglichsten ausländischen Schriftsteller in unsere Sprache zu übertragen, selbst wenn sie, im strengsten Sinne des Worts, keine Klassiker sind. Wir wollen nicht untersuchen, ob Walter Scott in diese Kathegorie gehört. Seine Geschichte Napoleon Bonaparte's, in der es von willkührlichen Verstoßen gegen Unparteilichkeit und Wahrheit wimmelt, dürfte nicht geeignet sein, ihm den Rang zuzusichern, auf dessen Erlangung er hinzuarbeiten scheint. Die vorliegende „Geschichte von Schottland“ scheint uns we-

niger einseitig, mehr der Beachtung eines aufgeklärten Publikums würdig. Die deutsche Uebertragung ist getreu, umsichtig, ohne hervorstechende Anglicismen, die immer den Leser ermüden müssen. Das Interesse der Darstellung wird durch eine reine, fließende Sprache gehoben.

Reisen der Gefährten des Columbus. Von Washington Irving. Uebersetzt von Ph. A. G. v. Meyer. Erstes bis drittes Bändchen (41—43 der sämmtlichen Werke W. Irving's), 409 S. in 16. Frankfurt a. M., 1831. Bei J. D. Sauerländer.

Die Abenteuer, Gefahren, Thaten, Abscheulichkeiten der Gefährten Christoph Colombs, nach dem Zurückziehen dieses großen Mannes von der Szene seiner ruhmvollen Entdeckungen, sind vom höchsten Interesse. Sie zeigen uns das arme Menschengemüth in seiner ganzen Schwäche und Gebrechlichkeit, die edelsten wie die entsetzlichsten Neigungen des Herzens in ihrer ganzen Stärke, den Golddurst als ersten Beweggrund aller Unternehmungen der stolzen, fanatischen Spanier, die feige Blutgier, mit der sie ganze Völkerstämme ausgerottet, um deren Habe sich zuzueignen, und die sie nach und nach zur Eroberung der zwei Drittel Amerika's geführt. Rauben und schänden, taufen und morden, das war die große Aufgabe dieser „Helden", an deren Spitze wir Menschen erblicken, welche die Geschichte für alle Zeiten brandmarken wird. Fluch, ewiger Fluch ihnen, wie Ihresgleichen.

Die vorliegende Bearbeitung des Werkes Washing-

ton Irving's, ist vollkommen gelungen zu nennen. Ein reiner, harmonischer Styl schmückt die Entwickelung von Begebenheiten, in denen Interesse sich auf Interesse drängt. Besonders reich an ergreifenden Szenen sind die Unternehmungen des Vasco Nunjez, der sogar Schiffe über das Gebirg nach dem stillen Ozean geschafft. Seine Expedition nach dem goldenen Tempel von Dobayda ist sehr anziehend. Das Ende aller seiner Abenteuer war seine Hinrichtung im Jahr 1517.

The Plays of William Shakspeare. — Bühnenstücke Wilhelm Shakspeare's. Genau abgedruckt nach der letzten Ausgabe von Steevens, mit geschichtlichen und grammatikalischen Noten in deutscher Sprache, von J. M. Pierre. Erster Band, enthaltend den Kaufmann von Venedig. Frankfurt a. M. Gedruckt bei J. D. Sauerländer. 1831.

Five Plays of the new British Theatre. — Fünf Bühnenstücke aus dem neuen britischen Theater, mit deutschen erklärenden und englischen kritischen Noten u. s. w., von H. Pierre. Frankfurt a. M. Verlag von J. D. Sauerländer. 1831.

Für deutsche Leser zur Uebung in der englischen Sprache bestimmt, entsprechen die vorliegenden Werke vollkommen ihrem Zwecke. Die Andeutung der schwierigsten Wörter in deutscher Sprache, erleichtert selbst Anfängern das Verstehen. Shakspeare's Werke loben sich selbst; sein Kaufmann von Venedig ist eines jener originellen, kräftigen Stücke, die man immer mit

Vergnügen liest. Die vorliegende Ausgabe desselben ist korrekt und getreu.

Die fünf Bühnenstücke sind folgende: Manoeuvring (Winkelzüge), Lustspiel in fünf Aufzügen; The Sailors' Return (des Seemanns Rückkehr), Posse in zwei Aufzügen; The Witness (der Zeuge), Trauerspiel in drei Aufzügen; Sulieman, Trauerspiel in fünf Akten; Thermopylae, or Repulsed Invasion (die Thermopyläen, oder der zurückgeschlagene Einfall), tragisches Drama in drei Aufzügen.

Ueber die vorstehenden Stücke ist Folgendes zu erinnern. Die englische Sprache hat drei Mundarten (slang): die der höhern Stände (gentry), die der Bürgerklasse (citizens) und die der untern Stände oder des Volks (mob), welche letzte sich in mehrere Zweige zersplittert. Alle diese Dialekte muß man verstehen, wenn man mit Nutzen und Vergnügen sich in Großbritannien aufhalten will. Von den beiden ersten Mundarten gewähren Drama und Schauspiel, von der letzten Possen die besten Muster. Die vorgenannten Stücke sind daran besonders reich.

Mannichfaltigkeiten.

Zahl der öffentlichen Beamten in Frankreich.

Der statistischen Gesellschaft zu Paris ist in ihrer letzten Monatssitzung ein merkwürdiger Bericht von Bennistan de Château-Neuf über die Zahl der Individuen vorgelesen worden, welche in Frankreich vom Staate besoldet werden. Der Verfasser hat sich dabei auf das Büdget beruhet. Seine Berechnung umfaßt jeden Rang und Stand, vom Schiffsjungen bis zum Admiral, vom Soldaten bis zum Marschall, vom Dorfpfarrer bis zum Kardinal, vom Arbeiter bis zum Monarchen.

Die von ihm ausgeführte Arbeit beweiset, daß eine Bevölkerung von 32 Millionen Menschen, wovon man 16 Millionen für das weibliche Geschlecht, und die 3/5 für den Theil unter 20 Jahren abziehen muß, es in Frankreich ein Individuum auf zehn gibt, das vom Staat besoldet wird, und dieß auf eine Gesammtmasse von 613,500 Personen, die als Gehalt eine Summe von 347 Millionen Franken beziehen. 6200 erhalten davon 35 Millionen oder beinahe ein Zehntel.

Hat man diese Uebersicht sorgsam erwogen, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß keinerlei Ersparung in dieser Hinsicht in Frankreich möglich ist, in so fern man die öffentliche Verwaltung nicht auf die Hälfte reduziren, und dadurch eine allgemeine Stockung in die Geschäftsführung übertragen will. Die Schuld davon liegt in der großen Ausdehnung eines Königreichs von 300 Stunden Länge, 225 Stunden Breite, und 105 Millionen Morgen Oberfläche. Wenn man alle Verwaltungszweige bis zu den entlegensten Punkten eines so großen Raumes entwickeln muß, wird ihre Menge ungeheuer.

Aus diesem Grunde bestehen 400 Gerichtshöfe mit 3540 Magistratspersonen, welche 10 Millionen kosten. Um den Schleichhandel zu verhindern, wird die Grenze von einer Armee von 25,000 Mauthbeamten bewacht, die 16 Millio-

nen erhalten. 42,000 Pfarrer der verschiedenen Gemeinden beziehen 29 Millionen.

Nach Abzug der 6200 Individuen, welche 35 Millionen kosten, bleiben noch 607,500, welche 312 Millionen beziehen. Jedes der ersten erhält also jährlich im Durchschnitt 5645 Franken, und jedes der letzten nur 513 Fr., eine Summe, die zwischen der, welche ein Galeerensklav und ein Soldat dem Staate kostet, mitten inne schwebt.

Frankreich bezahlt gegenwärtig an Gehalt jeder Art eine Summe, die dem vereinigten Staatseinkommen der Königreiche Preussen, Spanien und Dänemark gleich kommt.

3,353	Magistratspersonen kosten	. . .	9,724,000	Fr.
42,500	Geistliche . . . id.	. . .	29,000,000	„
11,933	Offiziere aller Waffen id.	. . .	26,374,000	„
1,423	Seeoffiziere . . id.	. . .	3,030,000	„
5,389	Beamten der Ministerien und Unterbehörden . id.	. . .	15,317,000	„
242,800	Pensionnirte, wovon 120,000 Miltärpersonen, 27,560 Legionärs, 25 Minister u. s. w. id.	. . .	76,500,000	„
[illegible]7,598			159,915,000	Fr.

Entdeckung neuer Inseln.

Vier bisher unbekannte Inseln, welche sich noch auf keiner Karte befinden, sind von dem Kauffarthei-Schooner, dem Friedfertigen (Kapitän James Brown) zu Ende 1830 im Australmeere entdeckt worden Die erste derselben erblickte man am 18. September, unter 56° 18′ südlicher Breite und 28° 35′ westlicher Länge. Weder Cook noch Bowditch gedenken dieses Eilandes. Es hat etwa ¾ Stunden im Umfang, und zeigt sich als eine runde, ziemlich hohe Masse. Man nannte es Pollet-Insel.

Ein zweites Eiland wurde am 12. Oktober, unter 53° 55′ südlicher Breite und 27° 53′ westlicher Länge entdeckt. Es ist von Nordwest nach Südost 5 englische Meilen (1 ⅔ Stunden) lang. In seinem Mittelpunkte erhebt sich ein 800 Fuß hoher, mit Schnee und Eis bedeckter Berg, von dem

auf mehreren Punkten Rauch aufsteigt. Die ganze Insel scheint aus Lava und andern vulkanischen Auswürfen, zu bestehen. Man hat in ihrer Nähe vielen Bimstein schwimmend gefunden. Nachdem man einige Fuß tief in dem Boden gegraben, verspürte man mäßige Hitze. Diese vulkanische Erdscholle erhielt den Namen Prinzen-Insel.

Die am 22. Dezember entdeckte dritte Insel, Wilkeys genannt, ist von Nordwest nach Südost zwei Stunden lang. Sie liegt unter 56° 25′ südlicher Breite und 27° 43′ westlicher Länge. Der auf ihr befindliche feuerspeiende Berg stieß auf mehrern Punkten große Rauchsäulen aus.

Die vierte Insel, welche man am Weihnachtstage entdeckte, nachdem sie Weihnachts-Insel genannt worden, liegt unter 57° 49′ südlicher Breite und 27° 38′ westlicher Länge. Sie ist ungefähr auf der Hälfte Weges zwischen den Inseln der Reinigung und denen von Montaigu.

Unter 58° 18′ südlicher Breite begegnete der Friedfertige den größten schwimmenden Eisbergen. Einige derselben waren 3 bis 4 Meilen (1 — 1⅓ Stunde) lang, und 2 Meilen (40 Minuten) breit. Sie waren 300 Fuß hoch, und auf dem Gipfel flach. Den stärksten Frost verspürte man dort im Juni, Juli und August. Dezember und Januar sind die heißesten Monate des Jahres. In den neuentdeckten Inseln gibt es weder Holz noch Pflanzen irgend einer Art. Auf der Vögel-Insel erschlugen die Matrosen einen Seetiger, der achtzehn Fuß lang war. An einem Tage konnte man höchstens 20 Seekälber tödten. Als der Schooner von Georgien nach Portsmouth unter Segel ging, hatte er 20,000 Penguinen-Eier an Bord.

Ausbrüche des Aetna.

Lange wurde der Aetna als der höchste Berg Europa's betrachtet, und noch 1770 wagte es der britische Reisende Brydone kaum, zu äussern, daß der Mont-Blanc wohl höher sein könne. Dieses letztern Höhe über das Meer ist 14,770 Fuß, die des erstern nur 10,200; demungeachtet scheint er höher und imposanter, weil er unmittelbar aus

dem Meer emporsteigt, während der andere auf einem bei 4000 Fuß hohen Punkte, über 8000 bis 10,000 Fuß hohe Berge sich aufthürmt. Man kann leicht nichts Schöneres sehen, als des Aetna's regelmäßige Gestalt, am Fuße mit der üppigsten Vegetation, höher mit dichten Wäldern, und darüber mit ewigem Schnee bedeckt.

Man zählt eilf große Ausbrüche dieses Berges vor der christlichen Zeitrechnung, und 65 seit derselben. Der furchtbarste von allen war der von 1669. Mitten in dem großen und volkreichen Dorfe Nicolosi öffnete sich, nach zweitägiger vollkommener Finsterniß ein Krater, aus welchem nach und nach der jetzt unter dem Namen Monte Rossi bekannte Berg aufstieg. Der Krater war einige Zeit 5 bis 6 Stunden lang und 4 Stunden breit. Er warf unaufhörlich Asche, Sand und Lava aus. Diese letzte bedrohete die Stadt Catanea. Die Einwohner derselben wollten einen Damm aufwerfen, um die brennende Fluth von ihren Wohnungen abzuwenden. Aber die Landleute der Umgegend, welche alsdann der größten Gefahr ausgesetzt gewesen wären, verhinderten sie mit Gewalt an ihrem Unternehmen. So rückte der Lavastrom bis an die Stadtmauer vor, überstieg dieselbe, und ergoß sich sodann in die Straßen, die er zum Theil ausfüllte.

Inhalt des zwölften Bandes.

Druckfehler im eilften Bande.

Seite 32 Zeile 4 v. o. statt: anlangte, lies anlegte.

„ 37 „ 10 v. u. „ befindet sich nur, l. befindet sich nun.

„ 45 „ 10 v. u. „ in den Strömen, l. in den Völkerstämmen.

„ 68 „ 14 v. o. „ mit Blumen und Blumenbeeten, l. mit Bäumen und Blumenbeeten.

„ 69 „ 15 v. u. „ Eutuchius, l. Eutichius.

„ 123 „ 1 v. o. „ 131 l. 123.

„ 123 „ 5 v. u. „ und Vergiftungs-Versuches, l. und eines Vergiftungs-Versuches.

„ 128 „ 7 v. u. „ Notarschriften, l. Unterschriften.

„ 129 „ 5 v. u. „ nur von Bar, l. nun von Bar.

„ 132 „ 9 v. u. „ Erschöpfung, l. Erschaffung.

„ 134 „ 7 v. o. „ sagt Montaigne's, l. sagt Montaigne.

„ 145 „ 6 v. o. „ alle ordentliche Mittel, l. alle erdenkliche Mittel.

„ 145 „ 5 v. u. „ Sie spricht, l. Sie sprach.

„ 145 „ 4 v. u. „ und Vernünftig, l. und vernünftig.

„ 146 „ 10 v. u. „ Leute, l. Laute.

„ 148 „ 3 v. u. „ Wosliaken, l. Wostiaken.

„ 149 „ 3 v. o. „ Ostrakan, l. Astrakan.

„ 155 „ 16 v. u. „ Sarepla, l. Sarepta.

„ 162 „ 3 v. u. „ Penla, l. Pensa.

„ 171 „ 17 v. u. „ Makos, l. Makao.

„ 183 „ 4 v. o. „ Sternenlicht, l. Sonnenlicht.

„ 193 „ 3 v. o. „ innern, l. äussern.

„ 194 „ 3, 11, 14 und 19 v. u, Wischau l. Wischnu.

„ 226 „ 3 v. o. „ Annuaires, l. Annuaire.

„ 224 „ 1 v. u. „ Mollière, l. Molière.

Anzeige.

Die Bibliothek der neuesten Weltkunde, herausgegeben von H. Malten, erscheint auch im nächsten Jahr 1832 wie bisher, jeden Monat ein Theil von zehn Bogen in groß Duodezformat, und zu demselben Preis zu 12 Gl. oder 8 Thlr. — Damit für neu eintretende Abonnenten gewissermaßen ein neuer Anfang beginne, so wird der Jahrgang für 1832 als neue Folge betitelt, und es bilden somit die vier ersten Jahrgänge dieser Bibliothek von 1828 bis 1831 für sich eine abgeschlossene Sammlung, welche nun noch vollständig durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist.

Der erste Theil der Bibliothek für 1832 erscheint demnach als neue Folge im Laufe des nächsten Monats Januar, und es werden davon an sämmtliche Buchhandlungen Exemplare in Commission versandt, damit derselbe denjenigen Literaturfreunden zur Einsicht übergeben werden kann, welche von dieser interessanten Sammlung bisher noch keine nähere Kenntniß erhalten hatten.

Die Aufgabe und der Zweck dieser Bibliothek bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihrem Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Bereich der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der erste Theil der neuen Folge von 1832 befindet sich bereits unter der Presse, und enthält unter andern folgende Mittheilungen über allgemein interessante Gegenstände: „Des Königs der Franzosen Meinung über

den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, kurz vor der Revolution im Juli 1830. — Nordische Skizzen. — Spaniens politischer, religiöser und industrieller Zustand unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen. — Merkwürdige Rechtsfälle in Frankreich. — Karakteristische Züge der Sitten vor dem Beginn der ersten französischen Revolution. — Politischer und moralischer Zustand Venedigs, bis zum Ende dieser Republik. — Karl X zu Holyrood-House. — Vortheile des Kolonisirungssystems mit Bezug auf Algier. — Karakteristisches Sittengemälde der Börse zu London. — Ueber die Nothwendigkeit öffentlicher Arbeiten in Frankreich, zur Verhinderung der innern Unruhen in diesem Lande« u. s. w.

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde" erscheint mit Anfang eines jeden Monats ein Theil von 200 bis 250 Seiten. Sein Inhalt wird das Neueste und Denkwürdigste aus dem ganzen Reiche der Weltbegebenheiten umfassen, und überhaupt das in Rede und Betrachtung bilden, was bei allen civilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Der Inhalt eines jeden Theils wird unter folgenden Hauptrubriken begriffen sein:

Einleitende Philosophie. — Positive Moral. — Geschichte im umfassendsten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche der Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Civilisation. — Politik. — Staatswirthschaft und Staatswissenschaft. — Erfindungen und Entdeckungen. — Statistik. — Naturgeschichte. — Wissenschaft im Allgemeinen. — Biographien. — Literatur. — Kritik. — Wissenschaftliche und andere Notizen mannigfaltigen Inhalts.

Herausgeber und Verleger haben die erforderlichen Maßregeln getroffen, auch ihre Verbindungen auf solche Weise eingeleitet, daß alle Mittheilungen des In- und Auslandes mit aller möglichen Beschleunigung ihnen zukommen, so daß sie mit Anfang jeden Monats einen neuen Theil des Denkwürdigsten erscheinen lassen werden. Jeder Aufsatz von allgemeinem Interesse soll sogleich vollständig mitgetheilt, und nicht abgebrochen werden.

Die ganze Sammlung eines Jahrgangs besteht demnach aus zwölf Theilen, für die man sich überhaupt mit 12 fl. oder 8 Thlr. jährlich abonnirt, folglich ist jeder Theil um den ungemein billigen Preis à 1 fl. abgegeben; einzelne Theile werden nicht besonders erlassen, sondern man abonnirt sich für die jährliche Sammlung von 12 Theilen durch Vorausbezahlung bei allen Buchhandlungen und Postämtern von ganz Deutschland und der Schweiz.